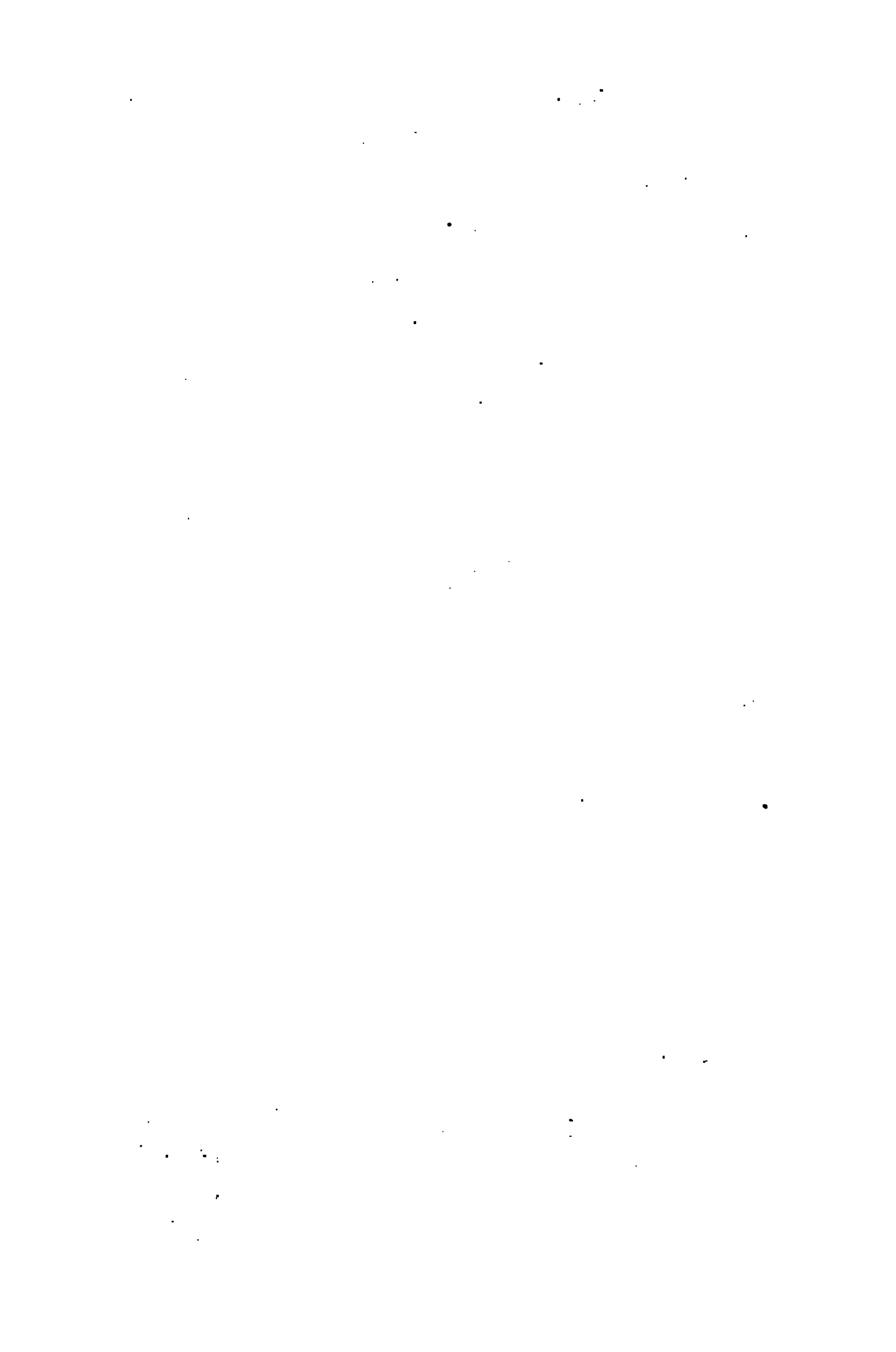








Culturgeschichte

des

deutschen Volkes

in der Zeit

des Uebergangs aus dem Heidenthum
in das Christenthum.

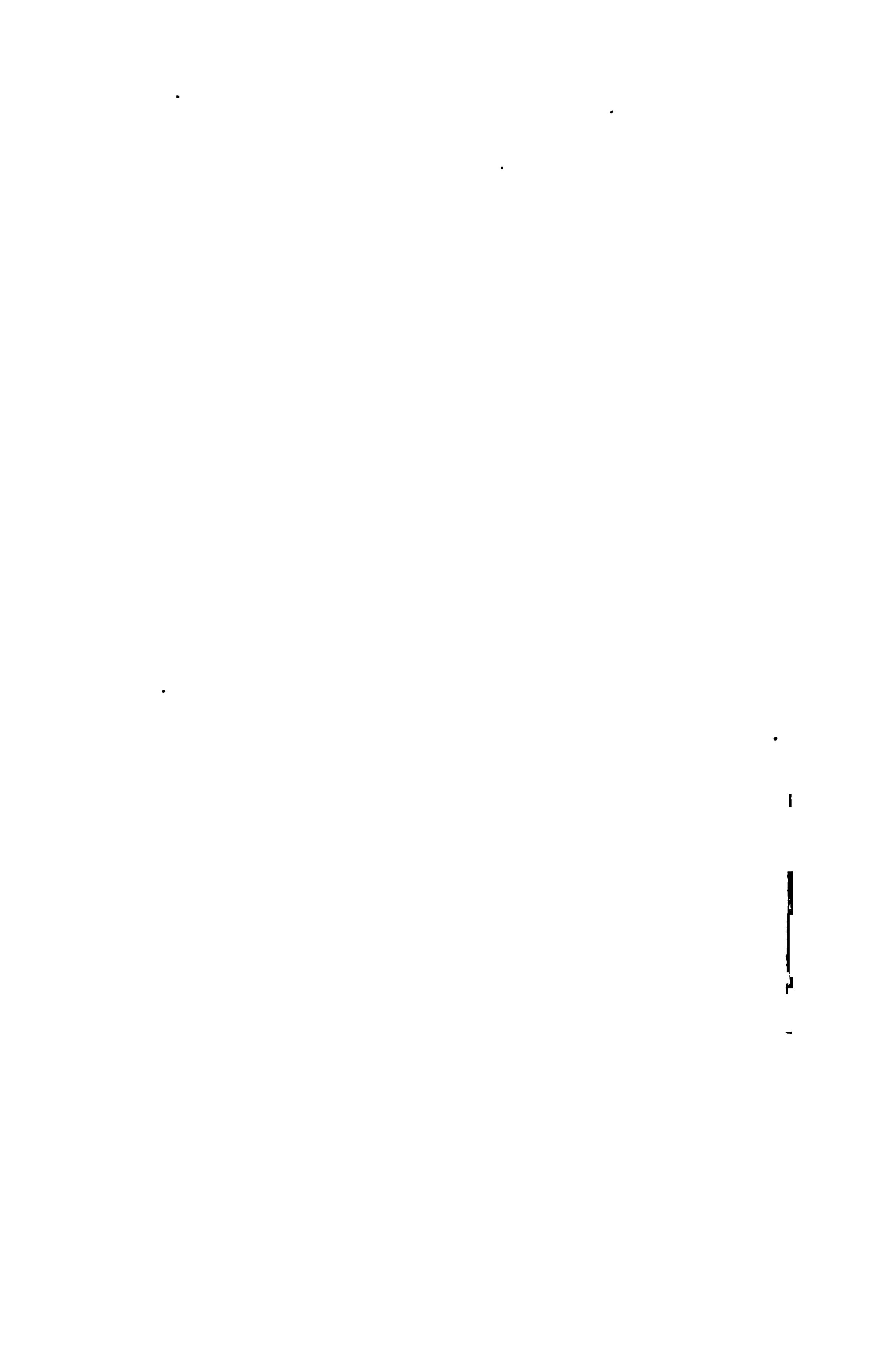
Von

Heinrich Rückert,
Prof. an der Universität Breslau

Erster Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1853.







Culturgeschichte

des

deutschen Volkes

in der Zeit

des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum.

Von

Heinrich Rückert,
Prof. an der Universität Breslau.

Erster Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1853.



Vorwort.

Die Aufgabe dieses Werkes, dessen erster Band hiermit dem Publicum vorgelegt wird und das mit einem demnächst erscheinenden zweiten Band seinen Abschluß finden soll, ist ganz im allgemeinen bezeichnet die, den Untergang des nationalen Heidenthums und die Verbreitung des Christenthums unter den deutschen Stämmen bis zu seinem wenigstens äußerlich vollständigen Siege darzustellen. Es ist dabei eine möglichst genetische und innerliche Begründung dieses geschichtlichen Processes angestrebt worden, der, so oft er auch berührt und besprochen worden ist, doch, wie mir es scheint, sowohl im Großen und Ganzen, wie auch im Einzelnen noch immer einer eindringenden Untersuchung und einer lebendigen Vermittlung für die historische Anschauung der Gegenwart bedarf. Die meisten derjenigen, die sich im Ganzen oder im Einzelnen mit demselben Gegenstand beschäftigt haben, der hier behandelt werden soll, möchten, glaube ich, besonders dadurch zu keiner genügenden Lösung ihrer Aufgabe gelangt sein, daß sie die beiden Hauptpunkte, auf die dabei das Augenmerk zu richten war, nicht in der ganzen Fülle ihrer lebendigen Bedeutung erfaßt, sondern nur als todte Phrasen, um es gerade heraus zu sagen, mit fortgeführt haben. Diese beiden Punkte sind von mir bereits oben

in der allgemeinen Bezeichnung der Aufgabe dieses Werkes erwähnt. Es soll hier der Versuch gemacht werden, gestützt auf historische Thatsachen, den Umschwung in dem Geistesleben des deutschen Volkes, namentlich in der religiösen Seite desselben, der das Eindringen des Christenthums ermöglichte, im wahren Sinne genetisch nachzuweisen. Die Selbstauflösung des nationalen Heidenthums, ein Moment in dem unermeßlichen Zerbröckelungsproceß, der der Starrheit des in abgeschlossener Befangenheit vegetirenden urgermanischen Wesens ein Ende machte und es ermöglichte, daß es nach und nach von dem allgemeinen Culturstrom der Weltgeschichte ergriffen werden konnte, wird hier, wie ich glaube, zum ersten Mal in ihrem ganzen Umfang und ihrem Zusammenhang mit dem gesammten nationalen Leben berührt, wodurch sie allein verständlich und zugleich weltgeschichtlich interessant erscheinen kann.

Ebenso habe ich mich bemüht, den Begriff der Bekehrung zum Christenthum nach allen Seiten hin seiner traditionellen Formelhaftigkeit und Starrheit zu entkleiden und die inneren Modalitäten dieser Erscheinung in möglichster Individualisirung nachzuweisen. Dazu gehört vor Allem, daß die Grenzen des Einflusses wahrhaft innerlicher und bloß äußerlicher, d. h. nicht in der Sphäre des religiösen und sittlichen Denkens oder Empfindens der deutschen Heiden liegender Momente, die bei dieser Bekehrung thätig waren, möglichst genau bestimmt wurden, weil sich daraus die wichtigsten Aufschlüsse über die eigenthümlichen Gestaltungen der nächsten Zukunft dieses ganzen Christianisirungsprocesses ergeben, und eine Menge von Thatsachen, die sonst als rohes statistisches Material der Geschichte hingenommen werden, daraus in ihrer Genesis und Bedeutung für die weitere Entwickelung recht wohl verständlich werden.

Auf diese Art glaube ich eine Menge der namentlich für uns Deutsche interessantesten culturhistorischen Probleme, wenn

auch nicht vollständig gelöst, so doch wenigstens jedem nahe gebracht zu haben, der von der Geschichtschreibung der Gegenwart einen etwas besseren Begriff hat, als daß er sie für ein bloßes Vehikel zur Detailkunde des geschichtlichen Materials hält. Es ist mir seit der Zeit, wo ich überhaupt neben dem bloßen Versinken in der Fluth des historischen Stoffes, das gewöhnlich als das einzige und eigentliche Ziel der Geschichtsforschung gelten soll, noch ein anderes und höheres, weil geistigeres, Ziel derselben lebendig anzustreben begann, sehr am Herzen gelegen, mir selbst die Factoren dieser so außerordentlich merkwürdigen und ergebnißreichen Entwickelungsepoche unserer nationalen Geschichte möglichst allseitig verständlich und durchsichtig zu machen, Bemühungen, deren Resultat ich, nachdem ich endlich zu einem gewissen Abschluß gelangt zu sein glaubte, in die Form dieses Buches gegossen habe. —

Was nun die Auswahl und Darstellung des Stoffes im Ganzen und Einzelnen betrifft, so hat mich dabei überall der einmal eingenommene Standpunkt der Betrachtung geleitet. Es soll eine Einsicht in die inneren Phasen des Volksgeistes unter dem Einfluß der großen geschichtlichen Thatsachen und Gestaltungen jener Uebergangsperiode aus dem Heidenthum in das Christenthum gegeben werden. Weder das äußere Gesammtbild, noch die specielle Beleuchtung einer einzigen Seite davon, ist das, was ich hier zur Anschauung bringen will. Nach diesem Princip ist auch der allgemeine Gang der Darstellung zu beurtheilen, der weder eine eigentliche geschichtliche Erzählung, noch eine monographische Schilderung gewisser Zustände sein soll, die dem Bereich der sogenannten Culturgeschichte im engsten Sinne des Wortes angehören. —

Ich habe mich an manchen Stellen genöthigt gesehen, dem Text Anmerkungen beizugeben. Es ist aber mit möglichster Beschränkung nur dann geschehen, wenn der noch schwankende äußere Thatbestand gewisser geschichtlicher Facta, die für die eigentliche Darstellung die Basis bilden, erhärtet, oder ihr wahrer Gehalt

gegen allerlei Entstellungen gesichert werden sollte, die sie sich unter den Händen derjenigen gefallen lassen mußten, welche sich ihrer bereits für ihre Zwecke bedient haben. Man wird mir wohl glauben, daß hier von einem bloßen Citatenkram nicht die Rede sein kann, auch wenn hie und da eine Anmerkung, auf den ersten Blick besehen, etwas umfangreich ausgefallen ist. —

Der Verfasser.

Inhalt.

gegen allerlei Entstellungen gesichert werden sollte, die sie sich unter den Händen derjenigen gefallen lassen mußten, welche sich ihrer bereits für ihre Zwecke bedient haben. Man wird mir wohl glauben, daß hier von einem bloßen Citatenkram nicht die Rede sein kann, auch wenn hie und da eine Anmerkung, auf den ersten Blick besehen, etwas umfangreich ausgefallen ist. —

Der Verfasser.

Inhalt.

gegen allerlei Entstellungen gesichert werden sollte, die sie sich unter den Händen derjenigen gefallen lassen mußten, welche sich ihrer bereits für ihre Zwecke bedient haben. Man wird mir wohl glauben, daß hier von einem bloßen Citatenkram nicht die Rede sein kann, auch wenn hie und da eine Anmerkung, auf den ersten Blick besehen, etwas umfangreich ausgefallen ist. —

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Das heidnische und christliche Römerthum und die deutsche Nationalität bis zur Völkerwanderung.

Sagen über die älteste Bekehrungsgeschichte der deutschen Rheingegenden.

Die deutschen Stämme hatten unzweifelhaft schon seit dem Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung Veranlassung und Gelegenheit, mit dem Christenthum in manchfache äußere Berührung zu kommen. Die spätere kirchliche Sage knüpft für das erste Jahrhundert an die Namen des Eucharius, Valerius, Maternus und Crescens die älteste Bekehrungsgeschichte deutscher Landschaften. Die drei Erstgenannten erscheinen als Freunde und Genossen des Apostels Petrus von Rom aus gesandt in den Rheinprovinzen und sind die Begründer und ersten Verwalter der Bischofsitze von Trier, Cöln und Tongern, wie in Mainz Crescens, der Schüler des Apostels Paulus. Wenn die deutsche Kirche somit auch ihren Ursprung nicht an den Namen eines der Apostel unmittelbar anzuknüpfen versucht hat, so war doch dadurch eine mittelbare Verbindung hergestellt, welche die Anfänge des Christenthums im deutschen Volke auf das engste mit der Urgeschichte der gesammten occidentalischen Kirche vereinigt. Die Kritik hat schon längst den späten Ursprung dieser Sagen, sowie die Gründe, welche zu ihrer Entstehung gewirkt haben, nachgewiesen. Es lag der späteren deutschen Kirche des neunten und zehnten Jahrhunderts, die die Urgeschichte des Christenthums nur im Gewande der so reich emporgewachsenen kirchlichen Sage kannte, nahe, die Momente und Namen derselben, welche zu einer Vermittelung mit der Geschichte des eigenen Volkes am passendsten waren, herauszunehmen, und ganz im Sinn und Geist der gewöhnlichen kirchlichen Sagenbildung möglichst zu entfalten,

Erstes Capitel.

Das heidnische und christliche Römerthum und die deutsche Nationalität bis zur Völkerwanderung.

Die deutschen Stämme hatten unzweifelhaft schon seit dem Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung Veranlassung und Gelegenheit, mit dem Christenthum in manchfache äußere Berührung zu kommen. Die spätere kirchliche Sage knüpft für das erste Jahrhundert an die Namen des Eucharius, Valerius, Maternus und Crescens die älteste Bekehrungsgeschichte deutscher Landschaften. Die drei Erstgenannten erscheinen als Freunde und Genossen des Apostels Petrus von Rom aus gesandt in den Rheinprovinzen und sind die Begründer und ersten Verwalter der Bischofsitze von Trier, Cöln und Tongern, wie in Mainz Crescens, der Schüler des Apostels Paulus. Wenn die deutsche Kirche somit auch ihren Ursprung nicht an den Namen eines der Apostel unmittelbar anzuknüpfen versucht hat, so war doch dadurch eine mittelbare Verbindung hergestellt, welche die Anfänge des Christenthums im deutschen Volke auf das engste mit der Urgeschichte der gesammten occidentalischen Kirche vereinigt. Die Kritik hat schon längst den späten Ursprung dieser Sagen, sowie die Gründe, welche zu ihrer Entstehung gewirkt haben, nachgewiesen. Es lag der späteren deutschen Kirche des neunten und zehnten Jahrhunderts, die die Urgeschichte des Christenthums nur im Gewande der so reich emporgewachsenen kirchlichen Sage kannte, nahe, die Momente und Namen derselben, welche zu einer Vermittelung mit der Geschichte des eigenen Volkes am passendsten waren, herauszunehmen, und ganz im Sinn und Geist der gewöhnlichen kirchlichen Sagenbildung möglichst zu entfalten,

Sagen über die älteste Bekehrungsgeschichte der deutschen Rheingegenden.

ohne daß dabei bewußte Erdichtung, am wenigsten eine in unlauterer Absicht unternommene, im Spiel gewesen wäre. Jene ältere deutsche Bekehrungsgeschichte erhielt auf solche Weise eine Grundlage, welche zwar der späteren besonnenen Forschung nicht mehr genügen konnte, die aber für die Zeit selbst in ihrer Art eben so fest und sicher war, wie z. B. die Tradition vieler gallischen Kirchen über ihre erste Stiftung durch die unmittelbaren Schüler der Apostel. [1]) Wenn nun auch aus der äußeren Einkleidung dieser

---

1) Ueber diese Sagenkreise von den ältesten Aposteln Deutschlands verweise ich auf Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands I, p. 73—90, wo mit Benutzung der Vorarbeiten von Hontheim in seiner Gesch. von Trier, und Ch. M. F. Walch's Abhandlung über den heil. Maternus die sorgfältigsten und ausführlichsten Untersuchungen über die Entstehung und Entwickelung insbesondere der Trierschen Sage sich finden, mit denen vor der Hand eine unbefangene historische Kritik die ganze Streitfrage für abgeschlossen und erschöpft erklären muß. Die ähnlichen Sagenbildungen für Metz, Toul und Verdun, wo ein heil. Clemens, Mansuetus und Sentinus dieselbe Rolle spielen, wie die im Texte erwähnten Heiligen in Mainz, Cöln, Tongern und Trier, habe ich nicht einmal erwähnt, weil sie augenscheinlich nur aus einer Nachbildung der anderen älteren hervorgegangen sind. Es zeigt sich der noch spätere und hier vielleicht willkürliche Ursprung der Tradition besonders in dem Metzer Sagenkreis, wo man die Ansprüche auf secundäre apostolische Stiftung der Kirche mit Anknüpfung an den einen Namen des Clemens, eines Schülers des Petrus, nicht einmal mehr für hinlänglich begründet hielt, sondern noch einen Patiens, einen Schüler des Johannes einführte, um so, wenn der eine Weg, zu einer apostolischen Gründung des Bisthums zu gelangen, abgeschnitten werden sollte, noch einen anderen, allerdings für die moderne Kritik noch verdächtigeren, für das Mittelalter aber wegen seiner räthselhaften Unbegreiflichkeit noch gesicherteren offen zu behalten, gegen den mit den Hülfsmitteln der damaligen kirchlichen Forschung nur schwer Protest einzulegen war. Denn unter den hervorragenderen Gestalten aus dem eigentlichen Kreise der Apostel war Johannes, wie man deutlich sieht, vor allem mit einem geheimnißvollen Schleier umhüllt, wohl weil seine Individualität der Geisteshaltung des christlichen Occidents am fernsten steht und am meisten orientalisch-griechisches Gepräge hat. Alles, was mit ihm in Beziehung gesetzt werden konnte, war deshalb so zu sagen noch geweihter und noch weniger dem auch sonst nur leise und schüchtern hervortretenden Zweifel ausgesetzt, als was mit der viel festeren und concreteren Gestalt des Petrus oder auch des Paulus in Verbindung stand. Daß sich Clemens als Apostel von Metz zuerst bei Paulus Diaconus de Episc. Mett. findet, trägt ebenfalls nicht dazu bei, die Ansprüche der Sage auf Alter und relative Authenticität zu verstärken. Paulus drückt sich noch dazu so vorsichtig und zugleich wieder so bestimmt über den Zusammenhang dieser Sage mit den übrigen apostolischen Bekehrungsge-

Sagen keine bestimmten äußeren, chronologisch festzustellenden und einzuordnenden Thatsachen entnommen werden dürfen, so läßt sich als ihr eigenster Gehalt doch das wichtige Ergebniß erkennen, daß die deutsche Kirche schon in sehr früher Zeit und in Uebereinstimmung mit der Ansicht der Nachbarländer, ja des gesammten christlichen Abendlandes die Begründung des Christenthums in den deutschen Rheingegenden in engsten Zusammenhang mit der Stiftung christlicher Gemeinden in Gallien setzte, was ganz in der Weise der echten Sage durch einzelne Züge, wie z. B. daß Crescens zugleich als Apostel von Vienne und Mainz erscheint, möglichst concret veranschaulicht wird.

Ihre Bedeutung.

Wenn man die politischen und allgemein culturgeschichtlichen Verhältnisse der Rheinlandschaften in der Zeit erwägt, welche die Sage im Auge hat, so erhält ihre innere Wahrscheinlichkeit, die man nur nicht mit der äußeren historischen Thatsächlichkeit zusammenwerfen darf, eine bedeutende Bestätigung auch von dieser Seite her. Hier in den seit Cäsar mit dem römischen Gebiete verbundenen, seit Augustus in den vollständigen politischen und militärischen Schematismus der römischen Provinzialadministration eingefügten Gegenden, war die nur längs des Stromufers in ununterbrochenem Zusammenhang wohnhafte deutsche Bevölkerung durch alle und jede äußere Verbindungsmittel sehr bald in engsten Zusammenhang mit dem keltisch-römischen Gallien gesetzt. Die großen Straßen-

---

schichten im rheinischen Deutschland aus, daß man beinahe auf die Vermuthung geführt wird, er selbst habe in eigenmächtiger Verknüpfung den Namen des Clemens, den er gewiß in einer Localsage vorfand, wie aus seinen auf mündliche Tradition (denique asseverant qui ejusdem loci cognitionem habent etc. l. c. Pertz II, 261) gegründeten Nachrichten hervorgeht, an den des Petrus angeschlossen, weil die anderen gallischen, d. h. rheinischen Sagen dies mit ihren Localheiligen auch gethan hatten. Die betreffenden Worte lauten l. c.: ea igitur tempestate cum apud Galliam Belgiam Mediomatricum — copiosis populorum turbis abundaret, ad eandem beatus Petrus apostolus urbem Clementem nomine — sublimatum pontificali dignitati direxit, cum quo pariter, sicut antiqua tradit relatio, ad eas quae praecipuae erant Galliarum urbes verbo fidei obtinendas alii quoque religiosi doctores ab eodem apostolorum principe missi sunt. Die Sagen von Mansuetus in Toul und Sentinus in Verdun sind, wie Rettberg I, p. 92 u. f. gut nachgewiesen hat, nichts weiter als Nachbildungen und Erweiterungen der Legende vom h. Maternus.

züge, welche am Rhein ausmündeten, die eben so sehr für den militärischen Schutz dieser Erwerbungen als für die Entwickelung eines regen Handelsverkehrs dienten, wiesen alle nach dem großen westlichen Hinterlande. Auch war die deutsche Bevölkerung in einiger Entfernung vom Rhein selbst schon mehr und mehr mit den Ueberresten der ehemaligen Bewohner dieses Landes keltischen Stammes gemischt, bis sie in noch weiterer Entfernung unmerklich in die eigentliche keltische Nationalität überging, wie es bei einem großen Theile der belgischen Völkerschaften der Fall war.[2]) Dazu

2) Auf die so verwickelte Untersuchung über die Nationalität der links vom Rhein bis an die Grenzen des eigentlichen Galliens um diese Zeit angesiedelten Völkerschaften kann hier natürlich nicht eingegangen werden. Es genügte, einige der allgemeinsten und gewiß unbestreitbaren Züge anzuführen. Uebrigens würde sich, wie ich glaube, etwas mehr Licht in diese ganze Streitfrage bringen lassen, wenn man die im Text angedeuteten Verhältnisse mehr in Rechnung bringen würde, als es gewöhnlich geschieht. Halbdeutsche, halbkeltische Völkerschaften müssen doch, wenn man Cäsars Bericht nicht Gewalt anthun will, ohne Zweifel in den belgischen Gegenden angenommen werden; ob die einen mehr oder weniger deutsches oder keltisches Gepräge hatten, läßt sich freilich nicht entscheiden; dazwischen wohnen Stämme echt deutschen Ursprungs, z. B. die Tungern oder Eburonen, so wie die anderen Caes. de B. G. II, 4 u. VI, 32 aufgezählten Völker in den Ardennen. Ihre keltischen Benennungen so wie die keltischen Ortsnamen, die sich in ihrem Gebiete finden, wodurch selbst Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme p. 212 u. f., verleitet worden ist, sie unter die Kelten einzureihen, können gegen jene sichere Notiz kein Gewicht haben, denn es versteht sich von selbst, daß Cäsar die Namen, die ihnen von den umwohnenden Kelten gegeben waren, überlieferte, und daß ihre größeren ursprünglich keltischen Orte ihre Benennung noch erhalten hatten, ist ebenfalls leicht erklärlich. Wie lange diese Völker ihre deutsche Nationalität gegen jene rings umher sie überfluthenden keltisch-römischen Einflüsse behaupten konnten, ist eine andere Frage. Zu Tacitus Zeiten (Germ. 2.) waren wenigstens die Tungern noch Deutsche. Am einsichtigsten und kürzesten sind diese Mischverhältnisse in den belgischen Provinzen von Löbell, Gregor v. Tours p. 456 u. f., erörtert worden, auf den ich deshalb verweise. Ein starkes Einströmen römisch-keltischer Bevölkerung in die Städte selbst in den ursprünglich deutschen Ufergegenden des Rheins ergiebt sich aus der Natur der Sache von selbst. Es war hier ebenso oder noch mehr durch die Verhältnisse angebahnt, als in den Erwerbungen der Römer auf dem rechten Ufer des Oberrheins, in den agris decumat., deren stark keltisch gefärbte Bevölkerung Tacitus ausdrücklich erwähnt. Auch geben die zahlreichen Inschriften mit offenbar gallisch-keltischen Namen in jenen Gegenden ein Zeugniß dafür, dessen urkundliche Gewißheit nicht hoch genug anzuschlagen ist.

kamen noch die großen römischen Städtegründungen und Colonien, wie z. B. in Mainz, Coblenz, Bonn, Cöln, Neuß, Xanten, Utrecht, Leyden, in der Mitte einer rein deutschen Bevölkerung, meistens an Orten, wo sich durch die Concentration des, wenn immer noch rohen und unbedeutenden, so doch schon vorhandenen Verkehrs schon eine Art von städtischer Ansiedelung gebildet hatte. Alle diese neuen städtischen Mittelpunkte erhielten nur durch ihre Beziehung zu Gallien ihre Lebensfähigkeit, die bei einigen derselben bald so hoch stieg, daß sie schon ehe ein Menschenalter verging in allen äußeren Culturverhältnissen auf gleicher Stufe mit den civilisirtesten Theilen des Reiches standen. Ein Einströmen gallischer Bevölkerung fand dabei unzweifelhaft im größten Maßstabe statt, ebenso wie sich eine fortwährende Berührung mit der umwohnenden einheimischen deutschen Bevölkerung durch unzählige Adern des socialen und commerciellen Verkehrs vermittelte. Damit wurden zugleich die Wege gebahnt, auf welchen auch alle und jede geistige Einflüsse, die das eigentliche Gallien berührten, unfehlbar und fast augenblicklich in den Rheingegenden und zuerst in jenen größeren, von deutscher, römischer und gallischer Bevölkerung bewohnten Städten wirken mußten, wohin die kirchliche Sage schon in so früher Zeit die Anfänge des Christenthums im deutschen Volke verlegt.

Verbindung zwischen den überrheinischen Deutschen und den Römern.

Auch die Hauptmasse der deutschen Völker, welche sich mit ihrer Fronte an den Rhein lehnte, mußte schon durch die Verkehrsverhältnisse in jenen unter römischer Provinzialverfassung stehenden Landschaften ganz unwillkürlich allen möglichen Cultureinflüssen, die dort wirkten, offen stehen. So sehr auch allmählig der Einfluß römisch-gallischer Cultur die Nationalität der Ubier, Nemeter, Vangionen und Triboken veränderte, so bestand noch lange Zeit ein fortwährender persönlicher Verkehr zwischen ihnen und den verwandten Stämmen am rechten Ufer. Noch inniger waren solche Beziehungen zwischen den durch die römische Politik auseinander gerissenen Theilen eines und desselben Volkes, wie die Sicambern, von denen schon Tiberius durch diplomatische Künste und durch Gewalt gegen vierzigtausend Menschen vom rechten auf das linke Rheinufer hinüberzuführen wußte, während ein anderer Theil des Volkes, und wahrscheinlich der zahlreichere, auf dem rechten zurückblieb. Der Rhein war schon vor der Ausdehnung der römischen Herrschaft über Gallien nicht mehr eine Völkerscheide gewesen, und

alle seit der römischen Eroberung sich ausbildenden oder neuentstehenden Verhältnisse wirkten darauf hin, den Zusammenhang zwischen den beiden Ufern möglichst innig zu machen. Die Stromlinie wurde die kunstgerecht befestigte Basis, auf welcher sich das römische militärisch-politische System des Angriffs und der Vertheidigung gegen die Hauptmasse der deutschen Völker entwickelte. Von hier aus gingen gewöhnlich die zahlreichen kriegerischen Expeditionen, die nicht weniger zahlreichen, wenn auch geräuschloser auftretenden diplomatischen Missionen bis in den fernsten Osten des deutschen Binnenlandes, und umgekehrt strebte auch wieder fast alles, was von Seite der deutschen Völker in feindlicher oder friedlicher Absicht mit der römischen Politik in Verbindung kam, nach den großen Mittelpunkten der römischen Herrschaft längs des Rheins hin. Seitdem Cäsar zuerst ein römisches Heer an den Rhein geführt hatte, hatte sich ein immerwährendes nie rastendes Wogen des Großverkehrs zwischen den deutschen Stämmen und dem römischen Staate ausgebildet. Aus allen den wechselnden Ereignissen von da ab während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ergiebt sich, daß, wenn auch sehr häufig Perioden des wildesten Kriegsgetümmels eine große Anzahl deutscher Stämme den Römern feindlich gegenüberstellten und sonst wirksame Einflüsse des römischen Wesens für die Dauer des Kampfes zu paralysiren vermochten, eben so häufig auch Perioden eines friedlichen Verkehrs eintraten, in welchen die kurz vorher abgebrochenen Verkehrsverhältnisse mit neuer Energie wieder aufgenommen wurden. Selbst in den Zeiten der erbittertsten Kämpfe, welche von den römischen Schriftstellern als allgemeiner Aufstand aller Germanen bezeichnet werden, pflegte doch immer ein und das andere deutsche Volk aus den verschiedensten Beweggründen, oft eben nur wegen der Allgemeinheit des Krieges, gegen die es sich in eigensinniger Selbstgenugsamkeit absperrte, die bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse mit dem römischen Staate zu erhalten oder sie noch fester zu knüpfen.

Neben diesen officiellen Verbindungen traten nach und nach auch andere ein, die sich in den Berichten der Römer sehr unscheinbar ausnehmen. Aber für eine allseitige Vermittelung römischer Cultur mit der deutschen Nationalität gewannen gerade sie offenbar eine viel weiter greifende Bedeutung als jene. Schon seit Cäsars Zeiten traten, wie man weiß, Deutsche aus den verschie-

denen Stämmen in den römischen Kriegsdienst; solche anfangs nur spärlich vorkommende Fälle vermehrten sich im Laufe des ersten Jahrhunderts und es erwuchs daraus eine fortlaufende immer mehr sich verstärkende Verbindung, die endlich bis zu dem massenhaften Uebergang ganzer nach Hunderten und Tausenden zu zählender Schaaren in das römische Reich führte. Der größte Theil dieser deutschen Soldaten ging der Heimat gänzlich verloren, sobald sie nur in eine römische Heeresabtheilung eingereiht waren. Wenigstens äußerlich der römischen Civilisation zugeeignet, wurden die, welche nicht den Tod auf den Schlachtfeldern gefunden hatten, der Kern der Veteranen-Colonien, womit sich der römische Staat besonders längs der deutschen Grenzen durch einen zuverlässigen Gürtel kräftiger und wehrhafter Bevölkerung umgab. Aber Viele, besonders Angehörige edlerer Familien, betrachteten dieses Dienstverhältniß doch nur als ein zeitweiliges, wofür es genügen mag an Arminius und Marbod zu erinnern, und kehrten im Besitz mehr oder weniger vollständiger römischer Bildung wieder in die Heimat zurück. Dazu rechne man die Tausende römischer Sclaven, welche in den im Großen und Ganzen fast nie unterbrochenen Kriegen nach und nach durch alle Theile von Deutschland sich vertheilten, entweder im Kriege selbst auf deutschem Boden gefangene römische Soldaten oder die Beute jener immer wiederkehrenden und immer kecker und glücklicher ausgeführten Streifzüge in die römisch cultivirten Grenzprovinzen des Reichs.

Auch organisirte sich mitten unter dem Getöse der Waffen sehr bald ein außerordentlich lebhafter Handelsverkehr zwischen den Römern und den Deutschen. Wie weit er sich räumlich bis in die fernsten Tiefen des deutschen Binnenlandes ausgedehnt hat, dafür legen die zahlreichen Funde von römischem Geld, in Gegenden, wohin nie ein römischer Soldat oder Beamter seinen Fuß setzte, ein beredtes Zeugniß ab. Ein Theil dieser Schätze mag wohl der Gewinn glücklicher Raubzüge entweder in dem Gebiet der stammverwandten Nachbarvölker oder auf dem römischen Reichsgebiet selbst sein, der bei weitem größere kann aber nur als die Frucht des einträglichen Handels mit Rohproducten der deutschen Länder gelten. Aber gerade so wie der römische Handel einige seiner Hauptquellen in Deutschland hatte, so besaß er auch dort für manche Producte seine Hauptmärkte. In vielen Beziehungen wurden nach und

nach, vermittelt durch die persönliche Bekanntschaft der Einzelnen mit dem römischen Leben und die damit in Wechselbeziehung stehende immer größere Entfaltung des commerciellen Verkehrs, die äußeren Lebensgewohnheiten der deutschen Völker abhängig von der römischen Civilisation. Schon das römische Geld als solches wurde allmählig ein integrirender Theil eines wohlgegründeten Besitzes, edle Metalle, entweder roh oder bereits zu Schmuckgegenständen verarbeitet, erschienen immer unentbehrlicher, und da sie, wie es scheint, während der ganzen Zeit des Verkehrs zwischen Deutschen und Römern nicht aus dem eigenen Boden gewonnen wurden, so gab es kein anderes Mittel, als sie durch den Verkehr mit den Römern zu erwerben. Die feineren Stoffe, wie sie der Orient der römischen Welt erzeugte, fanden auch nach Deutschland so gut wie die Schmucksachen aus Gold und Silber ihren Weg, und die Einfachheit der Kleidung, die sich noch zu Tacitus Zeit im wesentlichen mit den selbstgewonnenen Stoffen aus Lein oder Wolle begnügte, machte mehr und mehr einer prunkenden Nachahmung des römischen Kleiderluxus Platz. An die Stelle der einheimischen geistigen Getränke, Meth und Bier, trat der Wein, den die deutsche Erde so wenig wie Gold und Silber in jener Zeit erzeugte. Auch dieses nach den Lebensgewohnheiten des Volks so wichtige Getränk konnte nur durch den Handel mit den Römern erworben werden und wurde doch so bald schon ein unentbehrliches Bedürfniß für das deutsche Volksleben jener Zeit, das in demselben Maße, als es, durch große geschichtliche Verhältnisse in raschere Bewegung versetzt, geweckter und lebendiger wurde, auch sich in seinen physischen Genüssen nicht mehr mit dem altherkömmlichen phlegmatischen Meth und Bier begnügen konnte, sondern eines feurigeren Getränkes bedurfte, welches in richtigem Verhältniß zu der lebendigeren Strömung des Blutes stand.

Durch die unzähligen Vermittler dieses so überaus schwunghaften Handelsverkehrs, die römischen Kleinhändler und Krämer, welche alle deutschen Landschaften durchzogen, mußte sich die Möglichkeit, äußere Bekanntschaft mit dem Christenthum zu machen, noch viel allseitiger und individueller gestalten als durch alle anderen Berührungen zwischen Römern und Deutschen. In diesen Schichten der Bevölkerung hatte die neue Religion bald und fest Wurzel geschlagen, wie sie ja überhaupt am ersten und kräftigsten gerade auf

die niederen Stände der städtischen Bevölkerung gewirkt hat. Diese Handelsleute sind damals wie immer selbstverständlich zugleich auch in gewissem Sinne die Colporteure geistiger Cultur, und es ist ohne Zweifel ein guter Theil der blitzschnellen und aller genaueren Beobachtung entzogenen Verbreitung des Christenthums bis in die fernsten Grenzgegenden des römischen Reichs und über sie hinaus ihrem unmerklichen, ganz im Privatverkehr sich haltenden Einfluß zuzuschreiben.

Ebenso wie in den deutschen unter römischer Herrschaft stehenden Rheingegenden neben einer solchen Bekanntschaft mit dem Christenthum, die sich auf tausendfältigen Wegen des Privatverkehrs vollzog, eine Art systematischer Missionsthätigkeit als Ergebniß der sagenhaften Nachrichten über die Predigt der Apostelschüler am linken Rheinufer nicht abgewiesen werden durfte, mögen auch zu den übrigen deutschen Stämmen außerhalb des eigentlichen Reichsgebiets, besonders aber zu den Anwohnern des Rheins und später wohl auch der Donau, einzelne römisch-christliche Lehrer gekommen sein. Eben dieses erste und zweite Jahrhundert der christlichen Geschichte erhält durch eine im größten Styl kosmopolitische Missionsthätigkeit, wie sie symbolisch in den apostolischen Sagenkreisen, vor allen in dem des Thomas und Bartholomäus sich abspiegelt, eine ganz eigenthümliche Färbung, die später durch eine Beschränkung auf die römisch-griechisch-orientalische Culturwelt wieder etwas verwischt wurde. Warum sollte denn gerade das verhältnißmäßig so leicht zugängliche Deutschland von keinem jener Glaubensboten berührt worden sein, die das Bedürfniß in sich fühlten, die Botschaft von der Erlösung der gesammten Menschheit allen Völkern zu verkündigen? Die Sage hat allerdings keine Namen solcher Prediger des Christenthums unter den rechts vom Rhein wohnenden deutschen Stämmen aus dieser Zeit aufbewahrt, wie es links vom Rhein mit einem Crescens, Maternus, Eucharius und Anderen geschehen ist. Die kirchlichen Schriftsteller des dritten und vierten Jahrhunderts, die von Bekehrungen in Deutschland sprechen, halten sich immer ganz im allgemeinen und geben weder die Namen der Bekehrer noch auch plastische Einzelheiten aus der Bekehrungsgeschichte selbst.[3])

---

3) So viel wie im Texte angenommen ist, allerdings ein Minimum im

Im Laufe des zweiten und dritten Jahrhunderts entwickelten sich neben jenen großen und allseitigen am Rhein entspringenden und zu ihm zurückfließenden Verkehrsströmungen auch längs des ganzen Laufes der Donau von ihrer Quelle bis zu ihrer Einmündung in das schwarze Meer ähnliche Verbindungen. Auch sie umfaßten sowohl den Staats- und Volksverkehr im großen, wie auch das ganze Gebiet der commerciellen und socialen Beziehungen. Auf dem Südufer der Donau fand sich zwar nicht wie am Westufer des Rheins eine deutsche Bevölkerung vor, welche als ein natürliches Verbindungsglied zwischen dem Römerthum und dem selbständigen germanischen Wesen auftreten konnte; aber der Gang der äußeren Geschichte brachte namentlich von der Mitte des zweiten bis zum Ende des dritten Jahrhunderts hier einen fast noch lebhafteren Zusammenstoß beider Nationalitäten hervor, als er am Rhein stattfand. Und wenn auch hier in den überlieferten geschichtlichen Thatsachen die Kriegsereignisse und diplomatischen Verhandlungen in den Vordergrund treten, so nehmen jene anderen Verhältnisse des Privatverkehrs daneben auch hier wieder dieselbe Bedeu-

---

Vergleich mit den Ansichten früherer Zeit, wird aus den allgemeinen Angaben bei Irenäus, Tertullian und Arnobius zu entnehmen sein. Sie wie Rettberg I, p. 66 u. f. für bloße rhetorische Ausschmückung der Thatsache der Weltverbreitung des Christenthums zu erklären, liegt nicht der geringste Grund vor, und er selbst hat auch diese seine Ansicht in Betreff des Zeugnisses bei Irenäus modificirt: „aber immerhin bleibt es bedeutsam, daß ein Bischof von Lyon so ausdrücklich für das Vorhandensein christlicher Kirchen bei den benachbarten Germanen zeugt." Legt man wirklich darauf Gewicht, so fallen alle die an dem a. O. erhobenen Bedenken gegen die Nachricht des Tertullian. Er scheint sogar bestimmte Gegenden des deutschen Landes im Auge gehabt zu haben, die Donaulandschaften, wenn man auf die Reihenfolge, in welcher die Germanen bei ihm angeführt sind, Gewicht legen will. Er stellt sie (Adv. Jud. 7, s. Rettberg I, 70 Anm. 8) zwischen Daken und Skythen, kann also wohl die gothischen Stämme, die zu seiner Zeit im Anfang des dritten Jahrhunderts nach der untern Donau vorgedrungen waren, im Auge gehabt haben, gerade so wie sich Irenäus naturgemäß zunächst auf die dem Rhein benachbarten Stämme beziehen mag. Es wären somit die beiden großen allgemeinen Verkehrswege bezeichnet, die zugleich zur Vermittelung der Bekehrung zum Christenthum dienten. Aber andererseits muß man sich auch hüten, den Inhalt dieser Notizen zu vergrößern, wie es sonst zu geschehen pflegte; von christlichen Gemeinden und Kirchen ist darin zunächst nicht die Rede, sondern nur von einzelnen Fällen des Uebertritts zum Christenthum.

tung in Anspruch wie auf der Rheinlinie. In diesen Donaulandschaften, deren wesentlich keltische Bevölkerung sehr bald ganz von der römischen Cultur nach dem Durchschnittstypus der Provinzialen der westlichen Hälfte des Reichs umgebildet worden war, hatte das Christenthum vielleicht etwas später als in Gallien, jedenfalls aber schon in der Zeit, als sich hier der lebhafteste Verkehr zwischen Römern und Deutschen entfaltete, Wurzel geschlagen, und es war ihm also auch von dieser Seite her die äußere Möglichkeit, auf die deutschen Stämme zu wirken, gegeben.

Folgen dieser Verbindung für die Bekehrung.

Es fehlte somit keineswegs an der äußeren Zugänglichkeit der eigentlich deutschen Völker rechts vom Rhein und nördlich von der Donau für die Verkündigung der christlichen Lehre. Der größte Theil der deutschen Landschaften war viel öfter von einzelnen Römern betreten, ihre Bewohner durch viel mehr Lebensbeziehungen mit den Römern verbunden, als es in den sobald und in so großem Maßstabe von der christlichen Missionsthätigkeit bereiseten Gegenden von Hocharmenien, den Kaukasusländern, den persischen Grenzlandschaften, Arabien und dem abyssinischen Hochlande der Fall war. Aber wenn auch angenommen werden könnte, daß sich die neue Lehre diese günstigen äußeren Verhältnisse mit derselben Energie und Umsicht zu Nutze gemacht hätte, wie sie es anderswo that — und es ist kein äußerer Beweis von genügender Ueberzeugungskraft dagegen, aber freilich auch nichts direct Beweisendes dafür anzuführen — so waren doch die Resultate solcher Bemühungen, so wie der unwillkürlich wirksamen Einflüsse des Gesammtverkehrs so gering, daß alle beglaubigten geschichtlichen Spuren davon verschwunden sind.

Einzelne Bekehrungen mögen wohl schon sehr früh auf deutschem Boden vorgekommen sein, aber nirgends fand ein massenhafter Uebertritt statt, wie er doch in jener ersten Periode der Knechtsgestalt der Kirche inmitten und gerade wegen der gefährlichsten äußeren Hindernisse, der grausamsten Verfolgungen von Seite der Staatsgewalt im römischen und persischen Reiche oft vorkam. Es scheint der deutsche Boden damals keine Märtyrer, aber auch keine Früchte des Martyriums getragen zu haben. Ganz individuelle Vorgänge, die sich innerhalb der Familie hielten oder gar in der eigenen Brust beschlossen wurden, können nichts gegen die Richtigkeit dieser Behauptung beweisen. Sie mögen von den kirchlichen Schriftstellern

sorgfältig bemerkt worden sein, weil sich für sie daran ganz naturgemäß die Hoffnung auf weitere Fortschritte des Christenthums knüpfte, aber auch für sie ergab sich keine Gelegenheit, der Gründung christlicher Gemeinden Erwähnung zu thun, deren Existenz ihnen ebenso wenig verborgen geblieben wäre, als jene einzelnen Fälle, auf die sie von ihrem Standpunkte aus mit Recht so großes Gewicht legen. Auch hat, wie schon bemerkt, keine spätere Tradition, die auf dem linken Rheinufer so weit verzweigt auftritt, hier in dem eigentlichen Kern des deutschen Volkes eine Nachricht von einer erfolgreichen Verkündigung des Evangeliums aus der Römerzeit aufbewahrt, was gewiß geschehen wäre, wenn die geschichtlichen Vorgänge nur irgend welche Anknüpfungspunkte dafür dargeboten hätten.

Es war aber nicht die deutsche Nationalität im allgemeinen für das Christenthum so gut wie unzugänglich, sondern nur da, wo sie in ihrer vollen äußerlichen und innerlichen Continuität auftrat. Die deutschen Stämme rechts vom Rhein mochten immerhin nach ihrem eigenen Gefühl nur in negativem Sinn eine gewisse Volkseinheit unter sich anerkennen, die sich für sie zunächst blos auf die Begriffe des zähen und erfolgreichen Widerstandes aller deutschen, noch unbezwungenen Stämme gegen die Römer und des Hasses gegen alle die Hülfsmittel des militärischen und politischen Mechanismus des römischen Staatswesens beschränkte, die zu ihrer Bekämpfung und Unterjochung angewandt wurden. Aber schon diese Art von Nationalbewußtsein genügte, um das nachhaltige und umfassende Eindringen des Christenthums ebenso unmöglich zu machen, wie das des römischen Heidenthums, selbst wenn nicht noch andere positive Momente, an denen das Leben der deutschen Völker damaliger Zeit noch reich genug war, jener negativen Haltung des Volkscharakters gegen das römische Wesen zu Hülfe gekommen wären. Sobald irgend ein deutsches Volk aus der Gemeinsamkeit des Widerstandes gegen die Römer nicht blos für eine kürzere oder längere Periode, was häufig vorkam, ohne die Grundstimmung des Volkscharakters zu verändern, sondern mit der Ueberzeugung, daß es für immer geschehe, heraustrat, gleichviel, ob freiwillig oder gezwungen, und sich den römischen Herrschaftsformen fügen lernte, hörte auch die Zähigkeit des nationalen religiösen Bewußtseins auf. Die Ubier, die schon seit Cäsars Zeit, wo

sie noch auf dem rechten Rheinufer wohnten, durch alten Stammeshaß mit ihren deutschen Nachbarn verfeindet, sich unter römischen Schutz gestellt hatten, wurden unter Augustus auf dem rechten Rheinufer angesiedelt, und von dieser Zeit an, wo sie innerhalb der eigentlichen nationalen Grenzen der römischen Herrschaft wohnten und ihre ganze Existenz ihren Mittelpunkt in dem Abhängigkeitsverhältnisse von Rom für alle Dauer suchen mußte, erwies sich auch ihr nationales Heidenthum einer Vermischung mit römischen Cultusformen zugänglich. Jetzt erhob sich in ihrer Mitte ein Heiligthum, in welchem der Genius des Augustus in der gewöhnlichen Weise des römischen Dämonen- und Heroen-Cultus verehrt wurde.[4]) Wie hier, so drangen auch bei den anderen deutschen Völkerschaften oder den Bruchstücken derselben, die sich auf dem linken Rheinufer zwischen die Kelten vorgeschoben hatten, römische und, was für die Bedeutung dieser merkwürdigen Erscheinung dasselbe ist, gallische Götternamen und Culte ein, neben denen die einheimischen nach und nach zu Grunde gegangen zu sein scheinen, weil sie einer Vermischung mit jenen nach ihrer inneren Natur nicht fähig waren. Damit wurde zugleich auch von dieser Seite her der Boden für die Aufnahme des Christenthums gelockert, das in den religiösen Vorstellungen der deutschen Rheinvölker, so weit sie unter römischer Herrschaft sich befanden, im wesentlichen nur gegen dieselben Elemente des Heidenthums zu kämpfen hatte, die ihm auch in dem übrigen Gallien gegenüber standen. Aber es waren mit dieser Selbstentäußerung von dem nationalen Glauben auch die anderen Momente der Verwandtschaft bedeutend paralysirt, welche eine innerliche Einwirkung der diesseitigen Deutschen auf die jenseitigen zu begünstigen vermocht hätten, mit denen sie sonst in so enger und vielseitiger äußerer Verbindung standen.

Stellung des römischen Heidenthums zu dem deutschen.

Die römische Politik suchte sich wie überall so auch gegen die jenseitigen Deutschen mit an und für sich richtiger Berechnung

4) Die Entstehung und wahre Bedeutung der ara Ubiorum, so wie die äußeren damit zusammenhängenden Verhältnisse derselben sind zuletzt am kürzesten und richtigsten von F. Ritter in der Abhandlung über die Entstehung der drei ältesten Städte am Rhein oder Urgeschichte von Mainz, Bonn und Cöln p. 48 u. f. erörtert worden, wo die Quellenzeugnisse sorgfältig zusammengestellt sind. —

So war also das in äußere Formen und Namen gekleidete innerste Heiligthum des deutschen Volkslebens durch seine unauflösliche Verkettung mit dem, wenn auch mehr negativen als positiven Glauben des Volkes an sich selbst gegen jede Verunstaltung durch das Eindringen ausländischer religiöser Begriffe so vollständig geschützt, daß beide nur miteinander durch äußere Einflüsse überwältigt werden konnten, und daß es ganz unmöglich war, gleichviel auf welchem Wege, den deutschen Stämmen, so weit sie sich nicht selbst von den Römern wirklich und für alle Zeiten besiegt glaubten, neue religiöse Vorstellungen zu vermitteln, die dann weiter wirkend überhaupt im Stande gewesen wären, eine innerliche Unterordnung des deutschen Volksgeistes unter den römischen und damit die Aussicht auf eine endliche wahrhafte Besiegung dieser Stämme zu eröffnen, deren Widerstandsmittel sich, nach gewöhnlichem Maßstabe der materiellen und intellectuellen Kräfte gemessen, so ganz außer allem Verhältniß zu den Angriffsmitteln ihres Hauptfeindes befanden.

So lange die deutschen Völker noch mit ganzem, festem und vollem Vertrauen nach einer glücklichen Schlacht den heimischen Göttern die beste Beute des Sieges, das Blut der edelsten Gefangenen, die schönsten Rosse und Waffen opfern konnten, war es ebenso unmöglich, sie zu dem Glauben zu zwingen, daß sie den Römern doch noch unterliegen müßten, wie zu dem, daß die Götter ihre Feinde stärker und gnädiger als ihre eigenen seien. Durch den Gang ihrer Kämpfe, durch die immer größere Wildheit, die von beiden Seiten allmählig mehr und mehr hervortrat, steigerte sich die Bedeutung jener wechselseitig einander bedingenden Momente im deutschen Volksgeiste nothwendig nur noch mehr, und was zu den Zeiten des Tiberius und Germanicus wiederholt den Römern mißglückt war, so sicher sie auch schon den günstigsten Erfolg in der Hand zu haben glaubten, wurde in der Zeit von Marcus Aurelius und Septimius Severus oder gar von Claudius und Probus vollends ein Ding der Unmöglichkeit. Die Römer selbst waren es, ohne daß sie sich dessen bewußt wurden, welche durch ihr System der Politik und Kriegführung die Erfolge, denen sie zustrebten, geradezu und gründlichst vereitelten. Sie arbeiteten immer dahin, jenen Instinct der Kraft und der Zukunft in den deutschen Völkern, den sie ganz richtig herauszufühlen verstan-

den, durch List oder Gewalt, immer aber durch brutale Mittel zu brechen, weil sie voraussetzten, daß auf Barbaren, wie die deutschen Stämme jener Zeit, keine anderen Mittel Wirkung thun könnten. Das Ergebniß davon war, daß sie außer der an und für sich schon höchst gefährlichen einseitigen Reizung aller nach außen hin strebenden Kräfte in dem deutschen Volke zugleich auch noch ein in dieser Art im Beginn des Zusammenstoßes gar nicht vorhandenes Nationalbewußtsein hervorriefen. Mochte dieses sich immerhin nur, sofern es aus der bloßen instinctiven Gleichartigkeit der einzelnen Erscheinungen des Volkslebens heraus eine bestimmte Fassung gewann, darauf beschränken, daß man die Römer an und für sich als die geborenen Feinde wie des Einzelnen so des Stammes und aller Stämme zusammen und den Kampf mit ihnen als den Normalzustand ansah, so wurde doch schon durch die vielen Stämmen gemeinsamen Namen, Franken, Alemannen, Sachsen, die Vorstellung von einer Gemeinsamkeit der Aufgaben und Schicksale eines größeren Ganzen und damit ein Begriff von unermeßlicher Entwickelungsfähigkeit in die Geschichte eingeführt, der in der Zeit, als Cäsar den Rhein überschritt, noch nicht vorhanden war. Die größeren Völkermassen, welche an die Stelle der isolirten Einzelstämme den Römern seit dem Anfange des dritten Jahrhunderts gegenüberstehen, sind die erste nach außen gewandte Folge dieser Umbildung im deutschen Volksgeist.

Folgen davon für die innere Entwickelung des deutschen Heidenthums.

Den ersten Anfängen eines Nationalbewußtseins, welche durch die äußeren Begebenheiten des Kampfes mit den Römern zur Entwickelung kamen, entsprach im Gebiete des religiösen Lebens der deutschen Völker eine merkwürdige Erscheinung, die sich für uns leider nur durch Combinationen und nicht durch directe Zeugnisse der geschichtlichen Quellen erkennen läßt. Wie in allen anderen Aeußerungen des nationalen Lebens, so war auch in den religiösen Anschauungen die Einheit aller deutschen Völkerschaften in Folge der Gleichheit der Abstammung und der Grundbedingungen ihrer äußeren und inneren Zustände viel größer als die Verschiedenheiten und Gegensätze der individuellen Vorstellungen und Gestaltungen, welche sich aus den besonderen Einflüssen, die auf die eine oder andere Abtheilung des Gesammtvolkes wirkten, herausgebildet hatten. In welchem Maße ein und dieselbe geistige Haltung trotz aller isolirenden Momente durch alle deutschen Völker auf diesem Gebiete von

jeher durchgegangen ist, zeigen die Trümmer der alten heidnischen Vorstellungen, die bis auf den heutigen Tag ihre wesentliche Uebereinstimmung in den Hauptzügen erkennen lassen, gleichviel ob sie vom Rande der Nordsee, aus den mitteldeutschen Gebirgslandschaften oder aus dem bairischen Hochlande stammen. Je weiter rückwärts, desto augenfälliger tritt diese Einheit des Volksgeistes hervor, denn alle späteren Einflüsse des Mittelalters und der neueren Zeit wirkten localisirend und individualisirend auf diese Ueberbleibsel, weil sie seit dem Eindringen des Christenthums mehr und mehr aus der Mitte der Strömung des Volksgeistes in stagnirende Winkel getrieben wurden. Ebenso entscheidend sind die Zeugnisse der nordischen Mythologie und sie beweisen zugleich für eine noch fernere Vergangenheit dieselbe Gleichartigkeit des religiösen Bewußtseins im ganzen Volke. Bedenkt man, daß die Trennung der scandinavischen Germanen von den continentalen so früh vor sich gegangen ist, daß sie im Anfange der beglaubigten Geschichte der deutschen Stämme schon als eine längst feststehende Thatsache erscheint; erwägt man, welche ganz locale, klimatische, geographische, ethnographische und historische Einflüsse auf die Umbildung der scandinavisch-germanischen Nationalität eingewirkt haben: so erscheint es im höchsten Grade merkwürdig, wie sehr noch immer die individuellen Gestaltungen des nordischen Heidenthums, so zahlreich und innerlich bedeutsam sie auch immer sein mögen, gegen das einheitliche Element in den Hauptzügen, z. B. in der Grundlage der Anschauungen von der Persönlichkeit der höchsten Götter, von der Kosmogonie und Eschatologie, zurücktreten. Es versteht sich von selbst, daß die in vielen Beziehungen fortwährend in engster Berührung mit einander stehenden eigentlich deutschen Völker, auf die alle jene erwähnten Einflüsse, wodurch die individuellen nordischen Bildungen bedingt wurden, nicht wirkten, auch in ihrem religiösen Bewußtsein in viel größerer Einheit und Gleichförmigkeit unter einander blieben. Aber es ist nicht zu verkennen, daß in der mehr nach außen gewandten Seite des deutschen Heidenthums eine große Fülle rein localer Erscheinungen, wie sie in jeder anderen Volksreligion auch vorkommen, hier aber begünstigt durch den von Anfang an im deutschen Volkscharakter so plastisch hervortretenden Hang zur Separateristenz, zur Isolirung und Individualisirung, sich so recht ungestört auszuprägen vermochten, den gemeinsa-

men Kern in gewisser Weise zu verhüllen im Stande war. Ein feinsinniger fremder Beobachter, wie Tacitus, war noch immer befähigt, die fundamentale Einheit aller dieser vielgestaltigen Bildungen zu erkennen, aber nicht so die Einheimischen selbst, welche naturgemäß am meisten unter dem Banne dieser äußeren Erscheinungsformen standen, weil sie sie ja selbst in instinctivem Drange nach individueller Existenz im religiösen Leben erzeugt hatten, gerade so wie äußere Schicksale einzelne Stämme, und oft die sonst am nächsten verwandten, am meisten in eine ganz isolirte oder auch in eine nach ihrem eigenen Begriff für alle Ewigkeit todfeindliche Stellung zu einander zu bringen geeignet waren, in welcher man des weiteren und engeren Bundes der Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit zu vergessen pflegte.

Als die äußeren geschichtlichen Verhältnisse, die sich um den großen Gegensatz der deutschen zähen, aber isolirten Widerstandskraft und der concentrirten römischen Angriffsmacht als um den durch jahrhundertelange Dauer so zu sagen nothwendig und natürlich gewordenen Mittelpunkt drehten, nach und nach zu einer Art von äußerem Nationalbewußtsein geführt hatten, scheinen auch in engster Wechselbeziehung damit die gemeinsamen Grundlagen der religiösen Vorstellungen des Volks energischer herausgetreten und mit einer Art einfachster Reflexion den größeren Massen als Gemeingut zum Bewußtsein gekommen zu sein. Die Einzelbildungen, die Heroen des Stammes, die besonderen mythischen Stammesgenealogien, die localen Gebräuche des Cultus und die locale Wundertradition gingen darüber, wie man aus den Trümmern des deutschen Heidenthums schließen kann, nicht zu Grunde: sie wurden durch den dabei noch keineswegs unterdrückten Hang nach localer Isolirung hinlänglich geschützt. Aber die hauptsächlichsten Stammesgötter, deren Genesis und Bedeutung als gemeinsame Nationalgötter entweder ganz vergessen oder doch verdunkelt war, traten jetzt in ihrer allgemeineren Eigenschaft wieder nachdrücklich hervor und jene blos locale Tradition einigermaßen in den Hintergrund. Und wenn auch kein Mittelpunkt des ganzen äußeren religiösen Lebens aller deutschen Stämme sich bilden konnte, wie es der Tempel des capitolinischen Jupiter für die römische Staatsnationalität war, so verlangten doch jene Völkerverbände nach der Haltung des Geistes in der Zeit ihrer Entstehung und ersten Ausbildung auch ganz nothwendig

die festeste Verkettung, die es überhaupt geben konnte, durch eine Gemeinsamkeit religiöser Institutionen[6]), die selbst nicht denkbar war, ehe jene innere Vermittelung religiöser Vorstellungen und ihre Verbreitung wenigstens weit über das Gebiet eines Stammes hinaus

---

6) Solche gemeinsame Culte mehrerer Stämme, die zugleich eine Art von politischem Bindemittel bildeten, kennt die ältere Zeit häufig; z. B. bei den Semnonen, dem centralen suevischen Stamme, schicken stato tempore omnes ejusdem sanguinis populi legationes zu dem heiligen Hain. Hier ist es noch gemäß der ganzen Haltung des germanischen Lebens jener Zeit die wirkliche Stammesverwandtschaft, welche wenigstens nach dem Glauben aller Theilnehmer den gemeinschaftlichen Cult bedingte. Als aber diese wirkliche oder eingebildete Blutsverwandtschaft vor anderen geschichtlichen Momenten zurücktrat, scheinen auch solche Culte verkommen zu sein, wie denn später keine Spur von dieser weitverbreiteten Religionsgemeinschaft, aber auch keine von der damit zusammenhängenden politischen Gemeinschaft so vieler Stämme, die in den Semnonen ihren Mittelpunkt fanden, zu entdecken ist. Die späteren, in engerem Zusammenhang befindlichen Völkermassen wurden neben und vor der Stammesähnlichkeit, die immerhin von wichtigem Einfluß auf die erste Bildung solcher Völkerbünde gewesen sein mag, durch ganz andere Motive, äußerlicher Natur, z. B. durch die geographische und militärische Situation der einzelnen Völkerschaften, zusammengehalten, die sie aus Nützlichkeitsrücksichten mit einander verbanden. Denn offenbar ist der Gesammtname der Franken, der, wie niemand leugnen wird, einem wirklich vorhandenen und wenn auch sehr einfach, so doch immerhin organisirten Völkerganzen entsprach, nicht blos auf Stämme mit ursprünglicher Blutsverwandtschaft ausgedehnt. Ebenso wenig der der Sachsen. Nur eins: wie hätten, falls die Stammverwandtschaft das bindende Element war, die Bructerer z. B. zuerst in dem fränkischen Bunde und dann in dem sächsischen ein Glied bilden können? Der Stammverwandtschaft nach konnten sie eben nur zu dem einen oder dem anderen gehören, aber sie gehörten in dieser Beziehung eben zu keinem von beiden und konnten sich nach politischen oder anderen Rücksichten hierhin oder dorthin wenden. Doch hatten auch diese späteren Verbindungen, die vielleicht in dem markommannischen Volke ihr ältestes Beispiel haben und zwar ein nach den Nachrichten der Quellen ganz aus demselben politischen und militärischen Grunde entstandenes, wie wir sie für die anderen mehr vermuthen als bestimmt nachweisen können, ihre religiöse Gemeinschaft, die der politischen die Weihe gab; aber auch hier mochte mehr die Reflexion walten als eine natürlich gegebene Tradition, die diesen oder jenen Gott und seinen Dienst von selbst als gemeinsamen Mittel- und Einheitspunkt hinstellte, wie es bei den auf Blutsverwandtschaft sich gründenden Völkergenossenschaften der Fall sein mußte. So stand das Heiligthum der Irminsul und das fanum Martis als Bundes- oder National-Heiligthum der Sachsen da, ohne daß man dabei nöthig hätte, einen uralten Cult in dieser Form und an

sich vollzogen hatte. Das erste äußere Kennzeichen eines solchen Vorganges lag naturgemäß in der allgemeinen Anerkennung und Verehrung eines und desselben Namens für ein in seinem Begriff einheitliches göttliches Wesen, gerade so wie umgekehrt auch das Hereindringen localer Namen die Isolirung und Localisirung der religiösen Vorstellungen zuerst bezeichnet hatte. So sind wenigstens eine Reihe solcher Götternamen aus den spärlichen Resten unseres Heidenthums mit Sicherheit als allgemein gekannt und gefeiert für alle oder doch die meisten deutschen Stämme noch jetzt nachzuweisen, und es genügt in der That für jene Zeiten, wo sich an der äußeren Geschichte des deutschen Volkes zuerst die mehr negativen als positiven Anfänge eines Nationalbewußtseins zeigen, anzunehmen, daß sich die Vorstellung von einer religiösen Volkseinheit anfänglich auch auf dies äußerlichste Erkennungszeichen allgemein gültiger Götternamen beschränkte.

Wie die Deutschen in ihrer äußeren Abwehr gegen die Römer mit ganz anderem Nachdruck auftreten konnten, seitdem sie zwar nicht in der compacten Geschlossenheit eines ganzen Volkes, aber doch in größeren, zu gemeinsamer Abwehr und Angriff verbundenen Massen das Schwert führten, wie etwa der Kampf am Ober- und Mittelrhein augenblicklich eine andere Wendung nahm, als den Römern nicht mehr Usipeter und Tenchterer und andere verschollene Völker, sondern die Masse der Alemannen entgegentrat, zeigt die Geschichte der Zeit deutlich genug. Aehnlich traten nun den fremden Göttern nicht mehr blos die Stammesgottheiten gegenüber, sondern die einer schon durch ihre Zahl furchtbaren Volksmasse und waren deshalb noch schwerer von jenen zu überwältigen, als früher. Die sichtbare Wucht der Völkerbündnisse ruhte auf dem breiten und tiefen Hintergrund einer Art von allgemeinem, alle einzelnen Gliederungen umfassendem und zusammenhaltendem Bewußtsein der Nationalität zuerst in ihrem bloßen Gegensatz zu dem Römerthum. Aehnlich stützte sich auch noch die erhöhte Bedeutung und Energie des heimischen Glaubens auf jene erwähnte

---

diesem Orte anzunehmen. Auf derselben Stufe wie diese Art von Culten steht der des Thórr als Landás von Norwegen, der des Freyr als Landás von Schweden, von denen der letztere in allen seinen Einzelheiten deutlich einen späteren Ursprung verräth, so uralt auch der Dienst des Gottes im allgemeinen sein mag.

die festeste Verkettung, die es überhaupt geben konnte, durch eine Gemeinsamkeit religiöser Institutionen[6]), die selbst nicht denkbar war, ehe jene innere Vermittelung religiöser Vorstellungen und ihre Verbreitung wenigstens weit über das Gebiet eines Stammes hinaus

---

6) Solche gemeinsame Culte mehrerer Stämme, die zugleich eine Art von politischem Bindemittel bildeten, kennt die ältere Zeit häufig; z. B. bei den Semnonen, dem centralen suevischen Stamme, schicken stato tempore omnes ejusdem sanguinis populi legationes zu dem heiligen Hain. Hier ist es noch gemäß der ganzen Haltung des germanischen Lebens jener Zeit die wirkliche Stammesverwandtschaft, welche wenigstens nach dem Glauben aller Theilnehmer den gemeinschaftlichen Cult bedingte. Als aber diese wirkliche oder eingebildete Blutsverwandtschaft vor anderen geschichtlichen Momenten zurücktrat, scheinen auch solche Culte verkommen zu sein, wie denn später keine Spur von dieser weitverbreiteten Religionsgemeinschaft, aber auch keine von der damit zusammenhängenden politischen Gemeinschaft so vieler Stämme, die in den Semnonen ihren Mittelpunkt fanden, zu entdecken ist. Die späteren, in engerem Zusammenhang befindlichen Völkermassen wurden neben und vor der Stammesähnlichkeit, die immerhin von wichtigem Einfluß auf die erste Bildung solcher Völkerbünde gewesen sein mag, durch ganz andere Motive, äußerlicher Natur, z. B. durch die geographische und militärische Situation der einzelnen Völkerschaften, zusammengehalten, die sie aus Nützlichkeitsrücksichten mit einander verbanden. Denn offenbar ist der Gesammtname der Franken, der, wie niemand leugnen wird, einem wirklich vorhandenen und wenn auch sehr einfach, so doch immerhin organisirten Völkerganzen entsprach, nicht blos auf Stämme mit ursprünglicher Blutsverwandtschaft ausgedehnt. Ebenso wenig der der Sachsen. Nur eins: wie hätten, falls die Stammverwandtschaft das bindende Element war, die Bructerer z. B. zuerst in dem fränkischen Bunde und dann in dem sächsischen ein Glied bilden können? Der Stammverwandtschaft nach konnten sie eben nur zu dem einen oder dem anderen gehören, aber sie gehörten in dieser Beziehung eben zu keinem von beiden und konnten sich nach politischen oder anderen Rücksichten hierhin oder dorthin wenden. Doch hatten auch diese späteren Verbindungen, die vielleicht in dem markommannischen Volke ihr ältestes Beispiel haben und zwar ein nach den Nachrichten der Quellen ganz aus demselben politischen und militärischen Grunde entstandenes, wie wir sie für die anderen mehr vermuthen als bestimmt nachweisen können, ihre religiöse Gemeinschaft, die der politischen die Weihe gab; aber auch hier mochte mehr die Reflexion walten als eine natürlich gegebene Tradition, die diesen oder jenen Gott und seinen Dienst von selbst als gemeinsamen Mittel- und Einheitspunkt hinstellte, wie es bei den auf Blutsverwandtschaft sich gründenden Völkergenossenschaften der Fall sein mußte. So stand das Heiligthum der Irminsul und das fanum Martis als Bundes- oder National-Heiligthum der Sachsen da, ohne daß man dabei nöthig hätte, einen uralten Cult in dieser Form und an

sich vollzogen hatte. Das erste äußere Kennzeichen eines solchen Vorganges lag naturgemäß in der allgemeinen Anerkennung und Verehrung eines und desselben Namens für ein in seinem Begriff einheitliches göttliches Wesen, gerade so wie umgekehrt auch das Hereindringen localer Namen die Isolirung und Localisirung der religiösen Vorstellungen zuerst bezeichnet hatte. So sind wenigstens eine Reihe solcher Götternamen aus den spärlichen Resten unseres Heidenthums mit Sicherheit als allgemein gekannt und gefeiert für alle oder doch die meisten deutschen Stämme noch jetzt nachzuweisen, und es genügt in der That für jene Zeiten, wo sich an der äußeren Geschichte des deutschen Volkes zuerst die mehr negativen als positiven Anfänge eines Nationalbewußtseins zeigen, anzunehmen, daß sich die Vorstellung von einer religiösen Volkseinheit anfänglich auch auf dies äußerlichste Erkennungszeichen allgemein gültiger Götternamen beschränkte.

Wie die Deutschen in ihrer äußeren Abwehr gegen die Römer mit ganz anderem Nachdruck auftreten konnten, seitdem sie zwar nicht in der compacten Geschlossenheit eines ganzen Volkes, aber doch in größeren, zu gemeinsamer Abwehr und Angriff verbundenen Massen das Schwert führten, wie etwa der Kampf am Ober- und Mittelrhein augenblicklich eine andere Wendung nahm, als den Römern nicht mehr Usipeter und Tenchterer und andere verschollene Völker, sondern die Masse der Alemannen entgegentrat, zeigt die Geschichte der Zeit deutlich genug. Aehnlich traten nun den fremden Göttern nicht mehr blos die Stammesgottheiten gegenüber, sondern die einer schon durch ihre Zahl furchtbaren Volksmasse und waren deshalb noch schwerer von jenen zu überwältigen, als früher. Die sichtbare Wucht der Völkerbündnisse ruhte auf dem breiten und tiefen Hintergrund einer Art von allgemeinem, alle einzelnen Gliederungen umfassendem und zusammenhaltendem Bewußtsein der Nationalität zuerst in ihrem bloßen Gegensatz zu dem Römerthum. Aehnlich stützte sich auch noch die erhöhte Bedeutung und Energie des heimischen Glaubens auf jene erwähnte

---

diesem Orte anzunehmen. Auf derselben Stufe wie diese Art von Culten steht der des Thôrr als Landás von Norwegen, der des Freyr als Landás von Schweden, von denen der letztere in allen seinen Einzelheiten deutlich einen späteren Ursprung verräth, so uralt auch der Dienst des Gottes im allgemeinen sein mag.

liehen, ab, und es lag daher nahe, daß bei solchen Deutschen römische Götternamen und Culte an die Stelle der einheimischen traten, wie sie auch in Kleidung, Bewaffnung und allen Lebensgewohnheiten mehr oder weniger die nationale Tradition verließen und sich der fremden hingaben.

Inneres Verhältniß des deutschen Heidenthums zum Christenthum.

Noch mehr wie das römische Heidenthum war der nationale Glaube der Deutschen gegen das Christenthum in jener Zeit geschützt. Zwar konnte es zuerst nicht in derselben Weise wie der Dienst des römischen Jupiter oder Mars als feindliche Religion angesehen werden; es verstand sich nicht wie dort von selbst, daß der Deutsche, der seinen Glauben für den christlichen aufgab, damit auch zugleich die Legitimität der römischen Herrschaft in allen äußeren und inneren Verhältnissen des Gesammt- und Einzellebens anerkannte und sich ihr als Besiegter demüthig beugte. Aber es konnte doch den deutschen Stämmen nicht anders als wie eine besondere Form des römischen Glaubens erscheinen, und dies genügte wohl in den meisten Fällen, um die Gemüther der Deutschen im eigentlichen Deutschland den Bemühungen der Glaubensboten unzugänglich zu machen oder die religiösen Einflüsse spurlos vorüber gehen zu lassen, welche durch ihre bekehrten Landsleute innerhalb des Umfangs des römischen Reiches auf sie ausgeübt werden konnten. Immer waren es Römer, die das Christenthum verkündigten, denn auch die Deutschen, die sich zu ihm bekannten, erschienen den anderen, weil sie dem römischen Staate angehörten, überall, wo es sich um Dinge handelte, welche die Selbständigkeit und Kraft des Volksgeistes so sehr innerlich berührten, wie der Glaube und das Verhältniß zu den hohen Lenkern der menschlichen Geschicke, nur als eine Abart des Römerthums.

Daß das Christenthum die römischen Götter, die Feinde der deutschen, bekämpfte, blieb natürlich den Deutschen nicht unbekannt, und es ist gewiß anzunehmen, daß die Christen diese Seite ihres Glaubens den Deutschen gegenüber mit großem Nachdruck betont haben werden. Aber wenn eine solche Betrachtungsweise auf die Deutschen hätte wirken sollen, so hätten nicht christliche Soldaten für den römischen Staat und somit auch für den Sieg der römischen Götter fechten dürfen, wie es doch fortwährend geschah. Hätten die Deutschen vielleicht auch zu begreifen

vermocht, daß die Christen zwar für den Staat, aber nicht für die Götter, die ihn beschützten, die Waffen trugen, wären sie überhaupt im Stande gewesen, der unleugbar etwas sophistischen, wenn auch durch die socialen Verhältnisse in ihrer Wirklichkeit so leicht begreiflichen Dialektik zu folgen, mit welcher die Christen die Gebote ihrer Ethik und die Ansprüche der äußeren Staats- und Gesellschaftsordnung zu vereinigen strebten, so blieb doch die Thatsache feststehen, daß der neue Gott der Christen sich zwar selbst einen Feind der römischen Götter nannte, aber mit diesen gegen sie Krieg führte und mit ihnen Ursache der Niederlagen und all des Unglücks war, was durch diese römischen Kriege über die Einzelnen und ganze Völkerschaften so oft hereinbrach.

In dem Christenthum einen mächtigen Bundesgenossen in ihrem Kampfe gegen Rom zu sehen, konnte den Deutschen nach dieser einfachsten und natürlichsten Auffassungsweise des Sachverhältnisses vollends nicht in den Sinn kommen. Für die spätere Betrachtung liegt es freilich deutlich vor Augen, daß die innere Auflösung des römischen Reichs und damit auch die Erlahmung seiner Angriffs- und Vertheidigungskräfte zum großen Theil durch die Keime der Spaltung und Auflehnung veranlaßt war, welche das eindringende Christenthum in alle möglichen Zustände des öffentlichen und Privat-Lebens zur Erlösung der Menschheit aus den Banden des unsittlichsten und geistlosesten Despotismus, den es je gegeben, hineinwarf. Die Christen selbst hatten davon lange keine bestimmte Vorstellung, glaubten vielmehr an die Möglichkeit der Vermittelung ihrer Principien und der Substanz der römischen Staats- und Gesellschaftszustände, wofür ihre Bemühungen, die neue Lebensauffassung ihrer Religion wenigstens in nothdürftigem Einklang mit den Formen des römisch-heidnischen Staats- und Privatlebens zu halten, ein unumstößliches Zeugniß ablegen.

Das Christenthum dachte sich selbst bei seiner anfänglichen Verbreitung in der abendländischen Welt, die in der römischen Cultur den gemeinsamen Ausdruck ihrer höchsten geistigen Interessen fand, frei von irgend einer specifisch nationalen Färbung. Es wollte keine äußere und innere Schranke der Bildung und Abstammung als seine natürliche Grenze anerkennen und sah sich ebenso wohl als Heilsbotschaft für die rohesten Barbaren wie für die gebildetsten Römer und Provinzialen an. Theoretisch gab es auch

dann nicht, als es darauf ankam, die Beziehungen zu den einmal bestehenden Verhältnissen und das Maß der Anbequemung an dieselben nicht sowohl principiell festzustellen, als vielmehr durch eine wohlgemeinte und sehr begreifliche Casuistik möglich weit auszudehnen, seine kosmopolitische Haltung auf. Aber es ist nicht zu verkennen, daß es mehr und mehr auch in seiner äußeren Haltung, ganz abgesehen von den tiefer gehenden und in keinem Falle abzuweisenden Einflüssen auf seine innere Weiterbildung, als eine Form der römisch-griechischen geistigen Nationalität auftrat, zwar als eine andere, wie die öffentlich gültige und den Fremden geläufige, aber eben doch als eine solche und nicht als ein Gegensatz zu dem römischen Wesen. Wo das Christenthum des zweiten und dritten Jahrhunderts die Deutschen berührte, stellte sich diese immer mehr römische Färbung der neuen Religion zuerst heraus und ihr weiterer Inhalt war damit schon der Prüfung entzogen, weil es in der That so gut als undenkbar war, daß ein Deutscher in jener Zeit der gesteigerten Erbitterung gegen das gesammte römische Wesen nicht schon durch die römische Außenseite des Christenthums genugsam davon abgeschreckt wurde.

Abgesehen von diesen so sehr wirksamen Verhältnissen, wurde dem Einzelnen, wenn er die heimischen Götter verlassen und sich dem christlichen zuwenden wollte, noch viel größere Resignation zugemuthet, als wenn er damals seinen Donnergott mit Jupiter und seinen Kriegsgott mit Mars vertauschte. Er trat äußerlich eben so aus dem Strom des gemeinsamen Lebens heraus, aber ganz ohne Aussicht auf den Ersatz, auf welchen es den Menschen jener Zeit und jener Zustände naturgemäß zunächst ankam. Alles, was das Christenthum für diese Entsagung bieten wollte, waren Güter des inneren Lebens, deren Bedürfniß nicht einmal geahnt wurde. Aeußere Vortheile konnte es unmöglich bieten, so lange es selbst noch eine unterdrückte und verfolgte Religion war.

Die nach innen gerichteten Forderungen, die es stellte, und die innerlichen unsichtbaren Güter, die es seinen Bekennern verhieß, also die Bedingungen, welche ihm während der ersten Jahrhunderte bei weitem die überwiegende Mehrzahl aller Proselyten zuführten, mußten den Deutschen vollkommen unverständlich sein, so lange ihr äußeres und inneres Leben nicht wesentlich von der herkömmlichen Sitte und die Gegenwart nicht von den einmal gegebenen

Zuständen der Vergangenheit abwich. Gewiß bereiteten gerade jene ersten Jahrhunderte bei den Deutschen einen tief greifenden Bruch mit der Vergangenheit vor, aber nirgends war er noch in großen und allgemein gültigen, oder gar im Zusammenhang mit einander stehenden Erscheinungen des Volks- und Einzellebens diesem selbst zum Bewußtsein gekommen, und das äußere Bild, welches die Zustände der deutschen Völker am Ende des dritten Jahrhunderts, ja selbst noch im Laufe des vierten darboten, entsprach bis auf die Veränderungen in den Wohnsitzen der einzelnen Stämme für ihr eigenes Bewußtsein noch immer im ganzen dem herkömmlichen und von jeher dagewesenen, so viel sich auch innerlich nach und nach geändert hatte.

Man kann mit Wahrheit behaupten, daß das Christenthum in seiner allgemeinsten Fassung zwar nicht aus einer totalen Verzweiflung an der bis zu seiner Zeit gültigen religiösen und sittlichen Weltauffassung hervorgegangen ist, — denn aus einer solchen negativen Grundlage kann höchstens eine Erscheinung wie der Buddhismus seinen Ursprung nehmen, — aber daß es eine solche voraussetzte als die nothwendige Vorbedingung, um seinen positiven Gehalt wirksam werden zu lassen. Wenn auch der Einzelne, der sich zu ihm wandte, nicht immer oder vielleicht nur selten im Stande war, sich die einzelnen Momente dieser Verneinung der bisherigen Ergebnisse des Empfindens, Denkens und Wollens des menschlichen Geistes klar und in ihrer geschichtlich ursächlichen Verkettung aus einander zu legen, so war doch eine immerhin instinctive Haltung des Geistes in diesem negativen Sinn nöthig, ehe das Positive der neuen Lehre wirken konnte. Die schwächste Aeußerung desselben war das Gefühl der Belastung und der Beugung der inneren Kraft, gleichviel, was die Einzelveranlassungen sein mochten, die diesem oder jenem sich selbst gegenüber als Erklärung der in ihrer Gesammtheit ihm unerklärlichen Erscheinung dienten. Darum brachte das Christenthum eben sowohl die Erlösung für das speculative Denken, das sich in unauflösliche Widersprüche verwickelt sah, wie für den durch die Ungunst der socialen Verhältnisse zu Boden getretenen Armen.

In einem Gemeinwesen, das in allen Hauptzügen noch so wenig in die Bewegung eines inneren geschichtlichen Processes getreten war, wie die Deutschen nach ihrem eigenen Gefühle jener

Jahrhunderte, konnte der Einzelne eigentlich gar nicht zu jener negativen Vorbedingung des christlichen Glaubens gelangen. So lange das Herkommen, also die zur festgeprägten Form gewordene einmal gültige Fassung des Lebens, auch jede Gegenwart beherrschte und diese ihre geistige Einheit mit der Vergangenheit durch das Bestreben sich selbst jenem Ideal ganz gleich zu halten beurkundete, war eine Verzweiflung des Einzelnen an dem geistigen Gewinn der Vergangenheit und das ängstliche Suchen nach neuer Befriedigung, wie die Geschichte der Culturvölker der alten Welt es zeigt, an und für sich ausgeschlossen. Das, was ihm Befriedigung gab, lag nicht wie dort vor ihm in einer neuen unbekannten Offenbarung, sondern rückwärts deutlich und verständlich in dem Bilde, welches die Gegenwart von der Vergangenheit bewahrte. Selbst wenn sie ihr in der That nicht mehr glich, so genügte es doch zur Beruhigung des Gemüthes des Einzelnen, wenn nur der Glaube an diese ungestörte Einheit des geschichtlichen Volkslebens noch vorhanden war. Auch jener äußere Druck und jene leibliche Noth, die gewöhnlich in Verbindung mit der geistigen und sittlichen, aber auch allein dem Christenthum ganze Schaaren der eifrigsten Bekenner im Umfange des römischen Reiches zugeführt hatte, konnte hier bei den Deutschen nicht zu einem Bruch der heimischen Religion zu Gunsten der christlichen führen. Auch sie war nicht vorhanden, so lange die festen Fugen des herkömmlichen Familien-, Geschlechts- und Volksverbandes das Einzelleben zusammenhielten, so lange sich nicht durch Hervordrängen isolirter Größe und Reichthümer der Gegensatz eben so isolirter Hülflosigkeit entwickelt hatte. Die Ungleichheit der Vertheilung des äußeren Besitzes konnte allein so wenig wie die untergeordnete und abhängige Stellung ganzer Schichten des deutschen Volkes ein solches Gefühl des unleidlichen Druckes und der rettungslosen Armseligkeit hervorrufen, selbst wenn sie in starreren und härteren Formen aufgetreten wäre, als es nach unserer Kenntniß der ältesten deutschen Verhältnisse geschah. Sie war bedingt, aber auch wieder erträglich gemacht durch den Zusammenhang mit der Vergangenheit, wodurch die Willkür und Laune des Einzelnen, die solchen Verhältnissen anderwärts, z. B. der Sclaverei in den römischen Ländern, ihre wahre Härte gegeben hatte, fast gar keinen Spielraum fand.

So wenig wie die unmittelbar nächste Gegenwart ein deut-

sches Gemüth mit jenem Unbehagen oder gar mit einer Verzweiflung erfüllen konnte, die zu einer freiwilligen Verzichtleistung auf die bisherigen Vorstellungen von dem Zusammenhang der höheren Mächte der Götter mit dem Menschen und zu einer Sehnsucht nach anderer und genügenderer Erkenntniß hierin führte, so wenig bedurfte es auch anderer Hoffnungen, anderer Verheißungen für das gegenwärtige und künftige Leben, als die waren, an denen sich der Volksgeist der früheren Zeit hatte genügen lassen. Es war dies so sehr die nothwendige Folge des Behagens in der Gegenwart, welches selbst wieder nur in einem festen und organischen Anlehnen an die Vergangenheit wurzelte, daß das eine ohne das andere nicht denkbar ist. Darauf kam es gar nicht an, daß die Gegenwart dem Einzelnen in ihrer thatsächlichen Gestaltung alles das brachte, was er zum Schmuck und zur Freude seines äußeren und inneren Lebens bedurfte, wenn nur die bekannten, allgemein gültigen und abgesehen von den eigensinnigen Ansprüchen der gesteigerten und überreizten Individualität feststehenden Ideale in ihrer naiven Einfachheit überhaupt als innerlich befriedigend und zugleich als erreichbar angesehen wurden. Dasselbe wie für die irdische gilt auch für die jenseitige Zukunft: auch hier bedurfte man keiner Neuerungen, so lange das Volks- und Einzelleben in seinem alten Gleise blieb und die besonderen Regungen der Individualität vor der Gemeinsamkeit des Volksgeistes noch verschwanden.

Der deutsche Geist zeichnet sich im Gegensatz zu den Elementen des griechischen und römischen gleich bei dem ersten geschichtlichen Auftreten des Volks durch eine gewisse Weichheit und Innerlichkeit aus, die durch alle Gestaltungen, die er in seiner Urzeit erzeugt hat, hindurchscheint. Darauf beruht die den Römern imponirende Stellung der Frauen, der Kinder, des Gesindes [7]) und ein gewisser spiritualistischer Hauch, der sich durch die Gebilde der religiösen Anschau-

---

7) Die bekannten Zeugnisse des Tacitus über diese Verhältnisse müssen fortwährend in ihrer vollen Kraft aufrecht erhalten werden und kein Drehen und Deuteln darf daran ändern. Es ist keine andere tendenziöse Absicht dabei, als die der selbstverständliche Hinblick auf die analogen römischen Zustände gab. Ueberhaupt wäre es einmal an der Zeit, daß die triviale Auffassung der Germania als eines Sittenspiegels für die Römerwelt aus der Wissenschaft herausgestoßen würde. Gerade mit demselben Recht könnte man die Schilderung Herodots von den Sitten der ägyptischen, persischen und anderer barbarischer Völker

nur irgend eine Begreiflichkeit für den deutschen Geist gehabt hätte, sowohl von Seite der Form wie des Inhalts. Ohne hier auf das Einzelne einzugehen, möge es genügen, nur auf die Bildungsgeschichte des Dreieinigkeitsbegriffes hinzudeuten, der seit dem dritten Jahrhundert in den Vordergrund der christlichen Speculation trat. Nur eine Jahrhunderte lange Beschäftigung mit philosophischen Problemen, wie sie die Culturvölker des Alterthums durchgemacht hatten, konnte das unentbehrliche Rüstzeug dazu bieten, und wenn natürlich die active Rolle dabei in die Hände weniger fachmäßig und methodisch Gebildeter und Gelehrter fiel, so setzte doch der ganze Gegenstand die Möglichkeit einer in vielen Abstufungen vorhandenen Receptivität der ganzen Masse der Christen voraus, die auch überall da wirklich vorhanden war, wo schon in den Ausdrücken der allen Gelehrten und Ungelehrten gemeinsamen Sprache die philosophischen Begriffe, mit denen man dabei zu Werke gehen mußte, dem Verständniß an und für sich offen lagen, wenn sie auch nicht in ihrer ganzen Reinheit und Tiefe von allen erfaßt werden konnten. Diese speculative Seite tritt ohne Frage seit dem dritten Jahrhundert so sehr in den Mittelpunkt der christlichen Entwickelung, daß alle anderen in gewissem Sinne fürs erste etwas neben aus geschoben wurden. Jeder Einzelne, es mochten die Voraussetzungen seines Geisteslebens verhältnißmäßig so ungenügend sein, wie sie wollten, war genöthigt, sich unmittelbar daran zu betheiligen, besonders als nun gar durch die von Arius und seinen Genossen versuchte Festhaltung der älteren einfachen Vorstellung von dem Verhältniß der göttlichen Personen zu einander bald zwei große Gegensätze die ganze christliche Welt unter sich theilten, und die historischen Thatsachen legen Zeugniß davon ab, mit welcher inneren Energie sich geradezu alle Einzelnen an diesem Geisteskampfe betheiligten. Eine solche Forderung, die von den damaligen Hauptvertretern der christlichen Kirche selbst geradezu als die erste und unerläßliche hingestellt wurde, die Forderung, äußerlich und innerlich an Fragen Theil zu nehmen, die nach Form und Inhalt gleich unbegreiflich für jeden sein mußten, der nicht in den unmittelbar höhere Bildung bedingenden Einflüssen des nationalen Geistes- und Culturlebens durch selbstthätige Aneignung ihrer Resultate dazu befähigt war, konnte nur im höchsten Grade zurückschreckend wirken, so lange der, an den sie gestellt wurde, noch irgend gei-

stige Güter, wenn auch in der einfachsten und rohesten Form besaß, die den Regungen seines inneren Lebens hinlänglich genügten. Wie hätten diese Deutschen unter solchen Verhältnissen dazu gelangen sollen, das Sichere und Befriedigende ihres religiösen Bewußtseins gegen das vollständig Undurchsichtige, Zusammenhangslose und ihnen innerlichst Gleichgültige des römischen Christenthums freiwillig oder von innen heraus zu vertauschen?

Die ethische Seite des Christenthums.

Die sittlichen Anforderungen, welche das Christenthum an den Einzelnen stellte, sind zwar nur in sehr vereinzelten Fällen in der ganzen Strenge und Consequenz, wie sie theoretisch formulirt werden konnten, in die Wirklichkeit getreten, und die ungenügende Kraft der Menschen hat sich stets genöthigt gesehen, die Lücken ihrer eigenen Unvollkommenheit durch den Glauben an die göttliche Nachsicht und Barmherzigkeit und durch die Ausbildung der Heilsanstalten der sichtbaren Kirche auszufüllen; aber doch ist immer ihr Princip als ewig und allgemein gültiges Postulat in der christlichen Gemeinschaft betrachtet worden, selbst wenn das Leben der einzelnen Glieder derselben wenig davon verwirklichte. Ihre Substanz fällt, kann man sagen, mit der ethischen Grundlage der Persönlichkeit Christi zusammen, wenn man sie sich, wie es sich von selbst versteht, selbst fleckenlos durch den dunkeln Hintergrund der verzweifelten Sündhaftigkeit der Welt gehoben dachte, die bei allen anderen Individuen, außer dem einen erlösenden, natürlich auch das eigene Selbst ergriffen hatte. Für ein Volk von der geistigen und sittlichen Haltung, wie das deutsche, waren die sittlichen Anforderungen der christlichen Lehre eben so fremdartig, unverständlich und seinem innersten Wesen feindlich, wie die Persönlichkeit Christi den Idealen ferne stand, die sich in den aus seiner eigenen Seele herausgewachsenen Mythen abspiegelten. Die Ueberwindung der Welt, als der breiten Stätte der Sündhaftigkeit, und des eigenen Innern, der Sinnlichkeit im specifischen Sinne wie aller der Triebe und Gefühle des natürlichen Menschen, sofern sie nur sich selbst, ihrem freudigen Selbstgenuß und nicht großen objectiven Zwecken rein geistiger Natur dienen wollten, konnte nur dann wirklich gefordert und versucht werden, wenn man in der Welt und in dem eigenen Innern schon einer Macht sich bewußt worden war, die das geistige Gleichgewicht des Individuums zu vernichten vermochte. Aber ein solches Bewußtsein

für eine bevorzugte Stellung im öffentlichen Leben, wie es vorher als Lohn das Martyrium zu geben pflegte, und selbst die Reactionsversuche des Heidenthums unter Julian konnten an dieser schon eingewurzelten Thatsache wenig ändern. Nur in der nächsten Umgebung des Herrschers und so weit im einzelnen Fall seine unmittelbar persönliche Einwirkung reichte, konnte wieder der Glaube an die heidnischen Götter Ehre, Einfluß und Vermögen verschaffen, während der Durchschnitt der öffentlichen Zustände und des socialen Lebens ganz in der bisherigen Weise ein entschiedenes Uebergewicht des Christenthums zeigte. Aber auch von Constantins Zeit an verharrte die compacte Masse der deutschen Völkerschaften in ihrer Indifferenz gegen die neue Lehre. Auf sie hatte es keine Rückwirkung, wenn die in römischen Kriegsdienst tretenden Einzelnen oder Massen jetzt gelegentlich ebenso, wie früher dem römischen Heidenthum, der neuen christlichen Staatsreligion anheimfielen, besonders wenn sie zu Militär- oder Agriculturcolonien dauernd verwendet wurden oder nach einer begünstigten Stellung am Hofe und in der Nähe der Kaiser trachteten, wozu nur sehr ausnahmsweise noch Heiden gelangten. Ja es scheint sich jetzt die frühere Indifferenz gegen das Christenthum, welche den deutschen Geist demselben nur unzugänglich gemacht, aber nicht geradezu feindlich gegenüber gestellt hatte, sehr bald in eine entschiedene Feindschaft umgewandelt zu haben. Diese Veränderung hängt zusammen mit der allmählig immer mehr sich steigernden Wildheit des Kampfes zwischen dem römischen Staat und den Deutschen, welcher, wie bekannt ist, besonders seit Constantin immer mehr den düsteren Charakter eines Kampfes auf Leben und Tod, auf die völlige Vernichtung des einen oder des anderen Theiles angenommen hatte. Die Heere, die jetzt gegen die Deutschen ins Feld zogen, wurden von dem christlichen Gotte beherrscht und siegten durch seine Macht, wenn auch die Individuen, aus denen sie zusammengesetzt waren, und ihre Führer noch häufig dem Heidenthum zugethan blieben.[9] Aber die Kaiser selbst und mit

9) Ein ganz charakteristischer und authentischer Zug dieser Vorstellung findet sich in der vita D. Ambrosii per Paulinum conscripta, p. 6. ed. Bas. v. 1567: Per idem tempus Arbogastes comes adversum gentem suam, hoc est Franco-

ihnen der Genius des Staats erbaten jetzt von dem christlichen Gotte den Sieg und dankten diesem für den erhaltenen. Darum galt in der Anschauung der auswärtigen Völker der römische Staat von nun an mit Recht als ein christlicher, und ihre Feindschaft wandte sich in ganz anderer Weise als vorher gegen das Christenthum, als gegen die geistigste, aber zugleich stärkste Kraft, die die Waffen der Römer leitete und beschützte. Die vorher rein auf dem Boden der Privatstimmung sich haltende Abneigung gegen das Christenthum nahm somit auch bei den deutschen Stämmen einen, im specifischen Sinne des Wortes, politischen oder nationalen Charakter an, und dies war um so folgenreicher, je mehr sich ihre immer noch negative Auffassung der Gesammtnationalität in ihrem Gegensatz zu dem Römerthum innerlich verbitterte und verhärtete.

Die äußere friedliche Berührung des christlich-römischen Elementes mit dem deutschen wurde durch diese gesteigerte Verdüsterung des Nationalhasses dennoch nicht beschränkt. Fortwährend gingen noch in größerem Maßstab als früher Schaaren von Deutschen aus allen Stämmen in römische Dienste, und ihr Zusammenhang mit der Heimat hörte auch jetzt eben so wenig augenblicklich auf wie früher. Der Handelsverkehr dehnte sich mitten unter dem Kriegsgetöse eher noch mehr aus, als daß er zurückgewichen wäre, denn die Deutschen wurden mehr und mehr in ihren äußeren Lebensgewohnheiten abhängig von der römischen Civilisation, deren Producte sie sich bei ihrem immer glücklicheren Vorwärtsdringen häufig mit Gewalt verschafften; aber Gewalt und List reichten nicht aus, um das gesteigerte Bedürfniß darnach zu befriedigen. Damals lag rings um die deutschen Grenzen längs des Rheins und der Donau, wo früher vereinzelte christ-

---

rum, bellum paravit atque pugnando non parvam multitudinem manu fudit, cum residuis vero pacem firmavit. Sed cum in convivio a regibus gentis suae interrogaretur utrum sciret Ambrosium, et respondisset nosse se virum et diligi ab eo atque frequenter convivare cum illo solitum, audivit: Ideo vincis omnes, qui ab illo viro diligeris, qui dicit Soli sta et stat. Arbogastes war selbst noch Heide geblieben, nichts desto weniger steht er als Diener des christlich-römischen Staats unter dem Schutz des römischen Gottes, der sich ihm durch sein bevorzugtes Werkzeug, den heil. Ambrosius, vermittelt.

liche Gemeinden mit unscheinbaren Anfängen angewachsen waren, eine Reihe großer Mittelpunkte des kirchlichen Lebens. Seit den massenhaften Uebertritten unter und nach Constantin blieben in der romanisirten keltisch-deutschen Bevölkerung der Rhein- und Donauprovinzen nur verhältnißmäßig schwache Reste des alten Heidenthums in nationaler oder römischer Färbung übrig, und diese Landschaften konnten mit Fug und Recht als gut christlich gelten. Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Cöln, Xanten in erster Linie, in zweiter Metz, Trier, Tongern, wurden jetzt überwiegend christliche Städte in den Rheinlandschaften, die den Deutschen immer näher gerückt waren und in denen noch mehr wie früher eine Menge von Fäden des socialen und commerciellen internationalen Verkehrs zusammenliefen. Dieselbe Stellung nahmen an dem oberen Laufe der Donau Augsburg und Lorch ein, in denen sich jetzt ebenso energisch christliche Cultur einbürgerte, wie dort am Rhein, wo sie vielleicht von etwas älterem Ursprung sein mag.

Unter solchen erleichternden und begünstigenden Verbindungen begann auch die Missionsthätigkeit der Kirche jetzt, wo sie durch ganz andere Mittel und durch den Schutz des Staates unterstützt war, noch in viel umfassenderem Maßstab als früher sowohl auf die in den römischen Unterthanenverband eingetretenen heidnischen Deutschen, als auf ihre freien Stammgenossen zu wirken.

So sah sich die heidnisch-germanische Nationalität von dem Christenthum jetzt mit ganz anderen und viel mächtigeren Waffen bedroht wie früher, aber der Erfolg war eben nur eine Steigerung der zähen Beharrlichkeit in der heimischen Tradition, ein äußerlich noch festeres Halten des Geistes an den ererbten Formen der religiösen Vorstellungen, und seine Aeußerung ein offensiver Fanatismus gegen das Christenthum, von welchem früher keine Rede sein konnte. Davon legen die Raub- und Vernichtungszüge Zeugniß ab, welche die deutschen Völkerschaften im Laufe des vierten Jahrhunderts unternahmen, und die in dem Maße immer ausgedehnter und verheerender wurden, als das System der römischen Vertheidigungsanstalten seinen früheren Charakter verlor, wo es auf eine consequente Durchführung eines gelegentlich in die Offensive übergehenden Defensivkrieges berechnet war, während jetzt eine schwach und zagend geführte Defensive mit eben so vereinzelten und für die Dauer erfolglosen Offensivbewegungen

abwechselte, die sich in ihrem strategischen Charakter in nichts von dem naiven Naturalismus der deutschen Kriegsführung unterschieden. Die Wuth der Deutschen pflegte sich bei solchen glücklichen Unternehmungen insbesondere gegen die Kirche und die Priester, als die eigentlichsten Vertreter ihres Hauptfeindes, des christlichen Gottes der Römer, zu kehren, und der Grund dieser schon im vierten Jahrhundert so häufigen, im fünften selbstverständlichen und allgemein bekannten Erscheinung darf nicht darin gesucht werden, daß der Schmuck der gottesdienstlichen Gebäude und die Wohlhabenheit der Priester die Raubgier der Barbaren besonders reizte. Denn wenn auch die äußere Pracht der gottesdienstlichen Gebäude nicht blos in Rom und Konstantinopel, sondern wie in allen Theilen des Reichs, so auch in den Rhein- und Donaulandschaften seit Constantin fortwährend gestiegen war, so erreichte sie doch noch immer nicht jenen überschwänglichen Luxus, der sich in den Privatwohnungen der Reicheren und Vornehmeren entfaltete, der in Städten wie Trier und Cöln nach ausdrücklichen Zeugnissen der Zeitgenossen auf derselben Stufe stand, wie in den seit einem Jahrtausend mit dem Raffinement der materiellen Civilisation bekannten östlichen und südlichen Gegenden des Reichs. Auch würde die Wohlhabenheit der Priester, insbesondere der Bischöfe, die allerdings im Gegensatz zu der auf schreckenerregende Weise um sich greifenden Verarmung der Massen in einer ihre christliche Uneigennützigkeit so oft schwer gefährdenden Weise im Steigen begriffen war, noch immer nicht erklären, warum sich die Grausamkeit der Barbaren mit solchem Fanatismus gegen ihren Leib gewandt, und ihnen so oft mit allen für ihre rohe und ungelenke Phantasie erdenkbaren Qualen den Märtyrertod bereitet hat.

In solchen Zuständen konnte von einer fortschreitenden Bekehrung der Deutschen durch das römische Christenthum in der That noch viel weniger die Rede sein, als früher, obgleich einzelne Fälle gerade so wie früher doch noch die Möglichkeit bewiesen, daß trotz dieser gesteigerten Hindernisse der äußeren und inneren Situation eine Bekehrung auf eigentlich deutschem Boden sich vermittelte. So machte jetzt das Christenthum nicht blos unter den auf deutschen Reichsgrenzen angesiedelten germanischen Leten Fortschritte, sondern auch schon lange vor der Mitte des vierten Jahr-

hunderts unter den gothischen Stämmen jenseits der Donau, die freilich weniger als andere die äußeren Formen des nationalgermanischen Wesens in Sitte und Glauben sich erhalten hatten.[10]) Die christliche Hagiographie hat aus etwas späterer Zeit auch den Namen einer markomannischen Fürstin Frithigild aufbewahrt, die am Ende des vierten Jahrhunderts durch einen christlichen Italiener, entweder einen der Deutschland nach allen Richtungen durchziehenden Gewerbsleute, oder einen Kriegsgefangenen, bekehrt wurde.[11]) Welche Stellung andere bekehrte Deutsche, die dem gothischen Stamme nicht angehörten, in ihrem Volke vor ihrem Uebertritt eingenommen haben, läßt sich nicht erkennen. Es wäre sehr wichtig zu wissen, ob sie in der Reihe der eigentlich allein in Betracht kommenden Glieder desselben, des Adels und der geehrten und reichen Freien standen, oder ob sie schon durch ihre gesellschaftliche Position von dem Strom des gemeinsamen Volkslebens, das sich in diesen als dem eigentlichen Volk concentrirte, seitab standen. War dies letztere der Fall, so hat ihre Bekehrung weniger Auffallendes, weil es natürlich war, daß Einzelne aus den niederen Schichten, deren sociale Lage allmählig mehr und mehr von jener traditionellen Erträglichkeit der früheren Zeit verloren hatte, sich von dem Unbehagen ihrer Zustände bis zu einem völligen Bruch mit dem innersten Kern der ganzen Nationalität, dem Glauben, führen ließen.

Gewiß ist es, daß, wer auf solche Weise aus dem geistigen Verband des Volkes heraustrat, auch an und für sich als dem

---

10) Es wird sich unten ergeben, wie weit das gothische Wesen jener Zeit, des Anfangs des ersten Jahrhunderts, noch als der nationalen Haltung treu geblieben zu betrachten ist. Einstweilen verweise ich im allgemeinen, was die äußere Bekehrungsgeschichte der Gothen betrifft, auf Waitz Ulfila, wo sich mit Hülfe einer sehr merkwürdigen neu aufgefundenen Quelle die neuesten Untersuchungen über die Rolle, die Ulfila dabei gespielt, sowie über die wichtigsten damit in Verbindung stehenden Vorgänge finden.

11) Ueber Frithigild s. D. Ambr. vita per Paulinum consc. p. 8 in der ed. Bas. v. 1567. Paulinus verschiebt nur nach seiner panegyristischen Tendenz den Causalnerus dieser Bekehrung, indem er sie als durch ihre aus der Ferne wirkende Verehrung gegen Ambrosius, von welchem ihr jener Christ erzählt hatte, geschehen darstellt, während die Sache selbst und die weitere Erzählung ergeben, daß sie nach der Bekehrung mit Ambrosius in Verbindung kam.

ganzen Volksthum entfremdet, von den anderen Volksgenossen als ihr Feind, oder, was dasselbe war, als ein Freund des Römerthums betrachtet werden mußte, das jetzt mit dem Christenthum so gänzlich identificirt erschien. So wurden die gothischen Christen nach heftigen Verfolgungen[12]), in denen ihr neuer Glaube geprüft wurde, genöthigt, ihre Heimat zu verlassen und sich auf römisches Gebiet zu begeben, wo sie in vielen unter anderen Verhältnissen schon länger bekehrten Stammesgenossen einen natürlichen Anknüpfungspunkt fanden. Waren die äußeren Vortheile, auf die sie bei ihrer Flucht aus der Heimat Verzicht leisten mußten, im allgemeinen nicht sehr groß, wie zu vermuthen ist, so war auch von dieser Seite her die Möglichkeit ihrer Bekehrung und ihrer späteren Standhaftigkeit sehr erleichtert. [13]) Wie sehr die Anschauung von der Identität von Christenthum und Römerthum sowohl auf Seite der Germanen wie auf Seite der Römer fest stand und als Axiom galt, davon legt jene bereits erwähnte Bekehrungsgeschichte der Frithigild ein lehrreiches Zeugniß ab. Der heil. Ambrosius, der sich durch schriftlichen Verkehr lebhaft an der Bekehrung der deutschen Fürstin betheiligt hatte, machte es zu einer Art Bedingung für die Lauterkeit und Stetigkeit ihres Uebertritts, daß sie bei ihrem Gemahl mit aller Kraft dahin wirken solle, daß er sich zu friedlichen Verhältnissen mit dem römischen Staate

---

12) Ueber die äußere Geschichte dieser Verfolgungen verweise ich einstweilen auf Waitz l. c. 39. Weiter unten wird sich noch Gelegenheit ergeben, auf einzelne Züge daraus, so weit sie für den Zweck dieser Darstellung in Betracht kommen, einzugehen und ihre äußere und innere Bedeutung für die Geschichte des Christenthums im deutschen Volke zu erörtern.

13) Von diesem früheren gothischen Christenthum ist schon die Bekehrung des Fridigern sehr zu trennen, was sich unten noch näher ergeben wird. Sie erfolgte aus rein politischen Motiven, wie aus der Erzählung des Socrates H. Eccl. IV. 33 deutlich hervorgeht: *αὕτη πρόφασις* (d. h. die Hülfe, die Valens dem Fridigern leistete) *γέγονε τοῦ χριστιανοὺς γενέσθαι τῶν βαρβάρων πολλούς· ὁ γὰρ Φριτιγέρνης χάριν ἀποδιδοὺς ὧν εὐεργετεῖτο τὴν θρησκείαν τοῦ βασιλέως* (Arianismus) *ἠσπάζετο* etc. Ebenso läßt sich der Sachverhalt aus der kurzen Erzählung in der Passio St. Nicetae ex Simeon Metaphraste Act. S. Sept. V. zwischen den Zeilen herauslesen. Erst nachdem Fridigern von Athanarich vertrieben und von Valens aufgenommen war, ficht er unter dem Zeichen des Kreuzes und siegt durch dasselbe über Athanarich. ibid. Cap. II.

hunderts unter den gothischen Stämmen jenseits der Donau, die freilich weniger als andere die äußeren Formen des nationalgermanischen Wesens in Sitte und Glauben sich erhalten hatten.[10]) Die christliche Hagiographie hat aus etwas späterer Zeit auch den Namen einer markomannischen Fürstin Frithigild aufbewahrt, die am Ende des vierten Jahrhunderts durch einen christlichen Italiener, entweder einen der Deutschland nach allen Richtungen durchziehenden Gewerbsleute, oder einen Kriegsgefangenen, bekehrt wurde.[11]) Welche Stellung andere bekehrte Deutsche, die dem gothischen Stamme nicht angehörten, in ihrem Volke vor ihrem Uebertritt eingenommen haben, läßt sich nicht erkennen. Es wäre sehr wichtig zu wissen, ob sie in der Reihe der eigentlich allein in Betracht kommenden Glieder desselben, des Adels und der geehrten und reichen Freien standen, oder ob sie schon durch ihre gesellschaftliche Position von dem Strom des gemeinsamen Volkslebens, das sich in diesen als dem eigentlichen Volk concentrirte, seitab standen. War dies letztere der Fall, so hat ihre Bekehrung weniger Auffallendes, weil es natürlich war, daß Einzelne aus den niederen Schichten, deren sociale Lage allmählig mehr und mehr von jener traditionellen Erträglichkeit der früheren Zeit verloren hatte, sich von dem Unbehagen ihrer Zustände bis zu einem völligen Bruch mit dem innersten Kern der ganzen Nationalität, dem Glauben, führen ließen.

Gewiß ist es, daß, wer auf solche Weise aus dem geistigen Verband des Volkes heraustrat, auch an und für sich als dem

---

10) Es wird sich unten ergeben, wie weit das gothische Wesen jener Zeit, des Anfangs des ersten Jahrhunderts, noch als der nationalen Haltung treu geblieben zu betrachten ist. Einstweilen verweise ich im allgemeinen, was die äußere Bekehrungsgeschichte der Gothen betrifft, auf Waitz Ulfila, wo sich mit Hülfe einer sehr merkwürdigen neu aufgefundenen Quelle die neuesten Untersuchungen über die Rolle, die Ulfila dabei gespielt, sowie über die wichtigsten damit in Verbindung stehenden Vorgänge finden.

11) Ueber Frithigild s. D. Ambr. vita per Paulinum consc. p. 8 in der ed. Bas. v. 1567. Paulinus verschiebt nur nach seiner panegyristischen Tendenz den Causalnexus dieser Bekehrung, indem er sie als durch ihre aus der Ferne wirkende Verehrung gegen Ambrosius, von welchem ihr jener Christ erzählt hatte, geschehen darstellt, während die Sache selbst und die weitere Erzählung ergeben, daß sie nach der Bekehrung mit Ambrosius in Verbindung kam.

ganzen Volksthum entfremdet, von den anderen Volksgenossen als ihr Feind, oder, was dasselbe war, als ein Freund des Römerthums betrachtet werden mußte, das jetzt mit dem Christenthum so gänzlich identificirt erschien. So wurden die gothischen Christen nach heftigen Verfolgungen[12]), in denen ihr neuer Glaube geprüft wurde, genöthigt, ihre Heimat zu verlassen und sich auf römisches Gebiet zu begeben, wo sie in vielen unter anderen Verhältnissen schon länger bekehrten Stammesgenossen einen natürlichen Anknüpfungspunkt fanden. Waren die äußeren Vortheile, auf die sie bei ihrer Flucht aus der Heimat Verzicht leisten mußten, im allgemeinen nicht sehr groß, wie zu vermuthen ist, so war auch von dieser Seite her die Möglichkeit ihrer Bekehrung und ihrer späteren Standhaftigkeit sehr erleichtert.[13]) Wie sehr die Anschauung von der Identität von Christenthum und Römerthum sowohl auf Seite der Germanen wie auf Seite der Römer fest stand und als Axiom galt, davon legt jene bereits erwähnte Bekehrungsgeschichte der Frithigild ein lehrreiches Zeugniß ab. Der heil. Ambrosius, der sich durch schriftlichen Verkehr lebhaft an der Bekehrung der deutschen Fürstin betheiligt hatte, machte es zu einer Art Bedingung für die Lauterkeit und Stetigkeit ihres Uebertritts, daß sie bei ihrem Gemahl mit aller Kraft dahin wirken solle, daß er sich zu friedlichen Verhältnissen mit dem römischen Staate

12) Ueber die äußere Geschichte dieser Verfolgungen verweise ich einstweilen auf Waitz l. c. 39. Weiter unten wird sich noch Gelegenheit ergeben, auf einzelne Züge daraus, so weit sie für den Zweck dieser Darstellung in Betracht kommen, einzugehen und ihre äußere und innere Bedeutung für die Geschichte des Christenthums im deutschen Volke zu erörtern.

13) Von diesem früheren gothischen Christenthum ist schon die Bekehrung des Fridigern sehr zu trennen, was sich unten noch näher ergeben wird. Sie erfolgte aus rein politischen Motiven, wie aus der Erzählung des Socrates H. Eccl. IV. 33 deutlich hervorgeht: *αὔτη πρόφασις* (d. h. die Hülfe, die Valens dem Fridigern leistete) *γέγονε τοῦ χριστιανοὺς γενέσθαι τῶν βαρβάρων πολλούς· ὁ γὰρ Φριτιγέρνης χάριν ἀποδιδοὺς ὧν εὐεργετεῖτο τὴν θρησκείαν τοῦ βασιλέως* (Arianismus) *ἠσπάζετο* etc. Ebenso läßt sich der Sachverhalt aus der kurzen Erzählung in der Passio St. Nicetae ex Simeon Metaphraste Act. S. Sept. V. zwischen den Zeilen herauslesen. Erst nachdem Fridigern von Athanarich vertrieben und von Valens aufgenommen war, ficht er unter dem Zeichen des Kreuzes und siegt durch dasselbe über Athanarich. ibid. Cap. II.

unschöneren als die ursprüngliche war, von der sie sich einst losgelöst hatten, aber immerhin doch zu einer Organisation krystallisirten.[1]) Wer überhaupt die Bedeutung der Sprachgeschichte als des treuesten und reinsten Spiegels innerer Vorgänge des Volkslebens zu würdigen versteht, wird aus dieser einen Erscheinung auch an die Nothwendigkeit ähnlicher, nach allen Richtungen hin die Volkszustände zerstörender und verwirrender Einflüsse glauben, so wenig sie sich durch so durchaus authentische und unabweisbare Thatsachen, wie die, welche die wissenschaftliche Sprachforschung an die Hand giebt, constatiren lassen. Die deutschen Völker sind in jener vorhistorischen Zeit nicht blos räumlich von ihren Ursitzen getrennt und dabei die einzelnen Abtheilungen bunt durch einander geworfen, verwandte Gliederungen versprengt, ferner stehende mit einander amalgamirt, oder auch wohl Deutsches mit ganz Fremdem verkittet worden, sondern auch in den Sitten und Einrichtungen des Lebens, im Recht und im Glauben lassen sich die innerlich den erwähnten entsprechenden Vorgänge mit derselben Wahrscheinlichkeit vermuthen, mit welcher der Naturforscher aus den Bruchstücken eines Skelettes auf den ganzen Knochenbau und die gesammte Organisation eines urweltlichen Thieres schließt.

Aber wie in der Sprache, so arbeitete sich auch auf anderen Gebieten der Volksgeist zu neuen Organisationen durch. Sie wurden zwar ganz anders als die ursprünglichen, von denen er in

---

1) Es wäre eine eben so ungegründete Vorstellung von diesem Vorgang in der Sprachgeschichte, wenn man ihn blos auf diejenige Seite der Sprachentwickelung, wo er unter dem Namen Lautverschiebung durch Jac. Grimm nachgewiesen worden ist, auf die Consonanten der Guttural-, Labial- und Lingualreihe, beschränkt dächte, als wenn man überhaupt solche sprachliche Erscheinungen ohne allen Zusammenhang mit analogen Vorgängen auf anderen Gebieten des nationalen Lebens blos als eine isolirte Abnormität hinstellen wollte. Es fällt nicht schwer nachzuweisen, wie auch in dem Vocalismus der deutschen Sprache, in den Flexionen, Wortbildung rc., vor allen Dingen in dem Gesetze des Ablauts, welches so mächtig Nomen, Verbum und Wortbildung beherrscht, aus der neu gewonnenen Gesetzmäßigkeit des Gothischen heraus sich deutlich mit Hülfe einer verständigen und auf den Kern eingehenden Benutzung der vergleichenden Grammatik Rückschlüsse auf eine Periode der Verwirrung und Verstümmelung entnehmen lassen, die hier auszuführen freilich nicht am Orte wäre. Einiges davon wird gelegentlich weiter unten beachtet werden können, worauf ich einstweilen verweise.

der Mittelperiode der äußeren und inneren Verstörung abgewichen war, aber in ihrer Art ein eben so fest gefügtes und wohl gegliedertes Ganze, wie die neugestaltete Sprache, nur mit dem Unterschied, daß sich dort die Momente der Verstörung nicht mit der Sicherheit, wie hier, auch aus der späteren Reorganisation heraus erkennen lassen.[2])

Charakter der vorrömischen Periode.

In den alleräußerlichsten Zuständen der deutschen Stämme machte sich eine Rückkehr zu organischen Bildungen zunächst dadurch fühlbar, daß an die Stelle des gesetz- und gestaltlosen Drängens unter- und durcheinander und nach außen jetzt eine gewisse Gesetzmäßigkeit in die Bewegung der einzelnen Glieder und der Gesammtmasse des Volks kam, denn die Bewegung selbst hörte keineswegs auf. Die deutschen Völkerschaften waren im Anfang ihrer beglaubigten Geschichte noch in ebenso unaufhaltsamem Vordringen nach Westen und Südwesten begriffen, wie seit dem Beginn ihrer Trennung von der asiatischen Urheimat. Aber früher war diese große und gesetzmäßige Richtung nach Westen und Südwesten durch andere abnorme häufig durchkreuzt worden. Das eclatanteste Beispiel dieser Art ist die nach Nordwesten ge-

---

2) Der Grund davon liegt in dem Wesen der Sprache überhaupt. Die sinnliche Seite derselben macht es möglich, gewisse Gesetze aufzufinden, die wie physikalische oder mathematische mit zwingender Gewalt den Einzelnen, der sich ihrer bedient, ihr dienstbar machen und die im ganzen und großen mit derselben Regelmäßigkeit vor sich gehen, wie die Lebensfunctionen des Körpers. Aus dem Postulate der Regelrichtigkeit der sprachlichen Erscheinung heraus sind die Schlüsse auf das, was in einem besonderen Sprachstande abnorm ist und warum es abnorm ist, mit Sicherheit zu gewinnen, wie es in den anderen Regungen des Volkslebens, in denen die unendliche Mannichfaltigkeit der geistigen Freiheit die allerdings auch hier vorhandenen Gesetze so sehr modificirt, nicht der Fall sein kann. Für den gegebenen Fall, die deutsche Sprache, haben wir in den gothischen Denkmälern eine relativ so massenhafte und vollständige Kenntniß ihrer ältesten geschichtlichen Erscheinung, wie sie in keinem der anderen Gebiete der nationalen Gebilde vorhanden ist. Sie reichen vollkommen aus, um uns in ihren Organismus klare Einsicht gewinnen zu lassen, so unschätzbar auch ein noch größerer Umfang derselben für die Aufklärung von Einzelheiten wäre. Als Folie dazu dienen die Hülfsmittel, welche die vergleichende Grammatik an die Hand giebt, und diese und jene zusammen genommen genügen wenigstens, um zu erkennen, was in Verwirrung gekommen war und was wieder in neue und im gewissen Sinn auch organische Fugen gerückt wurde.

richtete Strömung der germanischen Völker, welche den größten Theil Scandinaviens den finnischen Ureinwohnern entriß. Sie erschien der Geschichtsbetrachtung einer späteren, keineswegs zu tief gehenden Reflexionen geeigneten Zeit so widernatürlich, daß Jornandes Scandinavien als Ausgangspunkt der großen Bewegung ansah, welche die Deutschen über den ganzen europäischen Continent und bis nach Afrika zerstreute. Es ist möglich, daß er hierin von seinen sonst gebrauchten gelehrten Autoritäten abhängig ist, aber eben so wohl kann er einer unmittelbaren Volkstradition folgen[3]), die sich die räthselhafte Erscheinung der germanischen Bevölkerung in Scandinavien nur dadurch zu erklären vermochte,

---

3) Die Worte des Jornandes lassen die Beschaffenheit seiner Quelle nicht deutlich durchscheinen: Cap. IV.: Ex hac igitur Scanzia insula quasi officina gentium aut certe velut vagina nationum — Gothi quondam memorantur egressi. Dies kann sowohl aus der Volkstradition wie aus der gelehrten Literatur, welche sich unter der gothischen Herrschaft in Italien, wie wir wissen, so eifrig mit der Geschichte des Volks und dadurch von selbst auch mit Gegenständen der allgemein germanischen Urgeschichte beschäftigte, entnommen sein. Da aber an einer anderen Stelle eine mit vielen und meist richtigen ethnographischen Notizen angefüllte Geographie und Beschreibung von Scandinavien auf diese erste Bemerkung folgt, die Jornandes doch nur aus den gelehrten Vorarbeiten entnommen haben kann, so ist es wahrscheinlicher, daß memorantur sich auch auf derartige Quellen bezieht. Wäre es volksmäßige Tradition, so hätte sie das Nämliche gethan, was die sächsische Stammsage that, die Widukind nicht erfunden haben kann, weil er sonst auch die anderen damit in unzertrennbarem Zusammenhang stehenden Sagen erfunden haben müßte, eine Ehre, die ihm wohl Niemand zutheilen wird, wonach die Sachsen zu Schiffe in ihre spätere Heimat gekommen und in der Elbmündung gelandet seien, von wo aus ihre meisten Seezüge während der Völkerwanderung, namentlich die Unternehmungen gegen die britischen Inseln, ausgingen (Wid. I, 3. pro certe autem novimus Saxones — navibus advectos etc.; daneben steht dann ganz naiv die gelehrte Reminiscenz von der Eroberung Britanniens, die er aus Beda kennt, ohne daß er eine Ahnung davon hat, daß beides im Grunde dasselbe, d. h. das erste nur eine sagenmäßige Umkehr des letzteren ist). Wäre dieser Zug aus gelehrten Reflexionen hereingekommen, so hätte sich dieser auf dieselbe naive Weise das Sachverhältniß umgedreht, wie Rudolf von Fuld in der Transl. St. Alexandri c. 1. (Pertz II, 674): Saxonum gens, sicut tradit antiquitas (was bei dem gelehrten Mönch nicht unmittelbar Volksüberlieferung, sondern entweder gelehrte Quelle oder die nach seinem eigenen Ermessen zugestutzte Sage ist) ab Anglis, Britanniae incolis, egressa per Oceanum navigans Germaniae litoribus — appulsa est. Zwischen der Auswanderung und dieser Notiz liegen vier-

daß sie dorthin den autochthonischen Sitz des ganzen Germanenthums verlegte.

In dem Beginn der historischen Zeit tauchten nur noch vereinzelte Erscheinungen als Nachklänge der regellosen Uebergangsperiode auf, in denen die stetigen Gesetze der Gesammtfortbewegung der deutschen Völker verlassen wurden, oder als noch nicht allgemein durchgedrungen zu betrachten sind. Das Ergebniß solcher abnormer Vorgänge war, wie es sich von selbst versteht, daß sie als momentane Phänomene einen viel gewaltigeren und großartigeren Eindruck auf die Zeit hervorbrachten, als das innerlich geregelte langsame Fortschieben der Masse der deutschen Stämme in der natürlichen Richtung; aber eine dauernde Bedeutung für die Geschichte wohnte ihnen nicht ein.

So ist der gewaltige Völkersturm der Cimbern und Teutonen, den man nur mit Verkennung aller inneren und äußeren Zeugnisse der Geschichte zu einem keltischen Wander- und Kriegszug stempeln kann[4]), vorübergebraust ohne auf die übrigen deutschen Völker selbst, und noch viel weniger auf die Gestaltung der gesammten europäischen Verhältnisse Wirkungen auszuüben, die irgendwie den dabei in Bewegung gesetzten Kräften und den anfänglichen Erfolgen entsprachen.

Bei einer solchen, nur von innen heraus möglichen Regelung des nach außen gerichteten Laufs des Volks, deren allgemeine Gesetze so tief verborgen lagen, daß sie vor dem Schein der Willkührlichkeit des ganzen Vorganges dem Auge eines fremden Beobachters entzogen bleiben mußten, — denn es läßt sich nichts scheinbar Willkührlicheres denken, als jenes instinctive Streben der germanischen Völker nach Westen und Südwesten, das weder eine klar zu formulirende Veranlassung, noch weniger ein klar vor Augen liegendes Ziel

---

hundert Jahre, zwischen Jornandes und der Einwanderung der scandinavischen Germanen muthmaßlich wenigstens noch einmal so viel, also Zeit genug, um den wahren Sachverhalt vergessen zu lassen.

4) Es genügt allein schon auf Grimm, Gesch. d. d. Spr. II, 632, zu verweisen, wo man die wichtigsten Zeugnisse über die Herkunft dieser Stämme zusammengestellt findet. Ob man so weit gehen darf, wie es dort geschieht, in späteren Völker- und Ländernamen der cimbrischen Halbinsel, in den Ditmarsen, Stormarn die Namen der Teutonen und Cimbern nachzuweisen, kann hier nicht weiter erörtert werden.

für sich anführen konnte, — ist es begreiflich, daß die deutschen Stämme bald vergaßen, daß ihre frühere Geschichte einen ganz anderen Charakter gehabt hatte als die allernächste Vergangenheit. In ihren schon durch eine verhältnißmäßige Stetigkeit wieder von neuem zu organischer Gestaltung gediehenen Zuständen behielten sie von jener Zeit des wilden Durcheinanderwogens der elementaren Strömungen des Volkslebens nicht einmal mehr eine Ahnung über. So bildete sich allmählig bei ihnen der Glaube, daß sie Autochthonen und von Anfang an mit dem Boden verwachsen seien, den sie in der Gegenwart bewohnten, der doch vielleicht noch vor wenigen Menschenaltern von Kelten bewohnt war. Es spiegelt dieser Glaube allerdings auch eine kindliche Vergeßlichkeit des Volkes ab, für die wir bei unserer jetzigen Art der gelehrten Vermittelung der geschichtlichen Kenntnisse gar keinen Maßstab mehr besitzen, aber er hat seine kräftigsten Wurzeln in dem Gefühl der Festbegründung und Dauerhaftigkeit der bestehenden Verhältnisse, das sich nach der Vergangenheit hin nicht einmal durch die Reminiscenzen anders gewordener Zustände in seiner naiven Sicherheit und seinem Glauben an die Ewigkeit dessen, woran es sich in der Gegenwart befriedigte, irre machen lassen wollte, wobei die Continuität der Heimat als erste und wichtigste Grundlage nicht zu entbehren war.

Das organische Vordrängen aller deutschen Stämme nach Westen und Südwesten brachte dieselben bis in die Hälfte des letzten Jahrhunderts vor Christus fast nur mit den Kelten in Berührung, und zwar auch nicht alle Stämme, sondern nur diejenigen, die nach der dauernden Regelung der geographischen Vertheilung der einzelnen deutschen Völkerschaften an den äußeren Rand der ganzen Masse gedrängt waren. Man erkennt mit Sicherheit, daß im großen und ganzen ein stetiger Fortschritt auf dieser natürlichen Bahn stattfand, wenn auch im einzelnen manche Schwankungen, wohl auch gelegentlich Rückschläge, von Seite der Kelten eintraten. Alle deutschen Stämme bewegten sich zwar langsam, aber unaufhaltsam den durch die Natur bezeichneten Grenzen des ganzen Phänomens entgegen, die aller Wahrscheinlichkeit nach nur an dem westlichen Ocean, dem atlantischen Meere, liegen konnten. Die Kelten wären damit wenigstens auf dem Continent dem sicheren, wenn auch noch auf Jahrhunderte

hinausgeschobenen Untergang verfallen gewesen und im Laufe der Zeiten hätte sich eben so unmerklich wie deutsches Blut und deutsche Sitten, so auch die Vorstellung der Autochthonie von den Ufern der Elbe und Weser an die der Loire und Garonne, ja wohl auch an die des Ebro und des Tajo übersiedelt.

Die nächsten Wirkungen der Besetzung Galliens durch die Römer.

Als die römische Politik den Germanen entgegentrat, so rettete sie allerdings die Existenz der gallischen, belgischen, helvetischen und Donau-Kelten, freilich nur um sie nach und nach in die Formen der römischen Bildung aufgehen zu lassen. Mit Cäsar und der Festsetzung der Römer am Rhein wurde dem instinctiven Vorrücken der Germanen Halt geboten und damit zugleich der Keim zu den durchgreifendsten Veränderungen in dem inneren Volksleben gelegt, die alle Seiten desselben ergriffen.

Von jener, man möchte sagen gemüthlichen, Verdrängung und Vertilgung der Kelten war nun weiter keine Rede. Vor ihnen erhob sich der eiserne Wall römischer Legionen und bald auch steinerne Befestigungen an allen Orten und Enden. Bald kehrte sich sogar das Verhältniß um: die römische Politik fand es für nöthig, wenigstens einen Theil des deutschen Landes in das strategische System von Gallien hineinzuziehen und griff diese Aufgabe mit ihrer gewöhnlichen, nur einmal in der Geschichte gesehenen Nüchternheit, Einsicht und Energie an, so daß jetzt die deutschen Stämme zu ihrer großen Ueberraschung auf eine Defensive gedrängt waren, der sie nach ihren äußeren und inneren Kräften nicht gewachsen schienen.

Dabei dauerte doch bei den deutschen Völkern das Streben in die Ferne hinaus genau in der früheren instinctmäßigen und trotz ihrer Langsamkeit unwiderstehlichen Art wenigstens überall da fort, wo nicht unmittelbare Gefährdung durch die Römer alle Gedanken von selbst auf die Defensive beschränkte. Die nach Westen und Süden vorgeschobenen Stämme mit Gewalt zurückgestaut, die im Binnenlande angesiedelten auf sie drängend, das ist im allgemeinen das Bild, welches die ethnographischen Zustände Deutschlands im Beginn unserer Zeitrechnung gewähren.

Es kam dadurch eine Störung in die erste und wesentlichste Basis der neu geordneten allgemeinen Zustände, deren Wirkungen sich zunächst eben nur auf das eine Verhältniß der äußeren An-

siedelung zu beschränken schienen. Aber bei dem engen Zusammenhang dieser einen Seite mit allen anderen Seiten des Volkslebens ergab sich daraus auch für sie alle eine immer weiter um sich greifende Störung, deren Causalnexus freilich dem Auge der Römer wie der Deutschen selbst entzogen blieb.

Grundlage der deutschen Zustände zu Cäsars Zeit.

So fragmentarisch die Notizen sind, die uns Cäsar über die deutschen Zustände seiner Zeit giebt, so reichen sie doch vollkommen aus, um aus ihnen noch die Existenz der einfachsten, von der Naivetät der Volksanschauung als ewig und unabänderlich festgehaltenen Verhältnisse zu erweisen, während uns etwa fünf Menschenalter später die Germania des Tacitus in einer relativ ausführlichen Schilderung des gleichzeitigen Deutschlands eine ganze Reihe von Veränderungen erkennen läßt, deren äußere Veranlassungen und chronologisches Auftreten zwar nicht immer, aber doch hier und da aus den zwischen diesen beiden Hauptquellen in der Mitte liegenden Nachrichten ersehen werden können. Die Basis der politischen und socialen Zustände der deutschen Völker war zu Cäsars Zeit der starke Zusammenhang, den die natürliche Verwandtschaft gab, oder, was dasselbe ist, der Glaube an das Vorhandensein einer solchen. Ueber der einfachsten Form derselben, der Familie im allgemein bürgerlichen Sinn, stand damals noch in ungebrochener Kraft der durch Glaube und Sitte geheiligte Geschlechtsverband, ungefähr analog der römischen Gentilverfassung der ältesten Zeit, und eine Gesammtheit derselben, zu der sich die einzelnen Geschlechter ähnlich wie die Familie zu dem Geschlecht verhielten, bildete den Volksstamm, der somit nicht blos auf einer politischen und localen Union sonst selbständiger Glieder, sondern zuerst auf der Gemeinsamkeit des Blutes beruhte. Unter solchen Zuständen war der staatliche Mechanismus einfach und auf der anderen Seite wieder innerlich sehr complicirt, falls man die wirklich bestehenden Verhältnisse auf äußere Rechtsformeln hätte bringen wollen. Von selbst lag die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten der Familie in der Hand ihres natürlichen Hauptes, ebenso in den aufsteigenden Gliederungen in den Händen der Geschlechts- und Stammes-Aeltesten, deren Geltung und Macht, wie überall in solchen naturwüchsigen und ihrem Begriffe nach noch gar nicht einmal von der ältesten Basis aller menschlichen Gesellschaftzustände, den Familienverhältnissen, abgelösten Einrichtungen,

allein durch die Sitte und das Herkommen und die persönliche Geltung der Individuen innerhalb dieser Gruppen bedingt, auf der einen Seite gelegentlich beschränkt, auf der anderen Seite aber auch ebenso oft verstärkt sein konnte. Es war also der reinste Typus der patriarchalischen Verfassung, wie er im wesentlichen überall in den Anfangsperioden der Völker vorkommt, nur hier individuell gefärbt durch eine gewisse Unstetigkeit des Territoriums, auf welcher sie sich entfaltete, obgleich das Volk in keiner Weise bis zu einer vollständigen Nomadenwirthschaft herabsank. Wenn wir sonst nichts über jene Zustände wüßten, so würde allein schon der Glaube der Deutschen an ihre Autochthonie[5]), der jedenfalls damals

5) Der Glaube der deutschen Stämme an ihre Autochthonie, der oben nach seiner inneren Bedeutung besprochen wurde, erhellt aus den oft citirten Stellen der Germ. 2 für das ganze Volk und 39 für die Semnonen. Der Versuch von W. Wackernagel (Ztsch. f. d. Alt. VI, 15.), diese so ganz deutlichen Nachrichten des Tacitus zu beseitigen oder auf allgemeine kosmogonische und anthropogonische Vorstellungen zurückzuführen, die entweder an gar keine bestimmte Oertlichkeit geknüpft waren, oder, wenn an eine, dann wohl an eine dunkel vorgestellte asiatische, zerfällt in seiner Willkürlichkeit in sich selbst. Denn die Reminiscenz an Asien ist bei allen Germanen ganz erloschen und nur erst wieder durch die gelehrte Geschichtschreibung eingeführt worden. Wenn Snorri die Asen aus Asien kommen läßt, so mag er eben so wenig auf eine naturwüchsige Ueberlieferung, auf eine wirkliche Volkssage sich stützen, als wenn der britische Nennius den ersten Menschen Alanus aus Asien einwandern läßt. Die nordisch-germanische Vorstellung der Autochthonie, die nur, wie alle nordischen Mythen, durch kindisch-greisenhafte Phantastik und Reflexion sehr entstellt ist, liegt in der Erzählung von Ymir, dem Urriesen, vor: das Local dieser dort so complicirten Menschenschöpfung kann nach der dabei verwandten landschaftlichen Decoration von Eis und Schnee nur im nordischen Lande selbst gedacht worden sein, wenngleich die Sage die eigentliche Schöpfung erst nach den ersten Zeugungsprocessen aus Ymirs Leib geschehen läßt, worin sich die ungeschulte Reflexion jener nordischen Welt deutlich zu erkennen giebt. — Als später durch große geschichtliche Ereignisse die Einflüsse paralysirt waren, aus denen sich die Vorstellung der Autochthonie entwickelt hatte, als die deutschen Stämme das kindliche Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Boden, auf dem sie jeweilig lebten, verloren, suchte der Volksgeist wieder in der Ferne herum nach dem Ursprung der Nation und wußte ihn natürlich nicht anders als in Anlehnung an schon vorhandene imposante Völkergestalten zu finden. So sind schon vor, aber noch mehr nach der Völkerwanderung die Sagen von der Abstammung der Franken von den Trojanern, der Sachsen von dem Heere Alexanders von Macedonien ermöglicht, wenn auch nur durch gelehrte Einmischung in ihre concrete Plastik entwickelt worden. Das älteste Beispiel der

schon vorhanden war, wenn er auch erst aus einer späteren Zeit äußerlich documentirt wird, hinreichen, um eine Vorstellung zurückzuweisen, die die deutschen Stämme zu Cäsars Zeit etwa auf gleiche Linie mit den turkotatarischen oder arabischen Beduinenstämmen stellt. Der Ackerbau war neben der Viehzucht die Grundbedingung der materiellen Existenz der einzelnen Familie wie aller aufsteigenden Gliederungen, aber im Wechselverhältniß mit dem ungenügenden Betrieb desselben mußte jenes langsame stetige Vorrücken nach Westen und Südwesten und der Gewinn des Kriegs als Surrogat eintreten. Es läßt sich nicht entscheiden, welches unter diesen Momenten das primitive war, ob die innere Nothwendigkeit des Volkscharakters das Drängen nach Außen, und in Folge dessen die ewige Dauerhaftigkeit des Kriegs und Kampfes veranlaßte, — denn wenn auch äußerlich einmal Ruhepunkte eintreten konnten, so galten sie für das Bewußtsein des Volkes eben nur als Ausnahmezustände, als Pausen, denen eine erhöhte Thätigkeit in dieser Richtung folgte, — oder ob die ungenügende Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse in Folge einer mangelhaften äußeren Civilisation zu einem Erwerb auf anderem Wege, durch den Krieg, vielleicht auch um die überschüssige Bevölkerung abzuleiten, führte. Wahrscheinlich ist es, daß eine gewisse Ruhelosigkeit des Volksgeistes, ein Erbtheil der früheren Katastrophen und der großen Wanderzüge von Asien bis in die Mitte von Europa, die doch nur mit dem Schwert in der Hand sich Bahn brechen konnten, auch in die Periode der nun erlangten festeren Gestaltung aller Verhältnisse hinüberlebte und dort das Gegengewicht gegen die beharrlichen und phlegmatischen Elemente des Volksgeistes bildete, deren sichtbarste Aeußerung der Betrieb des Ackerbaues war.

Diese patriarchalische Verfassung war damals noch so sehr ihrem reinsten Typus treu geblieben, in dem sie überhaupt auftreten kann, daß sogar die gesammte Bodenfläche, deren die Agricul-

---

Art ist die Nachricht des Ammianus XXVIII, 5. jam inde temporibus priscis subolem se esse Romanam Burgundii sciunt über den Ursprung der Burgunder, woraus dann Orosius, dem es dabei auch nur zunächst auf die Deutung des Namens ankommt, wieder folgert, daß sie von den römischen Burgen in den agris decumatibus etc. genannt seien. Offenbar konnte Ammian seine Angabe nicht erfinden, sondern hörte es von Deutschen, vielleicht selbst von Burgundern.

tur bedurfte, als Gesammteigenthum des Stammes betrachtet und darnach bewirthschaftet wurde. Die Vertheilung geschah allgemein nach dem Ermessen der Stammesältesten, d. h. der Häupter der Geschlechter, nicht nach losgelöster Willkür, sondern nach den festen Regeln des Herkommens, als deren lebender Ausdruck hier wie überall sie, die geborenen Fürsten des Volkes, gelten mußten. Ja nicht einmal der Wohnsitz der einzelnen kleineren Gruppen des Stammes und des Geschlechtes konnte neben diesem Wechsel in den Benutzungsverhältnissen des Bodens sich dauernd fixiren; auch die einzelnen Familien waren genöthigt, ihre Wohnungen je nach dem ihnen zugefallenen Grundstücke zu verlegen. Es verschwand also aller Individualismus der Heimat und des Besitzes vor der Bedeutung der allgemeinen Momente der Stammeseinheit und des Stammeseigenthums, was sich von selbst zu verstehen schien, so lange der Stamm für nichts anderes als für die aus einem und demselben verbindenden Elemente des gemeinschaftlichen Blutes entstandene höhere und weitere Einheit angesehen wurde, deren untergeordnete und engere Grenzen in den Geschlechtern und Einzel-Familien sich darstellten.[6])

6) In der viel besprochenen Notiz des Cäsar, Bell. Gall. VI, 22, wird ausdrücklich die jährliche Vertheilung des Grundbesitzes und der Wechsel der Wohnsitze ausgesprochen: sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum qui una coierint (d. h. die nächste Unterabtheilung des Stammes, nicht, wie Sybel [deutsches Königth. p. 50] annimmt, cognationes gleich natürliche Einzelfamilie, denn sonst wäre der Zusatz qui una coierint widersinnig; es heißt, die auch räumlich zusammen leben, nicht blos durch Blutsverwandtschaft verbunden sind, was sich bei der Familie von selbst versteht), quantum et quo loco visum est agri attribuunt atque anno post alio transire cogunt. Dies gilt für alle Germanen, keineswegs blos für die Sueven, deren Verfassung sich übrigens in nichts von der der anderen unterscheidet, als daß sie die kriegerische Seite des Volkslebens noch systematischer ausgebildet zu haben scheint, als es sonst der Fall war, wie es übrigens die Situation des Volkes an der Spitze der keilförmig vordringenden germanischen Volksmasse naturgemäß mit sich brachte. Daher die jährliche Ablösung eines Theils des Volkes, welcher die Kriegsmacht bildet, durch den anderen, der unterdeß das allen gemeinschaftliche Land gebaut hat. B. Gall. IV, 1. Die von Waitz ausgesprochene Ansicht, man thue Unrecht, die Nachricht des Cäsar auf die Germanen überhaupt zu beziehen, kann gegen das Zeugniß einer solchen Autorität wie Cäsar nicht Stich halten. Im Grunde ist sie auch nur ein Nothbehelf, um seiner durch die ganze Verfassungsgeschichte sich hindurchziehenden Vorstellung von einer Stetigkeit der germanischen politischen und

Veränderungen bis zur Zeit des Tacitus.

Wesentlich andere Erscheinungen bietet schon 150 Jahre später die Zeit des Tacitus. Der Begriff der Blutsgemeinschaft im Stamme oder Volke bildete freilich immer noch die theoretische und factische Grundlage der politischen und socialen Zustände. Aber neben der alten patriarchalischen Bedeutung der Stammeshäupter treten jetzt andere, früher in dieser Art ungekannte Mächte hervor, die den gesammten Zuständen einen schon viel mehr staatlichen oder politischen Charakter aufprägten als ehedem. Entweder hatte sich die Bedeutung eines der Geschlechtshäupter so gesteigert, daß sie den Einfluß der anderen und dann überhaupt aller der in Sitte und Herkommen beruhenden Momente, welche in dem patriarchalischen Staat nie eine wirkliche Monarchie, selbst nicht in den kleineren Kreisen des Geschlechts, entstehen ließen, mehr oder weniger bei Seite schob, und wenn es die Gelegenheit gab, die Form einer ziemlich unbeschränkten monarchischen Herrschaft annahm. Oder, was dasselbe ist, nur nach einer anderen Seite gewandt, es trat vor der Selbständigkeit der einzelnen Glieder, Familien und Individuen die Bedeutung der Stammes- und Geschlechtsverfassung zurück, und wenn ihre Form auch noch als herkömmliche Basis der Institutionen mit fortgeführt wurde, so war sie doch mehr und mehr im Begriff zu einer bloßen Reliquie der Vergangenheit zu werden. Damit war der Boden für einen wirklichen Usurpator geebnet, der auf seine bloßen persönlichen Eigenschaften und nicht mehr auf seine traditionelle Stellung in der Verfassung des Volkes seinen Besitztitel gründete. So war es bei Marbod und anderen der Fall, und wenn eine Usurpation glückte. so verstand es sich von selbst, daß der neue monarchische Mittelpunkt immer mehr auf Kosten der ihm innerlich feindseligen Reste der herkömmlichen patriarchalischen Verfassung nach möglichst concentrirter und absoluter Gewalt strebte. Von selbst war damit auch in einem solchen Gemeinwesen inneren Revolutionen Thür und Thor geöffnet, denn die alten Gliederungen, die doch nicht mit einem Male vertilgt werden konnten, widersetzten sich so gut es ging, und die Individuen mit ihrem gerade durch die allgemeine Loslösung aus den herkömmlichen, die Individualität auch nach dieser Seite hin gefangen halten-

---

socialen Zustände, die schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nicht mehr vorhanden war, nicht Eintrag thun zu lassen.

den Formen hervorgerufenen Selbstgefühl und persönlichen Freiheitssinn suchten naturgemäß das neue Joch abzuschütteln, was ihnen gelegentlich gelang, gelegentlich mißlang. Es war dies einer der Haupthebel, welche die römische Politik seit Augustus Zeiten zur inneren Auflösung der Widerstandskräfte der deutschen Völker in Bewegung setzte, und wenn sie auch in der Weise dauernde Erfolge, wie sie sie beabsichtigte, nicht zu erreichen vermochte, so gelang es doch auf diesem Wege, die herkömmlichen Zustände der deutschen Stämme viel häufiger in Verwirrung zu bringen, als wir aus unseren Geschichtsquellen wissen. Nur eine andere Folge derselben Ursache war es, wenn, wie in den meisten Stämmen zur Zeit des Tacitus, nicht eine strenge Monarchie, gleichviel auf welchem Wege, sich begründet hatte, sondern die Schwerkraft in der Versammlung aller freien und wehrhaften Leute lag. Es ist dies ebenso eine Abweichung von dem ächten Typus der patriarchalischen Verhältnisse als jene nach absoluter Unbeschränktheit hinstrebende Monarchie, denn es war dem Wesen nach gleich, ob die individuelle Willkür eines Einzelnen, oder die freie Selbstbestimmung aller Einzelnen über die allgemeinen Schicksale eines nicht auf Individualität und Einzelwillen, sondern auf die objective Macht des Herkommens und des Blutes gegründeten Gemeinwesens entschied. In solchen Fällen kam es auch bis zu einer förmlichen Wahl der Vorsteher des Gemeinwesens, die blos als Ausdruck des öffentlichen Willens handeln durften, und deren Stellung an und für sich keine Spur mehr von jener Legitimität des Bluts zeigte, die den Geschlechtshäuptern zukam. Uebrigens konnten sich auch sie neben diesem demokratischen Element, wie man es mit vollem Rechte nennen kann, ihr Dasein fristen, gerade so wie neben einem solchen strengen Königthum, aber natürlich wurde weder hier noch dort der Typus der lebendigen Zustände im ganzen und großen durch solche schwache Reste der Vergangenheit geändert.

Dabei erlitten nun auch die Besitzverhältnisse durch dasselbe Hervordrängen des früher auch hier verschwindenden individuellen Elementes eine große durchgreifende Veränderung, die zur Zeit des Tacitus freilich noch kaum die Hälfte ihrer möglichen Bahn erreicht hatte. Ein Einzelbesitz an Grund und Boden in der abstract individualisirenden Weise der römischen Auffassung dieses Rechtsverhältnisses hat sich bekanntlich stets so wenig mit der deut-

siedelung zu beschränken schienen. Aber bei dem engen Zusammenhang dieser einen Seite mit allen anderen Seiten des Volkslebens ergab sich daraus auch für sie alle eine immer weiter um sich greifende Störung, deren Causalnexus freilich dem Auge der Römer wie der Deutschen selbst entzogen blieb.

Grundlage der deutschen Zustände zu Cäsars Zeit.

So fragmentarisch die Notizen sind, die uns Cäsar über die deutschen Zustände seiner Zeit giebt, so reichen sie doch vollkommen aus, um aus ihnen noch die Existenz der einfachsten, von der Naivetät der Volksanschauung als ewig und unabänderlich festgehaltenen Verhältnisse zu erweisen, während uns etwa fünf Menschenalter später die Germania des Tacitus in einer relativ ausführlichen Schilderung des gleichzeitigen Deutschlands eine ganze Reihe von Veränderungen erkennen läßt, deren äußere Veranlassungen und chronologisches Auftreten zwar nicht immer, aber doch hier und da aus den zwischen diesen beiden Hauptquellen in der Mitte liegenden Nachrichten ersehen werden können. Die Basis der politischen und socialen Zustände der deutschen Völker war zu Cäsars Zeit der starke Zusammenhang, den die natürliche Verwandtschaft gab, oder, was dasselbe ist, der Glaube an das Vorhandensein einer solchen. Ueber der einfachsten Form derselben, der Familie im allgemein bürgerlichen Sinn, stand damals noch in ungebrochener Kraft der durch Glaube und Sitte geheiligte Geschlechtsverband, ungefähr analog der römischen Gentilverfassung der ältesten Zeit, und eine Gesammtheit derselben, zu der sich die einzelnen Geschlechter ähnlich wie die Familie zu dem Geschlecht verhielten, bildete den Volksstamm, der somit nicht blos auf einer politischen und localen Union sonst selbständiger Glieder, sondern zuerst auf der Gemeinsamkeit des Blutes beruhte. Unter solchen Zuständen war der staatliche Mechanismus einfach und auf der anderen Seite wieder innerlich sehr complicirt, falls man die wirklich bestehenden Verhältnisse auf äußere Rechtsformeln hätte bringen wollen. Von selbst lag die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten der Familie in der Hand ihres natürlichen Hauptes, ebenso in den aufsteigenden Gliederungen in den Händen der Geschlechts- und Stammes-Aeltesten, deren Geltung und Macht, wie überall in solchen naturwüchsigen und ihrem Begriffe nach noch gar nicht einmal von der ältesten Basis aller menschlichen Gesellschaftzustände, den Familienverhältnissen, abgelösten Einrichtungen,

allein durch die Sitte und das Herkommen und die persönliche Geltung der Individuen innerhalb dieser Gruppen bedingt, auf der einen Seite gelegentlich beschränkt, auf der anderen Seite aber auch ebenso oft verstärkt sein konnte. Es war also der reinste Typus der patriarchalischen Verfassung, wie er im wesentlichen überall in den Anfangsperioden der Völker vorkommt, nur hier individuell gefärbt durch eine gewisse Unstetigkeit des Territoriums, auf welcher sie sich entfaltete, obgleich das Volk in keiner Weise bis zu einer vollständigen Nomadenwirthschaft herabsank. Wenn wir sonst nichts über jene Zustände wüßten, so würde allein schon der Glaube der Deutschen an ihre Autochthonie[5]), der jedenfalls damals

---

5) Der Glaube der deutschen Stämme an ihre Autochthonie, der oben nach seiner inneren Bedeutung besprochen wurde, erhellt aus den oft citirten Stellen der Germ. 2 für das ganze Volk und 39 für die Semnonen. Der Versuch von W. Wackernagel (Ztsch. f. d. Alt. VI, 15.), diese so ganz deutlichen Nachrichten des Tacitus zu beseitigen oder auf allgemeine kosmogonische und anthropogonische Vorstellungen zurückzuführen, die entweder an gar keine bestimmte Oertlichkeit geknüpft waren, oder, wenn an eine, dann wohl an eine dunkel vorgestellte asiatische, zerfällt in seiner Willkürlichkeit in sich selbst. Denn die Reminiscenz an Asien ist bei allen Germanen ganz erloschen und nur erst wieder durch die gelehrte Geschichtschreibung eingeführt worden. Wenn Snorri die Asen aus Asien kommen läßt, so mag er eben so wenig auf eine naturwüchsige Ueberlieferung, auf eine wirkliche Volkssage sich stützen, als wenn der britische Nennius den ersten Menschen Alanus aus Asien einwandern läßt. Die nordisch-germanische Vorstellung der Autochthonie, die nur, wie alle nordischen Mythen, durch kindisch-greisenhafte Phantastik und Reflexion sehr entstellt ist, liegt in der Erzählung von Ymir, dem Urriesen, vor: das Local dieser dort so complicirten Menschenschöpfung kann nach der dabei verwandten landschaftlichen Decoration von Eis und Schnee nur im nordischen Lande selbst gedacht worden sein, wenngleich die Sage die eigentliche Schöpfung erst nach den ersten Zeugungsprocessen aus Ymirs Leib geschehen läßt, worin sich die ungeschulte Reflexion jener nordischen Welt deutlich zu erkennen giebt. — Als später durch große geschichtliche Ereignisse die Einflüsse paralysirt waren, aus denen sich die Vorstellung der Autochthonie entwickelt hatte, als die deutschen Stämme das kindliche Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Boden, auf dem sie jeweilig lebten, verloren, suchte der Volksgeist wieder in der Ferne herum nach dem Ursprung der Nation und wußte ihn natürlich nicht anders als in Anlehnung an schon vorhandene imposante Völkergestalten zu finden. So sind schon vor, aber noch mehr nach der Völkerwanderung die Sagen von der Abstammung der Franken von den Trojanern, der Sachsen von dem Heere Alexanders von Macedonien ermöglicht, wenn auch nur durch gelehrte Einmischung in ihre concrete Plastik entwickelt worden. Das älteste Beispiel der

schon vorhanden war, wenn er auch erst aus einer späteren Zeit äußerlich documentirt wird, hinreichen, um eine Vorstellung zurückzuweisen, die die deutschen Stämme zu Cäsars Zeit etwa auf gleiche Linie mit den turkotatarischen oder arabischen Beduinenstämmen stellt. Der Ackerbau war neben der Viehzucht die Grundbedingung der materiellen Existenz der einzelnen Familie wie aller aufsteigenden Gliederungen, aber im Wechselverhältniß mit dem ungenügenden Betrieb desselben mußte jenes langsame stetige Vorrücken nach Westen und Südwesten und der Gewinn des Kriegs als Surrogat eintreten. Es läßt sich nicht entscheiden, welches unter diesen Momenten das primitive war, ob die innere Nothwendigkeit des Volkscharakters das Drängen nach Außen, und in Folge dessen die ewige Dauerhaftigkeit des Kriegs und Kampfes veranlaßte, — denn wenn auch äußerlich einmal Ruhepunkte eintreten konnten, so galten sie für das Bewußtsein des Volkes eben nur als Ausnahmezustände, als Pausen, denen eine erhöhte Thätigkeit in dieser Richtung folgte, — oder ob die ungenügende Befriedigung der ersten Lebensbedürfnisse in Folge einer mangelhaften äußeren Civilisation zu einem Erwerb auf anderem Wege, durch den Krieg, vielleicht auch um die überschüssige Bevölkerung abzuleiten, führte. Wahrscheinlich ist es, daß eine gewisse Ruhelosigkeit des Volksgeistes, ein Erbtheil der früheren Katastrophen und der großen Wanderzüge von Asien bis in die Mitte von Europa, die doch nur mit dem Schwert in der Hand sich Bahn brechen konnten, auch in die Periode der nun erlangten festeren Gestaltung aller Verhältnisse hinüberlebte und dort das Gegengewicht gegen die beharrlichen und phlegmatischen Elemente des Volksgeistes bildete, deren sichtbarste Aeußerung der Betrieb des Ackerbaues war.

Diese patriarchalische Verfassung war damals noch so sehr ihrem reinsten Typus treu geblieben, in dem sie überhaupt auftreten kann, daß sogar die gesammte Bodenfläche, deren die Agricul-

---

Art ist die Nachricht des Ammianus XXVIII, 5. jam inde temporibus priscis subolem se esse Romanam Burgundii sciunt über den Ursprung der Burgunder, woraus dann Orosius, dem es dabei auch nur zunächst auf die Deutung des Namens ankommt, wieder folgert, daß sie von den römischen Burgen in den agris decumatibus etc. genannt seien. Offenbar konnte Ammian seine Angabe nicht erfinden, sondern hörte es von Deutschen, vielleicht selbst von Burgundern.

tur bedurfte, als Gesammteigenthum des Stammes betrachtet und darnach bewirthschaftet wurde. Die Vertheilung geschah allgemein nach dem Ermessen der Stammesältesten, d. h. der Häupter der Geschlechter, nicht nach losgelöster Willkür, sondern nach den festen Regeln des Herkommens, als deren lebender Ausdruck hier wie überall sie, die geborenen Fürsten des Volkes, gelten mußten. Ja nicht einmal der Wohnsitz der einzelnen kleineren Gruppen des Stammes und des Geschlechtes konnte neben diesem Wechsel in den Benutzungsverhältnissen des Bodens sich dauernd firiren; auch die einzelnen Familien waren genöthigt, ihre Wohnungen je nach dem ihnen zugefallenen Grundstücke zu verlegen. Es verschwand also aller Individualismus der Heimat und des Besitzes vor der Bedeutung der allgemeinen Momente der Stammeseinheit und des Stammeseigenthums, was sich von selbst zu verstehen schien, so lange der Stamm für nichts anderes als für die aus einem und demselben verbindenden Elemente des gemeinschaftlichen Blutes entstandene höhere und weitere Einheit angesehen wurde, deren untergeordnete und engere Grenzen in den Geschlechtern und Einzel-Familien sich darstellten.[6])

6) In der viel besprochenen Notiz des Cäsar, Bell. Gall. VI, 22, wird ausdrücklich die jährliche Vertheilung des Grundbesitzes und der Wechsel der Wohnsitze ausgesprochen: sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum qui una coierint (d. h. die nächste Unterabtheilung des Stammes, nicht, wie Sybel [deutsches Königth. p. 50] annimmt, cognationes gleich natürliche Einzelfamilie, denn sonst wäre der Zusatz qui una coierint widersinnig; es heißt, die auch räumlich zusammen leben, nicht blos durch Blutsverwandtschaft verbunden sind, was sich bei der Familie von selbst versteht), quantum et quo loco visum est agri attribuunt atque anno post alio transire cogunt. Dies gilt für alle Germanen, keineswegs blos für die Sueven, deren Verfassung sich übrigens in nichts von der der anderen unterscheidet, als daß sie die kriegerische Seite des Volkslebens noch systematischer ausgebildet zu haben scheint, als es sonst der Fall war, wie es übrigens die Situation des Volkes an der Spitze der keilförmig vordringenden germanischen Volksmasse naturgemäß mit sich brachte. Daher die jährliche Ablösung eines Theils des Volkes, welcher die Kriegsmacht bildet, durch den anderen, der unterdeß das allen gemeinschaftliche Land gebaut hat. B. Gall. IV, 1. Die von Waitz ausgesprochene Ansicht, man thue Unrecht, die Nachricht des Cäsar auf die Germanen überhaupt zu beziehen, kann gegen das Zeugniß einer solchen Autorität wie Cäsar nicht Stich halten. Im Grunde ist sie auch nur ein Nothbehelf, um seiner durch die ganze Verfassungsgeschichte sich hindurchziehenden Vorstellung von einer Stetigkeit der germanischen politischen und

schen Anschauung vertragen, daß er niemals, trotz aller Bemühungen der juristischen Theoretiker und der Gesetzgebung bis auf die allerneueste Zeit, durchzubringen vermochte. Wenn man sich aber eben erst von dem Begriffe des Stammesbesitzes losgemacht hatte, so konnte man noch viel schwerer zu diesem Extreme gelangen als später. Es blieb noch immer die Vertheilung der Ackerfläche als Regel bestehen, aber die Grundsätze, nach denen sie geschah, änderten sich. Sie wurde jetzt nach der persönlichen Bedeutung der einzelnen freien Volksgenossen vollzogen und deshalb ungleich, auch verlor dabei die Mittelstufe des Geschlechtes, welche früher zwischen dem Einzelnen oder der einzelnen Familie gestanden war, ihre Bedeutung und es traten dafür die localen, rein geographischen Verhältnisse hervor. Die Wohnung oder das Dorf des Einzelnen war jetzt an der Stelle, wo sie einmal lag, fixirt, und obgleich unsere sehr kurz gehaltenen Quellennotizen über diesen Punkt schweigen, so versteht es sich nach der Natur der Sache von selbst, daß jetzt nur noch die räumlichen Nachbarn, gleichviel ob demselben Geschlechte angehörig oder nicht, jene Art von Gesammtbesitz haben konnten, die früher sich auf das ganze Volk oder den Stamm erstreckte, so lange sein Begriff als der einer natürlichen Familie sich ungestört erhalten hatte.[7]) Von einem sol-

---

7) Soviel und nicht mehr sagen die berühmten und berüchtigten Worte des Tacitus, die crux der deutschen Rechtsgeschichte und Alterthumskunde Germ. 26 agri pro numero cultorum ab universis in vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur. Von den gentes cognationesque ist keine Rede mehr; ein engerer Verband innerhalb der größeren des Stammes muß stattgefunden haben, der die locale Grenze der Vertheilungen bildete, denn die Stetigkeit der Wohnsitze in dieser Zeit geht aus allen Zeugnissen des Tacitus selbst und der anderen römischen Geschichtschreiber mit unumstößlicher Gewißheit hervor. Dies allein machte schon einen Wechsel des Besitzes bei denjenigen Stämmen, die oft ausgedehntes Gebiet besaßen, wie die Chatten, Hermunduren, Semnonen rc., unmöglich. In den uralten Nachklängen, welche sich in der späteren Markverfassung finden, mag noch eine Spur dieser secundär taciteischen Agricultur- und Gemeindeverhältnisse zu finden sein, daher man für diese Zeit das Wort Markgenossenschaft, richtig verstanden, immerhin anwenden darf, nur haben diese Markgenossen nicht blos an der Mark im späteren Sinne, an Weide und Wald, Gesammteigenthum, sondern an der ganzen Flur. Von jährlicher Vertheilung der ganzen Grundfläche ist keine Rede, dagegen wechselt die Bestellung der einzelnen Stücke jedes Jahr, es wird ein Stück Land nur ein Jahr bebaut, dann läßt man es ruhen: arva per annos mutant et superest ager; dies bezieht

chen Zustande war nur noch ein Schritt bis zu dem, wo jedem Einzelnen oder jedem Hofe ein Theil der Flur zum vollen Sondereigenthum zugewiesen wurde.

Es liegt außerhalb der Grenzen dieser Darstellung, die einzelnen Ursachen in ihrer Verkettung nachzuweisen, die eine so durchgreifende Aenderung auf diesem Gebiete des Volkslebens erzeugten. Es mag genügen, die Thatsache selbst vor die Augen geführt zu haben. Als letzte allgemein treibende Veranlassung kann hier nur wie bei anderen Veränderungen die äußere Geschichte der deutschen Stämme, zunächst die großen Schicksale, welche gerade in der Zeit zwischen Cäsar und Tacitus über sie kamen, angesehen werden. Römische Heere waren gelegentlich bis zur Elbe vorgedrungen; es gab kein noch so entlegenes Volk, das nicht auf eine oder die andere Weise durch die ununterbrochenen Kriegszüge erschüttert, in seiner behaglichen Entfaltung und im Genusse des durch das Herkommen fixirten Lebens gestört worden wäre. Eben so störend wirkte die römische Politik auf diplomatischem Felde. Daneben, nur in ganz anderer Weise, kommen auch noch die jetzt schon so fest geknüpften Handelsverbindungen mit der römischen Welt in Betracht, deren sich eine frühere Zeit mit richtigem Instinct, freilich aber ohne Erfolg, zu erwehren versucht hatte. Die Gegensätze von reich und arm, die sich nach der Verfassung des Volks nicht an dem Grundeigenthum bilden konnten, hafteten zunächst an anderem Besitz, der wieder nur durch die kriegerischen und friedlichen Beziehungen zu Rom erworben werden konnte, und als sich einmal dessen Werth eingebürgert hatte, war wieder ein neues Moment vorhanden, welches die Bedeutung der Individuen auf Kosten jener naiven Gleichartigkeit der Gesammtheit steigerte.[8]) Das

---

sich nur auf die schon vertheilten Stücke Land innerhalb der Markgenossenschaft oder Dorfflur, von der der einzelne Nutznießer bald dieses bald jenes Stück baut, was bei den großen wüstliegenden Strecken leicht geschehen konnte, denn diese ermöglichten es, dem Einzelnen und der ganzen Markgenossenschaft viel mehr zuzumessen, als sie je auf einmal, selbst wenn sie jährliche Brache hatten, bebauen konnten, facilitatem partiendi camporum spatia praestant sagt Tacitus. Man sieht aus dieser Darstellung, wie ich nach dem Wortlaut der taciteischen Stelle, die hier so einfach als möglich erklärt ist, von den Früheren abweiche. Ich verweise im allgemeinen deshalb auf Waitz, I, p. 19 u. folg.

8) Cäsars merkwürdige Angabe einiger Gründe, die ihm die Germanen selbst

öffentlichen Verhältnissen wirkte, daß sie die heimische Tradition aufgaben und sich zu einer Nachahmung römischer Einrichtungen wandten, so wenig waren auch diese allmählig immer stärker hervortretenden Individualitäten und Charaktere nach römischem Vorbild gemodelt, wenn sie sich auch mit geschickter Aneignung die Hülfsmittel des römischen Geistes und der römischen Civilisation in ihren heimatlichen Zuständen und vor allem in ihrer Stellung zu Rom möglichst zu Nutze machten. Schon Marbod stand, wie die Römer selbst zugeben mußten, an geistiger Gewandtheit und berechneter Durchführung seiner Pläne als Feldherr und Staatsmann auf einer Höhe, wie sie nur einer der gebildetsten Römer einnehmen konnte. Aber so wenig wie die äußeren Lebensgewohnheiten des Volks durch die Einführung früher unbekannter Genüsse in Folge seines lebhaften Verkehrs mit den civilisirten Theilen der Erde ihre nationale Haltung im ganzen und großen verloren hatten; so wenig wie etwa ein festliches Gelag bei den deutschen Stämmen, wenn auch dabei der Wein des Südens getrunken, römischer Schmuck und römische feine Stoffe entfaltet wurden, einem römischen Feste glich; so wenig wie ein Deutscher, wenn auch in die kostbarsten römischen Zeuge gehüllt, mit einem Römer verwechselt werden konnte: hatte auch die innere Haltung der Individuen ihren nationalen Typus verloren, der jetzt in weit ausgeprägterer Weise und im einzelnen ganz anders geformt heraustrat, als zur Zeit Cäsars.

Innere Veränderungen im deutschen Heidenthum von Cäsar bis Tacitus.

Ganz dasselbe gilt für die Entwickelung, welche die deutschen religiösen Zustände von jener Zeit an bis etwa an den Schluß des ersten Jahrhunderts durchliefen; auch hier ist vieles verändert, in gewissem Sinne verstört, aber ihr eigentlichstes Wesen insofern unberührt geblieben, als nichts Fremdes sich Eingang zu verschaffen vermocht hatte. Auch hier treten einzelne Seiten in individuell concreterer Gestalt heraus, der einfache Organismus der Urzeit ist durchbrochen, aber der nationale Typus deswegen nicht verwischt.

Wie die hervorragenden Gestalten der deutschen Stämme des ersten Jahrhunderts und in ihrem Gefolge in absteigender Linie alle Einzelnen anders geworden sind, als die zu Cäsars Zeit, aber noch deutscher, wenn man so sagen darf, als jene, freilich auf Kosten der latenten Harmonie der Gesammt- und Einzelerscheinung: so wurden auch in der Religion nur die nationalen Züge

entfaltet, und deren charakteristisch-deutsche Physiognomie tritt viel markirter als in jener Urzeit hervor.

Um zuerst ihr äußerlichstes Bild ins Auge zu fassen, so hatte Cäsar bei den deutschen Stämmen seiner Zeit einen so einfachen Cultus vorgefunden, daß er, der Römer mit seinen angeborenen Anschauungen von einem außerordentlich minutiös ausgebildeten, mit Ceremoniell und Ritual überladenen Gottesdienste, wie der römische, oder wenn er die nach der Seite des Barbarenthums ihm zunächst liegende Parallele mit der keltischen Religion zog, in der sich die Hierarchie der Druiden entfaltet hatte, und Cultus, Dogma und religiös-politische Disciplin so bewunderungswürdig fein ausgebildet war, die Deutschen beinahe für irreligiös, für nachlässig gegen die Götter erklären mußte. Ein besonderer Priesterstand war nicht vorhanden, die Opfer und die Gebräuche des Cultus so elementar, daß der Römer es nicht der Mühe werth hielt, sie der Skizze des deutschen Wesens seiner Zeit einzuverleiben. Die Götterbegriffe selbst zeigten dasselbe schlichte und unscheinbare Gepräge. Cäsar suchte sie auf römische Namen und Vorstellungen zu reduciren und fand dann einige der hauptsächlichsten Kräfte der Natur, die zugleich auch als Erscheinungen des Himmels verehrt wurden, wie Sonne und Mond und das Feuer. So unvollständig auch der Bericht Cäsars sein mag, der für die innerliche Seite des religiösen Wesens kein Organ hatte, sondern nur die äußeren Formen und auch diese nur in so weit, als sie mit den traditionellen römischen und römisch-griechischen zu vergleichen waren, aufzufassen verstand, so geht doch mit Gewißheit daraus hervor, daß sich die religiösen Vorstellungen der deutschen Stämme damals noch genau auf derselben Stufe mit dem übrigen Leben in jener einfachen Gebundenheit an die natürliche Grundlage der Existenz hielten. Was in dem Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen das Blut war, das war im Verhältniß zu den höheren, die Existenz des Einzelnen und der Gesammtheit bedingenden Mächten die erhaltende und segnende Kraft der Natur, die sich an den großen physikalischen Vorgängen und in der Macht des Lichtes und der Wärme am meisten versinnlichte. So gut wie der Blutsverband keine politische oder ethische Basis im eigentlichen Sinne des Wortes hat, sondern nur als eine natürliche Nothwendigkeit wie die Functionen der Lebensthätigkeit wirkt, so gut fehlte auch den göttlichen

Cäsars Nachrichten über das deutsche Heidenthum.

übrigen Götterbegriffen der Weg zum Eingehen in die volle Menschlichkeit vorgezeichnet. Ihre menschliche Füllung und Sättigung wurde aus der Entwickelung des Geistes- und Gemüthslebens der Nation entnommen, die auch hierin ihre Autochthonie im geistigsten Sinne des Wortes festzuhalten, d. h. den innersten Kern ihres Wesens ungetrübt von keltischen und römischen Einflüssen zu vielseitigster Entfaltung zu bringen verstand.

Aber auch der Cultus der Heroen war, wie sie selbst nur die einfache Allgemeinheit des damaligen deutschen Volks- und Stammeslebens abspiegeln konnten, so einfach, daß er sich mit denselben Formen und denselben Dienern begnügte, welche den hohen göttlichen Mächte zukamen. Der noch ungestörte Patriarchalismus des Volkslebens vereinigte in der Person der Geschlechts- und Stammeshäupter die richterliche, heerführende und priesterliche Function als die Dreieinigkeit des Begriffes der fürstlichen Gewalt in ihrer einfachsten und naturwüchsigsten Form, wie sie in den verschiedensten Zeiten und Ländern immer in derselben Weise in den Elementarzuständen auftritt. Die Häupter der einzelnen Familien, die auch in jedem anderen Verhältniß innerhalb ihres Kreises genau die Bedeutung hatten, wie jene anderen Häupter in den weiteren, waren für den Gottesdienst ihrer Familien die natürlichsten Leiter und Vorsteher. Es war bei einer solchen Haltung des Volkslebens gar kein Boden gegeben, wo sich ein Priesterthum als eigener Stand entwickeln konnte, dazu bedurfte es erst eines Durchbruchs des alten Patriarchalismus. Sobald dieser erfolgt war,

---

heroen vorhanden gewesen sein müssen, wird aus der obigen Darstellung einleuchten. Daß er sie übergangen hat, folgt aus der so sehr compendiösen Fassung seiner Nachrichten über die deutschen Zustände, wo er blos die Haupterscheinungen hervorhob, die für seine Auffassung den Begriff des germanischen Wesens bildeten. Stammessagen und Stammesheroen mit ihrem Cultus gab es überall, sie konnten jedoch in den Augen des römischen Beobachters nicht als eine Eigenthümlichkeit der deutschen Nationalität gelten, wie jener Naturdienst, den er deshalb ebenso wie die merkwürdigen Besitz- und Staatsverhältnisse in kurzen Zügen schildern mußte. Er hätte der Stammessagen nur Erwähnung thun können, wenn er Zeit und Lust gehabt hätte, sie im einzelnen seiner Darstellung einzuverleiben; dann hätte er aber mit demselben Rechte unzählige andere für seinen Standpunkt eben so wichtige oder noch wichtigere Dinge aufnehmen müssen, und aus den wenigen Zeilen, die er diesem Gegenstand überhaupt widmen wollte, wäre ein Buch geworden.

wuchs auch ein selbständiges Priesterthum hervor, gerade wie anderwärts, nur daß die Modalitäten seiner Entwickelung hier wieder durch den genausten Zusammenhang mit dem lebenskräftigen Volksgeist, der nach allen Seiten sich selbst die Gesetze seiner Entfaltung gab, ganz anders als etwa bei Kelten und Römern sich gestalteten.

Zu Tacitus Zeit.

Bis zu Tacitus hin war an die Stelle der dämonischen Naturmächte eine Reihe eigentlicher menschlich gedachter Götter getreten, die sich ohne Mühe mit der Substanz der römischen Götterbegriffe vergleichen ließen, so verschieden auch ihre Individualitäten von denen des römischen und griechischen Pantheons sein mochten. So unzureichend immerhin die Namen eines Mercur, Hercules und Mars, einer Isis und Terra mater die eigenthümlich deutschen Begriffe wiedergeben können, das geht wenigstens aus ihnen hervor, daß die menschliche Persönlichkeit sich tief in alle diese Vorstellungen eingesenkt und sie bereits zu concreten Gestalten verkörpert hatte, von denen eine frühere Zeit, wo die menschliche Individualität selbst noch so viel mehr gebunden war, nichts wissen konnte, wenn sie sich, wie es bei den Deutschen durchweg geschah, an sich selbst hielt und nicht nach fremden fertigen Mythen greifen wollte. Aber diese neuerwachsenen Götter waren doch noch nicht zu ganz abgeschlossener menschlicher Form gekommen, wie Tacitus ausdrücklich bemerkt. Es waltet in ihnen mehr die allgemeine unendliche Macht, als deren Träger der einzelne Gott dem Einzelnen und dem Volke nahe tritt, als die plastische Persönlichkeit, die, nach allen Seiten hin fest begrenzt, eine Richtung der gesammten göttlichen Thätigkeit vollständig in sich vergegenwärtigt und die anderen ausschließt. Deshalb denn auch das Schwanken in ihrer Bezeichnung und Benennung, wenn sie auf fremde mythologische Vorstellungen reducirt werden sollten. Derselbe höchste Gott, den Tacitus in der Germania dem römischen Mercur vergleicht, erscheint bei ihm an einer anderen Stelle als Mars.[11]) So gab

---

11) Daß in der Zeit des Tacitus, ja bei ihm selbst, die römische Bezeichnung deutscher Gottheiten schwankt, erhellt aus der bereits von Zeuß und Anderen angeführten Stelle der Hist. IV, 64 communibus deis et deo praecipuo deorum Marti, was nur, wie dort richtig geschieht, auf den sonst Mercurius bezeichneten höchsten Gott der ganzen Götterreihe, auf Wuotan, bezogen werden darf.

chalismus mehr als anderswo erhielten, wo sich der Stammesfürst noch unverdrängt von durch glückliche Usurpationen emporgehobenen Individuen aus seinem Kreiße oder aus der Fremde als wirklicher Fürst behauptete, mag ein besonderes priesterliches Amt auch damals noch nicht hervorgetreten sein. Aber die gewöhnliche Erscheinung war doch, daß neue politische Mächte an die Stelle der alten getreten waren oder daß einer oder einige aus der Zahl der Geschlechtshäupter ihre Herrschaft nicht mehr auf der alten patriarchalischen Basis fortführten. Wenn sie auch noch in ihren Händen blieb, so steigerte sie sich zu einer Art monarchischer Gewalt über den Stamm auf Kosten der alten Freiheit in der Gebundenheit des Patriarchalismus. In beiden Fällen trennte sich das Priesterthum von der fürstlichen Gewalt. Es blieb dann naturgemäß an seinem alten politisch nebenaus geschobenen Inhabern haften, die durch ihren Zusammenhang mit der Tradition, ja auch mit den Göttern und Heroen selbst, zu denen ihr Stammbaum hinaufreichte, die geborenen Träger des Priesteramts waren, und behielt deshalb auch so noch eine sonst unerklärliche politische Bedeutung.[13])

---

13) Die politische Bedeutung des deutschen Priesterthums in der Zeit des Tacitus und später geht aus den bekannten Stellen Germ. 7, 10 u. 11 hervor, wo sie freilich nur auf die Hauptverhältnisse beschränkt ist, in denen sie den Römern am auffallendsten erschien, einmal auf die Strafgewalt im Krieg, die damals in seiner Hand ausschließlich lag, eine Einrichtung, die bis zur Völkerwanderung wieder aufgegeben war, wo sie sich in der Hand der Fürsten und Heerführer befindet; ferner auf die Bewahrung der Ordnung in der Volksversammlung und endlich auf die Vorsteherschaft und Leitung der Orakel und Auspicien für das ganze Volk (civitas). Dies war an und für sich nicht auffallend, mußte aber deswegen den Römern merkwürdig erscheinen, weil daneben auch noch dem Privaten das Recht, ganz auf dieselbe Weise die Götter über Dinge zu fragen, die seinen nächsten Kreis betrafen, blieb. Also in den engsten Gliederungen des deutschen Volks- und Staatslebens erhielt sich noch die ursprüngliche Einheit der patriarchalischen Verfassung von Priesterthum und Fürstenthum, insofern man die Stellung des Hauptes einer natürlichen Familie mit dem Fürstenthum vergleichen darf. Daß Tacitus nur die beiden Gegensätze civitas und familia kennt, zeigt deutlich, daß auch hier wie in anderen Verhältnissen der Zusammenhang der mittleren Stufe, des Geschlechtes, am meisten gelockert war, und ist zugleich ein indirecter Beweis in Ermangelung eines zwingenden directen, daß außer dem Oberpriester des ganzen Stammes auch noch andere Priester vorhanden gewesen sein müssen, die den mit der Lockerung des Geschlechtsstaates doch nicht zu Grunde gegangenen Heiligthümern und Cul-

So hatte sich auch hier in den Neugestaltungen einer späteren Zeit die ursprüngliche nationale Auffassung als Basis der ganzen Institution erhalten und die plastische Entfaltung des Priesterthums erreichte genau nur dieselbe Stufe, auf welcher die plastische Entfaltung der Hauptbilder der religiösen Vorstellungen angelangt war.

---

ten dieser Verbindungen vorstanden. Der eine sacerdos civitatis kann sie doch unmöglich alle selbst verwaltet haben, und wenn die Geschlechtshäupter ihnen noch wie sonst der Regel nach vorgestanden hätten, so würde dies Tacitus hier erwähnt haben.

ein mühsames und verlustvolles System der Defensive. Aber diese Veränderung ging so allmählig und mit so häufigen Reactionen des früheren Systems vor sich, daß es selbst für die heutige Geschichtsbetrachtung schwer hält, die Epoche dafür auch nur annähernd auf ein oder zwei Menschenalter zu bestimmen. Schon seit Mark Aurel kann die bisherige Offensive von römischer Seite als thatsächlich aufgegeben erscheinen, aber die um mehr als hundert Jahre späteren Kriege des Probus tragen in ihren strategischen Verhältnissen und ihren nächsten Resultaten ganz und gar das Gepräge der glücklichsten und hoffnungsreichsten Zeit der römischen Offensive: es ist, als wenn Drusus und Germanicus noch einmal an der Spitze der römischen Legionen die Barbaren durch die Kraft der cultivirten Kriegsführung widerstandslos niederschmetterten. So wenig wie die Römer der Zeit selbst mitten in dem Wechsel der Begebenheiten, und in ihrem Urtheil eben so sehr von ihrem Nationalstolz wie von den Eindrücken des Augenblicks abhängig, bis tief in das vierte Jahrhundert hinein[1]) die gänz-

---

1) Unter den heidnisch-römischen Schriftstellern ist Ammianus Marcellinus der erste, — denn das bekannte taciteische urgentibus imperii fatis (Germ. 33) stellt die Germanen mit allen anderen Barbaren, welche aus dem inneren Verfall des römischen Reichs Nutzen ziehen konnten, auf eine Linie, — der den Untergang Roms durch die Germanen voraussieht, während die christlichen, namentlich in der Polemik, schon früher die Germanen als Werkzeuge des göttlichen Strafgerichtes über die Sünden der römischen Welt zu betrachten pflegten. Man lese bei Ammianus Stellen wie XV, 2: Exoritur jam hinc rebus adflictis haud dispari provinciarum mole calamitatum turbo novarum, exstincturus omnia simul, ni fortuna moderatrix etc. oder XXXI, 1: Interea et Fortunae voluceris rota Bellonam furiis in societatem adscitis armabat, moestosque transtulit ad Orientem eventus, quos adventare praesagiorum fides clara monebat et portentorum, von denen viele namhaft gemacht werden, woraus sich ergiebt, daß die Todesgefahr des römischen Reiches schon tief in das Volksbewußtsein eingedrungen war. Oder XXXI, 4: Ita turbido instantium studio orbis Romani pernicies ducebatur und vor allem XXXI, 5: Negant antiquitatum ignari tantis malorum tenebris obtusam aliquando fuisse rem publicam, sed falluntur malorum recentium stupore confisi. Auch früher sind ähnliche Unglücksfälle vorgekommen. Der wahre Unterschied liegt darin: Verum mox post calamitosa dispendia res in integrum sunt restitutae: hac gratia, quod nondum solutioris vitae mollitie sobria vetustas infecta, nec ambitiosis mensis, nec flagitiosis questibus inhiabat, sed unanimanti ardore summi et infimi inter se congruentes ad speciosam pro re publica mortem, tamquam ad portum aliquem tranquillum properabant et placidum. Deswegen

lich veränderte innere Beschaffenheit ihrer Situation zu erkennen vermochten, eben so wenig vermochten dies die Deutschen. Ein gewisses instinctives Vorgefühl eines endlichen Sieges, das sehr bald bei ihnen Wurzel geschlagen haben mag, konnte nicht über die Noth des Augenblicks, die nach einer großen Niederlage alle Kräfte zur Vertheidigung zusammenzunehmen zwang, hinweghelfen, und auch wenn sie sich im ganzen und großen als Sieger fühlen durften, war es doch jedenfalls noch immer selbstverständlich, daß sie, sobald sie die Waffen aus der Hand legten, wehrlos den Römern Preis gegeben waren. In einem solchen Kampfe konnte es keine Ruhe für den Geist und keinen Augenblick zum Besinnen geben.

Als endlich weder Römer noch Deutsche über die wahre Lage der Dinge länger in Zweifel sein konnten; als man von römischer Seite in den Deutschen nicht blos tapfere, aber barbarische Feinde sah, sondern in ihnen die einstigen Vernichter der römischen Macht, durch furchtbare Thatsachen gezwungen, ahnte, und auch die Deutschen nicht mehr um die Selbsterhaltung oder den Sieg im einzelnen Kampfe, sondern für die Eroberung des römischen Reiches fochten: war eben deshalb eine innere Umkehr, ein Einlenken ihres Wesens nach den anderen Seiten hin, die sich nicht auf diesen Kampf bezogen, die es bisher so wenig entwickeln konnte und die doch troß aller Zurückdrängung noch nicht ganz erstorben waren, innerlich unmöglich. Früher war es, man kann es so nennen, die erste Pflicht der Nationalität gegen sich selbst, sie bei Seite zu schieben, um diejenigen Kräfte möglichst ungestört zu entfalten, welche allein zu ihrer Selbsterhaltung dienen konnten; jetzt waren diese Kräfte selbst der Kern der Nationalität geworden und trieben sich mit einer Art von physikalischer Nothwendigkeit immer weiter auf die äußerste Spitze, aber eben damit auch zuletzt gegen sich selbst.

Die Bedeutung dieses Elementes im Staat und im gewöhnlichen Leben.

Die Umbildung, welche der politische Zusammenhang der einzelnen deutschen Stämme von Cäsar bis Tacitus erfahren hatte, läßt sich kurz als ein Hervordrängen der kriegerischen Elemente

ist nach seiner Meinung die Sterbestunde des römischen Namens nahe und die Deutschen sind es, die sie herbeiführen werden.

kes bot noch Gelegenheit genug, wo sie sich befriedigen konnte. Die Deutschen dieser Zeit wollten zwar schon mehr kämpfen als ruhen, das active Element hatte offenbar über das passive, nachdem es einmal aufgerüttelt war, den Sieg davongetragen, und jene in kindlich naiver Symbolik sich äußernde ungefähre Harmonie zwischen Anspannung und Ruhe, die noch zu Cäsars Zeit sogar die Grundlage großer Organisationen des Gemeinwesens sein konnte, würde sie jetzt selbst nicht mehr befriedigt haben, auch wenn sie die äußeren Verhältnisse nicht unmöglich gemacht hätten. Aber daneben konnte sich das Bedürfniß nach Abspannung der Kräfte doch auch noch bis zu voller Sättigung befriedigen, zwar nicht immer, wenn es sich gerade bei dem Einzelnen oder der Gesammtheit lebhaft regte, aber doch noch oft und lange genug, um das Volk und den Einzelnen vor einer fieberhaften Hast der Kampfeslust und des Kampfbetriebs zu bewahren und das Herz den anderen Regungen offen zu halten, wenn gleich das Aufzucken des männlichen Muthes in der Gefahr des Kampfes und gegen den Schmerz der Wunden und des Todes als die höchste unter allen Regungen des Innern galt. Ja es konnten noch Fälle eintreten, wo namentlich in den mehr im deutschen Binnenlande angesiedelten Stämmen diese Friedensruhe mitten unter dem Kriegslärm der Nachbarschaft und nach eigenen wirrevollen Zeiten den Einzelnen wie dem Ganzen lästig wurde, wenn sie über das Maß hinaus ging, das in dem eigenen Bedürfniß für sie gesteckt war. So war es schon in den früheren Zuständen gewesen, wo die Gesammtaction des Stammes oder der einzelnen Geschlechter die Neigung, ja die Bedürftigkeit der Gemüther nach Kriegsarbeit und Austoben der kriegerischen Kräfte häufig nicht ganz befriedigen konnte, und deshalb sich kühne Abenteurer an die Spitze selbstgeschaffener Unternehmungen stellten, um in ihnen der eigenen und der nationalen Thatenlust einen freien Spielraum zu bieten. Je schneller das Blut der Deutschen seit ihrem ersten Zusammentreffen mit dem einzigen Feind, der ihre Kräfte zu übertreffen schien, mit den Römern, floß, je größer die Beweglichkeit und Elasticität des Volksgeistes durch sein Ringen gegen das ihm so unendlich überlegene Römerthum wurde, desto weniger stellte sich das Bedürfniß nach ruhiger Behaglichkeit in der früheren geradezu vegetativen Weise ein, desto geringerer Zeit bedurfte

es auch äußerlich zu seiner Befriedigung, desto feiner konnten auch die Mittel werden, durch die es sich befriedigte.

Das müßige Leben der deutschen Männer zur Zeit des Tacitus zeigte unleugbar im Vergleich mit früher eine gewisse, wenn auch immer noch sehr rohe chevalereske Haltung. Die Jagd und die Feste und Gelage mit ihrer lärmenden Munterkeit, allerdings auch mit Uebermaß in Wein oder Bier, füllten die Mußezeit aus, dabei durfte der Würfel nicht fehlen, der gelegentlich über Freiheit und Unfreiheit des tapfersten und stolzesten Kriegers entschied. So roh sich die germanische Festfreude gegenüber dem Raffinement der damaligen römischen Cultur ausnehmen mochte, so wild barbarisch dem Römer dies wüste Zechen mit den Waffen an der Seite, dieser Einsatz der höchsten Güter auf die Augen eines Würfels erscheinen mußte, eine gewisse jugendlich frische Hoheit und Kraft lag doch immer darin und es unterschied sich diese Art Stillleben doch noch unendlich von dem thierisch dumpfen Hinbrüten anderer Barbarenstämme, wenn ihre Rauf- und Beutelust oder auch ihr physischer Hunger und Durst gestillt ist. Es war auch nur eine relative Ruhe und relative Trägheit, gewissermaßen das spielende Abbild des eigentlichen Lebens in seiner höchsten Steigerung, des wirklichen Kampfes auf Leben und Tod. Ueberall bricht durch Tacitus Darstellung der germanischen Lebensgewohnheiten das Gefühl hindurch, daß diese Herzen noch weich und freudig genug waren, um sich gelegentlich mit einer solchen spielenden Nachahmung des Krieges zu begnügen, daß sie mildere Eindrücke als die der Aufregung des eigentlichen Kriegs zu empfinden noch fähig waren und mit vollem Behagen auf sie eingehen konnten. Das religiöse Leben mit seinen manchfaltigen Cultusformen, wie es sich öffentlich entfaltete, das religiöse Leben des Geschlechtes und der einzelnen Familie mit einfacheren Formen, das Verhältniß zu den übrigen Gliedern der Familie, zu den Frauen und Kindern, das öffentliche Leben in seiner politischen Seite, Volksversammlungen und Rechtsprechen, die überall hervorkeimende Poesie, alles dies wirkte noch in seiner ganzen Breite und Tiefe auf die deutschen Männer der damaligen Zeit. Es weist keine Spur darauf hin, daß diese Momente dem Geiste der damaligen Zeit deshalb unverständlich geworden oder auch nur sehr ferne gekommen wären, weil sich die Männer des Volkes vor allem anderen als Krieger fühlten.

neigte, auch in der Religion abgespiegelt. Aber nur ein Schritt noch, und Mercur, der Segenspendende, der Gedeihen und friedlichen Verkehr, Poesie und feineres geistiges Leben Beschützende, verwandelte sich in den blutschnaubenden Mars, und die äußere Geschichte drängte überall dahin, daß dieser Schritt bald und möglichst vollständig geschah. Wie die noch nicht zu Grunde gegangene Harmonie des Volkslebens und der Volksseele dann verstört und unlösbar verstimmt werden mußte, so auch die religiösen Gebilde. Auch sie sollten die Fähigkeit zur harmonischen Befriedigung aller Seiten der Volksseele verlieren, ohne daß doch diese Seiten selbst, trotz aller Verkümmerung, ausgetilgt werden konnten.

Viertes Capitel.

Innere Veränderungen der deutschen Nationalität vor und während der Völkerwanderung.

Steigende Grausamkeit der römischen Kriegsführung.

Die Kriegsführung der Römer gegen die deutschen Stämme war von Anfang an zumeist von dem Grundsatze geleitet, daß man ihren zähen Trotz durch Schrecken brechen müsse, und daß gegen Barbaren, wie sie, jegliches Mittel erlaubt sei, wenn es nur zum Ziele führe. Nur periodisch wurde auch einmal ein anderer Weg eingeschlagen und die Glätte der römischen Urbanität zur Besänftigung und Gewinnung der verschüchterten und verbitterten Gemüther der Barbaren verwandt, womit namentlich Tiberius eine Zeit lang scheinbar glänzende Erfolge erzielte. Aber da diese Behandlung nicht aus der Achtung vor dem deutschen Wesen, sondern nur aus politischem Interesse hervorging, so konnte sie weder systematisch durchgeführt, noch auch auf die Dauer wirksam werden. Die Deutschen selbst verstanden bald trotz der Rohheit ihres Empfindens und Denkens den eigentlichen Kern ihres Verhältnisses zu den Römern auch in der gewinnenden Verkleidung, in der es sich gelegentlich darzustellen beliebte, durchzufühlen, und so mußte, da der friedliche Weg zu keinem Resultat führte, von römischer Seite der alte Vernichtungskrieg wieder aufgenommen werden. Je weniger auch er genügende Resultate bot, desto mehr steigerte sich seine Heftigkeit. Es läßt sich aus den im ganzen dürftigen Berichten recht wohl erkennen, wie sich von Menschenalter zu Menschenalter die Erbarmungslosigkeit auf römischer Seite fortwährend erhöhte. Bald genügte es nicht mehr wie anfangs mit Raub und

Brand die nach römischen Begriffen armseligen, den Deutschen als Stätte der Familie, als eigentliche Heimat doch so werthen Wohnsitze zu verheeren, die Felder zu verwüsten, die Ernten und Heerden zu vernichten, weil man sie wegen der natürlichen Schwierigkeiten des Terrains und wegen der Schnelligkeit der Märsche gewöhnlich nicht mit wegführen konnte, die heiligen Haine durch die Axt oder durch das Feuer zu zerstören, alles Dinge, die sich die römische Kriegsführung nach den antiken völkerrechtlichen Begriffen allerdings nicht gegen die gleichcultivirten Völker, aber wohl gegen Barbaren erlauben durfte, wiewohl sie sich dieselben auch da nur selten, wenn sie auf ganz verzweifelten Widerstand stieß oder auf Seite der Feinde eine rohe Grausamkeit herkömmlich zu sein schien, wirklich erlaubte. Daß die bewaffneten, oder auch nur waffenfähigen Männer gewöhnlich niedergemacht, seltener als Gefangene mit fortgeführt wurden, um dann doch fast regelmäßig für Zeitlebens auf ihre Freiheit und ihre Heimat verzichten zu müssen, daß Frauen und Kinder in gleicher Weise, indem sie in die Hände der Römer fielen, in ewiger Sclaverei ihr günstigstes Geschick sehen mußten, konnte bei solcher Haltung des Kampfes weniger auffallen. Aber sehr häufig wurde diese vergleichsweise noch mildere Behandlung der Deutschen durch viel härtere Maßregeln verdrängt. Die römischen Kriegszüge nahmen, so weit sie überhaupt noch von offensiver Natur waren, mehr und mehr den Charakter des kleinen Krieges an. Von zusammenhängenden Operationen, wie sie noch Germanicus im großen Styl, aber mit sehr unglücklichem Erfolge, durchzuführen versucht hatte, ist nach ihm fast gar nicht mehr die Rede. Kleinere und kürzere Expeditionen, bei denen das Gelingen hauptsächlich durch die vollständigste Ueberraschung der Feinde ermöglicht wurde, führten allerdings häufig zu dem allergünstigsten Erfolg. Ein Stamm, dem eine Strafe zugedacht war, wurde gelegentlich in Mitte des tiefen Friedens einer geweihten Festzeit überrascht, wie es Germanicus bei den Marsen gelang, wo die Waffen überall ruhten und die heitere und lebensfrohe Seite des nationalen Wesens allein ihr Recht behauptete. An Widerstand war dann nicht zu denken, und die römischen mobilen Colonnen beuteten diese günstige Situation mit der grausamsten Consequenz aus. Ein allgemeines Blutbad war der verhängnißvolle Schluß der allgemeinen Lust, und das römische Heer kehrte

zwar nicht mit vieler Beute beladen, aber mit dem Bewußtsein, den Feinden eine Todeswunde geschlagen zu haben, eben so rasch zurück, wie es gekommen war. So lauerte das Verderben unsichtbar mitten in der scheinbar ruhigsten und gesichertsten Strömung des deutschen Lebens, und wenn es hereinbrach, geschah es meist so, daß die Erinnerung daran noch den spätesten Nachkommen der damals Entronnenen als ein Tag der Trauer und des nationalen Unglücks im Gedächtniß blieb. Selbst wenn eine solche Unternehmung nicht so vollständig gelang, oder gar zum Nachtheile der Römer ausschlug, so steckten sich die römischen Feldherren doch immer bestimmter als das eigentliche Ziel der Kriegsführung eine möglichst systematische Ausrottung des mit den Römern verfeindeten Volkes, und das Raub- und Beutesystem einer früheren Periode der römischen Kriegsführung trat vor dem erbarmungslosen, unterschiedslosen Hinwürgen mehr und mehr in den Hintergrund. Nur das Bedürfniß nach deutschen Gefangenen, die man zu römischen Soldaten preßte, oder als die gesuchteste Waare auf die römischen Sclavenmärkte brachte, mit denen gewöhnlich auch das bis zur Unersättlichkeit gewachsene Verlangen der römischen Großstädter nach dem blutigen Nervenreiz der Gladiatorenschauspiele und Thierkämpfe befriedigt zu werden pflegte, brachte gelegentlich eine Ausnahme in den herkömmlichen Zug des römischen Kriegssystems. Aber es war schwer zu sagen, ob nicht dieser entwürdigende, langsame Untergang, dem der Gefangene anheimfiel, von kälterer Grausamkeit zeugt und auch mehr erbitterte, als ein rasches Hinmetzeln einer ganzen Bevölkerung.

In den ersten Zeiten des römisch-deutschen Kampfes war es, wenn vornehme, einflußreiche Männer oder Frauen den Römern in die Hände fielen, der römischen Politik rathsam erschienen, sie sich durch eine gewisse Schonung und gelegentlich sogar durch ehrenvolle Auszeichnung zu verbinden. Es mag genügen, an Vorgänge mitten in dem wildesten Kriegsgetümmel während der Operationen des Germanicus, die doch zunächst als Rache für die Niederlage des Varus gelten konnten, im Schoße des Volkes, von dem jener Unglücksfall der Römer zunächst ausgegangen war, der Cherusker, zu erinnern. Die Fürsten Segimer und Sesithacus, so wie Thusnelda, die Gemahlin des Hauptfeindes, fanden, von den Römern gefangen, die beste Behandlung; nur die Freiheit selbst wurde ihnen

vorenthalten, weil sie sich dafür im rechten Augenblick der römischen Politik dienstbar machen sollten. Später schützte so wenig die fürstliche Geburt und Stellung wie die niedrigste und unscheinbarste vor den Consequenzen der raffinirtesten Grausamkeit, da jene Milde keine Früchte getragen hatte. Zur Zeit des Constantinus, ja unter den Augen und nach der ausdrücklichen Anordnung des Kaisers wurden gefangene deutsche Fürsten wie gemeine Missethäter der schlimmsten Kategorie den wilden Thieren im Circus vorgeworfen.[1] Wenn dies das Schicksal von Fürsten war und wenn die Römer in jener Zeit es zwar als eine außerordentliche, aber durch die Umstände vollkommen gerechtfertigte Maßregel und von ihrem Standpunkt aus mit Recht ansehen durften[2]), da der Geist ihrer Feinde gegen alle Maßnahmen des bisherigen Schreckens- und Einschüchterungssystems schon abgehärtet war, so läßt sich denken, wie sich der durchschnittliche Charakter jener fast ununterbrochenen Vernichtungszüge in die Heimat der deutschen Stämme bis dahin gestaltet haben mußte. — In dieser Verdüsterung des Kampfes konnte es schon als eine hoch zu rühmende Humanität auf römischer Seite gelten, wenn Julian die in ehrlicher offener Feldschlacht bei Straßburg gefallenen Alemannen nicht den Geiern zur Beute auf dem

1) Die Quellenstellen sind schon gesammelt bei Bünau I, 406, Mascou I. 213 zu finden. Die Namen zweier fränkischer Fürsten, die auf diese Art endeten, hat uns Eumenius in seinem Panegyrikus XI. bewahrt, Ascanius und Regaisus, wofür wohl Ragaisus zu lesen sein dürfte. Es wäre dann derselbe Name, den der bekannte Barbarenführer zu Stilicho's Zeit trug und der in vollständigster Form Hradugaisus lautete.

2) Wie die officiellen Stimmen solche Maßregeln betrachten, d. h. wie sie von den Lenkern des römischen Staates selbst betrachtet wurden, lehrt Eumen. l. c. Inde est igitur, Imperator, pax ista qua fruimur. Sciunt posse se Franci transire Rhenum, quos ad necem suam libenter admittas; sed nec victoriam possunt sperare, nec veniam. Quid ipsos maneat ex regum suorum cruciatibus metiuntur. — Ubi nunc est illa ferocia, ubi semper infida illa mobilitas? — Doch leuchtet selbst aus den weihrauchduftenden Worten des Redners eine andere Ansicht durch, die auch nach dem, wie die Römer den deutschen Charakter hatten kennen lernen, zu sehr bei nur einigermaßen nüchternem Nachdenken sich aufdrängte und deren Richtigkeit in dem weiteren Verlauf der Geschichte eine für die Römer so verhängnißvolle Bestätigung fand: l. c. Cap. X.: non dubitasti ultimis punire cruciatibus, nihil veritus gentis illius odia perpetua et inexpiabiles iras.

Schlachtfelde liegen, sondern anständig wie die Römer bestatten ließ. Es war sonach in diesem einen bestimmten Falle, wie überhaupt in dem ganzen Verhältniß der Römer zu den Deutschen, das, was sonst als unerhörte Härte nach den Begriffen des bei den Römern und Barbaren gleich geltenden Kriegsrechts erschien, zur Regel geworden, und die frühere Regel wurde als nicht genug zu preisende, im Grunde nicht einmal wohl angewandte ausnahmsweise Humanität[3]) angesehen.

Art der römischen Friedenspolitik.

Ebenso sehr wie durch ein consequentes Schreckenssystem mit Hülfe der Waffen hatte die römische Politik von Anfang an durch andere Mittel ihre Feinde zu verderben versucht, indem sie sie auf diplomatischem Wege umgarnte oder aus den Wurzeln des heimatlichen Daseins durch Verlockungen aller Art zu reißen trachtete. Lange Zeit, namentlich so lange Tiberius entweder in Deutschland selbst die gesammte römische Politik gegen Deutschland leitete oder von Rom aus die Oberleitung in Händen hatte, waren damit größere Erfolge erzielt worden, als auf dem Schlachtfelde. Es gelang eine ganze Reihe von dauernden Friedens- und Schutzverträgen mit einzelnen deutschen Völkern zu schließen, die sich, wie z. B. der mit den Batavern, wenn andere begünstigende Umstände, vor allem die Grenznachbarschaft mit römischen Provinzen, hinzukamen, selbst in gefährlichen Situationen bewährten und die Kraft zahlreicher und kriegstüchtiger Völker den Römern gegen ihre Stammesgenossen zur Disposition stellten. Anderwärts wurde durch die römische Diplomatie wenigstens momentan oft in den gefährlichsten Krisen die Kraft eines oder mehrerer Volksstämme paralysirt, wenn auch später wieder Feindschaft und Krieg als Normalzustand eintrat. Es gab kaum irgend einen deutschen Stamm, der nicht den Römern als Object der schlauesten diplomatischen Operationen

---

3) In kurzen Zügen giebt Eumenius ein Bild der damaligen Kriegsführung, indem er einen Ueberfall der Bructerer durch Constantin erwähnt. Gerade die Kürze der Darstellung giebt ihr etwas für die ganze Zeit typisches und verstärkt ihren Eindruck: l. c. XII. Caesi igitur innumerabiles, capti plurimi. Quidquid fuit pecoris, captum aut trucidatum est. Vici omnes igne consumpti. Puberes qui in manus venerant, quorum nec perfidia erat apta militiae, nec ferocia servituti, ad poenas spectaculi saevientes bestias multitudine sua fatigarunt. — Die Veranstaltung des gemeinsamen Begräbnisses aller bei Argentoratum Gefallenen erwähnt Amm. M. XVII, 1.

vorenthalten, weil sie sich dafür im rechten Augenblick der römischen Politik dienstbar machen sollten. Später schützte so wenig die fürstliche Geburt und Stellung wie die niedrigste und unscheinbarste vor den Consequenzen der raffinirtesten Grausamkeit, da jene Milde keine Früchte getragen hatte. Zur Zeit des Constantinus, ja unter den Augen und nach der ausdrücklichen Anordnung des Kaisers wurden gefangene deutsche Fürsten wie gemeine Missethäter der schlimmsten Kategorie den wilden Thieren im Circus vorgeworfen.[1]) Wenn dies das Schicksal von Fürsten war und wenn die Römer in jener Zeit es zwar als eine außerordentliche, aber durch die Umstände vollkommen gerechtfertigte Maßregel und von ihrem Standpunkt aus mit Recht ansehen durften[2]), da der Geist ihrer Feinde gegen alle Maßnahmen des bisherigen Schreckens- und Einschüchterungssystems schon abgehärtet war, so läßt sich denken, wie sich der durchschnittliche Charakter jener fast ununterbrochenen Vernichtungszüge in die Heimat der deutschen Stämme bis dahin gestaltet haben mußte. — In dieser Verdüsterung des Kampfes konnte es schon als eine hoch zu rühmende Humanität auf römischer Seite gelten, wenn Julian die in ehrlicher offener Feldschlacht bei Straßburg gefallenen Alemannen nicht den Geiern zur Beute auf dem

---

1) Die Quellenstellen sind schon gesammelt bei Bünau I, 406, Mascou I, 213 zu finden. Die Namen zweier fränkischer Fürsten, die auf diese Art endeten, hat uns Eumenius in seinem Panegyrikus XI. bewahrt, Ascanius und Regaisus, wofür wohl Ragaisus zu lesen sein dürfte. Es wäre dann derselbe Name, den der bekannte Barbarenführer zu Stilicho's Zeit trug und der in vollständigster Form Hradagaisus lautete.

2) Wie die officiellen Stimmen solche Maßregeln betrachten, d. h. wie sie von den Lenkern des römischen Staates selbst betrachtet wurden, lehrt Eumen. l. c. Inde est igitur, Imperator, pax ista qua fruimur. Sciunt posse se Franci transire Rhenum, quos ad necem suam libenter admittas; sed nec victoriam possunt sperare, nec veniam. Quid ipsos maneat ex regum suorum cruciatibus metiuntur. — Ubi nunc est illa ferocia, ubi semper infida illa mobilitas? — Doch leuchtet selbst aus den weihrauchduftenden Worten des Redners eine andere Ansicht durch, die auch nach dem, wie die Römer den deutschen Charakter hatten kennen lernen, zu sehr bei nur einigermaßen nüchternem Nachdenken sich aufdrängte und deren Richtigkeit in dem weiteren Verlauf der Geschichte eine für die Römer so verhängnißvolle Bestätigung fand: l. c. Cap. X.: non dubitasti ultimis punire cruciatibus, nihil veritus gentis illius odia perpetua et inexpiabiles iras.

Schlachtfelde liegen, sondern anständig wie die Römer bestatten ließ. Es war sonach in diesem einen bestimmten Falle, wie überhaupt in dem ganzen Verhältniß der Römer zu den Deutschen, das, was sonst als unerhörte Härte nach den Begriffen des bei den Römern und Barbaren gleich geltenden Kriegsrechts erschien, zur Regel geworden, und die frühere Regel wurde als nicht genug zu preisende, im Grunde nicht einmal wohl angewandte ausnahmsweise Humanität[3]) angesehen.

Art der römischen Friedenspolitik.

Ebenso sehr wie durch ein consequentes Schreckenssystem mit Hülfe der Waffen hatte die römische Politik von Anfang an durch andere Mittel ihre Feinde zu verderben versucht, indem sie sie auf diplomatischem Wege umgarnte oder aus den Wurzeln des heimatlichen Daseins durch Verlockungen aller Art zu reißen trachtete. Lange Zeit, namentlich so lange Tiberius entweder in Deutschland selbst die gesammte römische Politik gegen Deutschland leitete oder von Rom aus die Oberleitung in Händen hatte, waren damit größere Erfolge erzielt worden, als auf dem Schlachtfelde. Es gelang eine ganze Reihe von dauernden Friedens- und Schutzverträgen mit einzelnen deutschen Völkern zu schließen, die sich, wie z. B. der mit den Batavern, wenn andere begünstigende Umstände, vor allem die Grenznachbarschaft mit römischen Provinzen, hinzukamen, selbst in gefährlichen Situationen bewährten und die Kraft zahlreicher und kriegstüchtiger Völker den Römern gegen ihre Stammesgenossen zur Disposition stellten. Anderwärts wurde durch die römische Diplomatie wenigstens momentan oft in den gefährlichsten Krisen die Kraft eines oder mehrerer Volksstämme paralysirt, wenn auch später wieder Feindschaft und Krieg als Normalzustand eintrat. Es gab kaum irgend einen deutschen Stamm, der nicht den Römern als Object der schlauesten diplomatischen Operationen

---

3) In kurzen Zügen giebt Eumenius ein Bild der damaligen Kriegsführung, indem er einen Ueberfall der Bructerer durch Constantin erwähnt. Gerade die Kürze der Darstellung giebt ihr etwas für die ganze Zeit typisches und verstärkt ihren Eindruck: l. c. XII. Caesi igitur innumerabiles, capti plurimi. Quidquid fuit pecoris, captum aut trucidatum est. Vici omnes igne consumpti. Puberes qui in manus venerant, quorum nec perfidia erat apta militiae, nec ferocia servituti, ad poenas spectaculi saevientes bestias multitudine sua fatigarunt. — Die Veranstaltung des gemeinsamen Begräbnisses aller bei Argentoratum Gefallenen erwähnt Amm. M. XVII, 1.

diente, und die Mittel, die dabei angewandt wurden, waren von selbst recht eigentlich zur innerlichen Auflösung des Nationalgeistes und der Nationalkräfte geschaffen. Der durch große Erfolge genährte Ehrgeiz einzelner Familien oder ganzer Geschlechter, besonders aber der Kriegsruhm oder Reichthum ausgezeichneter Individuen, ihre Habsucht und Genußsucht, der Haß, der sich ebenso wie die Liebe traditionell innerhalb derselben Kreise fortpflanzte — auf alles dieses wurde zugleich speculirt, und häufig gelang es, damit so große äußerliche Erfolge zu erzielen, daß entweder unmittelbar oder mittelbar durch römischen Einfluß im Innern der einzelnen Stämme der alte schon von selbst gelockerte politisch-familienhafte Zusammenhang durch neue Usurpationen gänzlich über den Haufen geworfen und damit zugleich, weil das Alte meist nicht ganz beseitigt werden konnte, ein Keim zu fortwährenden inneren Kämpfen und zu einem eigentlichen Untergang des einzelnen Volkes, auf welches die römischen Machinationen einmal gewirkt hatten, gelegt ward. Auf diese Art zerstörte sich das cheruskische Volk schon während des ersten Jahrhunderts so, daß es für immer dem Untergang verfallen schien, insbesondere da auch die anderen Stammesfeinde der günstigen Gelegenheit wahrnahmen.[4]) Zwi-

---

4) Bekannt ist, wie bis in die eigene Familie des Arminius die römischen Intriguen Eingang fanden. Sein Bruder, dessen römischer Name Flavius oder Flavus (denn es ist nicht, wie Wackernagel Ztsch. f. d. A. II. 558 thut, anzunehmen, daß dies ein deutscher Name sei) schon genugsam seine Stellung bezeichnet, war in Rom eingebürgert. Es gelang den Römern mit Hülfe einer ihnen ergebenen Partei, nicht nur auswärtige Völker fortwährend auf die Cherusker zu hetzen, sondern sie auch durch innere Kriege so zu zerfleischen, daß schon um das Jahr 46, nach Tac. Ann. XI., fast niemand von dem alten Königsstamm mehr übrig war, d. h. aus dem vornehmsten Geschlechte unter den verschiedenen, die an der Spitze der einzelnen Abtheilungen des Volkes standen, als Italus (nicht Italicus, der von Tac. Hist. III, 5 u. 21 erwähnte suevische, d. h. quadische Fürst und Bundesgenosse des Vespasian), der Sohn jenes Flavius. Durch die Intriguen der römischen Partei gelang es wirklich ihn zurückzurufen. Er kam zurück mit römischem Geld und römischer Leibwache, aber seine Herrlichkeit dauerte nicht lange. Er mußte zu den Longobarden fliehen und führte von da aus einen Räuberkrieg gegen die Cherusker, der diesen nicht wenig schadete. Ann. XI, 17. Kurz darauf erlag das Volk, das innerlich durch die römische Politik so geschwächt war, den Angriffen seiner alten Stammesfeinde, der Chatten, deren Haß sich namentlich durch die zeitweilige Unterthänigkeit der Cherusker unter die römische Politik gesteigert zu haben scheint,

schen den einzelnen deutschen Völkern diente vor allem der römischen Politik der alte, meist schon in das Dunkel der Vorzeit und in die Stammesmythen verwebte nachbarliche Haß trefflich, und das System, ein Volk auf das andere zu hetzen, oder für das durch den Sieg etwa gestärkte sogleich einen schwächenden Gegner in Bereitschaft zu haben, war bis in alle Einzelheiten von der römischen Politik mit einer Kenntniß der Verhältnisse, der individuellsten Vorgänge des germanischen Lebens ausgebildet, die uns die wichtigsten Aufklärungen über deutsche Zustände geben könnte, wenn sie uns im einzelnen überliefert worden wäre, denn nach der geheimnißvollen Natur solcher Operationen sind meist nur ihre Resultate ersichtlich geblieben.

Es galt überhaupt von Anfang an als Grundsatz der römischen Politik, daß man den Barbaren eben so wenig allgemeine Humanität wie besondere Treue in der internationalen Verbindung schuldig sei. Auch hier galt jedes Mittel, wenn es nur zum Ziele führte, als erlaubt, und Treubruch aller Art wurde begangen, sobald man ihn für nützlich hielt. Namentlich galt es später, als die kriegerischen Operationen den Charakter von vereinzelten Ueberfällen im großen Styl annahmen, für einen besonderen Triumph der römischen Geistesüberlegenheit und politischen Bildung, wenn man ein Volk durch diplomatische Manöver so lange berücken konnte, bis der geeignete Augenblick gekommen schien, wo es durch einen raschen Schlag für immer aus der Zahl der Feinde verschwinden sollte.

Resultate beider für die äußere Wehrkraft der deutschen Stämme.

Alles dies vermochte freilich weder die physischen, noch die geistigen Widerstandskräfte der deutschen Stämme zu brechen. Alle Vernichtungszüge der Römer, alle jene scheinbar vollständigen Siege, wenn sie einmal durch eine besonders gelungene Metzelei ihre Rechnung mit irgend einem der feindlichen Stämme geschlossen zu haben wähnten, hatten keinen anderen Erfolg, als daß wie aus der Erde her-

---

Ann. XII, 28. Zu Tacitus Zeit war die Kraft des cheruskischen Volkes durch diese inneren und äußeren Feinde vollständig gebrochen, Germ. 36, nur widerspricht die dort sich findende Sentenz über den Untergang der Cherusker durch nimiam et inertem pacem Tacitus eigenen oben angeführten Nachrichten über die inneren und äußeren Kriege des Volkes während der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts.

vor immer neue Schaaren von noch kräftigeren, kriegstüchtigeren und erbitterteren Feinden hervorwuchsen. Es schien, als wenn die alte Sage von dem erdgeborenen Gott, dem Stammvater des ganzen deutschen Volkes, jetzt immer von neuem wieder zur Wahrheit würde, denn je blutiger die römischen Kriege wurden, je mehr auf deutscher Seite in offener Feldschlacht, wo so oft Tausende auf einmal aus einem Stamm den Tod fanden, oder sonst durch das römische Schwert fielen, oder durch die Gefangenschaft ihrem Volke entrissen wurden, desto zahlreicher waren die Streithaufen, die den Römern nach kurzer Zeit wieder im Felde die Spitze boten. Die ungeheuren Verluste an Menschen, die sich daneben noch durch die immer mehr einwurzelnde Sitte, Solddienste bei den Römern zu nehmen, erhöhten, ersetzten sich so schnell, daß man keine Lücke wahrnehmen konnte, so groß war die physische und psychische Kraftfülle des Volkes, die den Abgang nicht blos zu decken, sondern sogar einen Ueberschuß hervorzubringen vermochte. Es ist nichts schwieriger, als nach gelegentlichen Andeutungen, wie sie über die Bevölkerungsverhältnisse Deutschlands jener Zeit vorliegen, statistische Thatsachen constatiren zu wollen, aber es scheint nach umsichtiger Erwägung und Vergleichung der römischen Berichte im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als wenn sich in der Zwischenzeit die Gesammtsumme der deutschen Bevölkerung mehr als verdoppelt hätte, trotz des progressiven Abgangs, namentlich seit dem dritten Jahrhundert, wo in früher unbekannter Weise zahlreiche Haufen fast aus allen deutschen Stämmen entweder mit Gewalt oder durch Unterhandlungen in römischen Kriegs- und Staatsdienst traten. [5])

In gleichem Verhältniß war die psychische Widerstandskraft gewachsen, so gewachsen, daß die Römer selbst nach und nach einzusehen begannen, daß nur ein Wunder sie selbst vor dem Untergange durch das Schwert der von ihnen anfangs so verachteten Barbaren retten könnte, daß sie seit dem vierten Jahrhundert mehr für

---

5) Wie wohl die Römer dies in späterer Zeit bemerkten, geht aus Amm. XXVIII, 5 hervor, wo das, was dort zunächst von den Alemannen gesagt wird, uf alle deutschen Stämme bezogen werden darf: Immanis enim natio jam inde ab incunabulis primis varietate casuum imminuta, ita saepius adolescit, ut fuisse longis saeculis aestimetur intacta.

Hinausschiebung des unvermeidlichen Untergangs als um dauernde Abwehr kämpften, denn an Besiegung und Unterwerfung dachten sie ohnehin nicht mehr, so sehr sie auch in ihren officiellen Bulletins noch immer die alten Phrasen festhielten, gleichsam als Trost für die angstvolle Gegenwart, wie auch die panegyristische Geschichtschreibung der Zeit im ganzen noch den alten Ton der Siegesgewißheit anzustimmen pflegte.

Ein solcher Aufschwung der physischen und geistigen Kräfte, wie er sich bei den deutschen Stämmen vorfand, war naturgemäß zunächst nach der einen Seite hin, der äußeren kriegerischen Bildung und kriegerischen Gewöhnung, gerichtet. Damit allein waren, ohne daß irgend ein bestimmtes System dabei zu Grunde gelegen hätte, die großen Resultate im Kampf gegen Rom gewonnen worden. In Folge davon war es bis zum vierten Jahrhundert schon so weit gekommen, daß die Römer nicht mehr wie in den ersten Zeiten des Kampfes die physische Ueberkraft des einzelnen deutschen Kriegers, den Todesmuth, der alle ziemlich auf gleiche Weise beseelte, anerkennen mußten, aber daneben doch noch mit nicht unbegründeter Geringschätzung von der ganzen Kriegsführungsweise der Deutschen bis herab zu ihrer ungenügenden Bewaffnung, die zu Tacitus Zeiten nicht einmal des Hauptstoffs, des Eisens, sich bedienen konnte, sprechen durften. Damals war es die Unzugänglichkeit des Landes, die Wälder, Sümpfe und Flüsse, der Mangel an Vorräthen, die herbe Strenge und rauhe Unbeständigkeit des Klima's, die sie als die Hauptgründe der ungenügenden Resultate ihrer großen militairischen Operationen in Deutschland angeben konnten. Jetzt waren die Deutschen, ohne ihre schon sonst furchtbaren kriegerischen Eigenschaften aufzugeben, den Römern in Bewaffnung, Taktik und beinahe auch in Strategie, so weit sie sich nach der Art des damaligen Kriegs entfalten konnte, gewachsen. Ohne die römische Bewaffnung anzunehmen, hatten sie sich ihre Hülfsmittel für ihre Bedürfnisse zu eigen zu machen verstanden. Sie fochten noch mit ihren nationalen Waffen, die Franken mit ihrem Wurfbeil, das auch nach ihnen benannt ist[6]), die Sachsen mit

6) Ueber den Zusammenhang des Namens Sachsen mit der charakteristischen Waffe des Volks besteht kein Zweifel. J. Grimm hat, auf diesen Zusammenhang gestützt, G. d. d. Sprache II, 612, noch weiter rückwärts die Iden-

ihrem breiten Schlachtschwerte, wie sie es von jeher gewohnt waren, aber die Waffen waren in demselben Maße furchtbarer ge-

---

tität dieser Bezeichnung mit dem Namen Cherusker erwiesen, die Zeuß p. 105 u. 150, obgleich er richtig auf die so nahe liegende Deutung beider Namen gekommen war, doch noch nicht in Zusammenhang mit einander gesetzt hatte. Nur ist freilich damit immer noch nicht vollständig sicher erwiesen, ob das Volk von seiner Waffe oder die Waffe von dem Volke genannt wurde, obgleich in diesem Falle die erstere Annahme näher liegt, weil sahs an und für sich allgemeines Appellativum für ein ursprünglich aus einem geschärften Stein bestehendes größeres Messer gewesen zu sein scheint, und heru nach seiner Wurzelbedeutung (z. B. = gr. κείρω) auch die Bedeutung Werkzeug zum Schneiden gehabt haben muß. Mit dem Namen Franken mag es sich anders verhalten. Die spätere Bezeichnung für die Nationalwaffe ist Francisca sc. bipennis, und sie wird geradezu identificirt mit den secures, die von den Lictoren getragen wurden, s. Du Cange s. v. Francisca u. Francisci. Ueber äußere Form und Gebrauch sind wir vollständig unterrichtet, und es ist jedenfalls ein unendlicher Abstand von der alten framea des Tacitus, Germ. 6, ein Name, der ausdrücklich von ihm als deutsches Wort aufgeführt wird: vel ipsorum vocabulo frameas, und als eine mit kurzer Eisenspitze versehene Lanze beschrieben wird. Die Aehnlichkeit liegt nur darin, daß diese frameae auch für den Kampf in der Nähe, wie als Wurfgeschoß in die Ferne dienten, gerade wie die bipennis francisca, deren Furchtbarkeit besonders in dieser letzten Anwendung bestand. Für framea wird es wohl bei der von Müllenhoff Ztsch. VII, 383 gegebenen Erklärung sein Bewenden haben, der das Wort mit dem Stamme fram in Verbindung setzt. Es wäre also die Bedeutung des für die Ferne wirksamen Geschosses durch die Sprache hervorgehoben. Andere Erklärungsversuche machten W. Wackernagel, s. Ztsch. II. 558 und J. Grimm, Ztsch. VII, 470. Beide leiten den Namen Franci davon ab, so daß eine Deminutivform Framicho wie neben Sahso Sahsiko anzunehmen wäre, und Franke, der die bipennis, die frühere framea Tragende hieße, wie Sachse der Schwertträger, und zwar grammatisch mit mehr Recht, als Sahso den Schwertträger bedeuten soll. Aber der Widerspruch in der Form und Art der Waffe, der Unterschied zwischen framea und francisca, die ein ganz anderes Werkzeug geworden ist, läßt sich nur durch die unstatthafte Conjectur beseitigen, daß aus der framea mit der allerdings erweislichen Ausbildung der Kriegshülfsmittel etwas ganz anderes, aus dem Wurfspieß ein zweischneidiges Streitbeil geworden sei, und daß dabei diese Waffen den alten Namen behalten haben, während doch neben den Beilen auch Wurfspeere als Hauptwaffen der Franken erwähnt werden und Chifflet in der Anast. Childerici ausdrücklich erwähnt, daß in Childer. Grab neben dem Schlachtbeil auch eine framea, d. h. eben ein zum Kampf in die Nähe und Ferne geeigneter Speer sich gefunden habe. Auch ist es nicht zu übersehen, daß die Waffe wenigstens bei den Deutschen selbst immer in abgeleiteter adjectivischer Form von dem schon zum nomen proprium gewordenen Volks-

worden, wie ihre Träger. Ja es hatte sich das Verhältniß gegen früher beinahe umgekehrt; die römischen Legionen bequemten sich jetzt, die Kampfesart der Barbaren zu erlernen, und die Tradition der römischen Kriegskunst ging darüber mehr und mehr zu Grunde. Offenbar trug dazu viel bei, daß die Deutschen selbst als Miethstruppen bald den Hauptbestandtheil der römischen Heere bildeten und natürlich gerne bei ihrer gewohnten Kampfart und Bewaffnung blieben; aber wären auch die römischen Heere des ersten Jahrhunderts eben so stark mit Barbaren gemischt gewesen, das römische Selbstbewußtsein jener Zeit hätte es nimmermehr ertragen, gerade darin, worauf sich mit Recht sein größter Stolz gründete, womit es die Welt überwunden hatte, in der Kriegskunst, so ohne weiteres bei den Barbaren in die Schule zu gehen.

Für die sittlichen Eigenschaften der Deutschen.

Wenn sich die römische Kriegsführung mit innerer Nothwendigkeit zu einer größeren Wildheit steigerte, so war es nur eine natürliche Folge davon, daß auch die Deutschen ihrerseits es den Römern gleich zu thun suchten. Jene heimtückischen Niedermetzelungen waffenloser Massen, eingeleitet durch den schwärzesten Verrath, jenes System der unerhörtesten Gewaltthätigkeiten und das Verleugnen aller Menschlichkeit konnte nur entweder den Geist des Volkes, auf das es seine Wirkungen durch Jahrhunderte äußerte, brechen und in dumpfer Resignation zur Knechtschaft zwingen, oder es zu grenzenloser Erbitterung reizen, die in ihren Ausbrüchen durch ein viel gewaltiger angelegtes Naturell und durch die Ungebrochenheit des Barbarenthums, aus der sie herausquollen, eine dämonischere, furchtbarere Gestalt annahmen, als alles, was

namen Francus gebildet wird, während, wenn die Grimm-Wackernagel'sche Conjectur richtig wäre, eher Franca die Waffe, Francisci die Franken bezeichnen müßte, selbst wenn man die nicht zu beweisende Mittelform Framecho und Framicho festhalten wollte. — Daß die agſ. Sprache den Wurfspeer oder eine andere Wurfwaffe mit franca bezeichnet, beweist nichts, weil man erst nachweisen müßte, daß die Sachsen auch das Wort framea im Gebrauch gehabt hätten. So wird man annehmen müssen, daß der Name blos von der fränkischen Waffe übertragen ist, ebenso wie das spätere und seltnere nord. frakka. Beide sind unmittelbar aus den noch immer seine ursprünglich adject. Kraft bewahrenden Francus, dem Volksnamen, abgeleitet. So wird es also bei der uralten Deutung des Namens Francus = liber sein Bewenden haben, die übrigens auch neulich von Grimm, Gesch. d. d. Sprache II, 660, adoptirt worden ist, und die Waffe ist hier nach dem Volke genannt, nicht das Volk nach der Waffe, was auch viel natürlicher ist.

die Römer aufzubieten hatten. Schon die Niedermetzelung der vornehmsten römischen Gefangenen nach der Niederlage des Varus vor den Altären der einheimischen Götter offenbart eine wilde Unheimlichkeit der nationalen Erbitterung, die auf die damaligen Römer ihres Eindruckes nicht verfehlte. Und doch war gerade in diesem Falle noch die Wildheit des individuellen Naturells durch das Hereinziehen der allgemeinen Elemente des nationalen Cultus, die den Einzelnen beherrschten, so sehr gebändigt.

Allmählig wurden die Kriegszüge der Deutschen auf römisches Gebiet nur das Gegenstück zu den römischen Expeditionen; dieselben Scenen der Verwüstung und der erbarmungslosesten Grausamkeit spielten hüben wie drüben, und die Systematik in dergleichen, die den Deutschen anfangs nicht geläufig war, scheint sehr bald von ihnen erlernt worden zu sein. An und für sich lag bei aller natürlichen Rohheit und Gewaltsamkeit des Barbarenthums, die bei den Deutschen im vollsten Maße vorhanden war, doch nicht eine eigentliche Neigung zur Zerstörung als solcher oder ein wirklicher Blutdurst, noch viel weniger ein Zug von raffinirter Grausamkeit in der Anlage des nationalen Charakters. Wenn auch die in offener Feldschlacht gemachten Gefangenen zum Theil den Göttern als Sühnopfer fallen mußten, so waren dies doch verhältnißmäßig nur wenige und das Loos der anderen gestaltete sich meist milder, als es selbst bei den civilisirtesten Völkern des Alterthums der Fall zu sein pflegte. Die Stellung der eigentlichen Knechte, die fast ohne Ausnahme aus der Beute der Kriegszüge hervorgingen, zeigte noch zu Tacitus Zeit die deutlichen Spuren einer gewissen Gemüthlichkeit und Weichheit der deutschen Art. Sie wurden noch immer als Theile der Familie betrachtet, und die kalte abstracte römische Auffassung, die in dem Unfreien nur eine Sache sah, war den Deutschen ganz ferne geblieben. Aber die späteren deutschen Kriegszüge bezweckten eben so wohl wie die der Römer zunächst nur möglichst umfangreiche Metzeleien, in zweiter Linie erst stand der Erwerb von Gefangenen, obgleich diese nach den Verhältnissen der Zeit in jedem Sinn die kostbarsten Gegenstände der Beute waren. Auch hier folgten also die Gewohnheiten der Deutschen dem römischen Vorbild Schritt für Schritt, denn auch die Römer thaten gelegentlich dem Schwerte Einhalt, um die erbeuteten Menschen zu verwerthen. Neben der einfachen und naiven Mordlust, die

eben wie die eines reißenden Thieres würgte, was in den Weg kam, und so roh und gewaltthätig als möglich, um möglichst schnell zu ihrer Befriedigung zu kommen, stellte sich übrigens allmählich auch noch ein Hang zu raffinirterer Befriedigung desselben Triebes, eine eigentliche Lust an der Qual der Opfer ein. Die kalte Grausamkeit der Franken, der Vandalen, der Alemannen, war keineswegs bloße römische Fiction. Wenn sie auch dem Volksgeiste aufgenöthigt wurde, und wenn sie auch nur sehr ausnahmsweise vorkam, was sich aus den römischen Berichten freilich nicht entnehmen läßt, die auf eine leicht erklärliche Weise alle bösen Eigenschaften ihrer Feinde möglichst generalisiren, so war sie eben doch ein Charakterzug geworden.

Wie in der Grausamkeit, so waren die Deutschen auch in der Heimtücke, im Verrath, in der Arglist, Wortbrüchigkeit und in allen den sittenlosen Mitteln, die römische Gewaltthätigkeit gegen sie anwandte, gelehrige Schüler der Römer. Noch Tacitus konnte dem deutschen Volk im allgemeinen und namentlich auch im Benehmen gegen Feinde eine gewisse Ehrlichkeit und Geradheit des Wesens zusprechen[7]; die späteren römischen Berichte schildern den Cha-

7) Tacitus bekannte Worte Germ. 22.: Gens non astuta neque callida müssen zu Recht bestehen, selbst wenn aus den geschichtlichen Vorgängen der damaligen Zeit sich für einzelne Fälle in der That das Gegentheil erweisen läßt. Sie gelten natürlich nur in der Praxis für den Verkehr unter sich, denn gegen die Feinde ist so ziemlich alles erlaubt, was man zu ihrem Schaden thun kann. Diese Tugend der Geradheit und Ehrlichkeit entspringt hier wie die anderen, z. B. die Gastfreundschaft, die Treue u. s. w., aus dem vollen noch ungestörten Behagen des Volkes an sich selbst, aus dem Bewußtsein der Kraft und Stärke, die Schleichwege zur Erreichung ihres Zieles verschmäht, weil sie sich mit der Manneskraft nicht vertragen, aber keineswegs, wie wohl kaum zu bemerken nöthig ist, aus einer wirklichen Sittlichkeit des Einzelnen oder der Gesammtzustände, höchstens aus einem gewissen Instinct für das Sittliche. Weil sie nicht in wirklicher Sittlichkeit wurzelte, konnte sie später, trotz jener günstigen Anlage des Volksgeistes, durch geschichtliche Einflüsse ganz verdrängt werden und in ihr Gegentheil umschlagen, so daß in der Charakteristik der Barbaren des vierten und fünften Jahrhunderts perfidia mit Recht als dominirendes Laster fast bei allen obenan steht. Salvianus z. B. konnte ganz mit Recht von den Franken seiner Zeit sagen: si pejeret Francus, quid novi faciet, qui perjurium ipsum sermonis genus putat esse, non criminis (De Gub. Dei IV, 14) oder die eigene Gesetzgebung eines deutschen, dem Namen nach christlichen Staates aus dieser Zeit: quia in diversis causis prae facilitate plurimos referre falsa

rakter von dieser Seite her mit den schwärzesten Farben, und gewiß mit Recht, nur vergaßen sie die Ursachen, welche diese Aenderung herbeigeführt hatten. Der Mangel an Treue und Glauben bei den Barbaren galt dann wieder den Römern als beliebter Entschuldigungsgrund für die unerhörte Grausamkeit, die sie gegen die deutschen Feinde in Anwendung brachten[8]), und er schien so eingewurzelt, daß die römischen Berichte des fünften Jahrhunderts mit Recht sagen durften, wenn auch die einzelnen deutschen Stämme sich sonst durch mancherlei in ihren Charaktereigenschaften unterschieden, indem jeder seine eigenthümlichen Laster habe, so sei doch die Treulosigkeit allen gemeinsam, gewissermaßen die Grundlage ihres ganzen Wesens. — Natürlich entfalteten sich diese Eigenschaften mit einander nicht blos in den Kriegen gegen die Römer: jeder andere Feind wurde mit denselben Mitteln bekriegt, die man von den Römern gelernt hatte und wieder gegen die Römer in Anwendung brachte. So herrschte jetzt in den durch den directen und indirecten Einfluß der Römer so vermehrten Kriegen der einzelnen Stämme unter einander, in den Revolutionen innerhalb der Stämme selbst die nämliche Erbarmungslosigkeit, die nämliche Verbitterung, dieselbe Treulosigkeit, und zwar mit unumgänglicher Nothwendigkeit, weil jeder von dem anderen doch einer solchen Behandlung gewärtig sein mußte, auch wenn er sie nicht selbst zuerst gegen den anderen in Anwendung bringen wollte.[9])

---

cognovimus, qui postea ad probandum quae retulerunt, cum damnis suis timent, etiam sponte se conflictui (d. h. dem Gottesgericht) exponunt, und diesem Uebel blos durch schwere Geldstrafe, die der Gesammtheit der Zeugen, aus deren Mitte einer falsch geschworen hatte, auferlegt wurden, abhelfen zu können vermeinte: ut quos non punit necessitas damna feriant ad vindictam: quo facilius in posterum ne quis audeat propria pravitate mentiri. L. Burg. Tit. LXXX.

8) S. oben Anm. 2 die aus Eumenius citirte Stelle.

9) Das erste auffallende Beispiel der durch gesteigerten Stammeshaß gesteigerten Grausamkeit der Deutschen in ihren inneren Kriegen ist das Verfahren der Hermunduren gegen die Chatten in dem Krieg um die Salzquellen, deren Besitz, was nicht übersehen werden darf, aufs innigste mit religiösen Vorstellungen verwachsen war und deshalb Gegenstand eines größeren Fanatismus als andere Güter mit Recht sein konnte, wie Tacitus ausdrücklich berichtet eos maxime locos propinquare coelo, precesque mortalium a diis nusquam propius audiri. Beide hatten gegenseitig die ganze lebende Kriegsbeute dem Opfertod geweiht: Quia victores diversam aciem Marti ac Mercurio sa-

Umänderung der Einfachheit des deutschen Lebens.

Diese rücksichtslose Entfaltung der ärgsten Consequenzen des Krieges, unbekümmert darum, ob sie die fremden oder stammverwandten Feinde traf, mit ihrer unheimlichen Düsterkeit, diese Entfesselung der rohesten Ausbrüche der persönlichen Kraft und des Trotzes auf sie, der, so lange der Arm das gute Schwert nur noch führen konnte, so zu sagen an dieses als an die höchste Macht glaubte, daneben der aus denselben Veranlassungen entstandene Untergang der alten, trotz ihrer mehr instinctiven als eigentlich sittlichen Grundlagen so schätzenswerthen Charaktereigenschaften der Treue, Geradheit und Ehrlichkeit im Verkehr mit Fremden und Landsleuten, stand aber nicht einmal so allein und unvermittelt da. Nicht blos um des Kampfes selbst willen oder auch zur Befriedigung des wilden Rach- und Blutdurstes wurden die dämonischen Kräfte in Bewegung gesetzt, sondern auch im Dienste noch niedrigerer Leidenschaften. Die deutschen Stämme zur Zeit des Tacitus führten den Krieg im ganzen um des Krieges willen, und man kann sagen, es sind wesentlich geistige oder ideale, wenn auch durchaus roh barbarische Motive, die sie dazu treiben. Die Bethätigung der Manneskraft des Einzelnen und der Gesammtheit, der Stolz und die Ehre in der beschränktesten Fassung dieses Begriffes, die Rache für wirkliche oder ver-

---

cravere, quo voto equi, viri, cuncta victa occidioni dantur. Tac. Ann. XIII, 57. Der Zusatz quo — dantur giebt zu erkennen, daß es nach einer allgemeinen Volkssitte geschah, die wohl nur noch nie gegen verwandte Stämme, sondern immer nur gegen Fremde in Anwendung gebracht wurde. — Von da ab steigert sich die Grausamkeit in den inneren Kriegen, bis sie am Schluß der Völkerwanderung ihren Gipfel erreicht. Am grausigsten tritt sie hervor in der Schilderung, die der König Theodorich den Franken, seinem Volke, von einem Einfall der Thüringer in das fränkische Land entwirft: Greg. Tur. III, 7. — recolite Thoringos quondam super parentes nostros violenter advenisse ac multa illis intulisse mala — omnem substantiam abstulerunt, pueros per nervum femoris ad arbores appendentes, puellas amplius ducentas crudeli nece interfecerunt ita ut ligatis brachiis super equorum cervicibus, ipsique acerrimo moti stimulo per diversa petentes, diversas in partes feminas diviserunt. Aliis vero super orbitas viarum extensis, pedibusque in terram confixis, plaustra desuper onerata transire fecerunt, confractisque ossibus, canibus avibusque eas in cibaria dederunt. Wenn dies auch übertrieben sein mag, so sieht man doch, was nach der Vorstellung dieser Zeit im Kriege unter Landsleuten und Grenznachbarn möglich geworden war.

neigte, auch in der Religion abgespiegelt. Aber nur ein Schritt noch, und Mercur, der Segenspendende, der Gedeihen und friedlichen Verkehr, Poesie und feineres geistiges Leben Beschützende, verwandelte sich in den blutschnaubenden Mars, und die äußere Geschichte drängte überall dahin, daß dieser Schritt bald und möglichst vollständig geschah. Wie die noch nicht zu Grunde gegangene Harmonie des Volkslebens und der Volksseele dann verstört und unlösbar verstimmt werden mußte, so auch die religiösen Gebilde. Auch sie sollten die Fähigkeit zur harmonischen Befriedigung aller Seiten der Volksseele verlieren, ohne daß doch diese Seiten selbst, trotz aller Verkümmerung, ausgetilgt werden konnten.

---

raffinirten Civilisation gerathen waren. Sie bürgerten sich vollständig ein und wurden in dem Maße unentbehrlich, daß man nicht mehr zu der früheren Armseligkeit zurückgehen konnte. Jetzt erst trat in den Deutschen der alte verhängnißvolle Drang nach dem Süden und Westen, der Heimat dieser kostbaren Dinge, die sich in den Vordergrund ihrer Wünsche und Leidenschaften gestellt hatten, aus seiner instinctiven Nebelhaftigkeit in die ganz bestimmte Form der Eroberungslust. Er ließ sich jetzt nicht mehr durch den, trotz aller Ausdehnung doch so sehr behinderten Handelsverkehr, auch nicht durch gelegentliche Beutezüge in die römischen Grenzlandschaften oder auch bis in das Herz des römischen Reichs, nach Italien, wie es die Markomannen schon in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts mit Glück versucht hatten, befriedigen: er wurde so unersättlich, daß er nach dem eigentlichsten, dauerhaftesten Vollbesitz der von der erhitzten Phantasie ins Unendliche verklärten Schätze strebte, deren dürftiger Abhub schon jetzt so entzückenden Genuß gewährte. Die Eroberung des goldenen Roms, der Weltstadt ohne gleichen, erschien als das große Ziel, für welches die Deutschen ihr Schwert erhoben, und nicht sowohl der Grimm gegen den römischen Namen, weil er der der Todfeinde war, als die Berechnung, daß die jetzigen Inhaber dieser Schätze ganz aus dem Wege geräumt werden müßten, wenn sie ganz und ungestört in die Hände der Sieger fallen sollten, war es, was den späteren Kriegs- und Vernichtungszügen den Stempel bestialischer Rohheit aufdrückte. Dies trieb hinwiederum die Römer, die sich nun in ihrer Totalität, nicht etwa blos als Vertreter der römischen Politik, sondern als Eigenthümer alles dessen, was ihre Feinde mit jedem Mittel sich zu erwerben bemüht waren, bedroht sahen, zu den verzweiflungsvollsten Maßregeln der Abwehr.

Während sich also in einer früheren Periode die Fortbewegung der deutschen Völker nach Süden und Westen auf der von der Natur selbst vorgezeichneten Bahn mit instinctiver Langsamkeit vollzog, ohne daß sie sich ihres eigentlichen Zieles irgend bewußt gewesen wäre, trat jetzt der bestimmte Gedanke der Eroberung und Besitznahme des römischen Reiches mit erschreckender Klarheit in die Mitte der Gedanken der Deutschen und gab dem Kampfe, der schon so die düsteren Elemente eines Volks- und in gewissem Sinn auch eines Religionskrieges und der bloßen, in sich zügellosen

vorenthalten, weil sie sich dafür im rechten Augenblick der römischen Politik dienstbar machen sollten. Später schützte so wenig die fürstliche Geburt und Stellung wie die niedrigste und unscheinbarste vor den Consequenzen der raffinirtesten Grausamkeit, da jene Milde keine Früchte getragen hatte. Zur Zeit des Constantinus, ja unter den Augen und nach der ausdrücklichen Anordnung des Kaisers wurden gefangene deutsche Fürsten wie gemeine Missethäter der schlimmsten Kategorie den wilden Thieren im Circus vorgeworfen.[1]) Wenn dies das Schicksal von Fürsten war und wenn die Römer in jener Zeit es zwar als eine außerordentliche, aber durch die Umstände vollkommen gerechtfertigte Maßregel und von ihrem Standpunkt aus mit Recht ansehen durften[2]), da der Geist ihrer Feinde gegen alle Maßnahmen des bisherigen Schreckens- und Einschüchterungssystems schon abgehärtet war, so läßt sich denken, wie sich der durchschnittliche Charakter jener fast ununterbrochenen Vernichtungszüge in die Heimat der deutschen Stämme bis dahin gestalten haben mußte. — In dieser Verdüsterung des Kampfes konnte es schon als eine hoch zu rühmende Humanität auf römischer Seite gelten, wenn Julian die in ehrlicher offener Feldschlacht bei Straßburg gefallenen Alemannen nicht den Geiern zur Beute auf dem

---

1) Die Quellenstellen sind schon gesammelt bei Bünau I, 406, Mascou I, 213 zu finden. Die Namen zweier fränkischer Fürsten, die auf diese Art endeten, hat uns Eumenius in seinem Panegyrikus XI. bewahrt, Ascanius und Regaisus, wofür wohl Ragaisus zu lesen sein dürfte. Es wäre dann derselbe Name, den der bekannte Barbarenführer zu Stilicho's Zeit trug und der in vollständigster Form Hradugaisus lautete.

2) Wie die officiellen Stimmen solche Maßregeln betrachten, d. h. wie sie von den Lenkern des römischen Staates selbst betrachtet wurden, lehrt Eumen. l. c. Inde est igitur, Imperator, pax ista qua fruimur. Sciunt posse se Franci transire Rhenum, quos ad necem suam libenter admittas; sed nec victoriam possunt sperare, nec veniam. Quid ipsos maneat ex regum suorum cruciatibus metiuntur. — Ubi nunc est illa ferocia, ubi semper infida illa mobilitas? — Doch leuchtet selbst aus den weihrauchduftenden Worten des Redners eine andere Ansicht durch, die auch nach dem, wie die Römer den deutschen Charakter hatten kennen lernen, zu sehr bei nur einigermaßen nüchternem Nachdenken sich aufdrängte und deren Richtigkeit in dem weiteren Verlauf der Geschichte eine für die Römer so verhängnißvolle Bestätigung fand: l. c. Cap. X.: non dubitasti ultimis punire cruciatibus, nihil veritus gentis illius odia perpetua et inexpiabiles iras.

Schlachtfelde liegen, sondern anständig wie die Römer bestatten ließ. Es war sonach in diesem einen bestimmten Falle, wie überhaupt in dem ganzen Verhältniß der Römer zu den Deutschen, das, was sonst als unerhörte Härte nach den Begriffen des bei den Römern und Barbaren gleich geltenden Kriegsrechts erschien, zur Regel geworden, und die frühere Regel wurde als nicht genug zu preisende, im Grunde nicht einmal wohl angewandte ausnahmsweise Humanität[3]) angesehen.

Art der römischen Friedenspolitik.

Ebenso sehr wie durch ein consequentes Schreckenssystem mit Hülfe der Waffen hatte die römische Politik von Anfang an durch andere Mittel ihre Feinde zu verderben versucht, indem sie sie auf diplomatischem Wege umgarnte oder aus den Wurzeln des heimatlichen Daseins durch Verlockungen aller Art zu reißen trachtete. Lange Zeit, namentlich so lange Tiberius entweder in Deutschland selbst die gesammte römische Politik gegen Deutschland leitete oder von Rom aus die Oberleitung in Händen hatte, waren damit größere Erfolge erzielt worden, als auf dem Schlachtfelde. Es gelang eine ganze Reihe von dauernden Friedens- und Schutzverträgen mit einzelnen deutschen Völkern zu schließen, die sich, wie z. B. der mit den Batavern, wenn andere begünstigende Umstände, vor allem die Grenznachbarschaft mit römischen Provinzen, hinzukamen, selbst in gefährlichen Situationen bewährten und die Kraft zahlreicher und kriegstüchtiger Völker den Römern gegen ihre Stammesgenossen zur Disposition stellten. Anderwärts wurde durch die römische Diplomatie wenigstens momentan oft in den gefährlichsten Krisen die Kraft eines oder mehrerer Volksstämme paralysirt, wenn auch später wieder Feindschaft und Krieg als Normalzustand eintrat. Es gab kaum irgend einen deutschen Stamm, der nicht den Römern als Object der schlauesten diplomatischen Operationen

---

3) In kurzen Zügen giebt Eumenius ein Bild der damaligen Kriegsführung, indem er einen Ueberfall der Bructerer durch Constantin erwähnt. Gerade die Kürze der Darstellung giebt ihr etwas für die ganze Zeit typisches und verstärkt ihren Eindruck: l. c. XII. Caesi igitur innumerabiles, capti plurimi. Quidquid fuit pecoris, captum aut trucidatum est. Vici omnes igne consumpti. Puberes qui in manus venerant, quorum nec perfidia erat apta militiae, nec ferocia servituti, ad poenas spectaculi saevientes bestias multitudine sua fatigarunt. — Die Veranstaltung des gemeinsamen Begräbnisses aller bei Argentoratum Gefallenen erwähnt Amm. M. XVII, 1.

diente, und die Mittel, die dabei angewandt wurden, waren von selbst recht eigentlich zur innerlichen Auflösung des Nationalgeistes und der Nationalkräfte geschaffen. Der durch große Erfolge genährte Ehrgeiz einzelner Familien oder ganzer Geschlechter, besonders aber der Kriegsruhm oder Reichthum ausgezeichneter Individuen, ihre Habsucht und Genußsucht, der Haß, der sich ebenso wie die Liebe traditionell innerhalb derselben Kreise fortpflanzte — auf alles dieses wurde zugleich speculirt, und häufig gelang es, damit so große äußerliche Erfolge zu erzielen, daß entweder unmittelbar oder mittelbar durch römischen Einfluß im Innern der einzelnen Stämme der alte schon von selbst gelockerte politisch-familienhafte Zusammenhang durch neue Usurpationen gänzlich über den Haufen geworfen und damit zugleich, weil das Alte meist nicht ganz beseitigt werden konnte, ein Keim zu fortwährenden inneren Kämpfen und zu einem eigentlichen Untergang des einzelnen Volkes, auf welches die römischen Machinationen einmal gewirkt hatten, gelegt ward. Auf diese Art zerstörte sich das cheruskische Volk schon während des ersten Jahrhunderts so, daß es für immer dem Untergang verfallen schien, insbesondere da auch die anderen Stammesfeinde der günstigen Gelegenheit wahrnahmen.[4] Zwi-

4) Bekannt ist, wie bis in die eigene Familie des Arminius die römischen Intriguen Eingang fanden. Sein Bruder, dessen römischer Name Flavius oder Flavus (denn es ist nicht, wie Wackernagel Ztsch. f. d. A. II. 558 thut, anzunehmen, daß dies ein deutscher Name sei) schon genugsam seine Stellung bezeichnet, war in Rom eingebürgert. Es gelang den Römern mit Hülfe einer ihnen ergebenen Partei, nicht nur auswärtige Völker fortwährend auf die Cherusker zu hetzen, sondern sie auch durch innere Kriege so zu zerfleischen, daß schon um das Jahr 46, nach Tac. Ann. XI., fast niemand von dem alten Königsstamm mehr übrig war, d. h. aus dem vornehmsten Geschlechte unter den verschiedenen, die an der Spitze der einzelnen Abtheilungen des Volkes standen, als Italus (nicht Italicus, der von Tac. Hist. III, 5 u. 21 erwähnte suevische, d. h. quadische Fürst und Bundesgenosse des Vespasian), der Sohn jenes Flavius. Durch die Intriguen der römischen Partei gelang es wirklich ihn zurückzurufen. Er kam zurück mit römischem Geld und römischer Leibwache, aber seine Herrlichkeit dauerte nicht lange. Er mußte zu den Longobarden fliehen und führte von da aus einen Räuberkrieg gegen die Cherusker, der diesen nicht wenig schadete. Ann. XI, 17. Kurz darauf erlag das Volk, das innerlich durch die römische Politik so geschwächt war, den Angriffen seiner alten Stammesfeinde, der Chatten, deren Haß sich namentlich durch die zeitweillige Unterthänigkeit der Cherusker unter die römische Politik gesteigert zu haben scheint,

schen den einzelnen deutschen Völkern diente vor allem der römischen Politik der alte, meist schon in das Dunkel der Vorzeit und in die Stammesmythen verwebte nachbarliche Haß trefflich, und das System, ein Volk auf das andere zu hetzen, oder für das durch den Sieg etwa gestärkte sogleich einen schwächenden Gegner in Bereitschaft zu haben, war bis in alle Einzelheiten von der römischen Politik mit einer Kenntniß der Verhältnisse, der individuellsten Vorgänge des germanischen Lebens ausgebildet, die uns die wichtigsten Aufklärungen über deutsche Zustände geben könnte, wenn sie uns im einzelnen überliefert worden wäre, denn nach der geheimnißvollen Natur solcher Operationen sind meist nur ihre Resultate ersichtlich geblieben.

Es galt überhaupt von Anfang an als Grundsatz der römischen Politik, daß man den Barbaren eben so wenig allgemeine Humanität wie besondere Treue in der internationalen Verbindung schuldig sei. Auch hier galt jedes Mittel, wenn es nur zum Ziele führte, als erlaubt, und Treubruch aller Art wurde begangen, sobald man ihn für nützlich hielt. Namentlich galt es später, als die kriegerischen Operationen den Charakter von vereinzelten Ueberfällen im großen Styl annahmen, für einen besonderen Triumph der römischen Geistesüberlegenheit und politischen Bildung, wenn man ein Volk durch diplomatische Manöver so lange berücken konnte, bis der geeignete Augenblick gekommen schien, wo es durch einen raschen Schlag für immer aus der Zahl der Feinde verschwinden sollte.

Resultate beider für die äußere Wehrkraft der deutschen Stämme.

Alles dies vermochte freilich weder die physischen, noch die geistigen Widerstandskräfte der deutschen Stämme zu brechen. Alle Vernichtungszüge der Römer, alle jene scheinbar vollständigen Siege, wenn sie einmal durch eine besonders gelungene Metzelei ihre Rechnung mit irgend einem der feindlichen Stämme geschlossen zu haben wähnten, hatten keinen anderen Erfolg, als daß wie aus der Erde her-

---

Ann. XII, 28. Zu Tacitus Zeit war die Kraft des cheruskischen Volkes durch diese inneren und äußeren Feinde vollständig gebrochen, Germ. 36, nur widerspricht die dort sich findende Sentenz über den Untergang der Cherusker durch nimiam et inertem pacem Tacitus eigenen oben angeführten Nachrichten über die inneren und äußeren Kriege des Volkes während der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts.

vor immer neue Schaaren von noch kräftigeren, kriegstüchtigeren und erbitterteren Feinden hervorwuchsen. Es schien, als wenn die alte Sage von dem erdgeborenen Gott, dem Stammvater des ganzen deutschen Volkes, jetzt immer von neuem wieder zur Wahrheit würde, denn je blutiger die römischen Kriege wurden, je mehr auf deutscher Seite in offener Feldschlacht, wo so oft Tausende auf einmal aus einem Stamm den Tod fanden, oder sonst durch das römische Schwert fielen, oder durch die Gefangenschaft ihrem Volke entrissen wurden, desto zahlreicher waren die Streithaufen, die den Römern nach kurzer Zeit wieder im Felde die Spitze boten. Die ungeheuren Verluste an Menschen, die sich daneben noch durch die immer mehr einwurzelnde Sitte, Soldbienste bei den Römern zu nehmen, erhöhten, ersetzten sich so schnell, daß man keine Lücke wahrnehmen konnte, so groß war die physische und psychische Kraftfülle des Volkes, die den Abgang nicht blos zu decken, sondern sogar einen Ueberschuß hervorzubringen vermochte. Es ist nichts schwieriger, als nach gelegentlichen Andeutungen, wie sie über die Bevölkerungsverhältnisse Deutschlands jener Zeit vorliegen, statistische Thatsachen constatiren zu wollen, aber es scheint nach umsichtiger Erwägung und Vergleichung der römischen Berichte im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als wenn sich in der Zwischenzeit die Gesammtsumme der deutschen Bevölkerung mehr als verdoppelt hätte, trotz des progressiven Abgangs, namentlich seit dem dritten Jahrhundert, wo in früher unbekannter Weise zahlreiche Haufen fast aus allen deutschen Stämmen entweder mit Gewalt oder durch Unterhandlungen in römischen Kriegs- und Staatsdienst traten. [5])

In gleichem Verhältniß war die psychische Widerstandskraft gewachsen, so gewachsen, daß die Römer selbst nach und nach einzusehen begannen, daß nur ein Wunder sie selbst vor dem Untergange durch das Schwert der von ihnen anfangs so verachteten Barbaren retten könnte, daß sie seit dem vierten Jahrhundert mehr für

5) Wie wohl die Römer dies in späterer Zeit bemerkten, geht aus Amm. XXVIII, 5 hervor, wo das, was dort zunächst von den Alemannen gesagt wird, uf alle deutschen Stämme bezogen werden darf: Immanis enim natio jam inde ab incunabulis primis varietate casuum imminuta, ita saepius adolescit, ut fuisse longis saeculis aestimetur intacta.

Hinausschiebung des unvermeidlichen Untergangs als um dauernde Abwehr kämpften, denn an Besiegung und Unterwerfung dachten sie ohnehin nicht mehr, so sehr sie auch in ihren officiellen Bulletins noch immer die alten Phrasen festhielten, gleichsam als Trost für die angstvolle Gegenwart, wie auch die panegyristische Geschichtschreibung der Zeit im ganzen noch den alten Ton der Siegesgewißheit anzustimmen pflegte.

Ein solcher Aufschwung der physischen und geistigen Kräfte, wie er sich bei den deutschen Stämmen vorfand, war naturgemäß zunächst nach der einen Seite hin, der äußeren kriegerischen Bildung und kriegerischen Gewöhnung, gerichtet. Damit allein waren, ohne daß irgend ein bestimmtes System dabei zu Grunde gelegen hätte, die großen Resultate im Kampf gegen Rom gewonnen worden. In Folge davon war es bis zum vierten Jahrhundert schon so weit gekommen, daß die Römer nicht mehr wie in den ersten Zeiten des Kampfes die physische Ueberkraft des einzelnen deutschen Kriegers, den Todesmuth, der alle ziemlich auf gleiche Weise beseelte, anerkennen mußten, aber daneben doch noch mit nicht unbegründeter Geringschätzung von der ganzen Kriegsführungsweise der Deutschen bis herab zu ihrer ungenügenden Bewaffnung, die zu Tacitus Zeiten nicht einmal des Hauptstoffs, des Eisens, sich bedienen konnte, sprechen durften. Damals war es die Unzugänglichkeit des Landes, die Wälder, Sümpfe und Flüsse, der Mangel an Vorräthen, die herbe Strenge und rauhe Unbeständigkeit des Klima's, die sie als die Hauptgründe der ungenügenden Resultate ihrer großen militairischen Operationen in Deutschland angeben konnten. Jetzt waren die Deutschen, ohne ihre schon sonst furchtbaren kriegerischen Eigenschaften aufzugeben, den Römern in Bewaffnung, Taktik und beinahe auch in Strategie, so weit sie sich nach der Art des damaligen Kriegs entfalten konnte, gewachsen. Ohne die römische Bewaffnung anzunehmen, hatten sie sich ihre Hülfsmittel für ihre Bedürfnisse zu eigen zu machen verstanden. Sie fochten noch mit ihren nationalen Waffen, die Franken mit ihrem Wurfbeil, das auch nach ihnen benannt ist[6]), die Sachsen mit

6) Ueber den Zusammenhang des Namens Sachsen mit der charakteristischen Waffe des Volks besteht kein Zweifel. J. Grimm hat, auf diesen Zusammenhang gestützt, G. d. d. Sprache II, 612, noch weiter rückwärts die Iden-

vor immer neue Schaaren von noch kräftigeren, kriegstüchtigeren und erbitterteren Feinden hervorwuchsen. Es schien, als wenn die alte Sage von dem erdgeborenen Gott, dem Stammvater des ganzen deutschen Volkes, jetzt immer von neuem wieder zur Wahrheit würde, denn je blutiger die römischen Kriege wurden, je mehr auf deutscher Seite in offener Feldschlacht, wo so oft Tausende auf einmal aus einem Stamm den Tod fanden, oder sonst durch das römische Schwert fielen, oder durch die Gefangenschaft ihrem Volke entrissen wurden, desto zahlreicher waren die Streithaufen, die den Römern nach kurzer Zeit wieder im Felde die Spitze boten. Die ungeheuren Verluste an Menschen, die sich daneben noch durch die immer mehr einwurzelnde Sitte, Solddienste bei den Römern zu nehmen, erhöhten, ersetzten sich so schnell, daß man keine Lücke wahrnehmen konnte, so groß war die physische und psychische Kraftfülle des Volkes, die den Abgang nicht blos zu decken, sondern sogar einen Ueberschuß hervorzubringen vermochte. Es ist nichts schwieriger, als nach gelegentlichen Andeutungen, wie sie über die Bevölkerungsverhältnisse Deutschlands jener Zeit vorliegen, statistische Thatsachen constatiren zu wollen, aber es scheint nach umsichtiger Erwägung und Vergleichung der römischen Berichte im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als wenn sich in der Zwischenzeit die Gesammtsumme der deutschen Bevölkerung mehr als verdoppelt hätte, trotz des progressiven Abgangs, namentlich seit dem dritten Jahrhundert, wo in früher unbekannter Weise zahlreiche Haufen fast aus allen deutschen Stämmen entweder mit Gewalt oder durch Unterhandlungen in römischen Kriegs- und Staatsdienst traten. [5])

In gleichem Verhältniß war die psychische Widerstandskraft gewachsen, so gewachsen, daß die Römer selbst nach und nach einzusehen begannen, daß nur ein Wunder sie selbst vor dem Untergange durch das Schwert der von ihnen anfangs so verachteten Barbaren retten könnte, daß sie seit dem vierten Jahrhundert mehr für

5) Wie wohl die Römer dies in späterer Zeit bemerkten, geht aus Amm. XXVIII, 5 hervor, wo das, was dort zunächst von den Alemannen gesagt wird, uf alle deutschen Stämme bezogen werden darf: Immanis enim natio jam inde ab incunabulis primis varietate casuum imminuta, ita saepius adulescit, ut fuisse longis saeculis aestimetur intacta.

Hinausschiebung des unvermeidlichen Untergangs als um dauernde Abwehr kämpften, denn an Besiegung und Unterwerfung dachten sie ohnehin nicht mehr, so sehr sie auch in ihren officiellen Bulletins noch immer die alten Phrasen festhielten, gleichsam als Trost für die angstvolle Gegenwart, wie auch die panegyristische Geschichtschreibung der Zeit im ganzen noch den alten Ton der Siegesgewißheit anzustimmen pflegte.

Ein solcher Aufschwung der physischen und geistigen Kräfte, wie er sich bei den deutschen Stämmen vorfand, war naturgemäß zunächst nach der einen Seite hin, der äußeren kriegerischen Bildung und kriegerischen Gewöhnung, gerichtet. Damit allein waren, ohne daß irgend ein bestimmtes System dabei zu Grunde gelegen hätte, die großen Resultate im Kampf gegen Rom gewonnen worden. In Folge davon war es bis zum vierten Jahrhundert schon so weit gekommen, daß die Römer nicht mehr wie in den ersten Zeiten des Kampfes die physische Ueberkraft des einzelnen deutschen Kriegers, den Todesmuth, der alle ziemlich auf gleiche Weise beseelte, anerkennen mußten, aber daneben doch noch mit nicht unbegründeter Geringschätzung von der ganzen Kriegsführungsweise der Deutschen bis herab zu ihrer ungenügenden Bewaffnung, die zu Tacitus Zeiten nicht einmal des Hauptstoffs, des Eisens, sich bedienen konnte, sprechen durften. Damals war es die Unzugänglichkeit des Landes, die Wälder, Sümpfe und Flüsse, der Mangel an Vorräthen, die herbe Strenge und rauhe Unbeständigkeit des Klima's, die sie als die Hauptgründe der ungenügenden Resultate ihrer großen militairischen Operationen in Deutschland angeben konnten. Jetzt waren die Deutschen, ohne ihre schon sonst furchtbaren kriegerischen Eigenschaften aufzugeben, den Römern in Bewaffnung, Taktik und beinahe auch in Strategie, so weit sie sich nach der Art des damaligen Kriegs entfalten konnte, gewachsen. Ohne die römische Bewaffnung anzunehmen, hatten sie sich ihre Hülfsmittel für ihre Bedürfnisse zu eigen zu machen verstanden. Sie fochten noch mit ihren nationalen Waffen, die Franken mit ihrem Wurfbeil, das auch nach ihnen benannt ist[6]), die Sachsen mit

---

6) Ueber den Zusammenhang des Namens Sachsen mit der charakteristischen Waffe des Volks besteht kein Zweifel. J. Grimm hat, auf diesen Zusammenhang gestützt, G. d. d. Sprache II, 612, noch weiter rückwärts die Iden-

die Römer aufzubieten hatten. Schon die Niedermetzelung der vornehmsten römischen Gefangenen nach der Niederlage des Varus vor den Altären der einheimischen Götter offenbart eine wilde Unheimlichkeit der nationalen Erbitterung, die auf die damaligen Römer ihres Eindruckes nicht verfehlte. Und doch war gerade in diesem Falle noch die Wildheit des individuellen Naturells durch das Hereinziehen der allgemeinen Elemente des nationalen Cultus, die den Einzelnen beherrschten, so sehr gebändigt.

Allmählig wurden die Kriegszüge der Deutschen auf römisches Gebiet nur das Gegenstück zu den römischen Expeditionen; dieselben Scenen der Verwüstung und der erbarmungslosesten Grausamkeit spielten hüben wie drüben, und die Systematik in dergleichen, die den Deutschen anfangs nicht geläufig war, scheint sehr bald von ihnen erlernt worden zu sein. An und für sich lag bei aller natürlichen Rohheit und Gewaltsamkeit des Barbarenthums, die bei den Deutschen im vollsten Maße vorhanden war, doch nicht eine eigentliche Neigung zur Zerstörung als solcher oder ein wirklicher Blutdurst, noch viel weniger ein Zug von raffinirter Grausamkeit in der Anlage des nationalen Charakters. Wenn auch die in offener Feldschlacht gemachten Gefangenen zum Theil den Göttern als Sühnopfer fallen mußten, so waren dies doch verhältnißmäßig nur wenige und das Loos der anderen gestaltete sich meist milder, als es selbst bei den civilisirtesten Völkern des Alterthums der Fall zu sein pflegte. Die Stellung der eigentlichen Knechte, die fast ohne Ausnahme aus der Beute der Kriegszüge hervorgingen, zeigte noch zu Tacitus Zeit die deutlichen Spuren einer gewissen Gemüthlichkeit und Weichheit der deutschen Art. Sie wurden noch immer als Theile der Familie betrachtet, und die kalte abstracte römische Auffassung, die in dem Unfreien nur eine Sache sah, war den Deutschen ganz ferne geblieben. Aber die späteren deutschen Kriegszüge bezweckten eben so wohl wie die der Römer zunächst nur möglichst umfangreiche Metzeleien, in zweiter Linie erst stand der Erwerb von Gefangenen, obgleich diese nach den Verhältnissen der Zeit in jedem Sinn die kostbarsten Gegenstände der Beute waren. Auch hier folgten also die Gewohnheiten der Deutschen dem römischen Vorbild Schritt für Schritt, denn auch die Römer thaten gelegentlich dem Schwerte Einhalt, um die erbeuteten Menschen zu verwerthen. Neben der einfachen und naiven Mordlust, die

eben wie die eines reißenden Thieres würgte, was in den Weg kam, und so roh und gewaltthätig als möglich, um möglichst schnell zu ihrer Befriedigung zu kommen, stellte sich übrigens allmählich auch noch ein Hang zu raffinirterer Befriedigung desselben Triebes, eine eigentliche Lust an der Qual der Opfer ein. Die kalte Grausamkeit der Franken, der Vandalen, der Alemannen, war keineswegs bloße römische Fiction. Wenn sie auch dem Volksgeiste aufgenöthigt wurde, und wenn sie auch nur sehr ausnahmsweise vorkam, was sich aus den römischen Berichten freilich nicht entnehmen läßt, die auf eine leicht erklärliche Weise alle bösen Eigenschaften ihrer Feinde möglichst generalisiren, so war sie eben doch ein Charakterzug geworden.

Wie in der Grausamkeit, so waren die Deutschen auch in der Heimtücke, im Verrath, in der Arglist, Wortbrüchigkeit und in allen den sittenlosen Mitteln, die römische Gewaltthätigkeit gegen sie anwandte, gelehrige Schüler der Römer. Noch Tacitus konnte dem deutschen Volk im allgemeinen und namentlich auch im Benehmen gegen Feinde eine gewisse Ehrlichkeit und Geradheit des Wesens zusprechen[7]; die späteren römischen Berichte schildern den Cha-

---

7) Tacitus bekannte Worte Germ. 22.: Gens non astuta neque callida müssen zu Recht bestehen, selbst wenn aus den geschichtlichen Vorgängen der damaligen Zeit sich für einzelne Fälle in der That das Gegentheil erweisen läßt. Sie gelten natürlich nur in der Praxis für den Verkehr unter sich, denn gegen die Feinde ist so ziemlich alles erlaubt, was man zu ihrem Schaden thun kann. Diese Tugend der Geradheit und Ehrlichkeit entspringt hier wie die anderen, z. B. die Gastfreundschaft, die Treue u. s. w., aus dem vollen noch ungestörten Behagen des Volkes an sich selbst, aus dem Bewußtsein der Kraft und Stärke, die Schleichwege zur Erreichung ihres Zieles verschmäht, weil sie sich mit der Manneskraft nicht vertragen, aber keineswegs, wie wohl kaum zu bemerken nöthig ist, aus einer wirklichen Sittlichkeit des Einzelnen oder der Gesammtzustände, höchstens aus einem gewissen Instinct für das Sittliche. Weil sie nicht in wirklicher Sittlichkeit wurzelte, konnte sie später, trotz jener günstigen Anlage des Volksgeistes, durch geschichtliche Einflüsse ganz verdrängt werden und in ihr Gegentheil umschlagen, so daß in der Charakteristik der Barbaren des vierten und fünften Jahrhunderts perfidia mit Recht als dominirendes Laster fast bei allen obenan steht. Salvianus z. B. konnte ganz mit Recht von den Franken seiner Zeit sagen: si pejeret Francus, quid novi faciet, qui perjurium ipsum sermonis genus putat esse, non criminis (De Gub. Dei IV, 14) oder die eigene Gesetzgebung eines deutschen, dem Namen nach christlichen Staates aus dieser Zeit: quia in diversis causis prae facilitate plurimos referre falsa

meintliche Beleidigungen, endlich auch die Nothwendigkeit, sich der nach ihrer Meinung unverschuldeten Angriffe der Römer oder der Nachbarn zu erwehren, dies war es, was damals noch genügte, um das Schwert zu ziehen. Gab der Krieg daneben auch noch Beute, so erhöhte das die Lust am Sieg, vielleicht auch den Reiz zum Kampf, aber die Beute selbst stand doch noch außerhalb der Combination, die zunächst zu dem Kampfe veranlaßte. Begreiflich wird diese Haltung, wenn man sieht, wie sich das Leben der Deutschen im ganzen noch mit den einfachen materiellen Hülfsmitteln begnügte, wie sie von unvordenklicher Zeit ihm genügt hatten. Nur hier und da bricht schon in jener Zeit, aber nur vereinzelt, ein gewisses Ungenügen an dieser barbarischen Einfachheit und Armuth durch: einige Genüsse der Civilisation, der Wein z. B., haben schon ziemlich weite Verbreitung gewonnen.[10]) Das Geld, früher in seiner wahren weltbeherrschenden Bedeutung unbekannt, wird mehr und mehr als unentbehrliches Hülfsmittel zur Freude und zum Genuß des Lebens erkannt; aber mit rührender Naivetät stehen noch Züge daneben, wie der, daß selbst diejenigen deutschen Stämme, die nach seinem Besitze strebten, die größeren Silbermünzen für kostbarer hielten, als die kleineren Goldmünzen.[11])

Geänderte Ziele des Kampfes.

Nach und nach wurden den Deutschen die Genüsse der römischen Civilisation förmlich aufgedrungen, einmal durch die rastlose Handelsthätigkeit der Römer, die, um nur einen Markt für ihre Producte zu finden, sich wie der heutige Welthandel allen Gefahren aussetzte, dann durch die unzähligen Fälle, wo die Deutschen selbst in unmittelbare Berührung mit der römischen

---

10) Was Cäsar zunächst von den Sueven seiner Zeit sagt B. G. IV, 2, vinum ad se omnino importari non sinunt, quod ea re ad laborem ferendum remollescere homines atque effeminari arbitrantur gilt wohl überhaupt von den damaligen Deutschen. Zu Tacitus Zeit war dies schon anders geworden: Germ. 23 proximi ripae et vinum mercantur, und im fünften Jahrhundert ist Wein bereits ein allgemeines Getränk, das die einheimischen, wenn auch nicht ganz verdrängt, so doch sehr beschränkt hat.

11) Zu Tacitus Zeit: Germ. 5 quamquam proximi ob usum commerciorum aurum et argentum in pretio habent formasque quasdam nostrae pecuniae agnoscunt atque eligunt, interiores simplicius et antiquius permutatione mercium utuntur.

raffinirten Civilisation gerathen waren. Sie bürgerten sich vollständig ein und wurden in dem Maße unentbehrlich, daß man nicht mehr zu der früheren Armseligkeit zurückgehen konnte. Jetzt erst trat in den Deutschen der alte verhängnißvolle Drang nach dem Süden und Westen, der Heimat dieser kostbaren Dinge, die sich in den Vordergrund ihrer Wünsche und Leidenschaften gestellt hatten, aus seiner instinctiven Nebelhaftigkeit in die ganz bestimmte Form der Eroberungslust. Er ließ sich jetzt nicht mehr durch den, trotz aller Ausdehnung doch so sehr behinderten Handelsverkehr, auch nicht durch gelegentliche Beutezüge in die römischen Grenzlandschaften oder auch bis in das Herz des römischen Reichs, nach Italien, wie es die Markomannen schon in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts mit Glück versucht hatten, befriedigen: er wurde so unersättlich, daß er nach dem eigentlichsten, dauerhaftesten Vollbesitz der von der erhitzten Phantasie ins Unendliche verklärten Schätze strebte, deren dürftiger Abhub schon jetzt so entzückenden Genuß gewährte. Die Eroberung des goldenen Roms, der Weltstadt ohne gleichen, erschien als das große Ziel, für welches die Deutschen ihr Schwert erhoben, und nicht sowohl der Grimm gegen den römischen Namen, weil er der der Todfeinde war, als die Berechnung, daß die jetzigen Inhaber dieser Schätze ganz aus dem Wege geräumt werden müßten, wenn sie ganz und ungestört in die Hände der Sieger fallen sollten, war es, was den späteren Kriegs- und Vernichtungszügen den Stempel bestialischer Rohheit aufdrückte. Dies trieb hinwiederum die Römer, die sich nun in ihrer Totalität, nicht etwa blos als Vertreter der römischen Politik, sondern als Eigenthümer alles dessen, was ihre Feinde mit jedem Mittel sich zu erwerben bemüht waren, bedroht sahen, zu den verzweiflungsvollsten Maßregeln der Abwehr.

Während sich also in einer früheren Periode die Fortbewegung der deutschen Völker nach Süden und Westen auf der von der Natur selbst vorgezeichneten Bahn mit instinctiver Langsamkeit vollzog, ohne daß sie sich ihres eigentlichen Zieles irgend bewußt gewesen wäre, trat jetzt der bestimmte Gedanke der Eroberung und Besitznahme des römischen Reiches mit erschreckender Klarheit in die Mitte der Gedanken der Deutschen und gab dem Kampfe, der schon so die düsteren Elemente eines Volks- und in gewissem Sinn auch eines Religionskrieges und der bloßen, in sich zügellosen

Vertilgungswuth vereinigte, erst vollständig seinen dämonischen Charakter.

Es gab allerdings auch noch einen anderen Weg zu dem Vollgenuß der Herrlichkeit Roms zu gelangen und auch er wurde, je mehr sich überhaupt die Sehnsucht darnach steigerte, je mehr diese ganze Wendung des Volksgeistes auf die innere und äußere Auflösung des bisherigen Verbandes des deutschen Lebens hinwirkte, immer häufiger eingeschlagen: es war der schon lange bekannte in römische Dienste zu treten, wo das, was man äußeres Glück machen nennt, fast unfehlbar erreicht werden konnte. Seit dem Ende des dritten Jahrhunderts wurden nicht blos die Heeresmassen aus Barbaren zusammengesetzt, sondern auch die höheren Stellen des Kriegs- und Staatsdienstes, die bis dahin noch meist in den Händen von Angehörigen des römischen Reichsverbandes geblieben waren, fielen ihnen immer häufiger zu. Immer höher stiegen jetzt die Barbaren empor, und damit eröffnete sich ihnen die Möglichkeit, die Genüsse der römischen Cultur rückhaltlos auszubeuten, was sie mit demselben wilden Ungestüm thaten, mit welchem sie auf dem Schlachtfelde zu fechten gewohnt waren. Schon in der Mitte des vierten Jahrhunderts konnten Emporkömmlinge dieser Kategorie, wie Magnentius und der Franke Silvanus [12]), alles Ernstes daran denken, die Hand nach dem römischen Purpur auszustrecken, und fast wären solche Versuche gelungen; von da ab bis zu dem nominellen Aufhören des weströmischen Reichs waren es fast ohne Ausnahme Deutsche, die an der Spitze des Staates zunächst als oberste militärische Gewalthaber in dem schon ganz wieder zu militärischer Dictatur herabgesunkenen Rom der letzten Jahrhunderte standen.

Aber den Massen der deutschen Völker blieb dieser Weg, so lockend auch seine Früchte sein mochten, doch verschlossen, nicht sowohl aus äußeren Gründen, als vielmehr aus einer förmlich providen-

---

12) Magnentius war, wie schon Spanheim (Observ. ad Julianum p. 219 bewiesen hat, aus deutschem Geschlecht, und in der gewöhnlichen Weise der Zeit als Kriegsgefangener in römische Dienste getreten. Wahrscheinlich war er ein Franke, ebenso wie sein eigentlicher Besieger Silvanus. Die wichtigsten Quellenstellen sind schon gesammelt bei Bünau I, p. 796 u. f. in den Noten; desgleichen über Silvanus l. c. 793, der aus einer schon lange in römischen Diensten stehenden fränkischen Familie stammte.

tiellen negativen Zähigkeit ihres Nationalbewußtseins, wegen ihres ungebändigten Stolzes auf ihre barbarische Kraft und wegen des unvertilgbaren Hasses gegen alles Lebendige, was den römischen Namen trug. Ihnen blieb also nichts anderes übrig, als in der alten Weise mit dem Schwerte in der Hand sich den Weg zu den römischen Schätzen zu bahnen.

Die Widerstandskraft der Römer reichte nicht mehr aus, diesen auf so concrete Ziele gerichteten Drang der seit alten Zeiten dem römischen Reich grenznachbarlichen Völker, der Franken, Alamannen, Gothen und anderer, zurückzuweisen. Aber so viel wurde wenigstens erreicht, daß ihnen die Besitzergreifung der römischen Welt nur Schritt für Schritt und unter Strömen von Blut glückte. Freilich wurde dadurch der Stachel erst recht tief in die Seele der Deutschen gesenkt. Uebrigens beschränkte sich das Vorwärts-Drängen nicht auf die römischen Grenznachbarn. So wie diese in befriedigungsloser Hab- und Genußsucht ohne Bedenken von ihren heimatlichen Sitzen schieden, um das gelobte Land der Römer in Besitz zu nehmen, ebenso unaufhaltsam schoben sich andere Massen ihnen nach, oder zwischen ihnen hindurch, alle unwandelbar, wie der Magnet nach Norden weist, nach dem einen durch die erhitzte Phantasie ins maßlose ausgeschmückten Ziele gerichtet. So waren schon im vierten Jahrhundert die Burgunder von den Küsten der Ostsee an den Main und bald nach glücklicher Durchbrechung der Alamannen an die Spitze des Völkerkeils gelangt, der vom Oberrhein aus in das Herz von Gallien einzudringen versuchte.[13]) Wie viel in jedem einzelnen Fall außer dem selbständigen Willen der einzelnen Völkermassen auch unwillkürliche Veranlassungen, feindlicher Drang von außen, Zerspaltung von innen mitgewirkt haben, ist unseren Blicken entzogen. Aber gleichviel welche Veranlassung ursprünglich eine solche Bewegung hervorgerufen hatte, ihre Richtung wurde schließlich doch nur ein und dieselbe: sie strebte stets dem römischen Reiche zu.

Seit der Mitte des vierten Jahrhunderts trat nun noch eine

13) Es genügt für die Burgunder auf Zeuß p. 133, 405 u. f., ebenso 402 Anm. zu verweisen. Auffallend ist es, daß z. B. noch in der neuesten Auflage von Leo's Universalgesch. II. (Mittelalter) die alte Fabel des Orosius als Wahrheit angesehen wird.

gewaltsame äußere Erschütterung ohne Gleichen durch den Einbruch der Hunnen in Europa und die damit in Verbindung stehende Völkerwanderung von der unteren Donau aus dazu. Die innerlich schon so gelockerten deutschen Stämme vermochten dieser gar nicht zu widerstehen und in dem Versuch, sich ihren Einwirkungen durch rasches Vorgehen nach Süden und Westen zu entziehen, erhielt ihr schon vorher für die Römer unaufhaltsamer Andrang seine volle Unwiderstehlichkeit, so daß jetzt in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von anderthalb Jahrhunderten Revolutionen im europäischen Völkerleben erfolgten, die selbst bei einer progressiven Zunahme der Angriffskraft auf deutscher und eben so progressiver Abnahme der Widerstandskraft auf römischer Seite, ohne die Dazwischenkunft dieses neuen Momentes noch auf lange Zeit hinausgeschoben werden konnten und dann jedenfalls einen minder gewaltsamen Verlauf genommen haben würden.

Innere Veränderungen im Volksleben.

Schon allein das Losreißen so großer Massen von ihrem heimischen Boden wäre hinreichend gewesen, die wichtigsten Traditionen der Vergangenheit, auf denen das äußere Leben und das innere Gleichgewicht der Gegenwart ruhte, zu verwirren, zu verwischen, ja gänzlich zu zerstören, ganz abgesehen davon, daß sich eine solche Trennung von der Heimat nur erst dann möglich machte, als jene schon geschilderten, allen Organismus auflösenden Einflüsse bereits allseitig Spielraum gewonnen hatten. Selbst wenn man sich denken könnte, was wohl niemals vorgekommen ist, daß eines der vorwärts drängenden Völker noch seine ganze Verfassung in ihrer ursprünglichen Naivetät aus seinen heimatlichen Grenzen mit in die Fremde habe nehmen wollen oder können, so wäre das bloße Verlassen des heimatlichen Bodens, mit welchem Mythus und Rechtsverhältnisse, die socialen Verbindungen der kleineren Gruppen, die Staats- und Militärverfassung und alle anderen denkbaren Beziehungen der Individuen unlösbar verwachsen waren, allein schon ein Bruch mit der ganzen Vergangenheit gewesen. Alles, was die Individuen bedingte und beschränkte, wurde dort zurückgelassen, die destructiven Momente, welche auf eine völlige Schrankenlosigkeit der Individuen hinarbeiteten, gingen mit in die neuen, so lange Zeit ganz und gar auch äußerlich schwankenden Verhältnisse über, und mußten sich natürlich unter solchen Umständen nur noch zügelloser entfalten.

Wenn schon früher die kriegerische Seite des deutschen Charakters auf Kosten der anderen hervorgetreten war, aber neben sich doch noch andere Elemente hatte dulden müssen, so geschah dies jetzt in ungleich größerem Maße. Sie beherrschte ausschließlich den Einzelnen wie alle Gesammtverhältnisse, und der ganze Zusammenhalt der an Zahl oft sehr angewachsenen Völkermassen beruhte allein auf dem Band einer mehr und mehr militärisch gewordenen Verfassung. Sie war natürlich weit von der straffen, die Selbständigkeit des Individuums vernichtenden Disciplin eines römischen Heeres entfernt: eine solche Zucht hätte sich das trotzige und schrankenlose Naturell der Deutschen nicht gefallen lassen; aber sie legte doch allein Werth auf die Stellung des Einzelnen in dem ganz gewaffneten Volke und nur nach diesem Maße wurde die Bedeutung der Einzelnen gemessen. Waren etwa auch die Nachkommen der alten Geschlechtshäupter eines Stammes noch im Besitz der höchsten Gewalt geblieben, so war dies nur deswegen geschehen, weil sie sich zugleich auch als erbliche Kriegsführer den ersten Platz zu bewahren gewußt hatten, nicht kraft ihres legitimen Anspruches, der höchstens nur in zweiter Reihe ihre Stellung befestigen half, aber sie nicht begründen konnte.

Die Substanz dieses kriegerischen Wesens hatte sich in gleichem Maße verändert. Die chevaleresken Züge der alten Zeit waren mehr und mehr daraus verschwunden. Sie vertrugen sich nicht wohl mit jenen Vernichtungskriegen, noch weniger mit der Habsucht und Genußsucht, die jetzt die Seele des Kampfes war. An ihre Stelle waren tückische Grausamkeit, entmenschte Härte, Treulosigkeit und Verrath getreten, kurz das vollständige Gegentheil der früheren lobenswürdigen Charakterzüge der Nationalität. Diese Eigenschaften durften ungezügelt gegen Fremde wie stammesverwandte Feinde walten, und damit verstand es sich von selbst, daß auch das innere Leben eines äußerlich verbundenen und gegen gemeinsame Feinde Front machenden Volkes nicht frei von ihren Einwirkungen blieb. Wie hätte die Zügellosigkeit des auf seine Kraft trotzenden Individuums auch hier eine andere Grenze anerkennen sollen, als die äußere Gewalt, die es selbst bei seinen Feinden respectirte? Der Begriff des Rechts und der Gemeinsamkeit der Interessen verlor so seine positive, fruchtbare Grundlage: als Ersatz dafür trat eine Art nothdürftigen, äußeren Rechtsschutzes ein, die

den Einzelnen durch schwere Strafen an dem, was ihm nächst dem Leben und der Freiheit jetzt das kostbarste war, an dem Eigenthum, von Uebergriffen gegen die anderen zurückschreckte, aber natürlich nicht selten dieses Zweckes verfehlte. Dies ist der Grundzug, der durch die sogenannten Volksrechte, so weit sie von den Einflüssen dieser Periode noch abhängig sind, hindurchgeht. Daher ihre so ins einzelne gehenden Bestimmungen für alle erdenkbaren Fälle von Gewaltthätigkeit und das außerordentlich hohe Strafmaß, was selbst für verhältnißmäßig unbedeutende Verbrechen der Art bestimmt ist.[14]) Es gab aber keinen anderen Nothbehelf, um ein Nebeneinanderleben solcher wilder Individualitäten möglich zu machen, die, weil sie doch noch eine Nothwendigkeit des gemeinschaftlichen Zusammenhaltes einsahen, weil sie fühlten, daß sie allein durch gemeinschaftlichen Kampf die römischen Schätze erobern, ihre eigenen neidischen Stammesgenossen und Nachbarn im Zaum halten konnten, sich theoretisch auch diese harte Beschränkung gefallen lie-

14) Wenn auch selbst die ältesten der sogenannten Volksrechte, die lex Salica und Burgundionum, von den Einflüssen des früher römischen Bodens, auf dem sie redigirt wurden, abhängig und insofern nur mittelbare Zeugnisse für die vor dieser Epoche liegende letzte Periode des Kampfes und Dranges sind, so läßt sich doch erkennen, daß die Strafansätze nicht auf einmal, nicht eben bei ihrer letzten Redaction diese enorme Höhe erreicht haben, sondern schon lange im Steigen begriffen gewesen sein müssen. Daß eine noch frühere Zeit sie nicht haben konnte, geht schon allein aus der Bedeutung hervor, die denn das baare Geld hat, welches an die Stelle der Naturalbußen der Vergangenheit getreten ist. Sie weisen auf einen relativen Ueberfluß des Volks an baarem Geld und eine vollständige Einführung in alle möglichen Verkehrsverhältnisse hin, wo jeder Gegenstand, der an und für sich in Handel kommen konnte, schon seinen ganz fixirten Preis hatte. Was die Höhe der Strafen betrifft, so erwäge man Tit. XVII. De vulneribus Leg. Salicae, Tit. XXVI. de excussis dentibus, Leg. Burg. wo XV, X u. V solidi für einen excussus dens angesetzt sind, also schon ein ganz anständiges Capital. Oft stehen auch in ursprünglichster Naivetät Strafbestimmungen gegen gewaltthätige Körperverletzung voran und zeigen damit schon, daß sie die häufigsten Fälle der ganzen strafrechtlichen Praxis bildeten, z. B. in d. L. Ripuar., Angl. et Wer., Frision., Saxonum. — Ueberhaupt sind diese ältern Volksrechte, in die die kirchlich politische Gesetzgebung noch nicht oder nur sehr wenig hereingezogen ist, fast nur aus Strafbestimmungen gegen äußere Vergewaltigung und Verletzung fremden Eigenthums zusammengesetzt, und während sie sonst so kurz und dürftig sind, sind sie hier mit einer reichen Fülle detaillirter Normen versehen, die am deutlichsten zeigen, wohin sich der Geist des Volks damals neigte.

ßen, aber freilich nicht so weit in der Herrschaft über sich selbst gediehen waren, daß sie auch in dem einzelnen praktischen Falle sich den Satzungen dieses vollständig äußerlichen Rechtes zu unterwerfen verstanden hätten.

Dies war auch die Zeit, in der aus den alten Eigenthumsverhältnissen heraus der letzte Schritt zur Begründung des individuellen Besitzes gethan wurde.[15]) War schon früher die Gemeinschaft des Grundeigenthums auf kleinere locale Verbindungen beschränkt worden, so wurde sie jetzt auch in dieser Beschränkung bei den meisten deutschen Völkern, die sich mehr oder weniger plötzlich aus ihrer Heimat gedrängt sahen und sich zum Theil so ferne von ihr mitten auf einem neuen Boden und schon fixirten Besitzverhältnissen gegenüber, wie die Gothen und andere südöstliche Völker in dem früher als römische Provinz cultivirten Dacien, die Burgunder und Alamannen in dem Gebiet der agri decumates, die Franken in den belgischen und germanischen Provinzen, fanden, unmöglich, weil ihr die gewohnte locale Basis fehlte. Die so individuell selbständig gefärbten Menschen dieser Zeit waren natürlich nicht geeignet, sie mit mancherlei Opfern für den Einzelnen wieder herzustellen: es schien zu der Selbständigkeit des Individuums auch ein vollkommen unabhängiger Besitz zu gehören, selbst wenn er, da ja immer noch als eigentliches Ziel des ganzen Vorwärtsdrängens eine umfangreichere Eroberung römischen Landes im Hintergrund stand, nur einstweilen als eine Art Abschlagszahlung festgehalten wurde.

Die Familie, die in ihrem strengen Zusammenhalt eine Art Gegengewicht gegen eine solche üppig wuchernde Freiheit des Individuums hätte gewähren können, wurde auch in den Strudel der allgemeinen Verwirrung hineingerissen. Zwar erhielten sich noch mitten unter der Rohheit dieses aufgestachelten Barbarenthums einige Reminiscenzen der alten Milde und Feinheit, welche die deutsche Auffassung aller dieser Verhältnisse von Anfang an charakterisirten. Das Bewußtsein, daß eine gewisse Selbstbeschränkung gegenüber dem schwächeren Geschlechte dem Manne gebühre, läßt sich noch aus dem hohen Rechtsschutz für die Frauen in den sonst so brutalrohen

---

15) S. o. p. 55 ff.

Volksrechten herauserkennen.[16]) Aber ebenso deutlich sieht man, wie es jetzt in der rohen Zeit nöthig geworden war, für ihre Sicherung vor allen möglichen Unbilden durch besondere Gesetze zu sorgen, während sonst die Sitte viel besser und kräftiger ihnen zur Seite gestanden war. Der Zusammenhang zwischen Eltern und Kindern muß, wenn man die Andeutungen einer späteren Zeit erwägt, ebenfalls viel gelockerter gedacht werden, desgleichen die Verbindung durch die Blutsverwandtschaft in der natürlichen Familie, obgleich diese eigentlich noch die einzige organische Gliederung war, welche zwischen dem Allgemeinen und dem ganz losgelösten Individuum stand, und eben deswegen in rechtlicher und politischer Beziehung eine vergleichungsweise gegen früher gesteigerte Bedeutung erhalten hatte. Aber auch hier scheint sich, wenn man von den nach bestimmten Rechtsnormen fixirten Rechten und Pflichten der Familienglieder in der Vermögenssuccession, in der Vertretung vor Gericht u. s. w. absieht, die eigentlich das Gemüth berührende Seite darauf beschränkt zu haben, daß jene die natürlichen Verbündeten des Einzelnen für und gegen äußere Gewaltthaten vorstellten. Daß auf ihnen namentlich die Verpflichtung der Blutrache ruhte, konnte als das Fundamentalgesetz für den ganzen Familienzusammenhalt jener Zeit gelten.

Ueberall markirt sich sonach in Haus und Familie die größere Härte und Rohheit der Charaktere. Man werfe nur einen Blick auf das Verhältniß zum Gesinde. Früher gestaltete sich dies als

16) Siehe darüber die Zusammenstellung RA. p. 404 u. f. Gewöhnlich haben sie die doppelte Buße in Anspruch zu nehmen. Aber es gehen auch bis die feinere Motive der Vergangenheit mit den rohesten Nützlichkeitsrücksichten der verwilderten Gegenwart durcheinander, z. B. wenn L. Ripuar., d. h. in dem Volksrechte, das unter allen auf die größte Verwilderung der Zustände schließen läßt, ein Schluß, der auch durch bekannte äußere Thatsachen unterstützt wird (ihre ersten 33 Titel gehören unzweifelhaft, wie auch die Tradition angiebt, der Zeit Theodorichs I. an), Tit. XII. für den Mord einer freien Ripuarierin DC solidos, also dreimal so viel wie für einen freien Mann, festsetzt, aber nur postquam parturire coeperit usque ad quadragesimum aunum; dagegen für eine puella nur CC und dasselbe auch für ein Weib über 40 Jahren, also nur ebenso viel wie für einen Mann, während L. Sal. Tit. XXIV. noch weiter spaltet zwischen femina ingenua et gravida u. f. ing. post quod coeperit habere infantes, und das Wehrgeld der ersteren auf 700 solid., d. h. $3\frac{1}{2}$ so viel, wie das eines ingenuus bestimmt, während die andere blos 3mal so viel hat.

eine Fortsetzung des Patriarchalismus, der einstmals alle Verhältnisse auch der Freien beherrscht hatte, in gemüthlichster Weise: die Knechte standen nach außen geschützt und gesichert durch den Herrn und Hausvater da, ihm selbst und der Familie gegenüber in einem kaum unter den Begriff der Leibeigenschaft fallenden Abhängigkeitsverhältniß, das ihnen, abgesehen von der persönlichen Ehre der Freien und der Theilnahme an dem Großleben des Volks, in ihrem nächsten Kreis nur wenig drückend erscheinen konnte. Jetzt kehrte sich überall eine herbere Auffassung hervor und ihr Zustand wurde im allgemeinen auch nicht besser als der des römischen Sclaven, während ihnen die vielen Möglichkeiten, die sich diesem zur Erleichterung seines Looses darboten, größtentheils abgeschnitten waren. Die deutschen Strafgesetze in den Volksrechten liefern sprechende Belege von einer unglaublichen Härte und Grausamkeit, die unter der Form des Rechtsschutzes der Freien gegen etwanige Uebergriffe der Knechte nach allen möglichen raffinirten Qualen des römischen Strafrechtes griff, welche noch Niemand gegen die Freien anzuwenden wagte.[17]) Aber freilich bedurfte es, wenn man sich über-

---

17) Die Stellung der Sclaven ist zu Tacitus Zeit außerordentlich human, wenn sich dies Wort zur Bezeichnung barbarischer Verhältnisse, die nur auf Herkommen, aber keineswegs auf freier Sittlichkeit ruhen, anwenden läßt: suam quisque sedem, suos penates regit — verberare servum ac vinculis et opere coercere rarum. Zorn durchbricht freilich die Schranken der Sitte: occidere solent non disciplina et severitate, sed impetu et ira, ut inimicum, nisi quod impune (Germ. 25.). — Wie es nach einigen Jahrhunderten damit stand, mag aus der Gesetzgebung der Volksrechte am besten erkannt werden, die so reich an grausamen Strafbestimmungen gegen die Unfreien sind. Z. B. L. Sal. XII. 2: si vero (servus) quod valeat 40 denarios furaverit, aut castretur aut 6 solidos reddat —. Verbrennen ist erweislich zuerst nur auf die Sclaven beschränkt; siehe die Stellen Grimm, Rechtsalterth. 699; ebenso mag es mit den übrigen geschärften Todesstrafen, außer Hängen, Enthaupten und Lebendigbegraben, früher der Fall gewesen sein, denn für die älteste deutsche Rechtsgewohnheit muß unangetastet bleiben, was Tacitus Germ. 12 von Leibesstrafen erwähnt, und die Art, wie Wilda, Strafr. p. 498, dies zu beseitigen versucht, widerlegt sich durch den falschen Begriff von der Continuität der germanischen Institutionen, der durch sein ganzes Buch, wie durch so viele andere über unsere ältere Geschichte und Cultus, hindurchgeht, von selbst. Das vierte und fünfte Jahrhundert ist eine andere wildere Zeit als das erste und brachte naturgemäß auch im Strafrecht strengere und complicirtere Bestimmungen, wie die Verbrechen selbst gröber und ungeheuerlicher wurden. Wie es mit den Strafen der

Fünftes Capitel.

Die inneren Gegensätze im deutschen Heidenthum.

So wenig es auch gelingen möchte, aus den fragmentarischen Notizen der römischen Quellen, vor allem der Germania des Tacitus, ein genügendes Bild von der äußeren Fülle und dem inneren Gehalt des deutschen religiosen Lebens der älteren Zeit zu entwerfen, so treten doch einige Züge prägnant genug hervor, um die Haltung des deutschen Volksgeistes in den verschiedenartigen Richtungen seines religiösen Empfindens daran wahrnehmen zu können. Es zeigte sich schon damals eine besondere Neigung in ihm, Götter von wesentlich kriegerischer Substanz an die Spitze des gesammten Pantheons zu stellen, ohne daß damit jedoch das alte gute Recht der vergleichungsweise milderen, jedenfalls aber tieferen Regungen des nationalen Geistes ganz verkümmert worden wäre; denn noch immer stand über den Kampfes- und Schlachtengöttern, die mit unzweifelhafter Gewißheit in den römischen Bezeichnungen Hercules und Mars gesucht werden dürfen, ein Wesen, dessen römischer Name Mercurius allein schon Bürgschaft dafür ablegt, daß andere Vorstellungen, neben und vor den blos auf Krieg und Blutvergießen bezüglichen, bei dem Gedanken an ihn in der Seele der Germanen jener Zeit anklangen. Diesem wurde überall eine Art Suprematie, vielleicht mehr aus herkömmlicher Gewöhnung, als im unmittelbarsten Ausdruck der inneren Vorgänge des Volksgeistes, eingeräumt.

Kriegerische Seite d. höchsten Gottes.

Im Laufe des zweiten, dritten und vierten Jahrhunderts drängten alle die Eindrücke, die der Volksgeist in seiner Thätigkeit

nach außen unwillkürlich aufnahm[1]), zu einer immer stärkeren Betonung der kriegerischen Seite in seinem Glauben. Zwar geschah nicht, was vielleicht bei einem anders organisirten Volke möglich gewesen wäre, daß die schon früher wesentlich kriegerischen Götter mit ausschließender Gewalt die der anderen milderen Richtung ganz aus dem Herzen und aus der Phantasie verdrängten;

---

1) Es wird nicht gut möglich sein, wie jeder Kenner wohl zugeben dürfte, den geschichtlichen Proceß in der Entwickelung der religiösen Vorstellungen unseres Heidenthums auch nur in den Hauptzügen erschöpfend und mit Sicherheit darzustellen, wenn nicht neue Quellen sich aufschließen sollten. Aber wo sollten diese versteckt sein? Ich habe mich bemüht, auf der einen Seite an der Hand unumstößlicher und durch innere Gründe erst recht bestätigter und fruchtbar gemachter Zeugnisse die verschiedenen Entwickelungsstufen desselben in ihren allgemeinsten Umrissen und nach ihrer verschiedenen Substanz möglichst auseinander zu halten und eine wirkliche innere Fort- und Umbildung im großen und ganzen nachzuweisen, auf der anderen Seite alles bloße Construiren und den luftigen Bau von Hypothesen und Analogien, der nirgends schädlicher wirkt als in religionsgeschichtlichen Untersuchungen, aber auch nirgends häufiger angewandt wird, als hier, ferne zu halten, so nahe auch oft die Versuchung dazu lag. Namentlich möchte ich gleich im voraus bemerken, daß ich mich mit vielleicht oft zu ängstlicher Scheu vor einer directen Heranziehung und Benutzung der nordischen Mythologie hüten zu müssen glaubte, weil es mir scheint, als würde selbst auf der von J. Grimm für die gesammten deutsch-mythologischen Forschungen vorgezeichneten Bahn der nüchternen und wie billig vorsichtigen Kritik nicht immer ihr Recht angethan. — Was dagegen als reicher Niederschlag unseres Heidenthums in Sagen und Märchen, Poesie und Sprache, Sitten und Gebräuchen übrig geblieben ist, durfte im allgemeinen unbedenklich als eine Quelle für die Darstellung benutzt werden, denn was davon überhaupt heidnischen Gehalt hat, und dies läßt sich fast in jedem einzelnen Fall zur unzweifelhaften Gewißheit erheben, gehört im ganzen der schöpferischen Thätigkeit des Volksgeistes dieser Periode an, und nur sehr selten einer späteren Zeit, wo er sich durch das Eindringen des Christenthums schon in eine defensive, für Neuproduction wenig geeignete Stellung gedrängt fand. Aber wie weit man diese reiche Materie auch nach rückwärts in die ersten Zeiten unserer beglaubigten Geschichte, etwa für die taciteische Periode, benutzen darf, ist offenbar der schwierigste Punkt der ganzen hierauf gerichteten wissenschaftlichen Kritik. Auch hier habe ich, wie sich hoffentlich ergeben wird, den sicheren, durch äußere Zeugnisse gestützten Weg, vielleicht mit einer gewissen Aengstlichkeit, vorgezogen, zumal da fast in jedem Fall auch innere Gründe, die mir subjectiv genügten, aber von der Wissenschaft an und für sich nicht mit Nothwendigkeit als objectiv genügend anerkannt werden können, sein Betreten anempfahlen.

oder bei den Alamannen[4]), durch die geschichtlichen Verhältnisse Kampf und Blut noch mehr als anderwärts in den Mittelpunkt der Thätigkeit des Volks gestellt hatten. Aber trotzdem ist auch hier nicht an einen gänzlichen Untergang der anderen Seite der höchsten Gottheit zu denken, und man hätte sie noch immer mit Fug und Recht als Mercurius bezeichnen dürfen, wenn man damit nichts anderes sagen wollte, als daß ihre Substanz nicht blos und ausschließlich mit Blut gefärbt sei.

Für die genauere Begrenzung der specifisch kriegerischen Seite des höchsten Gottes ist eine Art von Anhalt in dem noch immer fortdauernden Gegensatz eines eigentlichen bloßen Schlachtengottes

---

et Mercurio, dies ist aber auch eine ganz andere Art von Opfer als die, welche Tacitus in der Germania beschreibt, wo es sich nur um die im regelrechten Lauf des Cultus (certis diebus) gebrachten handelt. Hier werden die feindlichen Schlachtreihen nicht als humanae hostiae vor dem Altar dem Gott dargebracht, sondern sollen auf dem Schlachtfelde niedergemacht werden zu Ehren und im Namen der beiden Götter, was freilich auch im weiteren Sinne ein Opfer genannt werden kann. Jornandes spricht jedoch in der angef. Stelle nur von der ersten Art Opfer, dem eigentlichen Cultusopfer, und da dies nach unseren bestimmten Zeugnissen nur dem Mercur, d. h. dem Wuotan, dargebracht werden durfte, so ist auch von dieser Seite her die Identität dieses Mars genannten Gottes mit dem bei Tacitus und sonst als Mercur bezeichneten so wahrscheinlich, daß sie kaum zurückgewiesen werden darf. Gerade hierin liegt ein wesentlicher Unterschied der deutschen und der rohen Wüstheit getischer, scythischer und alanischer Götterbegriffe. Diesen mochte der ächte Mars, d. h. der Gott des bluttriefenden Kampfes, ihr höchster Gott sein, als dessen Symbol ganz folgerichtig ihnen wie auch den Deutschen das Schwert galt. Die Gothen, wenn auch noch so verwildert, ließen dennoch die Basis der Substanz des höchsten Gottes, des eigentlichen Lenkers und Ordners der Menschenwelt, bestehen, und färbten sie nur durch einseitige Entfaltung einer von jeher schon wesentlichen Richtung seines Begriffes, der ihn überall zu dem Kriegsgott in höherem Sinne befähigte, so daß allerdings eine gewisse innere und äußere Aehnlichkeit immerhin den falschen Schein völliger Identität mit jenem getischen Mars insbesondere bei einem Schriftsteller, wie Jornandes, erzeugen konnte, dem fortwährend seine gelehrten Reminiscenzen in die Quere kommen.

4) Der höchste alamannische Gott wird in der von Grimm p. 109 citirten Stelle aus Jon. Vita St. Columb. Mercurius u. Vodan zugleich genannt: eine p. 122 citirte Glosse dazu sagt höchst merkwürdig: qui apud eos Vuotant vocatur, Latini autem Martem illum appellant. Vuotant = furens gleicht in seiner Substanz nach diesem Berichterstatter, der wohl wußte, was er schrieb, nicht dem milden Mercurius, sondern dem rasenden Kriegsgott.

del und in dem Aufruhr der Elemente folgten, wie sie diesseits seine Kraft in kriegswüthiger Begeisterung rastlos von einem Schlachtfeld zu dem anderen gejagt hatte.

Neben diesen beiden Hauptseiten, vermittelst welcher Wuotan dem deutschen so verdüsterten und verwilderten Gemüth nahe trat, mußten alle anderen Seiten seines Wesens weit zurücktreten, obgleich auch sie, was von der Zähigkeit zeugt, mit der sie von Anfang an in die Seele eingewachsen waren, doch nie ganz erloschen. Denn selbst bei der elementaren Vorstellung des Gottes, wo er als Herr des Himmels gedacht wurde, blieb immerfort die Erinnerung bestehen, daß er die Fruchtbarkeit der Erde, die friedliche Nahrung des Menschen beherrsche und ihr vorstehe. Es verschwand diese Auffassung so wenig, wie sich der Ackerbau oder die aus dem Felde gezogene Nahrung als eine der wesentlichsten Grundlagen des germanischen Lebens beseitigen ließ. Selbst in der Zeit der höchsten Kriegserregung, des ununterbrochenen Schlachtengetümmels an der Donau und am Rhein versuchten die deutschen Stämme immer auch neben dem Schwert den Pflug zu führen, oder durch ihre Hörigen und Knechte führen zu lassen. Bei allem Drang nach dem Genuß der Schätze der römischen Erde, bei aller Ruhelosigkeit innerhalb der räumlichen Grenzen, in die sie durch den Widerstand der Römer eingezwängt waren, setzten sie sich doch ganz unwillkürlich immer wieder, wenn auch nur für einstweilen, in eine Art von gemüthlichem Freundschaftsverhältniß zu dem Boden, auf dem sie eben lebten, dessen Erzeugnisse ihnen doch so armselig neben den glühenden Bildern, die ihnen ihre Phantasie von dem Reichthum der eigentlichen römischen Erde vormalte, erscheinen mußten. So war es nicht sowohl die Noth der Verhältnisse, die zu einer Ausbeutung der nächsten Subsistenzquellen zwang, und damit auch eines göttlichen Schutzes für die darauf gerichtete Thätigkeit bedurfte, als vielmehr das nicht ausgerottete Bedürfniß des germanischen Wesens, sich mit Grund und Boden, auf dem die physische Existenz wurzelte, in ein wahrhaft innerliches, heimatliches Verhältniß, wenn auch nur vorübergehend, zu setzen, die auch bei den kriegerischsten und am meisten nach außen drängenden Stämmen[13])

13) Daß Wuotan bei Franken, Alamannen, Gothen, Longobarden, Vandalen, den aufgeregtesten unter den deutschen Völkern des 3. und 4. Jahrhun-



wurden ganz und gar ergriffen von derselben Trübung der Phantasie und des Gefühls, welche in ihrer einfachsten Aeußerung in der Auffassung des äußeren Kampfes die feinere Haltung des obersten Schlachtenlenkers zu der eines an blutigen Leichen sich freuenden Schlachtendämons herabgedrückt hatte.

In wie weit der Begriff des Mercurius der taciteischen Zeit selbst schon überwiegend düster und nächtig gefärbt war, läßt sich nicht genau mehr erkennen. Aus dem einzigen Umstand, daß ihm Menschenopfer fielen, ist zunächst nichts weiter zu entnehmen, als daß dem höchsten Gott das kostbarste Opfer, das es überhaupt gab, dargebracht werden mußte. Wenn aber der deutsche Volksgeist vor dieser furchtbaren Consequenz nicht zurückschauderte, so liegt die Vermuthung nahe, daß er auch in seinem höchsten Gottesbegriff neben milderen und weicheren Eigenschaften eine harte, finstere Seite bedeutsam sich entfalten ließ. Ferner kann man daraus, daß solche Opfer regelmäßig in Kriegsgefangenen bestanden zu haben scheinen, ersehen, daß die schon außerdem genugsam bestätigte überwiegende Beziehung des höchsten Gottes auf Abwehr und Sieg gegen die Feinde bereits in dem Cultus jener Zeit in den Vordergrund getreten war, aber über die Mischungsverhältnisse dieses höchsten Gottesbegriffes erhalten wir aus dieser Notiz keinen Aufschluß.

Noch viel weniger läßt sich eine innere Vermittelung der späteren Volksvorstellung von dem höchsten Gotte mit der elementaren göttlich verehrten Kraft des ältesten Glaubens vollziehen, aus welcher sie emporgestiegen ist, wenn sie nicht ganz und gar mit Hypothesen sich begnügen und den Boden geschichtlicher Zeugnisse entbehren will, während eine äußerliche Anknüpfung allerdings sich ganz von selbst ergiebt.

Sein Name. Für die spätere Zeit läßt schon derjenige Name des Gottes, der durch fast alle germanischen Stämme als der gefeiertste und höchste galt, mit dem er deshalb vorzugsweise bezeichnet wird, der Name, der in der althochdeutschen uns geläufigsten Form Wuotan[9] lautet, einen merkwürdigen Einblick in das Wesen des Gottes in seiner recht eigentlich volksthümlichen Auffassung thun. So gefährlich es im allgemeinen sein mag, nach den Wurzelbegriffen der

---

9) Wuotan als Eponymos s. o. Anm. 3.

Eigennamen von Völkern, Göttern u. s. w. auf das innere Wesen oder diejenigen Eigenschaften zu schließen, welche die bestimmte Namengebung bedingten, so liegt hier doch die Sache, man möchte sagen, ganz anatomisch bloß da, und ein Fehlschluß ist geradezu unmöglich gemacht. Dasselbe Wort begegnet zunächst auf hochdeutschem Sprachgebiet der älteren und neueren Zeit, von dem Stamme wat abgeleitet, in Wuot nebst verschiedenen weiteren davon abgezweigten Bildungen, und überall scheint die Bedeutung der Unruhe, der Erregtheit, nicht etwa die einfache, stetige Bewegung, nicht das bloße Fortgetragenwerden ohne innere oder äußere Aufregung, hindurch, eine Färbung des Begriffes, die sich in dem heutigen Wuth u. s. w. noch viel mehr gesteigert hat. Der Hauptbegriff des höchsten Gottes ist also der der rastlosen Thätigkeit, wenn man es mild ausdrücken will, stärker ausgedrückt der der wilden Unruhe, der gereizten Aufgeregtheit, die bis zu dem Tosen des Sturmes sich steigern kann. Einem Gott des Kriegs und der Schlachten liegt eine solche Stimmung nahe, nur fällt sie durchaus nicht an und für sich in den Begriff desselben, am wenigsten wenn man ihn in der mehr geistigen Fassung als Herr und Lenker der Schlachten sich dachte. Erst als diese Vorstellung sich herabdrückte zu der eines eigentlichen Kampfgottes, eines plastischeren, furchtbareren Wesens, als der wirkliche Kriegsgott, ergab sich eine Wechselbeziehung zwischen dem allgemeinen Begriff der rastlosen Bewegung, der inneren Aufgeregtheit und der besonderen Auffassung des höchsten Gottes als Kriegsgott gewissermaßen von selbst. Jetzt wurde er der Herr der dämonischen Ausbrüche der eigentlichen Kampfeswuth, des wie ein Naturgesetz schrankenlos waltenden Blutdurstes und des grausamen Hasses gegen die Feinde: die gegen sich selbst wie gegen die Feinde gleich erbarmungslose Berserkerwuth war die unmittelbare Gabe des höchsten Gottes, wenn er in dem Gemüth seiner Krieger mit besonderer Kraft sich offenbaren wollte.

So wie sich in dieser bestimmten Beziehung auf den Menschen hin die Bedeutung des Wuotan bis zu der wahnsinnigsten Leidenschaftlichkeit steigerte, ebenso waren auch die übrigen Momente seines Wesens als der bewegenden, weltdurchdringenden Macht in

---

10) Der Name Wuotan wird erklärt Myth. p. 120, 121. Nur darf diese

einem fortwährenden Drang sich zu steigern, und zwar immer nach der düsteren und unheimlichen Seite, begriffen. Die elementare Grundlage seiner Vorstellung, so lange er noch als eine Naturmacht mit physikalischem Gehalte gedacht und verehrt und nicht unmittelbar auf menschliche Thätigkeit bezogen wurde, scheint die Vorstellung der Macht der oberen Regionen, des Wolkenhimmels und zugleich der Sonne, gewesen zu sein. Der Sonnengott, den die Germanen des Cäsar verehrten, weil er ihrem materiellen Leben Nutzen brachte, oder, wenn er zürnen wollte, schaden konnte, ist kein anderer, als der spätere Wuotan, so weit in ihm die bloße elementare oder physikalische Seite zum Vorschein kommt.

Der Beweis dafür liegt in vielen Vorstellungen des späteren Heidenthums, wo von ihm das Gedeihen der Saat, die Fruchtbarkeit des Ackers, der Reichthum der Ernte ausgeht.[11]) Ja selbst

---

Erklärung nicht, wie dort geschieht, geradezu als Begriff des allmächtigen alldurchdringenden Wesens, qui omnia permeat, oder der alldurchdringenden schaffenden und bildenden Kraft erklärt werden. Dies setzt viel zu viel theosophische Reflexionen voraus und stimmt am wenigsten mit der Seite des Gottes, die in der Vorstellung der späteren Zeit am nächsten hervortrat, der wilden, ungestümen und heftigen. Im Norden, wo theosophische Speculation erweislich die ganze Mythologie ergriffen hat, könnte der Name Odhinn zu Roth, so wie es Grimm thut, erklärt werden, aber auch hier würde eine solche Erklärung nur eine Seite seiner Substanz treffen und gerade die, die sich am wenigsten in den Mythen, die auf echter Volkssage ruhen, entfaltet hat.

11) Wuotan, als Acker- und Erntegott, s. Myth. 140 und Ztsch. VII 386. In dem Namen Aswald für den daselbst erwähnten und besprochenen Nothhalm, ein Name der bisher nur in einer Gegend Bayerns, in Niederbayern nachgewiesen ist (s. Panzer, Beiträge p. 286) ist offenbar Aas u. Wald = Wald, was vielleicht nur eine entstellte Deminutivform von Wuotan ist, vielleicht auch ein anderes Epitheton, das aber jedenfalls für den höchsten Himmelsgott gilt, erhalten. Da die Gemahlin des höchsten Gottes die eigentliche Beschützerin des Ackerbaues und der häuslichen Arbeit ist, so muß schon deshalb in dem Gotte selbst eine Seite, die dahin reichte, vertreten gewesen sein, aber weil sie zu wenig der ganz nach anderen Zielen hinstrebenden Entfaltung des mythenbildenden Volkes angemessen war, so ist sie bis auf verhältnißmäßig unbedeutende Spuren aus der Vorstellung des Gottes verschwunden und anderen Gottheiten, zumal den weiblichen, überwiesen worden. — Im Norden gilt Odhin als oberster Lenker des Jahressegens, daher ihm auch in dieser Eigenschaft, wenn Mißwachs und Hungersnoth drohte, Menschenopfer dargebracht wurden, die nach dieser und wohl überhaupt nach ursprünglichst germanischer Auffassung

in der typischen Vorstellung von der äußeren Gestalt des Gottes ist ein unzweideutiger Anklang daran erhalten: er ist einäugig, und dieses eine, alles durchdringende, alles belebende Auge ist die Sonne.[12]) So ist er zwar nicht blos der Sonnengott, aber die Sonne ist eine der Aeußerungen der ganzen Kraft seiner elementaren Natur, jedenfalls die mildeste und beglückendste, die ihm überhaupt eigen ist. Aber schon innerhalb dieser so eng begrenzten Sphäre des ältesten Glaubens tritt diese Vorstellung wahrscheinlich vor dem Eindruck zurück, welchen das dunkle Gewimmel der Wolken,

---

nicht nach der einer späteren Zeit, ihm nicht sowohl in seiner Eigenschaft als höchster Kriegs- und Siegesgott, sondern ihm dem höchsten Herrn des Himmels und der Erde galten, dem das köstlichste dargebracht werden muß. Natürlich konnte man aber dafür keine Einheimischen, wenigstens nicht im gewöhnlichen Lauf der Dinge, nehmen, es fielen ihm nur Sclaven und fremde Kriegsgefangene, und so war es mit einer leichten Wendung der Vorstellung möglich, diese Menschenopfer als eine dem höchsten Kriegsgotte dargebrachte Huldigung anzusehen.

12) Der Umstand, daß Wuotan elementar gedacht auch die Sonne beherrschte, nöthigte die Volksvorstellung nicht, auf einen besonderen Sonnengott zu verzichten, der zu ihm in ein ähnliches Verhältniß trat, wie der Kriegsgott, vielleicht auch der Donnergott, wenn man dessen Wesen, wie es nahe liegt, als eine bloße Beschränkung des Gottes auf eine eben deshalb auch mit großer Plastik hervorgehobene Seite seiner elementaren Thätigkeit gelten lassen will. Der mehr physikalische Sonnengott mußte auch Wuotans Sohn werden, gerade so, wie Helios oder Sol, zwar nicht für immer, aber doch einmal sein Amt an Phaethon abgetreten hatte, der schon in seinem Namen deutlich die zu Grunde liegende Vorstellung zu erkennen giebt. Direct deutet auf Wuotan als den ehemaligen Sonnengott in jenem höheren Sinn seine Einäugigkeit hin, für die sonst gar keine Erklärung denkbar ist. Sie wird zwar ausdrücklich nur in den nordischen Quellen erwähnt, aber das Himmelsfenster, von welchem aus der longobardische Gwodan die Welt überschaut, das Auge, nicht die Augen Gottes der späteren Zeit, sind Spuren der nämlichen, aber, wenn man es so nennen darf, noch etwas reineren und schön menschlichen Vorstellung, weil sie nicht in so greller Plastik entwickelt war, wo sie nothwendig etwas grausenhaftes haben mußte, indem sie das gewohnte Menschenbild entstellte, gerade so wie die Cyclopen durch ihr Auge mitten auf der Stirn zu Spukgestalten geworden sind. Auch werden in unseren Sagen und Märchen einäugige Dämonen erwähnt, die nicht durch gelehrte Reminiscenzen an diese antiken Dämonen hereingekommen sind, sondern wieder nur den höchsten Gott in verzerrter und darum den Menschen furchtbarer und schädlicher Gestalt darstellen.

die Macht des Sturmes, der zwischen Erde und Himmel hinbraust, auf die Seele des Volkes machte. Nach den Eindrücken, die die umgebende Natur auf den deutschen Geist nothwendig hervorbringen mußte, darf man annehmen, daß der Himmelsgott, trotzdem, daß sein Auge die strahlende Sonne war, doch nur ausnahmsweise von dem Volk in der glänzenden und mild erhabenen Gestalt des reinen blauen Aethers gedacht wurde. Viel öfterer erschien er als der Gott, welcher die Wolken vor sich hinpeitschte, die Stürme verursachte und lenkte, als der Herr der launischen, wilden und kalten Vorgänge am deutschen Himmel. Von selbst schloß diese Anschauungsweise das Bild der ungestörten Grundharmonie des reinen Aethers aus, unter welchem andere Völker ihren Himmelsgott sich denken durften. Später war es gerade die Verbindung mit Sturm und wüstem Getöse in der elementaren Natur, die sich immer tiefer in den Begriff des Himmelsgottes senkte, und die ihn als elementaren Gott fast ganz zu dem Stürme-, Wolken- und Regengott herabdrückte. Der gewöhnlichen Volksvorstellung der späteren Zeit erschien er deshalb ganz folgerichtig gewöhnlich mit breitem grauen Hut und grauem Mantel. Es ist dies ein ungemein naiver und höchst bezeichnender Anthropomorphismus für das graue Wolkengetümmel, das er beherrschte. So waren es nun insbesondere die Schrecken der Sturmesnächte des Herbstes und Winters, vor allem die um die Zeit der winterlichen Sonnenwende, in denen sein Wesen als die wilde Erregtheit der wilden Elemente am lebhaftesten und schauerlichsten gefühlt wurde. Es bedurfte nicht erst des Einflusses des Christenthums, um die grausige Sage des wilden Heeres, an dessen Spitze der höchste der Götter selbst einherzieht, zu schaffen, wenn auch erst später die am meisten gespenstischen Züge dieser Vorstellung mit Vorliebe ausgebildet werden konnten. Er war ja schon der Herr der Todten, die hier durch die Nacht mit ihm dahin stürmen; das Kampfgetöse, das von den Wolken herabtoste, war das der von ihm erregten, nie endenden Schlachten. Sobald sich die Unruhe, die rastlose Bewegung des Elements, des Sturmes in seiner höchsten Potenz auch in die ethische Seite des Gottes eingedrängt hatte, sobald auch hier für ihn der Name Wuotan paßte, so verstand es sich von selbst, daß die Todten, die zu ihm eingegangen waren, auch jenseits der Ruhelosigkeit ihres Herren durch Nacht und Ne-



in unzähligen Ortsbezeichnungen[17]) über das Gebiet aller deutschen Stämme besonders an hohen Berggipfeln haftete, die vor allen anderen Localitäten dem mythenbildenden Geist der Urzeit als sein Lieblingsaufenthalt erscheinen mußten. Gewiß trat die wohlthätige Seite des Gewitters, das er beherrschte, dem Glauben fortwährend nahe, und nicht blos deshalb, weil der Blitz als der heiligste Urquell des Feuers galt. Daher ist er, und nicht blos im Norden allein, so gut wie der eigentliche Himmelsgott der Verleiher der Fruchtbarkeit des Feldes, ein besonderer Beschützer des Ackerbaues. Vielleicht weist darauf auch noch die Vorstellung der nordischen Mythologie hin, daß er die Seelen der Knechte, denen doch

licher Belebung der elementaren und kosmischen Kräfte, der Wuotan und Donar zu concreten Gestalten bildete, mußte auch Loki d. h. das jenseitige Feuer zu einer solchen machen, und damit war denn auch seine Ausdehnung auf ethische Vorstellungen gegeben, aber das Maß der mit der elementaren Grundlage in unzertrennliche Verbindung gebrachten anderen Momente ist damit nicht bestimmt. Es konnten viele oder wenige herangezogen werden, und nach diesem Mehr oder Minder entschied es sich, ob bei ihm, wie bei anderen Göttern, die elementar-kosmische oder die ethische Seite überwiegen sollte. In der Wirklichkeit überwog die ethische, und er ist der Dämon des Bösen geworden, das die Auflösung der sittlichen Grundlagen der Welt will und durchsetzt. Aber in der specifisch-teutschen religiösen Vorstellung ist er noch nicht mit Sicherheit nachzuweisen, und aus inneren Gründen ist es geradezu gewiß, daß er in dieser Weise hier gar nicht vorhanden war. Da ihn die nordische Mythe so sehr nach der ethischen Seite hin entwickelt, so kann es nicht befremden, noch einen mehr elementaren zerstörenden Feuergott, Surtr, dessen Name deutlich seinen Begriff bezeichnet, neben und in gewissem Sinne über ihm entwickelt zu finden, also drei Vulcane statt des einen. —

17) Donnersberge, Donnersbühle, Donnersheuge xc., nachgewiesen bei Gr. p. 150. Die Polemik, die Müller (Altd. Rel. 170) dagegen erhebt, ist unzulänglich. Wenn die Deutschen überhaupt den Donnergott als Donnergott verehrten, was er wahrscheinlich nicht in Abrede stellen wird, so ist es selbstverständlich, daß sie die Orte, wo das Gewitter oder der Blitz mit einer besonderen Vorliebe waltete, als dem Gott besonders geheiligte Stätten ansahen und, wenn sie sie nach Donar benannten, dabei an den Donnergott, nicht an die abstract-physikalische Naturerscheinung, die der Blitz begleitet, dachten. — Ueberhaupt ist in dem genannten, in seiner Sphäre sehr brauchbaren Buch, das keineswegs mit wegwerfender Verachtung behandelt werden darf, eine gewisse vulgär naturalistische Kritik oft sehr störend. Sie paßt wenig für eine Zeit, die ganz in Supernaturalismus aufging, denn hätte sie das nicht gethan, so hätte sie eben keine Mythe gebildet, und es wäre nicht nöthig, Bücher über das deutsche Heidenthum zu schreiben. —

der niederen göttlichen Mächte den von ihm besonders begünstigten Menschen verliehen und diese gewissermaßen über die unteren Götter- und Dämonenreihen hinaus an seine Seite gerückt werden. Er ist der Verleiher der heiligen Begeisterung, die besonders mächtig in den von ihm erfüllten Seherinnen sich offenbart und durch ihren Mund unmittelbar in die Geschicke der Völker eingreift; dann, was nur die andere Seite desselben Vorganges ist, der Begründer und Beschützer der Dichtkunst und der Erfinder der geweihten Runen. Wenn irgend eine Seite des Gottes, so ist es diese, die den Römern seine Identität mit Mercur oder noch mehr mit dem griechischen Hermes aufdrängen mußte, und so mögen denn Zauberei und Beschwörung, Wahrsagung und Poesie, die in der taciteischen Zeit so tief mit dem Gesammtleben des deutschen Volkes verwachsen sind, auch wirklich damals noch als seine eigentlichsten Gaben gedacht worden sein. Auch schimmert hier überall die Möglichkeit einer inneren Vermittelung mit dem Grundbegriff des späteren Wuotan zu deutlich durch, als daß sie abgewiesen werden dürfte. Es liegt hier überall der Begriff der Erregung des Gemüthes, die bis zu heiligem Wahnsinn steigen kann, zu Grunde, also dieselbe Anschauung, die, nur nach einer anderen Richtung hin gedrängt, das Berserkerthum unter seinen Schutz stellte.

Es ist freilich nicht zu behaupten, daß diese angegebenen Aeußerungen der Geistes- und Gefühlsthätigkeit unter den deutschen Stämmen, welche am meisten in die Verwilderung des Kriegslebens hineingezogen wurden, ganz verstummt wären. Im Gegentheil deuten eine Menge von Spuren auf eine äußerlich üppige Entfaltung der düstersten Seiten dieser Art von Gemüthsbewegung, der Zauberei und Beschwörung[15]); aber auch das Heldenlied zum Andenken der gefallenen Stammesgenossen, überhaupt der Heroen ist nicht verklungen. Aber die Zauberei und Beschwörung löst sich doch mehr und mehr von den Göttern los und tritt als eine eigene dämonische Kunst auf, hauptsächlich im Dienste des bösartigen Egoismus und zum directen Schaden der anderen. So lange sie in Verbindung mit dem höchsten Gott der Menschengeschicke war, durfte sie dies nicht; sie war nur gegen die Feinde

15) S. darüber unten die weitere Ausführung.

des Stammes und des Gottes oder gegen die gespenstischen Mächte der Unterwelt anwendbar, wenn sie sich noch als die Gabe des höchsten Gottes bekannte. Gewiß ist schon damals auch eine andere, dem puren Egoismus zu jedermanns Schaden dienende Zauberei geübt worden, die nicht mit dem Gotte in Verbindung gesetzt werden durfte, wenn man seinen Namen nicht entweihen wollte, und diese scheint allmählig jene nach dem sittlichen Gefühle der Zeit erlaubte und sogar geweihte verdrängt zu haben.

Aber auch wenn man sich den Gott noch immer, trotzdem, daß er im Wettersturm daher fuhr, das Todtenheer führte, und ihm auf blutigem Schlachtfelde das Herz lachte, als Herrn und Vorsteher der Poesie und der zarteren damit in Verbindung stehenden Erhebung des Geistes zu denken vermochte, so blieben doch auch diese feineren Seiten seines Begriffes von der allgemeinen Vergröberung nicht unberührt. Auch die Poesie ging, so weit sie mächtig in das Volksleben eingriff, nothwendig denselben düsteren Weg, den das Volk selbst eingeschlagen hatte. Eine Milderung und Beruhigung kam durch sie nicht in das menschliche Gemüth und eben so wenig in den Begriff des höchsten Gottes, der sie verlieh, wenn sie nur von Schlacht und Tod zu singen verstand, und der deutsche Geist konnte durch die Ahnung der Allgewalt des Gottes keineswegs eine Begrenzung seiner rastlosen Aufgeregtheit in ihrem dämonischen, wie es schien, den Untergang aller weicheren Menschlichkeit herbeizwingenden Drange fühlen. Er wurde im Gegentheil dadurch nur zu noch größeren Excessen erhoben, seitdem der höchste Gottesbegriff nichts weiter als der ganz unverhüllte Ausdruck der zügellosesten Subjectivität eines wilden Barbarenthums geworden war.

Wahrscheinlich wird auch die deutsche religiöse Vorstellung gerade so, wie die nordische, die beiden anderen Gestalten der Dreiheit der großen Götter in das Abhängigkeitsverhältniß von Söhnen zu dem höchsten Herrscher des Himmels und der Elemente gesetzt haben. Jedenfalls sind sie in dem Kern ihres Wesens so sehr zu einseitig gedachten Thätigkeiten geworden, daß sich eine solche blutsverwandte Zugehörigkeit, auch wenn sie nicht ursprünglich gegeben war, allmählig doch von selbst einstellen mußte, sobald man überhaupt die elementaren Gottesbegriffe zu menschlichen Gestalten fester zu bilden begann und dabei nach dem Vorbild des

wesentlich die Betreibung des Ackerbaues oblag, zu sich nehme.[18])
Aber er ist auch, weil das Feuer des Herdes als das einfachste
Symbol der Heimatlichkeit galt, ein Beschützer des Familienlebens,
daher im Norden wenigstens entschieden der Beschützer der Ehe,
und auf deutschem Boden des Grundbesitzes, welcher durch ein
Symbol, das von dem Hauptattribut des Gottes hergenommen
war, durch den Hammerwurf, geheiligt wird. Daß der Blitz, den
er schleudert, ebensowohl verzehren und verderben kann, wie die
Luft reinigen und die Erde erschüttern, daß das Wachsthum der
Früchte dadurch befördert wird, fiel in der Vorstellung von dem
Wesen des Gottes naturgemäß zusammen und dies allein ist noch
keineswegs eine Ursache, auch ihm ein Ueberwiegen der dämo-
nisch-finsteren und schreckenerregenden Seite zuzusprechen, das wir
bei dem höchsten Himmelsgott wahrgenommen haben. Denn es
kam nur dem Menschen zu, durch eifrige Hingabe an den Willen
des Gottes, vor allen Dingen durch reichliche Darbringung der
ihm genehmen Opfer seine Gnade zu erkaufen und seinen Zorn
zu besänftigen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß sich das Gemüth
selbst bei einer milderen und versöhnenderen Auffassung der Natur
dieses Gottes doch mehr in Scheu als in Vertrauen ihm zunei-
gen mußte, weil Blitz und Donner, selbst wenn man ihre
segnende Bedeutung nicht aus den Augen verlor, auf den natür-
lichen Menschen doch zunächst immer im höchsten Grade schreckenerre-
gend wirken.

Erwägt man aber, daß in der deutschen Vorstellung diese elemen-
tare Seite des Donnerers nicht in der Weise durch eine größere ethisch
menschliche Bedeutung oder durch eine höhere und humane Gött-
lichkeit beschränkt und, wenn man will, gemildert war, wie in der
griechischen und römischen Vorstellung, wo Donner und Blitz als
ein Attribut, und zwar als das majestätischeste, in der Hand des
Vaters der Menschen und Götter, des allwaltenden Herrn des
Himmels und der Erde lag, aber daneben auch die ganz unbe-
schränkte unendliche Fülle aller der Gaben, mit denen die Men-
schen überhaupt erquickt werden konnten: so erhöht sich der un-
heimliche Eindruck seiner nächsten elementaren Bedeutung noch um
vieles. Ueber ihm steht nur der mehr finster schreckhaft als licht

18) Daß die Knechte zu Thorr kommen, ist specifisch-nordisch, s. Gr. 154.

freundlich gedachte höchste Gott; im gewissen Sinn ist der Donnergott, wenn er auch innerhalb seiner Sphäre unbeschränkt gedacht wird, doch wieder beschränkt und gebunden durch die Kraft des höchsten Gottes. Wenn er also auch den Menschen vielleicht anfänglich als freundlich gesinnt erscheinen mochte, so geschah doch dieser Auffassung nothwendig Eintrag, sobald sich Wuotan in der oben dargestellten Weise zu einem dämonischen Sturmgott entfaltete. Die freundlich segnende Seite des Donnergottes hat sich daneben noch als ein Nachklang aus einer weniger gestörten Stimmung der Volksseele erhalten, genau so, wie auch in Wuotan immerfort eine Erinnerung an seine mildväterliche, das Gedeihen der Menschen befördernde Kraft mitgeführt wird, selbst als sie in gar keinem inneren Zusammenhang mehr mit der vorzugsweise herrschend gewordenen Anschauung von der Natur dieses Gottes stand.

Bedenklich ist es, selbst wenn wir die schon versuchte menschlichste Erklärung zulassen, daß auch der Donnergott in so untrennbarer Verbindung mit dem Tod, also mit der eigentlichen Nachtseite des Empfindens in ihrer concretesten einfachsten Haltung steht. So sehr es sich auch in der einfachsten Bildung religiöser Vorstellungen, sobald die physikalischen Mächte in Menschennaturen und Formen überzugehen beginnen, von selbst versteht, daß ein und dieselbe göttliche Macht die ganze Existenz des Menschen ergreift und ihn bis über das Grab hinaus in ihrer Gewalt behält, so daß ein und derselbe Gott zugleich der Gott der Lebenden und der Todten ist, und daß er die, welche ihn im Leben verehrt haben, auch nach dem Tode zu sich nimmt, so ist es doch ebenso naturgemäß, daß, sobald die einzelnen menschlich gebildeten Götter in voller Individualität auftreten und sie nur bestimmte Functionen der allgemeinen göttlichen Mächte repräsentiren, der Begriff der Todesgottheiten abgetrennt wird von denen, die dem Leben in seinen verschiedensten Beziehungen vorstehen und es beschützen. Selbst wenn sie, was nur die andere Seite des Beschützens ist, auch die Macht haben, es im Zorne zu vernichten, sind sie deswegen noch nicht Todes- oder Unterweltsgötter. Gerade so aber, wie die deutsche Vorstellung selbst, als sie ihre Götter immer concreter bildete, doch nicht umhin konnte, sich den höchsten Himmelsgott auch zugleich als Unterwelts- oder Todesgott zu denken,

muß, so lange sie sich auf wirklich menschlichem Boden bewegt, wegfiel. Sein Steinhammer, den er auch mit dem Donner und dem leuchtenden Strahl im Zorn oder zum Segen der Menschen auf die Erde sandte, ist recht eigentlich zum Zerschmettern der ebenfalls steinharten Riesengeschlechter bestimmt, und Kampf reiht sich an Kampf, immer einer abenteuerlicher als der andere, ohne daß die krankhafte Phantasie sich selbst und dem Gotte je eine Ruhe in dieser potenzirten Kriegs- und Heldenarbeit verstattet hätte. Auch der Blitz des Zeus hatte das Geschlecht der wüsten Giganten niedergeschmettert, aber das war eine Lösung ein für allemal, und die Phantasie der antiken Welt begnügte sich mit diesem in die fernste Ferne der Zeiten fest eingesenkten grausigen Hintergrund der gegenwärtigen stätigen und ruhigen Klarheit des göttlichen Lichtreiches.

Da diese Riesenkämpfe zwar nicht ausschließend, aber doch vorzugsweise dem Donnergott zufielen, so begreift es sich leicht, daß er ihnen, die so ganz auf dem innigsten Behagen der Phantasie und des Gemüthes an der Beschäftigung und plastischen Heraustreibung seiner finsteren Seite beruhen, hauptsächlich seine hervorragende Stellung in der Götterreihe verdankte; es begreift sich leicht, daß er sogar vor dem eigentlichen Schlachtengott zu stehen kam, weil der spätere Glaube dessen Bestimmung doch fast ausschließlich auf die Blutarbeit der Menschen unter sich beschränkt hat. Nicht weil Donner und Blitz, der elementare Ausgangspunkt des Göttergebildes, an und für sich mit so imponirender Kraft auf das deutsche Gemüth gewirkt hätten, blieb der Donnergott als der zweite in der Reihe der großen Götter stehen, sondern weil sich aus seiner elementaren Vorstellung heraus jener andere als des eigentlichen Heroen der Götterreihe, des Zerschmetterers der halbgöttlichen Dämonen entwickelte. Darum würde es auch der Volksvorstellung sehr nahe liegen, daß sein Sohn als Heros für die menschlichen Krieger denselben Rang behauptet hätte, den der Gott selbst als Vorkämpfer der Götter behauptete. Es könnte vielmehr auffallend scheinen, daß ein solcher Gott nicht an die höchste Stelle gerückt wurde, sondern sich mit dem zweiten Platz begnügen mußte. Auch scheinen einige Andeutungen, z. B. die Abschwörungsformeln, welche seinen Namen vor den des Wodan stellen, so wie die sichere Thatsache, daß er in Norwegen als

eigentlicher Landesgott verehrt wurde, darauf hinzuweisen. Aber da alle weiteren Anhaltspunkte für die Erklärung der eigenthümlichen Stellung in den Abschwörungsformeln fehlen, und auf der anderen Seite eine Reihe unumstößlicher Zeugnisse vorhanden ist, wonach Wuotan oder Mercurius als höchster Gott nach wie vor und bei fast allen deutschen Stämmen verehrt wurde; da ferner überall scharf zwischen dem Begriff des allgemeinen höchsten Gottes und dem besonders verehrten Landes- oder Stammes- oder Ortsgotte unterschieden werden muß, und Thorr in Norwegen nur als solcher galt, keineswegs aber durch ihn Odhinn verdrängt, sein Cultus beschränkt, seine Grundbedeutung zurückgeschoben wurde, oder gar, so weit sie sich überhaupt in den Begriff des Donnergottes aufnehmen ließ, in diesem aufgegangen ist: so darf an der bekannten Rangordnung der beiden Götter nicht gezweifelt werden.

Es hat also der geistigere Gott vor dem derber sinnlichen den höheren Platz behauptet, nicht wegen seiner feineren Geistigkeit, nicht deshalb, weil der Geist als solcher, die alles durchdringende und belebende Macht dem deutschen Volke höher und erhabener geschienen hätte, als die concretere, die Titanen niederschmetternde Kraft des Donnergottes, sondern weil sich in jener eben wegen ihrer Unbestimmtheit und Unfaßbarkeit die freie und zügellose Subjectivität, die schrankenlose und ziellose Erregtheit des Individuums, im bestimmten Fall der Kampfestaumel des Kriegers, die Zuchtlosigkeit des fahrenden Reckenthums, die finstere Unruhe, welche den Einzelnen und die ganzen Volksmassen wie im Sturme vorwärts trieb, besser zu reflectiren vermochte, als sie es in der beschränkten, aber deswegen auch fester gezeichneten Gestalt des Donnergottes thun konnte. Alles, was die Phantasie der Grundstimmung der Volksseele Genehmes hier nachzuschaffen oder herauszuarbeiten vermochte, mußte doch die prägnantesten Züge des einmal fest gewordenen Bildes stehen lassen. Man konnte aus dem Donnergott wohl den rastlosen Bekämpfer der Riesen, den Bezwinger der Feinde der Götter machen, konnte ihn ruhelos in diesem Kampfe aufgehen lassen, ohne daß die Siege, die er unaufhörlich davon trug, im ganzen dem Verhältniß zwischen den freundlichen und feindlichen Naturgöttern eine andere Basis gegeben hätten, aber er wurde dadurch doch nie eine, das ganze Gemüth

in seiner vollen Unendlichkeit ergreifende und mit sich fortreißende göttliche Macht, wie es Wuotan war. Seine Rastlosigkeit galt doch immer nur ganz bestimmten Zwecken: sein Wesen bewegte sich zwischen innerlich gleichen Zielen, wenn sie auch äußerlich noch so vervielfältigt und bunt auftraten, in stetiger Einförmigkeit hin und her, so in seinem elementaren Walten, wie in seiner eigentlich göttlichen Thätigkeit. —

Der niedere Kriegsgott.

Als passende Ergänzung zu den beiden höchsten Göttern muß die Gestalt des eigentlichen Kriegsgottes erscheinen. Auch in ihm mag ursprünglich eine elementare Seite, eine Beziehung auf das Naturleben gelegen haben, aber diese ist ihm so ganz entschwunden, daß nur der Name allein noch eine Andeutung davon giebt. In diesem liegt ohne Zweifel eine Erinnerung an die kosmischen Beziehungen des Gottes. Er ist ein Himmelsgott, ein leuchtender Gott ebenso gut wie Wuotan und Donar, aber wie er sich neben diesen in die Herrschaft des Himmels getheilt habe, ist nicht zu ersehen. An die alten Naturgötter Cäsars dürfte sich für ihn schwer eine Anknüpfung finden, so leicht sich auch Wuotan mit Sol und Donar mit Vulcan vermitteln läßt. Es bliebe nur eine Beziehung auf den Mond übrig; doch diese bedarf, weil sie in gewagte Hypothesen verstrickt, noch der vorsichtigsten Erwägung. [20])

---

20) Ich vermuthe auch für den dritten der cäsarischen Götter die entsprechende spätere Gestalt gefunden zu haben, und zwar in der elementar-kosmischen Seite des Ziu. Ihm wird in der nordischen Mythe die Hand von dem Wolfe Fenrir abgebissen, in dessen Rachen er sie als Pfand steckt. Fenrir aber ist der Dämon, welcher den Mond zu verschlingen droht und ihn, wenn er abnimmt, und auch noch mehr bei den Mondesfinsternissen, partiell und temporär schon in seinem ungeheueren Rachen hat. Der Gott, der den Mond vertheidigt und wieder dabei, mit dem Gestirn selbst identificirt, die Hand verliert, kann natürlich kein anderer, als der Mondgott selbst sein. So könnte man sagen, aus dem ehemaligen allgemeinen Himmelsgott sei zunächst der menschliche und segnende Gott des Nachthimmels, d. h. des an demselben dominirenden Gestirnes des Mondes, geworden. Auf deutschem Boden lassen sich nun freilich keine directen Spuren dieser Bedeutung des Gottes nachweisen, der vielmehr überall nur als Kriegsgott im beschränkten Sinne auftritt, so viel wir wenigstens sein Amt übersehen können. Aber die Andeutungen über ihn sind so unvollständig, daß wir recht wohl über eine wirklich vorhandene elementare Seite des Gottes ununterrichtet sein mögen. Aus deutsch-römischer Ueberlieferung lassen sich auch nur schwache Spuren des Zusammenhanges von

Auch ist es fast unmöglich, aus dem Mondgotte den Begriff des eigentlichen Schlachtengottes der späteren Zeit hervorsteigen zu lassen.

Seine Natur ergiebt sich hauptsächlich aus dem Gegensatz zu Wuotan als Kriegsgott gedacht. Er konnte um so mehr in sich die roheste und blutigste Seite des Kriegshandwerkes verkörpern, als er schon so frühe, jedenfalls schon in der taciteischen Zeit, auf diesen engen, aber um so schärfer gezeichneten Begriff beschränkt war. An eine Erweiterung war auch später nicht zu denken: er konnte innerhalb der einmal zugetheilten Sphäre nur noch einseitiger, noch energischer sich entfalten, aber keineswegs mehr zu der Allgemeinheit einer elementaren oder ethischen Gottheit emporsteigen. Es war der rechte Gott, an den sich die persönlichste Zuneigung des einzelnen deutschen Kriegers wandte, der in der

---

Wuotan mit der Sonne nachweisen, und doch ist dieser so ganz unzweifelhaft. Müller (Altd. Relig. p. 227 u. ff.) will in dem nordischen Heimdallr, dem leuchtenden Asen, den Mondgott sehen, und die von ihm beigebrachten Gründe sind theilweise sehr überzeugend. Er setzt ihn mit Ziu durch Rigr-Iring, einen Beinamen des Heimdallr, der seine Abstammung von Er, Eor darthun soll, in die Verbindung eines Sohnes zum Vater, d. h. es ist dieselbe Substanz, nur in etwas anderer Entwickelung. Indessen ist Heimdallr, wenn man nicht seine Identität mit Iring, die auf sehr gewagten Conjecturen beruht, zugeben will, in Deutschland nicht nachzuweisen. Iring aber, der lacteus coeli circulus bei Widukind I, 13, konnte, ohne mit Heimdallr zusammenzufallen, der Sohn Ziu's sein, wozu seine kriegerische Natur als menschlicher Heros vortrefflich paßt. Sein Ende stimmt ganz mit dem Bilde eines Sohnes des Schwertgottes: Iring vero — stans secus evaginato gladio prostratum dominum (Irminfridum) trucidavit — ipsum quoque Thiodricum obtruncavit, sumensque corpus domini posuit super cadaver Thiodrici ut vinceret saltem mortuus, qui vincebatur vivus; viamque ferro faciens discessit und verschwindet so für immer, um als lacteus coeli circulus an den Himmel zurückzukehren. — Daß Cäsar eine Luna und nicht einen männlichen Mondgott anführt, kann gegen diese Annahme nichts beweisen; er nahm nur eben den Götterbegriff aus seinem Kreise, der ihm den nächsten Vergleich in seiner Substanz darbot, da es ihm nicht darauf ankam, die Persönlichkeit der göttlichen Wesen der Deutschen, sondern nur ihren Inhalt als elementare und kosmische Gebilde zu bezeichnen. Ein männlicher Mondgott, den die römische Mythologie früher wahrscheinlich auch gehabt hat — es wird wohl Janus gewesen sein, der damals schon rein in das Gebiet der Archäologie in dieser Eigenschaft gehörte — war daher zur Vergleichung nicht zu gebrauchen.

Anschauung von Wuotan und Donar, so nahe er sie sich auch gerückt hatte, doch noch immer eine fremdartige, für seine dominirende Stimmung unfaßbare Seite vertreten fand, die ihn in einer Art von ehrerbietiger, mit geheimnißvollem Grauen gemischter Scheu von ihnen fern hielt. Dieser Gott allein war ganz menschlich nach der Stimmung der Zeit geworden; aber wie sie selbst über die Sphäre der auch unter Barbaren noch möglichen Menschlichkeit durch wüsten Kriegstaumel hinweggerückt war, so war es dem Gott, der ein solches Menschenthum potenzirt in sich trug, noch mehr geschehen. Trotzdem konnte er doch nicht die beiden höheren Götter, die bei aller ihrer Entstellung in ihrem Wesen um vieles geläuterter und weicher geblieben waren als er, von ihrem Platze verdrängen. Die deutschen Stämme sind mitten im ärgsten Kriegstaumel doch nie zu jener vollständigen und rettungslosen Bestialität herabgesunken, die sich bei Skythen, Geten und Alanen am deutlichsten dadurch kund gab, daß bei ihnen der bluttriefende Schlachtengott an die höchste Stelle ihrer Pantheons trat, ja die anderen Götter, wie es wenigstens bei den Alanen geschah, ganz aus dem Bewußtsein der Menschen verdrängte. Wenn auch die äußeren Ausbrüche der Kriegswuth germanischer Stämme sich oft genug in gar nichts von dem unterschieden haben, was die erwähnten Barbaren im Uebermaß der Blut- und Beutegier vollbrachten, so lag doch noch ein Kern eines besseren Naturells, einer feineren Menschlichkeit latent in den Deutschen, der jenen Barbaren ganz abging. Wenn hinwiederum die frühere Geschichte der deutschen Stämme, so wie ihre spätere Entwickelung und einzelne Züge aus dem übrigen Gebiet ihrer religiösen Vorstellungen, ihren Rechtsanschauungen, ihrem Familienleben, ihrem Verhältniß zu Haus und Heimat nicht dafür sprächen, so würde schon der einzige Umstand, daß trotz aller inneren und äußeren Begünstigung dieser niedere Kriegsgott nicht die höchste und ausschließende Herrschaft in den germanischen Herzen einzunehmen vermochte, Beweis genug dafür sein, daß sich diese Herzen in ihren fernsten Tiefen doch auch noch für andere Gefühle, als die des bloßen rohen Kriegerthums, eine Stätte zu bewahren vermochten, wenn sie sie auch eine Zeit lang so zu sagen ganz im Verstecke hielten. —

Aber mochten auch jene relativ feineren Gottheiten ihren ursprünglichen Platz behaupten, so war damit nicht gesagt, daß

sie den offenkundigen Ehrenplatz im Herzen der Deutschen bewahrten. Dieser gebührte ohne Zweifel dem Kriegsgott, wenigstens bei allen den Stämmen, die in die Aufregung der Römerkriege und der Völkerbewegung des dritten und vierten Jahrhunderts hineingerissen waren. Er stand dem Krieger in der Schlacht zunächst, wo das Schwert, sein eigentlichstes Symbol, auch mit dem Gemüthe des Kriegers unter allen Waffen am engsten verwachsen ist. Vielleicht läßt sich aus dieser Heimlichkeit und Vertraulichkeit des Gottes auch erklären, daß er ganz anders, als die beiden anderen Götter, deren gewöhnlichste Namen durch alle deutschen Stämme hindurch immer als dieselben erscheinen, doch überall mit verschiedenem Hauptnamen bezeichnet wurde, nachdem der wahrscheinlich älteste, in hochdeutscher Form Ziu, der allerdings schon durch seine Verbindung mit dem geläufigsten Namen des dritten Wochentages, des dies Martis der Römer, seine ursprüngliche Allgemeinheit durch ganz Deutschland beurkundet, zu kalt und fremd geworden war. So hieß er bei den Sachsen Sachsnot, der Genosse des Schwertes oder mit dem Schwerte[21]), vielleicht auch in nahe liegender Beziehung auf den Volksnamen selbst; bei den Baiern, d. h. jedenfalls schon bei den Stammvätern des späteren baierischen Stammes, also einem suevischen Volke, Er, Eor. So wenig sich die eigentliche innerste Beziehung, das Princip dieser Namengebung, noch erkennen läßt, gewiß ist sie deshalb geschehen, weil man sich des so ganz individuell gedachten Kriegsgottes, des eigentlichen Volksgottes, wenn man so

21) Das Schwert als Gegenstand religiöser Verehrung konnte selbstverständlich nur dem Kriegsgott geweiht sein. Wo der blutige Kriegsgott allein vorkommt, kann über diesen Sinn des Schwertcultus kein Fragen sein, z. B. bei Geten, Skythen, Alanen. Wenn die deutschen Quaden bei ihren Schwertern schwuren, so schwuren sie, da sie, wie alle anderen deutschen Völker, den hohen Lenker der Schlachten und den niederen Kriegsgott, seinen Sohn, verehrt haben werden, bei diesem letzteren, der ihnen als einem vorzugsweise in das wilde Kriegsgetümmel hineingezogenen Volke besonders nahe getreten war. Den Namen Sachsnot mit hülfreichem Beistand des Schwertes zu übersetzen, ist durch die Natur der Sache so geboten, daß die Einwürfe, welche von Müller (l. c. p. 226) dagegen erhoben werden, nur dazu da zu sein scheinen, um in einem kleinen Nebengegenstande eine überflüssige Polemik gegen Zeuß und Grimm anzufangen.

in seiner vollen Unendlichkeit ergreifende und mit sich fortreißende göttliche Macht, wie es Wuotan war. Seine Rastlosigkeit galt doch immer nur ganz bestimmten Zwecken: sein Wesen bewegte sich zwischen innerlich gleichen Zielen, wenn sie auch äußerlich noch so vervielfältigt und bunt auftraten, in stetiger Einförmigkeit hin und her, so in seinem elementaren Walten, wie in seiner eigentlich göttlichen Thätigkeit. —

Der niedere Kriegsgott.

Als passende Ergänzung zu den beiden höchsten Göttern muß die Gestalt des eigentlichen Kriegsgottes erscheinen. Auch in ihm mag ursprünglich eine elementare Seite, eine Beziehung auf das Naturleben gelegen haben, aber diese ist ihm so ganz entschwunden, daß nur der Name allein noch eine Andeutung davon giebt. In diesem liegt ohne Zweifel eine Erinnerung an die kosmischen Beziehungen des Gottes. Er ist ein Himmelsgott, ein leuchtender Gott ebenso gut wie Wuotan und Donar, aber wie er sich neben diesen in die Herrschaft des Himmels getheilt habe, ist nicht zu ersehen. An die alten Naturgötter Cäsars dürfte sich für ihn schwer eine Anknüpfung finden, so leicht sich auch Wuotan mit Sol und Donar mit Vulcan vermitteln läßt. Es bliebe nur eine Beziehung auf den Mond übrig; doch diese bedarf, weil sie in gewagte Hypothesen verstrickt, noch der vorsichtigsten Erwägung.[20]

---

20) Ich vermuthe auch für den dritten der cäsarischen Götter die entsprechende spätere Gestalt gefunden zu haben, und zwar in der elementar-kosmischen Seite des Ziu. Ihm wird in der nordischen Mythe die Hand von dem Wolf Fenrir abgebissen, in dessen Rachen er sie als Pfand steckt. Fenrir aber ist der Dämon, welcher den Mond zu verschlingen droht und ihn, wenn er abnimmt, und auch noch mehr bei den Mondesfinsternissen, partiell und temporär schon in seinem ungeheueren Rachen hat. Der Gott, der den Mond vertheidigt und wieder dabei, mit dem Gestirn selbst identificirt, die Hand verliert, kann natürlich kein anderer, als der Mondgott selbst sein. So könnte man sagen, aus dem ehemaligen allgemeinen Himmelsgott sei zunächst der menschliche und segnende Gott des Nachthimmels, d. h. des an demselben dominirenden Gestirnes des Mondes, geworden. Auf deutschem Boden lassen sich nun freilich keine directen Spuren dieser Bedeutung des Gottes nachweisen, der vielmehr überall nur als Kriegsgott im beschränkten Sinne auftritt, so viel wir wenigstens sein Amt übersehen können. Aber die Andeutungen über ihn sind so unvollständig, daß wir recht wohl über eine wirklich vorhandene elementare Seite des Gottes ununterrichtet sein mögen. Aus deutsch-römischer Ueberlieferung lassen sich auch nur schwache Spuren des Zusammenhanges mit

Auch ist es fast unmöglich, aus dem Mondgotte den Begriff des eigentlichen Schlachtengottes der späteren Zeit hervorsteigen zu lassen.

Seine Natur ergiebt sich hauptsächlich aus dem Gegensatz zu Wuotan als Kriegsgott gedacht. Er konnte um so mehr in sich die roheste und blutigste Seite des Kriegshandwerkes verkörpern, als er schon so frühe, jedenfalls schon in der taciteischen Zeit, auf diesen engen, aber um so schärfer gezeichneten Begriff beschränkt war. An eine Erweiterung war auch später nicht zu denken: er konnte innerhalb der einmal zugetheilten Sphäre nur noch einseitiger, noch energischer sich entfalten, aber keineswegs mehr zu der Allgemeinheit einer elementaren oder ethischen Gottheit emporsteigen. Es war der rechte Gott, an den sich die persönlichste Zuneigung des einzelnen deutschen Kriegers wandte, der in der

---

Wuotan mit der Sonne nachweisen, und doch ist dieser so ganz unzweifelhaft. Müller (Altd. Relig. p. 227 u. ff.) will in dem nordischen Heimdallr, dem leuchtenden Asen, den Mondgott sehen, und die von ihm beigebrachten Gründe sind theilweise sehr überzeugend. Er setzt ihn mit Ziu durch Rigr-Iring, einen Beinamen des Heimdallr, der seine Abstammung von Er, Eor darthun soll, in die Verbindung eines Sohnes zum Vater, d. h. es ist dieselbe Substanz, nur in etwas anderer Entwickelung. Indessen ist Heimdallr, wenn man nicht seine Identität mit Iring, die auf sehr gewagten Conjecturen beruht, zugeben will, in Deutschland nicht nachzuweisen. Iring aber, der lacteus coeli circulus bei Widukind I, 13, konnte, ohne mit Heimdallr zusammenzufallen, der Sohn Ziu's sein, wozu seine kriegerische Natur als menschlicher Heros vortrefflich paßt. Sein Ende stimmt ganz mit dem Bilde eines Sohnes des Schwertgottes: Iring vero — stans secus evaginato gladio prostratum dominum (Irminfridum) trucidavit — ipsum quoque Thiodricum obtruncavit, sumensque corpus domini posuit super cadaver Thiodrici ut vinceret saltem mortuus, qui vincebatur vivus; viamque ferro faciens discessit und verschwindet so für immer, um als lacteus coeli circulus an den Himmel zurückzukehren. — Daß Cäsar eine Luna und nicht einen männlichen Mondgott anführt, kann gegen diese Annahme nichts beweisen; er nahm nur eben den Götterbegriff aus seinem Kreise, der ihm den nächsten Vergleich in seiner Substanz darbot, da es ihm nicht darauf ankam, die Persönlichkeit der göttlichen Wesen der Deutschen, sondern nur ihren Inhalt als elementare und kosmische Gebilde zu bezeichnen. Ein männlicher Mondgott, den die römische Mythologie früher wahrscheinlich auch gehabt hat — es wird wohl Janus gewesen sein, der damals schon rein in das Gebiet der Archäologie in dieser Eigenschaft gehörte — war daher zur Vergleichung nicht zu gebrauchen.

Anschauung von Wuotan und Donar, so nahe er sie sich auch gerückt hatte, doch noch immer eine fremdartige, für seine dominirende Stimmung unfaßbare Seite vertreten fand, die ihn in einer Art von ehrerbietiger, mit geheimnißvollem Grauen gemischter Scheu von ihnen fern hielt. Dieser Gott allein war ganz menschlich nach der Stimmung der Zeit geworden; aber wie sie selbst über die Sphäre der auch unter Barbaren noch möglichen Menschlichkeit durch wüsten Kriegstaumel hinweggerückt war, so war es dem Gott, der ein solches Menschenthum potenzirt in sich trug, noch mehr geschehen. Trotzdem konnte er doch nicht die beiden höheren Götter, die bei aller ihrer Entstellung in ihrem Wesen um vieles geläuterter und weicher geblieben waren als er, von ihrem Platze verdrängen. Die deutschen Stämme sind mitten im ärgsten Kriegstaumel doch nie zu jener vollständigen und rettungslosen Bestialität herabgesunken, die sich bei Skythen, Geten und Alanen am deutlichsten dadurch kund gab, daß bei ihnen der bluttriefende Schlachtengott an die höchste Stelle ihrer Pantheons trat, ja die anderen Götter, wie es wenigstens bei den Alanen geschah, ganz aus dem Bewußtsein der Menschen verdrängte. Wenn auch die äußeren Ausbrüche der Kriegswuth germanischer Stämme sich oft genug in gar nichts von dem unterschieden haben, was die erwähnten Barbaren im Uebermaß der Blut- und Beutegier vollbrachten, so lag doch noch ein Kern eines besseren Naturells, einer feineren Menschlichkeit latent in den Deutschen, der jenen Barbaren ganz abging. Wenn hinwiederum die frühere Geschichte der deutschen Stämme, so wie ihre spätere Entwickelung und einzelne Züge aus dem übrigen Gebiet ihrer religiösen Vorstellungen, ihren Rechtsanschauungen, ihrem Familienleben, ihrem Verhältniß zu Haus und Heimat nicht dafür sprächen, so würde schon der einzige Umstand, daß trotz aller inneren und äußeren Begünstigung dieser niedere Kriegsgott nicht die höchste und ausschließende Herrschaft in den germanischen Herzen einzunehmen vermochte, Beweis genug dafür sein, daß sich diese Herzen in ihren fernsten Tiefen doch auch noch für andere Gefühle, als die des bloßen rohen Kriegerthums, eine Stätte zu bewahren vermochten, wenn sie sie auch eine Zeit lang so zu sagen ganz im Verstecke hielten. —

Aber mochten auch jene relativ feineren Gottheiten ihren ursprünglichen Platz behaupten, so war damit nicht gesagt, daß

der dämonischen Seite seines eigenen Innern hingedrängt hätte: er war noch im ganzen harmonisch gestimmt, bewegte sich noch immer freudig auf denselben nur etwas potenzirten und vergeistigten Grundlagen, wie in der früheren Periode der naiven Patriarchalität und der völlig unbewußten Kindlichkeit. Daß aber auch damals schon die dämonische Seite des religiösen Empfindens in ihm reich und großartig vertreten war, läßt sich nicht blos durch Rückschlüsse aus einer späteren Zeit und durch Hinblick auf die allgemeinen Entwickelungsgesetze religiöser Vorstellungen, sondern auch durch Tacitus' bestimmte Zeugnisse über Wahrsagerei, heilige Frauen und am besten aus dem, was er nach seiner Ansicht als geistige Haltung des gesammten deutschen religiösen Bewußtseins darstellt, schließen. Es ist unmöglich, darin eine weitgehende Entfaltung der dämonischen Seite, wenn auch immer noch mit relativer Gebundenheit, zu verkennen. —

Die Einflüsse der folgenden Zeit drängten nun umgekehrt diese Seite immer mächtiger in den Vordergrund. Selbst die höheren Götter wurden, wie gezeigt, in großem Maße davon ergriffen; es war also natürlich, daß sie in dem ihnen eigens von dem menschlichen Geiste angewiesenen Gebiete mit einer Art von unerschöpflichem Reichthum wucherte, und daß die Phantasie nicht müde wurde, den verdüsterten und vor sich selbst erschrockenen Geist durch immer neue und immer furchtbarere Schreckbilder, seine eigenen ihm in aller Leibhaftigkeit wirklich gewordenen Zerrbilder, immer mehr zu verdüstern und zu verwirren. Dieselbe innere Nothwendigkeit, die auch den eigentlichen Göttern mehr und mehr Leibhaftigkeit gab, so dünn und gespenstisch diese auch immerhin sich im Vergleich zu der griechischen und römischen vollendeten Plastik ausnehmen mag, trieb auch im Bereich der dämonischen Götterwelt zu immer concreteren Gebilden, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, hier sei diese erstrebte Leibhaftigkeit mit festerer Leiblichkeit bekleidet worden, als dort.

Diese Gebilde machten aber auch nach anderen Richtungen hin dieselbe Entwickelung durch, welche sich bei den anderen erkennen ließ. Auch in ihnen war neben dem rein physikalischen oder elementaren Begriff, der als ihre ursprünglichste Grundlage angesehen werden muß, in dem Augenblick eine Beziehung auf das Innere des Menschen, auf Geist und Gemüth, auf die Sittlichkeit

Anschauung von Wuotan und Donar, so nahe er sie sich auch gerückt hatte, doch noch immer eine fremdartige, für seine dominirende Stimmung unfaßbare Seite vertreten fand, die ihn in einer Art von ehrerbietiger, mit geheimnißvollem Grauen gemischter Scheu von ihnen fern hielt. Dieser Gott allein war ganz menschlich nach der Stimmung der Zeit geworden; aber wie sie selbst über die Sphäre der auch unter Barbaren noch möglichen Menschlichkeit durch wüsten Kriegstaumel hinweggerückt war, so war es dem Gott, der ein solches Menschenthum potenzirt in sich trug, noch mehr geschehen. Trotzdem konnte er doch nicht die beiden höheren Götter, die bei aller ihrer Entstellung in ihrem Wesen um vieles geläuterter und weicher geblieben waren als er, von ihrem Platze verdrängen. Die deutschen Stämme sind mitten im ärgsten Kriegstaumel doch nie zu jener vollständigen und rettungslosen Bestialität herabgesunken, die sich bei Skythen, Geten und Alanen am deutlichsten dadurch kund gab, daß bei ihnen der bluttriefende Schlachtengott an die höchste Stelle ihrer Pantheons trat, ja die anderen Götter, wie es wenigstens bei den Alanen geschah, ganz aus dem Bewußtsein der Menschen verdrängte. Wenn auch die äußeren Ausbrüche der Kriegswuth germanischer Stämme sich oft genug in gar nichts von dem unterschieden haben, was die erwähnten Barbaren im Uebermaß der Blut- und Beutegier vollbrachten, so lag doch noch ein Kern eines besseren Naturells, einer feineren Menschlichkeit latent in den Deutschen, der jenen Barbaren ganz abging. Wenn hinwiederum die frühere Geschichte der deutschen Stämme, so wie ihre spätere Entwickelung und einzelne Züge aus dem übrigen Gebiet ihrer religiösen Vorstellungen, ihren Rechtsanschauungen, ihrem Familienleben, ihrem Verhältniß zu Haus und Heimat nicht dafür sprächen, so würde schon der einzige Umstand, daß trotz aller inneren und äußeren Begünstigung dieser niedere Kriegsgott nicht die höchste und ausschließende Herrschaft in den germanischen Herzen einzunehmen vermochte, Beweis genug dafür sein, daß sich diese Herzen in ihren fernsten Tiefen doch auch noch für andere Gefühle, als die des bloßen rohen Kriegerthums, eine Stätte zu bewahren vermochten, wenn sie sie auch eine Zeit lang so zu sagen ganz im Verstecke hielten. —

Aber mochten auch jene relativ feineren Gottheiten ihren ursprünglichen Platz behaupten, so war damit nicht gesagt, daß

brechend den Menschen und seine Werke vertilgen konnte, so war jetzt die Natur wesentlich mit feindseligen Mächten erfüllt, die dem Menschen auf jedem Schritt und Tritt Verderben bereiteten; ja das schwarzgestimmte Gemüth ging noch weiter: diese Mächte lauerten nicht blos auf das Verderben der Menschenwelt oder des einzelnen Menschen, sondern sie strebten auch nach einer Zerstörung der ganzen vorhandenen sichtbaren und unsichtbaren Welt, so weit sie nicht schon von ihnen erfüllt und beherrscht war, und vor allen Dingen nach einer Vernichtung der höheren Götter, deren Kraft für die Menschen zunächst, aber auch dann wieder für sich selbst, fortwährend diesem wüsten gespenstischen Andrang entgegentreten mußte, und ihn doch weder für die Menschen noch für die Welt noch für sich selbst je ganz zu bändigen und unschädlich zu machen stark genug war. Ja es lag sogar in dem Hintergrunde der menschlichen Empfindung der trostlose Gedanke, daß eine Zeit kommen werde, wo dieser ruhelose Streit zu Gunsten der Feinde der Menschen und Götter sich wenden müßte.

Deshalb war es natürlich, daß so gestimmte Menschen mit unnennbarer Scheu den bösen elementaren Mächten oder der Totalität der Natur, die so überwiegend von ihnen erfüllt war, entgegen traten. Die sonst so rücksichtlosen kühnen Herzen der deutschen Krieger, die auf dem Schlachtfelde keine Furcht und kein Grauen kannten, waren von doppeltem und dreifachem Bann der Furcht und des Entsetzens gefesselt, sobald sich ihre Empfindung von dem Gegenstand der nächsten concretesten Aufregung des Schlachtgewühls und des rohen Sieggenusses nun wieder in sich selbst und zu den allgemeinen Bedingungen ihres Daseins und des Daseins dieser ganzen sichtbaren Welt kehrte.

Die mehr geistig-persönliche Seite dieser Spukgestalten war im Gegensatz zu den höheren Göttern, in welche ebenso wie in diese der Geist und das Gefühlsleben des Volkes sich hineingesenkt hatte, nur die Kehrseite der bei jenen als heilig und groß verehrten Grundeigenschaften und Leidenschaften der Volksseele. Auch von dieser Seite her mußten sie dem Volke jetzt, wo es sie in so vielen und gewaltigen Gestalten als seinen eigenen, aber alle Züge zu Fratzen verwandelnden Spiegel immer vor sich sah, in derselben Weise beängstigend und Schauer erweckend entgegen treten, wie von der elementaren Seite her. Eins bedingte das andere. Die

Anschauung von Wuotan und Donar, so nahe er sie sich auch gerückt hatte, doch noch immer eine fremdartige, für seine dominirende Stimmung unfaßbare Seite vertreten fand, die ihn in einer Art von ehrerbietiger, mit geheimnißvollem Grauen gemischter Scheu von ihnen fern hielt. Dieser Gott allein war ganz menschlich nach der Stimmung der Zeit geworden; aber wie sie selbst über die Sphäre der auch unter Barbaren noch möglichen Menschlichkeit durch wüsten Kriegstaumel hinweggerückt war, so war es dem Gott, der ein solches Menschenthum potenzirt in sich trug, noch mehr geschehen. Trotzdem konnte er doch nicht die beiden höheren Götter, die bei aller ihrer Entstellung in ihrem Wesen um vieles geläuterter und weicher geblieben waren als er, von ihrem Platze verdrängen. Die deutschen Stämme sind mitten im ärgsten Kriegstaumel doch nie zu jener vollständigen und rettungslosen Bestialität herabgesunken, die sich bei Skythen, Geten und Alanen am deutlichsten dadurch kund gab, daß bei ihnen der bluttriefende Schlachtengott an die höchste Stelle ihrer Pantheons trat, ja die anderen Götter, wie es wenigstens bei den Alanen geschah, ganz aus dem Bewußtsein der Menschen verdrängte. Wenn auch die äußeren Ausbrüche der Kriegswuth germanischer Stämme sich oft genug in gar nichts von dem unterschieden haben, was die erwähnten Barbaren im Uebermaß der Blut- und Beutegier vollbrachten, so lag doch noch ein Kern eines besseren Naturells, einer feineren Menschlichkeit latent in den Deutschen, der jenen Barbaren ganz abging. Wenn hinwiederum die frühere Geschichte der deutschen Stämme, so wie ihre spätere Entwickelung und einzelne Züge aus dem übrigen Gebiet ihrer religiösen Vorstellungen, ihren Rechtsanschauungen, ihrem Familienleben, ihrem Verhältniß zu Haus und Heimat nicht dafür sprächen, so würde schon der einzige Umstand, daß trotz aller inneren und äußeren Begünstigung dieser niedere Kriegsgott nicht die höchste und ausschließende Herrschaft in den germanischen Herzen einzunehmen vermochte, Beweis genug dafür sein, daß sich diese Herzen in ihren fernsten Tiefen doch auch noch für andere Gefühle, als die des bloßen rohen Kriegerthums, eine Stätte zu bewahren vermochten, wenn sie sie auch eine Zeit lang so zu sagen ganz im Verstecke hielten. —

Aber mochten auch jene relativ feineren Gottheiten ihren ursprünglichen Platz behaupten, so war damit nicht gesagt, daß

sie den offenkundigen Ehrenplatz im Herzen der Deutschen bewahrten. Dieser gebührte ohne Zweifel dem Kriegsgott, wenigstens bei allen den Stämmen, die in die Aufregung der Römerkriege und der Völkerbewegung des dritten und vierten Jahrhunderts hineingerissen waren. Er stand dem Krieger in der Schlacht zunächst, wo das Schwert, sein eigentlichstes Symbol, auch mit dem Gemüthe des Kriegers unter allen Waffen am engsten verwachsen ist. Vielleicht läßt sich aus dieser Heimlichkeit und Vertraulichkeit des Gottes auch erklären, daß er ganz anders, als die beiden anderen Götter, deren gewöhnlichste Namen durch alle deutschen Stämme hindurch immer als dieselben erscheinen, doch überall mit verschiedenem Hauptnamen bezeichnet wurde, nachdem der wahrscheinlich älteste, in hochdeutscher Form Ziu, der allerdings schon durch seine Verbindung mit dem geläufigsten Namen des dritten Wochentages, des dies Martis der Römer, seine ursprüngliche Allgemeinheit durch ganz Deutschland beurkundet, zu kalt und fremd geworden war. So hieß er bei den Sachsen Sachsnot, der Genosse des Schwertes oder mit dem Schwerte[21]), vielleicht auch in nahe liegender Beziehung auf den Volksnamen selbst; bei den Baiern, d. h. jedenfalls schon bei den Stammvätern des späteren baierischen Stammes, also einem suevischen Volke, Er, Eor. So wenig sich die eigentliche innerste Beziehung, das Princip dieser Namengebung, noch erkennen läßt, gewiß ist sie deshalb geschehen, weil man sich des so ganz individuell gedachten Kriegsgottes, des eigentlichen Volksgottes, wenn man so

---

21) Das Schwert als Gegenstand religiöser Verehrung konnte selbstverständlich nur dem Kriegsgott geweiht sein. Wo der blutige Kriegsgott allein vorkommt, kann über diesen Sinn des Schwertcultus kein Fragen sein, z. B. bei Geten, Skythen, Alanen. Wenn die deutschen Quaden bei ihren Schwertern schwuren, so schwuren sie, da sie, wie alle anderen deutschen Völker, den hohen Lenker der Schlachten und den niederen Kriegsgott, seinen Sohn, verehrt haben werden, bei diesem letzteren, der ihnen als einem vorzugsweise in das wilde Kriegsgetümmel hineingezogenen Volke besonders nahe getreten war. Den Namen Sachsnot mit hülfreichem Beistand des Schwertes zu übersetzen, ist durch die Natur der Sache so geboten, daß die Einwürfe, welche von Müller (l. c. p. 226) dagegen erhoben werden, nur dazu da zu sein scheinen, um in einem kleinen Nebengegenstande eine überflüssige Polemik gegen Zeuß und Grimm anzufangen.

sagen darf, durch alle die deutschen Stämme, deren Existenz auf dem Schwerte ruhte, auch durch individuelle oder locale Bezeichnung möglichst vollständig zu bemächtigen versuchte.

Verhältniß der oberen Götter zu den dämonischen Naturmächten.

Bei aller der Menge dämonischer, der lichten Seite selbst eines Barbarengeschlechtes feindlicher Züge, welche das Bild der höchsten Götter verdüstert, ihren Begriff verwildert hatten, waren sie doch noch immer dem Menschen vertraulich geblieben, schon weil sie sich so bildsam in die inneren Metamorphosen des deutschen Geistes zu fügen wußten. Dies war dadurch möglich geworden, daß in ihnen stets mehr das numen, die waltende göttliche Kraft, als die plastische Aeußerlichkeit des Begriffes der Volksvorstellung nahe getreten war. So vermochten sie freilich leichter und biegsamer den Entwicklungen des Volksgeistes zu folgen, als wenn er es mit bereits ganz festgewachsenen, schon durch die charakteristischen Züge des Götterbildes vor jeder subjectiven Einmischung gewahrten Gestalten zu thun gehabt hätte.[22])

---

22) Auch in der späteren Zeit des deutschen Heidenthums sind nur wenig sichere Spuren von wirklichen deutschen Götterbildern in menschlicher Form erhalten. Man findet sie am besten zusammengestellt und im Einzelnen erklärt und beleuchtet bei Grimm p. 50. Die deutsche Phantasie hat sich im allgemeinen immer mit dem Symbol begnügt, mochte es in einem Pfahl oder einer Säule, in einem Schiffe, Götterwagen oder einem heiligen Thierbild bestehen, aber gelegentlich ist sie doch über diese überall auf ähnliche Weise sich zeigenden Anfänge der bildlichen Darstellung der persönlichen Götter bis zur Menschengestalt vorgeschritten, nur darf man nicht die fabelhaften Götzenbilder mittelalterlicher Chronisten oder späterer durch halbe Gelehrsamkeit verblendeter Sammler in Anschlag bringen, auch nicht die sogenannten heidnischen Malereien, welche jetzt hier und da mit großem Behagen als ganz erstaunlich merkwürdige Funde verkündigt werden, wodurch sich auch unter anderen der sonst so treffliche Panzer l. c. hat täuschen lassen, der in Forchheim das Bild einer deutschen Meeresgottheit auf Kalk gemalt entdeckt haben will. Doch muß man auch auf der anderen Seite nicht zu weit gehen und die drei ehernen Statuen in einem alamannischen Heiligthume des 6. Jahrhunderts für römischen Ursprungs halten, etwa für Bilder aus römischen Thermen, wie Müller p. 68 vermuthet. Offenbar traut er den Deutschen nicht so viel Fertigkeit in technischen Künsten zu, daß sie sich an die Herstellung eines Erzgusses wagen könnten. Aber wie er beschaffen war, ist nicht gesagt: er kann also möglichst roh ausgefallen sein. — Wie sehr die Gewerbe, die sich mit der Verarbeitung der edeln und unedeln Metalle beschäftigten, in Deutschland betrieben wurden und welche Stufe der Ausbildung sie erreichten, geht, wenn auch nicht aus

Dann auch, und dies folgt wieder aus der Vorstellung ihrer Kleinheit und größeren Beweglichkeit, dachte man sie sich in unzählbaren Schaaren überall hin verbreitet, und wenn der einzelne der menschlichen Kraft an und für sich auch nicht gewachsen erschien, so ersetzte dies doch reichlich die Masse, in der sie dem Menschen feindlich gegenüberstanden, insbesondere da ihnen ihre specifische Geistigkeit, ihre Schlauheit und Durchtriebenheit, ihre Kenntniß der geheimsten Naturkräfte, noch außerdem so sehr zu Statten kam.

Neben diesen eigentlichen Gespenstern der Oede, der Natureinsamkeit in Berg und Wald, in Klüften und im Innern des Erdgrundes hatte sich die Phantasie mit reger Geschäftigkeit auch alle anderen Elemente mit solchen Spukgestalten erfüllt und unheimlich gemacht. Wasser und Land wimmelten allenthalben von ihnen, und kaum vermochte sie der gefriedete Raum des gebauten Feldes oder die heilige Schwelle des Hauses von den Menschen abzuhalten. Und wenn auch nicht bei Tage, so reichte doch bei Nacht dieser dämonische Unfug bis an den noch so sehr gesicherten Menschen heran. Im Schlafe vor allen Dingen benutzten sie ihre unheimliche Macht, um den Geist, und auch den Leib zu peinigen, wenn der Mensch wehrlos dahin gegeben war und nicht von einem höheren Schutze gesichert werden konnte, den er ja dann nicht einmal im Augenblicke der Gefahr zu seinem Beistand zu rufen vermochte.

Es konnte nicht fehlen, daß sich, bei einer so engen und unmittelbaren Berührung der Geisterwelt mit der menschlichen, der menschliche Geist endlich durch eine Art von Nothbehelf, wie man es nennen darf, Sicherheit vor ihnen zu verschaffen suchte. Es konnte ein gewisser freundlicher Rapport zwischen beiden Reichen eintreten, ohne daß die menschliche Natur deswegen sich ganz jenen Mächten dienstbar gemacht hätte. Denn wenn dieses geschah, so hörte damit die wirkliche Menschlichkeit auf, oder, transscendental gewandt, der unmittelbare Schutz der höheren göttlichen Mächte, die die relative Lichtseite der Menschenart und des Naturlebens verkörperten. Es war dann ein ähnlicher Abfall und eine ähnliche Verschuldung, wie sie in den späteren christlichen Sagen von der Hingabe an den Teufel sich findet; und die dämonischen Geister des Heidenthums strebten ebenso wie dieser auf alle mögliche Weise,

geschichtliche Einflüsse im weitesten Sinne, wozu auch klimatische, geographische u. s. w. zu rechnen sind, mehr dazu gestimmt ist, die eine oder die andere Seite zu empfinden, wird in diesen ältesten Vorstellungen aus dem Entstehungsprocesse der Naturreligion, wie man eine solche Haltung des religiösen Bewußtseins am besten bezeichnen kann, die eine oder die andere Seite mehr hervortreten. Ein Volk, das sich mit freudiger Behaglichkeit seiner jugendfrischen Kraft bewußt ist, kann selbst unter ungünstig wirkenden Einflüssen der allgemeinen Anlage und der äußeren Umgebung periodisch die segnende Seite der dämonischen Naturgottheiten mit Vorliebe empfinden und in Mythus und Cultus zur Darstellung bringen. So lehrt es uns Cäsars unschätzbares Zeugniß, auf das man immer wieder als auf die Basis der geschichtlichen Nachrichten über das deutsche Heidenthum zurückkommen muß, bei den Deutschen seiner Zeit kennen. Die Ueberfülle der Kraft, das glückliche Gefühl der Ueberlegenheit über ihre Feinde, hat auch die relativ heitere Seite ihres Gemüthes in ihrer Religion nach außen gekehrt. Aber damit ist nicht gesagt, daß jene nächtige Seite der Elementar-Gottheiten nicht bei ihnen vertreten gewesen wäre. Es ist auch nicht damit gesagt, daß nicht der deutsche Volksgeist nach seiner ursprünglichen Anlage eine bestimmte Neigung, gerade die letztere zu hegen und groß zu ziehen, gehabt habe, die nur begünstigender äußerer und innerer Bedingungen wartete, um mit ganzer Energie herauszutreten.

Als die Scheidung der elementaren Gottheiten in mehr menschlich-persönliche und mehr elementare oder specifisch-dämonische vor sich ging, so viel sich sehen läßt in den anderthalb Jahrhunderten zwischen Cäsar und Tacitus, scheint zunächst die Bedeutung der eigentlichen Götter — eigentliche Götter, weil sie die wirklich menschliche Seite des menschlichen Empfindens und Denkens in der beschränkten Fassung, die der Zeit allein möglich war, vergegenwärtigten — so überwiegend gewesen zu sein, daß die dämonischen Mächte davor, wenigstens bei einem Gesammtüberblick über die Substanz des Volksglaubens, wie ihn Tacitus allein geben wollte und konnte, in den Hintergrund traten. Auch dies läßt sich aus der Geschichte der deutschen Stämme bis zu jener Zeit recht wohl erklären. Noch war nichts so ungeheures geschehen, daß es den Volksgeist mit übermächtiger Wucht nach

bei den Menschen eine Art Mitleid, aus dem sich häufig freundliche und segensreiche Verbindungen für die letzteren entspannen, welche durch kein ungeheures Opfer, durch keine Aufgabe der ganzen Menschlichkeit erkauft werden durften.

Es mußten auch der verdüsterten Phantasie dieser Zeit solche Vorstellungen noch von einer anderen Seite her nicht ganz ferne liegen. Neben den unholden dämonischen Geistern, welche die Natur in allen ihren Gestaltungen dem Menschen feindlich machten, hatte früher eine wenigstens ebenso zahlreich und kräftig vertretene Reihe freundlicher Naturdämonen gestanden, identisch mit jenen in ihrer elementaren Grundlage, aber nur nach der anderen Seite hin entwickelt. Diese lichten Naturgeister standen naturgemäß, sobald sie persönlich gedacht wurden, in nächster Beziehung zu den höheren eigentlich menschlichen Gottheiten, sie wurden ihre Diener und die Vollstrecker ihrer Befehle, vor allen Dingen ihre gewöhnlichen und besonders berechtigten Vermittler mit der Menschenwelt.

So sehr sie auch dem Begriffe nach von den nächtigen Gestalten sich geschieden hatten, so konnten beide doch nicht in jedem einzelnen Fall durch die Phantasie auseinander gehalten werden. Sie theilten ja dasselbe Herrschaftsgebiet, die elementare Natur, mit ihnen, wurden auch in ihren Functionen ganz ähnlich wie jene nur nach der lichten und gütigen Seite hin vorgestellt. Ein Schimmer von ihrem freundlich glänzenden Wesen fiel gelegentlich auch auf jenes Gespenstervolk und erleichterte dem so von innen heraus um Befriedigung und Beruhigung nach dieser Seite hin ringenden menschlichen Gemüth seine Arbeit.

Aber weit aus überwog doch immer der Schrecken vor der elementaren Seite der Natur, und die Grundstimmung blieb immer die einer rastlosen und in gewisser Weise wirkungslosen Kampfbereitschaft des Menschen gegen sie, die sich in dem Maaße steigerte, als im Innern selbst der Raum für die lichten und milden Regungen immer enger zusammenschrumpfte. Wenn die höheren Götter nicht fortwährend mit ihrer ganzen Kraft ins Mittel getreten wären, so hätte die menschliche Kraft ihnen endlich doch erliegen müssen, besonders da sich die Verlockung zum Abfall an jene dämonischen Mächte fortwährend steigerte.

Aber die göttliche Kraft, so wenig licht und mild sie sich auch allmählich gestaltet hatte, genügte einst doch noch zur Abwehr

gegeben, als sie überhaupt in menschliche Gestalten einzugehen begannen. Aber die elementare überwog doch fortwährend; bei den höheren Göttern dagegen ist sie zurückgedrängt, obgleich nicht aus dem Bewußtsein entschwunden. So kehrte sich im ganzen und großen die Anschauungsweise des Volksgeistes auf dem Wege des allernatürlichsten, rein von inneren Momenten beherrschten Entwickelungsprocesses um.[23] Während früher der Volksgeist sich in vertraulicher und gemüthlicher Freundschaft zu den Mächten der Natur gefühlt und nur in zweiter Reihe auch eine Ahnung von ihrer Wildheit und Tücke empfunden hatte, die gelegentlich los-

---

23) Mehrere der höheren Götter sind nach nordischer Mythe mit Töchtern aus dem Riesengeschlechte vermählt und so untrennbar mit den Dämonen verbunden. Dies lag nahe, weil in der stärker als bei den Männern hervortretenden elementaren Seite der Göttinnen die natürliche Anknüpfung mit dem Riesengeschlechte hin gegeben war, das ja ursprünglich die starren und plumpen Naturkräfte, noch ungebändigt von der menschlichen Geisteskraft und Geschicklichkeit, also auch von den höheren Göttern, soweit diese selbst nicht mehr blos elementar sind, darstellt. Dagegen ist nicht zu übersehen, daß, wenn die männlichen Gottheiten mit Riesenfrauen sich verbanden, diese zwar sich über die zu den Menschen im feindlichen Gegensatz gedachte Natur ihres Geschlechtes erheben, aber auch die Männer zu sich herabziehen mußten, besonders wenn man die auf einer außerordentlich tiefsinnigen und feinen Auffassung der geschlechtlichen Verhältnisse beruhende urgermanische Vorstellung von der nothwendigen Gleichheit der beiden Gatten in menschlicher Ehe an äußeren und inneren Lebensbedingungen, aus der in verschnörkelter Erstarrung die Ansicht über Mißheirathen des Mittelalters hervorging, erwägt. Der Mann erhob zwar seine Gattin zu sich, aber um dies thun zu können, mußte er auch eine oder einige Stufen hinabsteigen. Was von den Menschen gilt, gilt natürlich auch von den Göttern, und so war ihnen offenbar ein Eintrag in ihrem lichten und menschlich-heiteren Wesen gethan, wenn sie sich mit dem dumpfigen Riesenblut vermischten. Zuletzt läuft die Vorstellung wohl darauf hinaus, daß es dem germanischen Geist nicht gelang, die schwere elementare irdische Basis seiner höheren Götter ganz abzustreifen oder doch so zu verklären, daß kein Schlagschatten von Seite der düsteren elementaren Mächte, die neben lichten Göttern sich naturnothwendig entwickeln mußten, hereinfallen konnte. — Aus den beglaubigten Resten unserer deutschen Mythologie läßt sich nichts derartiges nachweisen, doch sprechen innere Gründe dafür, daß auch ihr die Vorstellung nicht fremd war. — Der umgekehrte Fall, daß Riesen Göttinnen geheirathet hätten, wird natürlich von der Volksvorstellung, wie aus Frymsquida hervorgeht, als etwas ungeheuerliches empfunden, obwohl die Gelüste der Riesen eben naturgemäß dahin gingen.

Vorstellung irgendwie dadurch aufgehoben worden wäre. Menschliche Heroen siegen durch Stärke und List über die Zwerge, aber nur, um sich ihres Goldes, des verhängnißvollen Gegenstandes der glühendsten Wünsche der Seele, zu bemächtigen, und zwar für sich selbst zu den Zwecken des allerschnödesten Egoismus. Daß dabei auch mit denselben Mitteln gekämpft wurde, wie sie von den Feinden in Anwendung gebracht wurden, war nur eine natürliche Consequenz: brutale Ueberkraft, Grausamkeit und Heimtücke erlauben sich Götter wie Menschen ungescheut gegen Riesen und Zwerge, weil sie auch dort daheim ist, und nur durch eine Potenzirung der Kampfmittel, keineswegs durch ihr innerlich besseres oder lichteres Element, neigt sich der Sieg auf die Seite der höheren Mächte oder der unter ihrem besonderen Schutze streitenden Menschheit.

Damit hängt es auch zusammen, daß die germanische Vorstellung die beiden principiell entgegengesetzten Reiche, das der höheren Götter und der Dämonen, nicht einmal in so weit mehr auseinanderzuhalten vermochte, daß nicht sogar in einzelnen Fällen eine Gemeinsamkeit des Blutes stattfinden konnte. Dagegen mußte sich die Volksvorstellung, wenn sie wirklich die einmal entwickelte Spaltung innerlich zu bewahren vermocht hätte, geradezu empören, aber da sich dieser Unterschied selbst so sehr verwischte, so fielen auch die äußeren Schranken, die ihn typisch bezeichneten, und es trat wieder in der Genealogie und in dem Familienwesen der Götter jene Vermischung der von eigentlich göttlichem, d. h. höher menschlichem Gehalte beseelten Gestalten und der dämonischen ein, die ursprünglich, so lange der mythenbildende Volksgeist überhaupt in seiner dumpfen Unterschiedslosigkeit zwischen den lichten und dunkelen Mächten beharrte, der Ausgangspunkt des ganzen Processes gewesen war.

Andere dämonische Reihe.

Der Tummelplatz aller dieser Dämonenschaaren war die Erde, und eben dadurch, daß sie auf die sichtbare Natur beschränkt wurden, hatten sie sich zu sehr concreten Gestalten entwickeln können. Aber oberhalb und unterhalb, neben und außer der Erde, breitete sich das recht unbestrittene Reich noch viel gewaltigerer Dämonen aus, deren Macht in demselben Verhältnisse unendlicher gedacht werden mußte, als die Elemente und Räume, in denen sie sich bewegten, unendlicher, wie die sichtbare Welt in Berg und Thal, Wald und Haide waren.



Naturmächte wurden mehr und mehr als feindselige empfunden, weil sich, als die Spaltung in freundliche und feindliche Gottheiten vorging, der Volksgeist schon mehr und mehr nach seiner eigenen nächtigen Seite hingeneigt hatte. Wurden sie in persönliche Anschauungen, in selbständige dämonische Gestalten verkörpert, so mußte ihre geistige Substanz, deren sie nothwendig theilhaftig wurden, sobald man sie überhaupt persönlich dachte, mehr und mehr die Nachtseite des eigenen Innern des Volkes oder der Individuen abspiegeln, und dies wirkte wieder zurück auf die Verdüsterung ihrer elementaren Auffassung, und so in ununterbrochener Wechselwirkung steigend immer weiter fort.

Für das unmittelbare Volksbewußtsein der Zeit fielen selbstverständlich beide Seiten, die elementare und die geistig-persönliche in der Vorstellung zusammen, wie bei den hohen Göttern und wie überhaupt bei jeder concreten Persönlichkeit, mochte sie nun ein bloßes Gebilde der eigenen Phantasie oder wirklich vorhanden sein, die Einheit des ganzen Wesens noch durch keine Reflexion in ihre für das Denken ursprünglich getrennten Momente zerlegt werden konnte. Wo und wie sie auch vorhanden waren, durch die Kraft der poetischen Thätigkeit des Volkes wurden sie unlösbar verkittet.

Riesen. So waren dieselben Kräfte, welche die äußere Zersplitterung des Volkes, die Auflösung seiner ursprünglichen naiven Sittlichkeit auf allen Gebieten des Volkslebens verursacht hatten, nun in ihrer ganzen verderblichen Einseitigkeit und mit einer Herabdrückung unter das menschliche Maß gerade in Folge ihrer einseitigen Uebereizung in ihrer plastischen Auffassung zur Grundlage dieser Dämonen geworden. In den so sehr verbreiteten Vorstellungen von riesenhaften Wesen trat der einseitige Begriff der leiblichen Stärke, der körperlichen Ueberkraft und des sinnlichen Genusses in dämonischer Steigerung hervor. Alles, was in menschlicher Kraftentfaltung und Raubluft widriges und rohes zur Erscheinung kam war hier von dem Volksgeist potenzirt und zum ungeheuerlichen Schreckbild vor sich selbst gestaltet worden. Daneben die ebenso wilde und rohe Genußsucht in der Gefräßigkeit, in der Trunksucht, die thierische Apathie nach dem Genusse oder nach der ebenso thierischen Aufregung des wüsten Kampfes — alles Züge, die der Wirklichkeit des Lebens unmittelbar entnommen und wie

Niemals ist die Idee der Endlichkeit dieser Weltordnung und der sie beherrschenden Götter mit einer solchen schreckhaften Rückhaltlosigkeit ausgesprochen, wie hier; aber gewiß ist diese Vorstellung zu ihrer concreten Lebhaftigkeit erst allmählich emporgewachsen, denn sie verträgt sich durchaus innerlich nicht mit der Stimmung des Gemüthes, welche lichtere Götterreihen als Symbol der für ewig an sich selbst glaubenden, in sich stolzen Menschheit erzeugt. Wohl mag sie aber von Uranfang an gewissermaßen als Parodie der ganzen mythenbildenden freudigen Erregtheit des Geistes über die eigene Kraft und Herrlichkeit im Hintergrunde ruhen, und bei den Deutschen konnte sie stärker als anderswo wurzeln, weil ihre göttlichen Gestalten vom Anfange an einen so bedenklichen Zug in das subjectiv Unendliche, maaßlos Geistige — auch in seiner allerrohesten Fassung bleibt das Geistige eben doch geistig — zeigen, und deshalb nicht zu jener concreten sinnlichen Derbheit und Dichtigkeit gedeihen konnten, die den Volksgeist anderswo wenigstens auf lange hinaus befriedigen und über den Gedanken der Unzulänglichkeit seines Schaffens hinwegführen konnte.

Und wenn auch eine gewisse Kühnheit und Urkraft des Geistes darin gefunden werden darf, daß er mit unerbittlicher Strenge die Consequenzen aus seinem eigenen Fehlgriffe zog und seine eigenen Schöpfungen wegen ihrer Unzulänglichkeit dem Untergange weihte, und zwar einem möglichst concret und diesseitig gedachten, so ist doch noch die Trostlosigkeit, das Entsetzen bei weitem größer, was den Einzelnen, der sich unmittelbar diesem ihm äußerlich gewordenen Gebilde der Vernichtung gegenüber stellte, erfaßte, und

---

Ztf. VI, 311 u. ff. aufmerksam. Grimm p. 782 u. ff. sucht zu beweisen, daß das Bild einer neuen Erde, eines Aufenthaltes der nun wirklich Unsterblichen oder Seligen, entsprechend dem nordischen á gimli, schon dem heidnischen Bewußtsein vorgeschwebt habe. Aber die grünen Wiesen der mittelalterlichen Sage und Poesie sind wohl nichts weiter, als ein Nachklang der antiken loci laeti et amoena vireta der Unterwelt im Allgemeinen oder des Elysiums, falls dieses als ein für besonders Selige aufgesparter Raum daneben gedacht wurde. Ob die nordische Poesie und Mythe bei dieser Vorstellung ebenso unabhängig wie bei der von ragnarökr aus sich gearbeitet hat, oder ob auch dabei schon christlich-antike Einflüsse gewirkt haben, lasse ich hier, da die Untersuchung zu weit führen würde, dahingestellt.

unmittelbare Anschauung ebenso wenig erkennbarer Rest, wie bei den Riesen. Manches deutet hier wie dort für die spätere reflectirte Forschung freilich noch immer sichtbar genug darauf hin: so ihre Wohnsitze in den Klüften der Berge, in dem Schooß der Erde und des Gesteins, wo das Metall verborgen liegt, ihre Farbe, ihre greisenhafte Gestalt, vor allen Dingen aber der Glaube, daß die Krankheiten und Seuchen, welche geheimnißvoll und doch unwiderstehlich dahinraffen, von ihnen über die Menschen gebracht wurden.

Vielleicht könnte man annehmen, daß es für das Gefühl der damaligen Menschen weniger furchtbar erscheinen mußte, wenn sie sich ihre dämonischen Feinde schon an äußerer Gestalt ihnen selbst nicht gewachsen vorstellten. Ohne Zweifel muß dieser Umstand auch als ein wesentliches Moment zur Vergegenwärtigung des ganzen und vollen Eindruckes, den jene Zeit von ihren eigenen Gebilden empfing, im Auge behalten werden. Aber er wirkte doch anders, als wir von unserem heutigen Standpunkte aus anzunehmen geneigt sind. Was die Zwerge auf der einen Seite schwächer und weniger furchtbar erscheinen ließ, gab ihnen nach der anderen Seite hin eine feinere Wesenheit und damit eine Potenzirung des eigentlich Dämonischen im Gegensatz zu den viel stärkeren, aber auch viel einfältigeren riesenmäßigen Unholden. Wessen sich der Mensch zu diesen zu versehen hatte, wußte er, welche Kräfte ihnen zu Gebote standen, war ebenso, wie die Kräfte, die dem Menschen zur Abwehr dienen konnten, mit vollständigster Schärfe und Anschaulichkeit dem menschlichen Geiste gegenwärtig. Wirkung und Gegenwirkung waren hier relativ einfach und selbstverständlich, wie das ganze Wesen der Riesen, welches allmählich nichts weiter, als die plumpe Ungeheuerlichkeit der menschlichen Körperkraft und der Triebe der Sinnlichkeit in unendlicher Steigerung darstellte. Nicht so bei jenen kleineren Dämonen. Sie waren im Vergleich unendlich geistiger, ja man kann sagen, zu einer Verkörperung rein geistiger oder seelischer Eigenschaften geworden, und wie diese in sich unendlich, unfaßbar, so auch selbst mit unendlichen Mitteln zu schaden und zu verderben innerhalb ihrer Sphäre ausgerüstet, welche nicht, wie bei den Riesen, so zu sagen unter bestimmte Rubriken gebracht werden konnten.

vonnene Grundlage seines Empfindens und Thuns sobald verstörten und die Unzulänglichkeit derselben in unabweislicher Deutlichkeit vor Augen stellten, so steigerte umgekehrt wieder die einmal objectiv gewordene Vorstellung des baldigen Weltzusammenbruches das rastlose Ungenügen der Einzelnen und der Massen an den Zuständen der Gegenwart, den ruhelosen Trieb in die Ferne, das Hinausstreben aus sich selbst, um im Taumel des Kampfes und des Genusses sich selbst und die Schrecknisse der eigenen Phantasie zu vergessen, was aber doch immer nur momentan gelingen konnte, da der Volksgeist doch wieder zu hoch und fein angelegt war, als daß er in bloßer brutaler Bestialität eine Abtödtung seines eigenen Inneren für die Dauer hätte ermöglichen können.

Diesem furchtbaren Endziel gegenüber stand der Einzelne und die Welt im vollständigsten Sinne des Wortes rettungslos und schutzlos da. Gegen die niederen Dämonen vermochte doch noch allenfalls die eigene Kraft oder die der lichten Götter zu helfen, wenn auch nicht immer, so doch häufig, und im Ganzen hat das menschliche Bewußtsein sich nach dieser Seite vor allzugroßem Grauen etwas umfriedigt, und sich innerhalb gewisser fester Grenzen eine Sphäre von dort her unantastbarer Sicherheit zu verschaffen gewußt. Freilich mußte sie durch fortwährenden Kampf und Sieg gegen das Andringen jener, doch niemals dauernd und nie im Ganzen, wenn auch noch so oft im Einzelnen und zeitweise niedergeworfenen Mächte mühsam aufrecht erhalten werden, und ihre Vertheidigung hielt Menschen und Götter fortwährend unter den Waffen. Hier aber stand es ganz anders. Das Grausen vor der dämonischen Gegenwart und Diesseitigkeit war nur ein schwaches, kaum der Erwähnung werthes Vorspiel dessen, was einst über Menschen und Götter und über diese ganze Welt sammt ihren menschlichen Lebensbedingungen hereinbrechen sollte. Und diese Welt war trotz aller unheimlichen Verdüsterung doch so sehr dem Menschen an's Herz gewachsen, daß er sich auch nach dem Tode des Leibes nicht von ihr trennen wollte und als sein unveräußerliches Recht eine Ewigkeit seiner Existenz unter derselben Bedingung wie in dem diesseitigen Leben in Anspruch nahm. Diese Forderung konnte von dem Denken und Empfinden der Menschen auf keine Weise mit der Vorstellung einer dereinstigen

dieser fratzenhaften Verzerrungen der Menschennatur, wenn sie auch im Einzelnen ihre Uebergriffe in die heimliche Stätte des Menschenthums nicht immer zurückzuweisen vermochte und noch weniger sie für immer zu bändigen im Stande war, um einen Zustand wirklicher Befriedigung und Beruhigung der menschlichen Seele eintreten zu lassen. So wenig wie die plumpe und bestialische Gewaltthätigkeit oder die raffinirte Tücke und Habsucht von den Einzelnen gebändigt werden konnte, oder als charakteristische Züge des Nationalcharakters in seiner Entstellung entschwanden, ebenso wenig gelang es, die Riesen oder die Zwerge ganz zu besiegen, besonders als die Kräfte, die gegen sie ins Feld geführt wurden, durch die allgemeine Vergröberung des Volksgeistes im Wesen nicht viel lichter und menschlicher waren, als die Feinde, die sie bekämpfen sollten. In das Bild der höheren Götter hatte sich ja auch dies Alles eingedrängt — woher auch sollte der Volksgeist die innere Schranke finden, die sie, d. h. ihn selbst, vor einer solchen Herabdrückung geschützt hätte? Darum gestalteten sich auch die Ziele des Kampfes der Menschheit und der höheren Götter nicht reiner und besser, als die geistigen Grundlagen Derer waren, gegen die sich der Kampf wandte. Die deutsche Phantasie vermochte keinen Herkules oder Theseus zu erschaffen, der nicht für sich selbst, am wenigsten für den eigenen rohen Egoismus, sondern als Verkämpfer der ganzen menschlichen Gesittigung und Cultur, der materiellen wie der geistigen, siegreich gegen die unholden Fratzengestalten der finsteren Seite des Elementar- und Geisterlebens gestritten und den Menschen für immer in einer gewissen Sphäre Friede und Sicherheit verschafft hätte. Oder wenn sie es auch versuchte, wie die Sagen von Drachen-besiegenden Helden andeuten, so ist es blos die eigene übermüthige Kraft, die sich darin befriedigt, und die ursprüngliche Grundlage des Mythus, seine eigentlich humane Seite, ist darüber ganz dem Bewußtsein entschwunden. Die Helden wie die Götter streiten gegen die Riesen und andere Spukgestalten aus bloßer Kampflust, aus bloßer Freude an der Darlegung ihrer noch gewaltigeren Kraft; aber eben deshalb sind sie auch zu einem in sich unendlichen Kampfe verdammt. Dieser mochte immerhin dem Volksbewußtsein zunächst nicht als Strafe, sondern als das eigentlich Wünschenswerthe erscheinen, ohne daß die im tiefsten Sinn entsittlichende Wirkung einer solchen

Vorstellung irgendwie dadurch aufgehoben worden wäre. Menschliche Heroen siegen durch Stärke und List über die Zwerge, aber nur, um sich ihres Goldes, des verhängnißvollen Gegenstandes der glühendsten Wünsche der Seele, zu bemächtigen, und zwar für sich selbst zu den Zwecken des allerschnödesten Egoismus. Daß dabei auch mit denselben Mitteln gekämpft wurde, wie sie von den Feinden in Anwendung gebracht wurden, war nur eine natürliche Consequenz: brutale Ueberkraft, Grausamkeit und Heimtücke erlauben sich Götter wie Menschen ungescheut gegen Riesen und Zwerge, weil sie auch dort daheim ist, und nur durch eine Potenzirung der Kampfmittel, keineswegs durch ihr innerlich besseres oder lichteres Element, neigt sich der Sieg auf die Seite der höheren Mächte oder der unter ihrem besonderen Schutze streitenden Menschheit.

Damit hängt es auch zusammen, daß die germanische Vorstellung die beiden principiell entgegengesetzten Reiche, das der höheren Götter und der Dämonen, nicht einmal in so weit mehr auseinanderzuhalten vermochte, daß nicht sogar in einzelnen Fällen eine Gemeinsamkeit des Blutes stattfinden konnte. Dagegen mußte sich die Volksvorstellung, wenn sie wirklich die einmal entwickelte Spaltung innerlich zu bewahren vermocht hätte, geradezu empören, aber da sich dieser Unterschied selbst so sehr verwischte, so fielen auch die äußeren Schranken, die ihn typisch bezeichneten, und es trat wieder in der Genealogie und in dem Familienwesen der Götter jene Vermischung der von eigentlich göttlichem, d. h. höher menschlichem Gehalte beseelten Gestalten und der dämonischen ein, die ursprünglich, so lange der mythenbildende Volksgeist überhaupt in seiner dumpfen Unterschiedslosigkeit zwischen den lichten und dunkelen Mächten beharrte, der Ausgangspunkt des ganzen Processes gewesen war.

Andere dämonische Reihe.

Der Tummelplatz aller dieser Dämonenschaaren war die Erde, und eben dadurch, daß sie auf die sichtbare Natur beschränkt wurden, hatten sie sich zu sehr concreten Gestalten entwickeln können. Aber oberhalb und unterhalb, neben und außer der Erde, breitete sich das recht unbestrittene Reich noch viel gewaltigerer Dämonen aus, deren Macht in demselben Verhältnisse unendlicher gedacht werden mußte, als die Elemente und Räume, in denen sie sich bewegten, unendlicher, wie die sichtbare Welt in Berg und Thal, Wald und Haide waren.

Diese höheren elementaren Mächte standen nicht in unmittelbarer Beziehung zu den einfachen menschlichen Vorstellungen von den die Menschenwelt zunächst bedingenden Kräften und Gegenständen. Deshalb war ihre Macht zunächst auch nicht gegen den Menschen als solchen, am wenigsten gegen den Einzelnen gerichtet, wohl aber gegen den Bestand der ganzen natürlichen Grundlagen der Menschenwelt, dieser Erde und dieser Schöpfung und gegen die Erhalter und obersten Herren derselben, die lichteren Götter. Jede mythologische Vorstellung, die nur auf einigermaßen entwickelten geistigen Zuständen ruht, bildet auch eine solche höhere oder fernere Reihe dämonischer Gestalten, die dem Ganzen und damit auch sogar den eben durch ihre gänzliche Versenkung in die irdische Diesseitigkeit wieder in gewissem Sinne menschlich gewordenen und mit dem Bestand der Erde unlösbar verknüpften Dämonen, mögen sie als Riesen oder Zwerge oder in welcher anderen Gestalt gedacht werden, den Untergang droht. Ihr Kampf ist direct gegen die lichten Götter, die jüngeren menschlich-schönen oder wenigstens menschlich-gemüthlichen Götter gerichtet, und es liegt im Allgemeinen dem religiösen Bewußtsein nahe, sobald nur die ersten Spuren von Reflexion erwachen, die unglaublich früh in diesen geistigen Proceß sich überall eindrängen, an einen endlichen Sieg dieser höheren Dämonen zu glauben, und nur die Modalität desselben wird nach der Individualität der einzelnen Völker verschieden ausgebildet werden.

Unsere deutsche religiöse Vorstellung hat mit besonderer Vorliebe diese Seite entwickelt. Die Dämonen der höheren Ordnung werden einst, und zwar in nicht unendlich ferner Zeit, einen Kampf auf Leben und Tod mit der bestehenden Weltordnung und den höheren Göttern beginnen, während sie jetzt, so lange diese Weltordnung noch zu dauern hat, durch ihre Kraft gebändigt sind. Wäre dies nicht, so würden sie augenblicklich zur Vernichtung hereinstürmen. Die Kraft der Götter wird in diesem Kampfe erliegen, und darnach auch nichts mehr ein vollständiges Verderben dieser Weltordnung aufhalten.[25])

---

25) In Beziehung auf diese so unendlich oft besprochenen Weltuntergangs-Vorstellungen mache ich auf die sinnigen Bemerkungen Weinholds zu Völuspá

konnte, um, wenn man es so ausdrücken will, die männliche Achtung vor den Göttern, die zwar auf's engste in ihrer praktischen Wirksamkeit verbunden war mit dem Vertrauen auf ihren Schutz und mit den Bemühungen, sich desselben theilhaftig zu machen, wenn man sie auch an und für sich nicht damit identisch nennen darf, zu brechen oder wenigstens zu unterhöhlen. Götter, die sich nicht einmal selbst zu schützen vermochten, waren nicht im Stande dem krampfhaft gesteigerten individuellen Stolz zu imponiren, der sich mit seiner eigenen Kraft alle möglichen Verwickelungen, die ihm durch die Kraft oder die List anderer Menschen in den Weg gelegt werden konnten, zu lösen getraute.

So war das Volksgemüth ganz aus sich selbst heraus und mit innerer Nothwendigkeit in die allerbedenklichsten Conflicte mit sich selbst gekommen, ohne die Kraft zu haben, auch nur einen derselben befriedigend zu lösen, weil sich seine Substanz fortwährend nach der Richtung hin bewegte, in der diese in ihrer anfänglichen Form scheinbar so unbedeutenden und lange gar nicht deutlich empfundenen Wirrnisse entstanden, großgezogen und bis zu förmlicher Trostlosigkeit des Geistes sich selbst gegenüber gesteigert worden waren.

An Versuchen zur Lösung fehlte es natürlich nicht. Als einer der merkwürdigsten davon muß der angeführt werden, welcher dadurch über den allerfurchtbarsten Conflict des menschlichen Geistes mit sich selbst hinwegführen sollte, daß der Geist die Existenz der Götter Preiß gab, aber seine eigene zu retten sich bemühte.

Ohne Zweifel war dies die concreteste und faßlichste Seite der Vorstellung, in die sich die Unzulänglichkeit der bisherigen religiösen und sittlichen Prozesse gekleidet hatte, des Gedankens an den Weltuntergang.

Nichts konnte hierin faßlicher und zugleich schrecklicher sein, als sobald sich das Gemüth mit nahe liegendem Egoismus blos auf sich selbst beschränkte, und an das Schicksal des Menschen und der Menschheit dachte, der nothwendige Schluß, den selbst das ungeübte Denken jener Zeit nicht von sich abzuweisen vermochte, daß die individuelle Existenz des Einzelnen, die nach der naiven, aber ganz unüberwindlichen Vorstellungsart des rohen Denkens an die Existenz der jetzigen Bedingung des Weltlebens, speciell des irdischen, gebunden war, mit der Vernichtung der Welt auch

Vernichtung der ganzen gegenwärtigen Welt vereinbart werden, so viel es auch nach einer solchen Vermittelung ringen mochte, da es wohl den Gedanken an einen Untergang der ganzen Weltordnung, aber keineswegs den der absoluten Vernichtung des eigenen Ichs ertrug, am wenigsten in einer Zeit, wo das Ich sich maaßlos sich auf sich selbst gestellt, so zügellos alle seine Gelüste nach Außen gekehrt hatte, und das Gefühl der Unterordnung oder des relativen Unterganges der individuellen Kräfte in den Allgemeinen aus allen Sphären des Lebens verschwunden war. So geschaffene Gemüther ertrugen natürlich am wenigsten den Gedanken, daß ihrem trotzigen Selbstgefühl und Selbstgenuß nicht blos ein jäher Abschnitt, sondern eine wirkliche Vernichtung bevorstehen solle.

Einer solchen Katastrophe gegenüber mit ihrem grellen Feuerschein erblich der Glanz der Menschengötter, selbst wenn sich der Einzelne mit noch so viel Andacht und Inbrunst hätte an sie klammen wollen. Alle ihre gewaltige Macht, die die ganze Weltordnung durchdringen und beherrschen sollte, vermochte doch weder für sich selbst, noch für die Welt den Untergang abzuhalten. Auch sie waren der Vernichtung bestimmt, gerade so wie das, was sie beherrschten. Begreiflich konnte eine solche Vorstellung weder zur Erhöhung der Ehrfurcht vor ihrer Macht, noch auch zu einer innerlichen, das ganze Gemüth befriedenden Vermittelung nach den weicheren Seiten des menschlichen Herzens hin beitragen. So grenzenlos sich der Germane die Kraft seines Wuotan, die Stärke seines Donar, den Ungestüm des Eor oder Sachsnot zu denken bemühte, so lange sie sich selbst und ihm nicht Bürgschaft zu geben vermochten, daß sie jedem Feinde gewachsen waren, so lange konnten sie ihm nicht, wenn auch nur als relativ allmächtige Götter gelten, nach denen doch das Gemüth mit unbeweisbarer Nothwendigkeit rang. Je mehr der Gedanke an den Zusammenbruch ihrer Herrlichkeit und der ganzen sichtbaren und unsichtbaren Welt, die das menschliche Dasein bedingt, in den Seelen um sich griff und festeres Gepräge gewann, desto leichter ward auch die Wagschale der inneren Erhebung zu jenen Göttern, die auf dem Gefühl der eigenen hülfsbedürftigen Nichtigkeit und ihrer Allkraft ruhte. Nicht als wenn sie nicht noch innerhalb einer gewissen Sphäre ihre Kraft zu bewahren gewußt hätten. Noch war ja jene Katastrophe nicht

Schauer vor dem Tode, gebrochen, aber dem Geiste stand doch ein wirksames Mittel zu Gebote, um darüber Herr zu werden, wenn er hier zu thun sich bemühte, was ihn der Gemeinschaft der Götter würdig machte. Außerdem wurde ihm wohl auch Unendlichkeit des Daseins, aber nicht ewige Freude zu Theil, der er begreiflich eben so gerne wie jener versichert sein wollte.

Aber nun trat von der anderen Seite die ebenso, ja noch mehr gewisse und concrete Vorstellung von der Endlichkeit der Weltbedingungen, an welche die geforderte und geglaubte Ewigkeit des menschlichen Daseins im Jenseits gebunden war, in ihrer schauerlichen Unerbittlichkeit dazwischen.

Wenn man sich auch die Endkatastrophe der Menschheit, die mit der der Götterwelt zusammenfiel, in eine weiteste Zeitferne verlegt dachte, so verlor sie doch nichts von ihren Schrecken, und je näher sie jetzt mit innerer Nothwendigkeit dem menschlichen Bewußtsein rückte, je mehr schon die Diesseitigkeit, das eigentliche Leben möglicher Weise von ihr bedroht sein konnte, desto furchtbarer erschien sie, desto mehr ward jenes innerste Bedürfniß der Seele nach dem Glauben an ihre Unvergänglichkeit dadurch gefährdet. An eine Ausgleichung war hier nicht zu denken, der Volksgeist konnte eben so wenig seine Sehnsucht nach dem ewigdauernden Jenseits aufgeben, wie seinen Glauben an ein herannahendes Ende desselben und der ganzen Weltordnung aus sich hinausdrängen, so ungestüme Anstrengungen er auch dazu gemacht haben mag.

Vorstellung eines zweiten, unzerstörbaren Jenseits.

Aber doch ist eine Art von Lösung und Beruhigung der Seele wenigstens in einer bestimmt abgegrenzten Gestaltung des allgemein-germanischen religiösen Bewußtseins, in dem scandinavischen Heidenthum, dadurch angestrebt worden, daß man sich über das eigentliche Jenseits und die dort gültigen Bedingungen des Diesseits und der wirklich vorhandenen Welt, der materiellen wie der immateriellen, hinaus, noch eine neue Phase des Weltdaseins vorzustellen versuchte. Aus dem allgemeinen Weltbrand sollte eine neue Welt emporsteigen, eine Verklärung der diesseitigen. Auch sie ward immer nur wieder eine Potenzierung der wankend gewordenen jenseitigen im früheren Sinn, die ja auch nur die diesseitige mit allen ihren Einzelnheiten, so weit sie mit dem menschlichen Herzen fest verwachsen waren, abgespiegelt hatte, und nach den Grundbedingungen des menschlichen Geistes eben auch nichts weiter als ein

unausbleiblich aufhören müsse. Dies war ein Gedanke, der von den im gewöhnlichen Sinne so tapferen Seelen doch nicht ertragen werden konnte.

Die deutsche Volksseele hatte noch dazu von jeher mit einer gewissen Vorliebe die Vorstellungen einer künftigen, über den Tod hinausragenden Existenz in verhältnißmäßig größerer Plastik, als sie sonst in ihren religiösen Bildungen herrschte, entfaltet. Man muß sagen, diese starke Jenseitigkeit gab ihr den Halt für die Festigkeit im Diesseits. Der Krieger, der mit der festen Ueberzeugung in die Schlacht ging, durch den Tod auf dem Schlachtfelde zu höherer Verklärung, d. h. zu einer vollständigen Potenzirung des diesseitigen Lebens in seiner wirksamsten und lockendsten Gestalt erhoben zu werden, konnte sich selbstverständlich mit ganz anderem Muthe auf den Feind stürzen, als wenn er in dem Ende des irdischen Lebens auch das absolute Ende dessen, was ihm den Kern der Existenz bildete, sich vorgestellt hätte. Auf der anderen Seite war diese starke Jenseitigkeit wieder ein Ergebniß der mangelhaften Diesseitigkeit. Alles Ungenügen des Volksgeistes an sich selbst und seinen Schöpfungen, was sich in der ruhelosen Zerstörungssucht der späteren Jahrhunderte nach einer Richtung hin so roh und zugleich so schreckhaft herausdrängt, konnte ausgefüllt und befriedigt werden durch jene Phantasiegebilde, die über dem ganz genommen unbedeutenden irdischen Leben ein anderes in denselben Grundzügen, wie dieses, mit denselben Genüssen des Geistes und des Leibes wie dieses, aber ohne die Schmerzen und Leiden desselben erschufen. Da der Geist bei seinen Schöpfungen nicht über die factisch gegebenen Züge der Wirklichkeit hinaus konnte, so hatte freilich auch dieses Jenseits eine gewisse gespenstige Ruhelosigkeit angenommen, die wieder das allervollständigste Behagen daran störte, so sehr das Gemüth auch danach rang, es sich zu schaffen, aber es doch nicht gänzlich zerstörte. —

Die Hauptsache hatte sich eben doch erhalten: die Existenz des Einzelnen war bis in's Unendliche hinaus gerettet, und das Grab und die Schrecken des Todes glücklich überwunden, über die die Volksseele auf keine andere Weise, wenn sie nicht in thierische Stumpfheit des niedrigsten Barbarenthums verfallen wollte, sich hinwegzuhelfen vermochte. Damit war freilich nicht das naive Grausen des Einzelnen, der mehr leibliche als geistige

höchste göttlichen Mächte an und für sich gar keine Beziehung auf das menschliche Gewissen haben. Darum liegt auch die Vermuthung nahe, daß die ganze Mythe, wenn sie auch nicht gerade zu christlichen Vorstellungen entlehnt, doch in ihrer Ausbildung wesentlich von ihnen bedingt wurde. So vermochte sie ein gewisses Gegengewicht gegen die Schrecken des Weltuntergangs nur in einer Periode zu bilden, die sich zwar noch nicht ganz von dem Heidenthum losgesagt, aber doch schon einigermaßen dem Christenthum ergeben hatte. —

Für die continental deutsche religiöse Vorstellung hat sich bisher noch keine unzweifelhafte Andeutung von dem Vorhandensein dieser so auffallenden Mythe einer Weltverjüngung ergeben. Damit wäre freilich an und für sich nicht gesagt, daß sie ihr überhaupt ganz fremd gewesen sei, denn wer vermag bis jetzt mit Bestimmtheit anzugeben, wie viel Bestandtheile der Mythenkreiße unseres einheimischen Alterthums wirklich bis auf die letzte Spur vertilgt worden sind. Indessen ist doch, selbst abgesehen von ihren bedenklichen Reminiscenzen an christliche Anschauungen, zu vermuthen, daß sich, wenn sie so kräftig wie andere in das nationale Bewußtsein eingegriffen hätte, wohl irgend ein Nachklang davon erhalten haben müßte.

Aber selbst wenn wir annehmen wollen, — wofür, wie erwähnt, kein äußeres Zeugniß vorhanden ist, — daß auch das Gemüth des eigentlich deutschen Volkes diesen mildernden Ausweg zu betreten versucht habe, Ruhe und wirklicher Friede vor den dämonischen Fratzen, die die Welt und die einzelne Existenz fortwährend in zaghafter Furcht hielten, konnte dadurch doch nicht geschafft werden, so wenig wie der Glaube an die Macht der diesseitigen Götter vollständigen Frieden vor den Neckereien und Beängstigungen oder ernsten Gefährdungen des Einzellebens durch die diesseitigen Spukgestalten, das gespensterhafte Heer der Kobolde und Plaggeister aller Arten, zu gewähren vermochte. So stand das Gemüth denn doch zuletzt immer rettungslos der Negation seiner tiefsten Forderungen gegenüber, ohne die Mittel zu besitzen, aus sich heraus eine Macht zu entwickeln, welche diese seine eigenen krankhaften Ausgeburten zu beschwören im Stande war.

Weichere Seiten des Volksgeistes.

Und doch hatte dieses selbe Gemüth auch in der wüstesten, an vollständige Betäubung grenzenden Aufregung der Zeit einige

solches phantastisches Spiegelbild der concretesten Wirklichkeit sein konnte. Die Götter fallen freilich in dem furchtbaren Kampfe für ihre Existenz und für die von ihnen beherrschte und unzertrennlich mit ihnen verbundene Weltordnung. Aber ihre dämonischen Feinde gehen auch unter, oder streifen wenigstens ihr dämonisches Element ab und erscheinen als neue lichte und vollkommen reine, und eben deshalb auch ewige Götter, die die neue gleichsam durch das Flammenbad verjüngte und verschönerte Welt beherrschen. Denn obgleich die Vorstellung des Weltunterganges auch zu der Consequenz einer Vernichtung der Weltmaterie führen mußte, so gab es doch, wenn der Geist noch ein zweites Jenseits annahm, keinen anderen Weg, um sich dasselbe in der geforderten concreten Gestalt zu denken, als wenn es aus der somit wieder nicht vollständig vernichteten, sondern blos geläuterten Materie gebaut wurde. Dort in diesem schöneren, besseren und schon durch den Gegensatz zu der vernichteten Welt ewigen und unveränderlichen Lande erhebt sich auch ein neues Leben, gewissermaßen eine zweite Auferstehung für die Menschen, die dort unter der Obhut besserer und reinerer Götter ein in jeder Hinsicht ihren innersten Bedürfnissen vollständig entsprechendes Dasein führen, freudiger und genügender, als es in dem ersten Jenseits geschah, wo mitten durch das Getöse des Kampfes und den Jubel des wilden Gelages doch ein schwermüthiger Ton unbefriedigter Sehnsucht deutlich hindurchklingt. Aber es fragt sich, in wie weit diese Gebilde ursprünglich aus dem germanischen Geiste ohne alle Einflüsse einer überlegenen religiösen Weltanschauung herausgewachsen sind. Die christliche Vorstellung von dem Jenseits liegt dieser nordischen allzu nahe, insbesondere da sich in ihr an den Weltuntergang eine Art von jüngstem Gericht anreiht. Wenigstens läßt sich in manchen Fassungen dieser sehr schwankenden und, wie es in ihrer Natur begründet ist, keineswegs in der Plastik des Weltbrandes und Weltunterganges entwickelten Vorstellungen eine Hinweisung auf eine solche Idee nicht verkennen. Aber aus dem religiösen und sittlichen Bewußtsein des Germanenthums konnte unmöglich der Gedanke eines Weltgerichtes hervorgehen. Das Christenthum hatte allerdings die Begriffe gut und bös durch ihre Verbindung mit dem Gottesbegriffe, als dem Begriffe der absoluten Sittlichkeit, als Maßstab für das ewige Geschick der Individuen zu entwickeln vermocht, aber niemals irgend ein Heidenthum, dessen

höchste göttlichen Mächte an und für sich gar keine Beziehung auf das menschliche Gewissen haben. Darum liegt auch die Vermuthung nahe, daß die ganze Mythe, wenn sie auch nicht geradezu christlichen Vorstellungen entlehnt, doch in ihrer Ausbildung wesentlich von ihnen bedingt wurde. So vermochte sie ein gewisses Gegengewicht gegen die Schrecken des Weltuntergangs nur in einer Periode zu bilden, die sich zwar noch nicht ganz von dem Heidenthum losgesagt, aber doch schon einigermaßen dem Christenthum ergeben hatte. —

Für die continental deutsche religiöse Vorstellung hat sich bisher noch keine unzweifelhafte Andeutung von dem Vorhandensein dieser so auffallenden Mythe einer Weltverjüngung ergeben. Damit wäre freilich an und für sich nicht gesagt, daß sie ihr überhaupt ganz fremd gewesen sei, denn wer vermag bis jetzt mit Bestimmtheit anzugeben, wie viel Bestandtheile der Mythenkreiße unseres einheimischen Alterthums wirklich bis auf die letzte Spur vertilgt worden sind. Indessen ist doch, selbst abgesehen von ihren bedenklichen Reminiscenzen an christliche Anschauungen, zu vermuthen, daß sich, wenn sie so kräftig wie andere in das nationale Bewußtsein eingegriffen hätte, wohl irgend ein Nachklang davon erhalten haben müßte.

Aber selbst wenn wir annehmen wollen, — wofür, wie erwähnt, kein äußeres Zeugniß vorhanden ist, — daß auch das Gemüth des eigentlich deutschen Volkes diesen mildernden Ausweg zu betreten versucht habe, Ruhe und wirklicher Friede vor den dämonischen Fratzen, die die Welt und die einzelne Existenz fortwährend in zaghafter Furcht hielten, konnte dadurch doch nicht geschafft werden, so wenig wie der Glaube an die Macht der diesseitigen Götter vollständigen Frieden vor den Neckereien und Beängstigungen oder ernsten Gefährdungen des Einzellebens durch die diesseitigen Spukgestalten, das gespensterhafte Heer der Kobolde und Plaggeister aller Arten, zu gewähren vermochte. So stand das Gemüth denn doch zuletzt immer rettungslos der Negation seiner tiefsten Forderungen gegenüber, ohne die Mittel zu besitzen, aus sich heraus eine Macht zu entwickeln, welche diese seine eigenen krankhaften Ausgeburten zu beschwören im Stande war.

Weichere Seiten des Volksgeistes.

Und doch hatte dieses selbe Gemüth auch in der wüstesten, an vollständige Betäubung grenzenden Aufregung der Zeit einige

läßt. Die sonst so wichtige Frage kann hier dahin gestellt bleiben, in wie weit sich in seinem Wesen keltischer Einfluß geltend macht; denn daß die Namens- und Begriffsähnlichkeit mit dem keltischen Beal zu groß ist, als daß sie für rein zufällig angesehen werden dürfte, liegt auf der Hand. Gewiß ist es, daß sein Begriff, gleichviel woher entlehnt oder beeinflußt, vollständiges Nationaleigenthum der nordischen und wahrscheinlich auch der continentalen Germanen geworden ist. Im Norden ist er entschieden der Sonnengott und nur der Sonnengott, im Gegensatz zu dem an Welt und Natur beherrschender Macht weit über ihm stehenden Odhin, der zu den vielen Accidenzien seines Wesens auch die Herrschaft über das Gestirn des Tages zählt. Aber eben wegen dieser Beschränkung ist Baldr menschlicher, d. h. bestimmter und schöner, rein von der segnenden Seite her gefaßt. Denn für die nordeuropäische Vorstellung konnte die Sonne, wenn man sie sich nur als den einen bestimmten Himmelskörper vergegenwärtigte, nur als wohlthätige und erfreuliche Macht erscheinen. Es war dem Volksgeist in seiner Abhängigkeit von den wirklich umgebenden Naturverhältnissen hier unmöglich, zu jener dämonischen, verderblichen Seite des Sonnenwesens zu gelangen, die in dem semitischen Belsdienst bis zu einer Art von Selbstvernichtungstaumel entwickelt wurde. Dieser nordische Sonnengott muß der beste und schönste aller Götter sein, aber freilich nur von beschränkter Macht, schon von der blos physikalischen Seite her. Denn auch hier blieb die Vorstellung einer Ueberwältigung dieser segnenden Gottheit durch feindselige Mächte, die durch die ganze Welt hindurch geht (Apollo bei Admet, der Tod des Osiris &c.) nicht unbekannt, ja sie mußte sich unter den Eindrücken der umgebenden Natur hier, wo die Sonne so lange durch die Gewalt des Winters wie in Todeserstarrung lag, noch stärker als anderswo entfalten. Dies bildet dann die physikalische Basis für die Mythe, daß der Gott Baldr allein unter allen schon während der Herrschaft der höheren Menschengötter entweder bereits gestorben sei oder sterben, d. h. in das Schattenreich der Unterwelt für immer hinabsteigen müsse. Selbstverständlich hat sich das religiöse Bewußtsein diesen ungeheuren Vorgang außerhalb aller Zeit gedacht, insofern an sie die Bedingungen des menschlichen Daseins geknüpft sind, weil der lichte Sonnengott ihm so wenig wie der Natur für ewig entrissen werden konnte, aber doch auch

wieder in der Zeit, ja in der Vergangenheit, weil sich der elementare Vorgang, der dieser Mythe zu Grunde lag, bereits so oft vollzogen hatte und noch fortwährend vollzog.

So war in der Geschichte des einen Gottes das allgemeine Verderben der Götter und der Untergang der Weltkräfte, welche die diesseitige und jenseitige Existenz der Menschheit bedingten, mit außerordentlicher Rücksichtslosigkeit, mit großer Kraft und Unerschrockenheit des Geistes, die wir auch in den allgemeinen Vorstellungen über die letzten Dinge und den Weltuntergang anerkennen mußten, ganz in die Nähe gerückt. Aber dies trug begreiflich noch weniger bei zur inneren Befriedigung der Seele, zu einer ruhigen Hingabe an die Macht der höheren Menschengötter, die nicht blos die allgemeine Auflösung der Dinge am Ende der Zeit, sondern in der Zeit selbst nicht einmal den Untergang eines ihrer Genossen, desjenigen, der für die Menschen der erquicklichste war, abzuwehren vermochten.[26])

Der Mythus hat aber auch noch eine andere zur Charakteristik des deutschen religiösen Bewußtseins sehr wesentliche Seite. Wie überall auf der elementaren Basis geistigere, auch mit einem gewissen ethischen Gehalt versehene Gestaltungen wenigstens versucht worden waren, so auch hier. Der lichte, segnende Sonnengott ist nicht blos der schönste der höheren Götter, sondern auch der reinste und gerechteste. In seinem Heiligthum wohnt ein ganz besonderer Gottesfrieden, heiliger und reiner als in den geweihten Stätten anderer Götter. Baldr ist für die Menschen der Inbegriff der höchsten sonnenklaren Gerechtigkeit und insofern ethisch unendlich höher als Odhinn und die übrigen Asen gedacht. Aber alles dies schützt ihn nicht vor dem Tode. Ja man kann sagen, eben darum, weil er der heiligste und zarteste von allen ist, muß er sterben, während die anderen roheren und mit manchfacher Verschuldung beladenen Götter einstweilen noch leben dürfen, denn sie sind nicht besser als die Menschen und die Welt, die sie beherrschen.

Es konnte also der Volksgeist in der Reihe seiner eigentlichen,

---

26) In den Spuren, die auf die Existenz eines deutschen Baldr weisen, hat sich bis jetzt noch keine Beziehung auf seinen Tod auffinden lassen; doch ist dies kein Beweis, daß sie nicht stattgefunden hat. Aus der Erwähnung in dem Merseburger Zauberspruche läßt sich nichts entnehmen.

sein tiefstes Innere beherrschenden und bezwingenden Gottheit eine ganz reine, blos segnende Gestalt nicht fassen, so wenig wie im Zusammenhang des elementaren Lebens, aus dessen dämonischer Ahnung sie emporgestiegen war. Sie mußte ohne eigene Verschuldung blos nach einem unbegreiflichen Verhängniß hinab in das kalte und neblige Todtenreich. Ueber die Götter selbst wie über den Volksgeist, der sie sich geschaffen hatte, ist damit wieder dasselbe Urtheil gesprochen, was sich schon von einer anderen Seite her ergeben hat. Ein tiefes, nie ganz zu vertilgendes Sehnen und Ringen der milden und wahrhaft menschlichen Seiten des Gemüths kann doch nicht in den concret gewordenen Götterbildungen sich realisiren. Wo es am reinsten und vollkommensten zur Erscheinung gelangt, ist es am ersten dem Untergang geweiht. Daher denn jener, trotz aller Verzwicktheit und Wunderlichkeit im Aeußeren der nordischen Mythe, so unendlich rührende elegische Duft, der Baldr und seine Geschichte verklärt. Wenn man nun auch für die deutschen Germanen eine so plastische Entfaltung der ganzen Gestalt des Gottes nicht direct zu beweisen vermag, so ist doch aus den vorhandenen äußeren Zeugnissen in Verbindung mit den aus der Natur dieses Mythus sich ergebenden inneren Gründen zu entnehmen, daß auch ihnen die Grundzüge desselben in ähnlicher Weise geläufig waren und daß auch bei ihnen dem feinsten und schönsten Versuche des religiösen Volksgeistes, sich zu einer höheren Menschlichkeit aufzuschwingen, ein so tragisches Ende beschieden war.

Die anderen göttlichen Wesen der niederen und milderen Kategorie haben vor Baldr in dem gröberen Materialismus ihres Begriffes den Vorzug der Unzerstörbarkeit voraus, wenigstens während der Existenz der Menschen- und Götterwelt, aber freilich reicht auch keines von ihnen an die sonnenhelle Reinheit seiner Erscheinung.

Unter diesen anderen scheint die Seite der im menschlich-häuslichen Sinne mütterlichen Gottheit außerordentlich reich vertreten gewesen zu sein, wofür die Masse hieher gehöriger bis in die Gegenwart fortdauernder Nachklänge in der Volksvorstellung Zeugniß ablegt. Aber wie es der Begriff solcher Gestalten schon an und für sich herbeiführte, sie sind keineswegs so plastisch entwickelt, daß sich die einzelnen als scharf begrenzte individuelle Wesen genugsam von einander und von dem Hintergrunde des gesammten

niederen Göttergewimmels abhöben. Die weibliche Art blieb auch bei aller Zersplitterung und Individualisirung, welche äußere Einflüsse über die Männer brachten, in ihrer inneren Totalität innerhalb der Familie und des Hauses im Ganzen unverändert fortbestehen, an jedes Weib als solches pflegte die ganze Summe der geistigen, sittlichen und socialen Verhältnisse in herkömmlicher Weise heranzutreten, die überhaupt an das weibliche Geschlecht herantreten konnten, und so sind denn auch die göttlichen Vertreter dieser Verhältnisse in einer gewissen Allgemeinheit gehalten. In der Stellung der Frau zum Manne in der Ehe, zu den Kindern, zu dem Gesinde, dann auch nach außen hin zu der Familie, ja selbst zum Recht und zum Staate, sind die Veränderungen, die hier seit der ältesten Zeit vorgingen, so unmerklich gewesen und haben die eigentliche Basis der Zustände so wenig alterirt, daß man im Ganzen noch in den spätesten Erscheinungen die unmittelbare ungestörte Fortsetzung der ältesten zu erkennen vermag. Darum sind auch diese weiblich-mütterlichen Gottheiten dem Volksgemüth von jeher in derselben Weise nahe geblieben. Schon bei Tacitus stehen sie in nach außen hin scharf abgegrenzter Stellung, aber in derselben gegenseitigen Verschwommenheit wie später.

So lag auf der einen Seite in allen diesen weiblichen Gottheiten eine große Einfachheit und Einförmigkeit, ja fast Gleichheit der Substanz, während auf der anderen Seite eben dadurch eine unendliche Zerspaltung in ganz particuläre oder locale, mehr durch den Namen und äußerliche Beziehungen als durch ihr Wesen geschiedene Gestalten ermöglicht wurde, wie noch heut zu Tage aus den vielen erhaltenen, nach Landschaften und Orten vertheilten Bezeichnungen für eine und dieselbe Gottheit, Frecke, Holle, Berchte, Frau Gode 2c. erhellt. Schon bei Tacitus ist eine solche Zersplitterung in rein locale Culte und Gottheiten ersichtlich und es ist keiner davon gelungen, analog den großen männlichen Göttern, eine für alle deutschen Stämme allgemein gültige Bedeutung zu gewinnen. Die Gleichheit der Substanz trat hier überall zurück vor der localen Einkleidung.

Durch alle diese vielartigen Namen und Gestalten leuchtet zur Ehre des Volksgeistes, dem sie ihr Dasein verdanken, ein gewisser reiner und sinniger Zug in der Auffassung des weiblichen Elementes nach seinen physischen, psychischen und ethischen Bezie-

durch die dämonischen Mächte des Diesseits und durch die noch unendlich furchtbarern des Jenseits Einhalt zu thun vermochten, so waren sie überhaupt nicht werth Götter zu heißen, und der Mensch fuhr ohne sie eben so gut oder so schlecht, d. h. mit derselben Ruhelosigkeit durch das Leben, wie mit ihnen.

So wäre es also denkbar gewesen, daß sich der Volksgeist im Ganzen und Großen von ihnen abgewendet hätte und zu einer vollständigen Irreligiosität gelangt wäre, d. h. zu dem Glauben an seine eigene Kraft, daran, daß die Bedingungen des Einzeldaseins blos in diesem selbst gelegen und keineswegs durch die Abhängigkeit von höheren Mächten vermittelt wären. Aber wenn dies auch dem einen oder dem anderen vielleicht gelang, wie später in einem ähnlichen Auflösungsproceß des germanischen Heidenthums im scandinavischen Norden das gewaltige Wort in der That häufig vernommen wurde: „der und der fürchtete die Götter nicht, sondern glaubte an sich selbst," der bei weitem überwiegenden Masse des Volkes gelang es nicht, und konnte es aus allgemeinen inneren Gründen, deren Gewicht hier durch speciell-nationale geistige Momente verstärkt ward, auch nimmermehr gelingen. Bei den Dämonen fand der Geist doch keine Sicherung, selbst wenn er die hohen Götter als machtlos verachtete, denn soweit konnte sich weder hier noch bei jenen Nordmannen, die an sich selbst glaubten, der Geist versteigen, daß er den Begriff der Götter als solcher verleugnete und überhaupt die Existenz von persönlichen Mächten jenseits der menschlichen Persönlichkeit in seinem Bewußtsein vernichtete. Jene Verleugnung der Götter bedeutet nicht, daß Odhin, Thorr, Tyr und die anderen Asen überhaupt nicht existiren, daß sie blos leere Phantasiegebilde seien, sondern nur daß sie nicht zu helfen und nicht zu schaden vermöchten, und daher der Antheil des Menschen, der darauf verwandten Zeit, der Mühe und der Kosten, der Opfer nicht werth seien. Ihre Existenz selbst machte man ihnen nicht streitig. Aber daß die Dämonen der höheren und niederen Ordnung zu schaden vermöchten, das war auch einem Gemüthe, das die Kraft der höheren Götter nicht mehr fürchtete und ihrer Macht nicht mehr vertraute, fest eingeimpft, ja dieser Gedanke konnte in demselben Maße an Raum gewinnen, als die Stätte für die höheren Götter im eigenen Innern beschränkt wurde.

und walten hier wie im Naturleben in der Art einer verständigen und auf das dauernde Wohlsein und Behagen des Ganzen, nicht blos auf augenblicklichen Genuß bedachten Hausfrau.

Als Erdmächte, als Bewahrerinnen und Pflegerinnen der zeugenden Kräfte der Natur, sind sie natürlich auch diejenigen, welche die Leiber und in gewissem Sinne auch die Seelen der Menschen nach dem Tode zu sich nehmen. Es sind die ältesten und einfachsten Todesgöttinnen, nicht die Bringerinnen des Todes, sondern nur die mehr passiven Bewahrerinnen aller der Lebenskeime, die einst aus der Erde entsprangen und wieder zu ihr zurückkehren. Aber mit einer solchen passiven Unsterblichkeit, die jede Fortdauer des individuellen Lebens in seiner concreten Regsamkeit abschnitt, konnte sich der Volksgeist nicht genügen lassen. Es war der vollständige Gegensatz zu der steigenden Entfaltung der hauptsächlichsten männlichen Eigenschaften, der möglichst individuell nach außen hin strebenden männlichen Thatkraft und der rastlosen Wanderlust. Daher mußte die Vorstellung eines lebendigeren Jenseits, eines Vollgenusses aller Kräfte des irdischen Diesseits, dessen wenigstens alle die Schichten des Volkes und speciell wieder die Individuen theilhaftig werden sollten, die hier schon ganz aus der Passivität des patriarchalischen Stilllebens herausgetreten waren, das jenseitige Reich der Todesgöttinnen merklich beschränken, ohne daß deswegen ihre uralten Ansprüche beseitigt worden wären.

Im innigsten Verwandtschaftsverhältniß zu der rein menschlichlichten Seite dieser Göttinnen, hat die deutsche Mythe eine außerordentlich reiche Fülle hülfreicher weiblicher Gestalten entwickelt, die in ihrer obersten Rangordnung als Verkünderinnen und Vollstreckerinnen des göttlichen Willens, d. h. der eigentlich schaffenden und zerstörenden, wirklich activen, höheren und deshalb männlichen Götter gedacht werden. Auch andere Mythologien haben wohl Aehnliches hervorgebracht: die Iris, die Charitinnen, die Musen, die Moeren, die Horen der Griechen gehören hieher; aber keine ist so reich daran, wie unsere deutsche. Ihre Gewalt ist genau zugemessen und unterscheidet sich dadurch wohl von der in der Freiheit unendlicher Persönlichkeiten wirkenden der höheren Götter und der in ihrer Sphäre eben so grenzenlosen höheren Göttinnen. So stehen sie im gewissen Sinne mildernd, schon durch ihr Geschlecht Repräsentantinnen einer weicheren Lebenshaltung, neben den wesent-

Aber troß dem, daß unter der Einwirkung besonders gün- stiger Verhältnisse, der Loslösung des Volksgeistes von den höheren lichten Göttern, der Furcht vor den mächtigen Dämonen und der schrankenlosen Egoismus, ja der rohen Bösartigkeit des Indivi- dualismus der Zeit, der sich überall gewaltsam Luft zu machen strebt, das nächtige Zauber- und Hexenwesen in üppigster Fülle wucherte, so verwischte sich doch die altherkömmliche Vorstellung von seiner Gefahr oder, anders gewandt, seiner Unehrlichkeit nicht.

Das erstere läßt sich mit Bestimmtheit aus den vielen hierauf bezüglichen Sagen nachweisen, in denen die Verbindung mit den bösen Geistern nicht etwa die ersehnten irdischen Schätze verschafft, sondern einen nicht selten qualvollen Tod herbeiführt, vielleicht auch nur mit Krankheit des Leibes oder der Seele straft; das andere noch directer aus den mancherlei Strafbestimmungen, [2]) welche i[illegible]

---

telt habe, so weit dies überhaupt, was für einen nicht geringen desselben [illegible] schieden festgehalten werden muß, auf römische oder griechisch-orientalisch[illegible] sche Einflüsse zurückweist und nicht unmittelbar dem heimischen Boden [illegible] sprossen ist. —

2) Aus unzweifelhaft heidnischer Zeit gehört hieher Lex Salica LXI[illegible] (Waitz) Si quis alterum herburgium clamaverit hoc est strioportio aut [illegible] qui hineo portare dicitur ubi strias coccinant, 2500 denar. qui faciunt sol. [illegible] culpabilis judicetur. 2) Si quis mulierem stria clamaverit et probare non [illegible] tuerit, 2500 denar. qui faciunt in triplum sol. 187½ culpabilis judicetur. Das hohe Alterthum dieser Strafbestimmungen im Allgemeinen — nicht des Stra[illegible] maßes in seiner genauen Festsetzung, die leicht späteren Ursprungs sein kann — ergiebt sich schon aus dem deutschen Ausdruck herburgius (über welchen [illegible] vergl. Grimm Myth. p. 998 und Müllenhoff Erklärung der deutschen [illegible] der Lex Salica hinter Waitz, das alte Recht der sal. Franken p. 287) mit der malbergischen Glosse zu dieser Stelle. Der außerordentlich hohe Strafsatz im Vergleich mit anderen nach unseren gewöhnlichen Vorstellungen von den deutschen Zuständen jener Zeit um vieles ehrenrührigeren Schmähungen — z. B. XXX, 6 si quis alteri reputaverit quod scutum suum jactasset — 3 solid. — si cinitum (cinaedum) 15 solid. etc. — zeugt besser als alles Andere [illegible] für den Schrecken, wie für die Verachtung, die auf der Zauberei lag. — Tit. XIX giebt die Strafen für wirklich vollbrachte Zauberei: 1) Si quis [illegible] herbas dederit bibere ut moriatur, 8000 denar. qui faciunt solid. 200 culpabilis judicetur. Hierzu gehört der in den neuesten Ausgaben von Waitz und [illegible] kel, wie ich glaube, sehr mit Unrecht beseitigte Zusatz: aut certe igne [illegible] datur. Es ist wohl so zu verstehen, daß, wenn der nachweislich Bezauberte wirklich starb, der Feuertod eintritt, während für eine bloße Erkrankung [illegible] sonstigen Schaden die Buße gilt. 2) Si quis alteri maleficium fecerit et [illegible]

war einmal nun schon so ganz nach der nächtigen und dämonischen Seite hin gewandt und so konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sich in den Gestalten, die er sich zu seiner Beruhigung und Besänftigung geschaffen hatte, neue Schreckbilder zu erzeugen. Und wenn auch in dem Eindruck, den sie auf das Volksgemüth machten, fortwährend das lichte erfreuliche Element überwog, so konnte es sich doch nie ihm ganz unbedingt und rückhaltlos hingeben, weil es nie wußte, in wie weit es auf dasselbe vertrauen durfte, wo die Grenzen der dämonisch-feindseligen Momente in dem Wesen der in verlockender Reinheit glänzenden Gestalten lagen, die Flüsse und Seen, Wald und Berg belebten.

Aber selbst wenn das Volksgemüth abgeschlossene Gruppen ganz lichter und durch und durch segensreicher halbgöttlicher Wesen zu bilden, oder anders genommen, wenn es das Eingreifen der feindlichen dämonischen Mächte wenigstens von dieser oder jener Sphäre der nächsten Lebensbeziehung, etwa von Haus und Hof, von dem fruchtbringenden Acker, von der reinen Quelle abzuwehren und sich so der unholden Spukgestalten gelegentlich ganz zu entschlagen vermocht hätte, so wäre damit im Großen und Ganzen noch immer wenig gewonnen gewesen. Die Substanz der höheren Götter veränderte sich dadurch doch in keinem Falle. Sie entwickelten unaufhaltsam den einmal eingeborenen Zug starrer Härte und wilder Düsterheit bis zu seiner fernsten Consequenz, ganz unberührt von den Einflüssen des milderen göttlichen Kreißes, des weiblichen, wie man ihn wohl nach seinem vorherrschenden Charakter nennen darf, und noch unberührter von der Weichheit jener halbgöttlichen Gestalten, die ohnedem sich selbst nicht immer vor einer Umbildung ihres Wesens in das Herbe und Nächtige zu schützen befähigt waren.

---

heiten zusammen, entsprechend der auch sonst so in dem deutschen Geiste einwurzelnden Bedeutung der Dreizahl, häufig zwei weiße und eine graue oder schwarze, also zwei ganz lichte und eine, die den Uebergang zu den finsteren dämonischen Mächten vermittelt. Aber in dieser engen Verbindung mit den anderen tritt auch sie meist freundlich auf. Merkwürdig sind dabei auch noch die Beziehungen dieser drei Schwestern auf den Wald und seine segnende Bedeutung für die Menschen. Oefters sind sie die Schenkerinnen großer Gemeindewaldungen, von denen das dauernde Wohlsein der menschlichen Ansiedlung so sehr abhing.

Verwirrung hinein. Er konnte wohl irdisches Gut ohne ihre Hülfe, ja recht eigentlich ihnen zum Trotz erwerben, aber dies konnte ihn doch in keinem Falle für die Schrecknisse des Jenseits und die Schmach und Unruhe des diesseitigen Lebens entschädigen.

Offenbar strebte, wie man sieht, der Volksgeist noch immer darnach, alle die Momente, die er auf getrenntem Wege mit einseitiger Hartnäckigkeit in seinem religiösen Bildungsproceß herausgetrieben hatte, festzuhalten, und zwar so, daß jeder Richtung ihr volles Recht, d. h. ihre bisherige zügellose Entfaltung, wodurch überhaupt Auflösung in die Gesammtheit der religiösen Vorstellungen gekommen war, gewahrt wurde. Denn noch immer klammerte er sich mit Hartnäckigkeit an diejenigen Gefühle und Triebe, die in seinem Innern diesen objectiven Gestaltungen entsprachen, an. Er verlangte gewaltige, dem Menschen freundlich gesinnte höhere Götter, die die Repräsentanten der Hauptcharakterzüge des Volkes selbst sein sollten, eben so männlich trotzig, ungezügelt kriegerisch wie er, ein Schrecken ihrer Feinde und der Feinde ihrer Gläubigen; daneben sollten sie wieder behaglichen friedlichen Genuß in materiellerer Auffassung oder den mehr sinnigen des Familienlebens gewährleisten, und vor allen Anfechtungen feindlicher Mächte, menschlicher und dämonischer, sicher stellen; und endlich sollte die Existenz der Einzelnen und dieser Welt, an deren Bedingungen sie auch jenseits des Grabes gebunden waren, auf eine genügende und beruhigende Weise verbürgt werden. Jede dieser Hauptforderungen widersprach nicht blos der anderen, sondern widersprach auch in sich selbst. Aber wenn dies auch dazu geführt hat, die Freudigkeit und naive Gläubigkeit einer früheren Zeit, das Vertrauen auf die Macht der Götter aufzulösen und Fried- und Ruhelosigkeit, eine Art von Verzweiflung an sich selbst an die Stelle davon zu setzen, so konnte man doch nicht einmal den Glauben an die concreten Gestalten des bisherigen religiösen Bildungsprocesses, geschweige denn das religiöse Bedürfniß als solches abschütteln, im Gegentheil das letzte mußte sich, wenn auch in vergröberter und verzerrterer Fassung nur noch gewaltsamer geltend machen, je mehr sich der Geist zu einer vollständigen Hülflosigkeit gegenüber den wichtigsten Interessen, die ihn beschäftigten, verdammt sah. Durch bloße Veräußerlichung des ganzen Strebens und Thuns, durch wildes wüstes Stürmen und noch wilderes Genießen konnte man

Im Innern des Volksgeistes ist das Heidenthum, gleichviel wie weit von seiner ursprünglichen Basis abgekommen, noch so mächtig, um sich nach allen Richtungen hin in den einzelnen schon gebildeten Gestalten immer concreter zu entwickeln, sie nach den Bedürfnissen des Volksgeistes umzugießen, und besonders nach der nächtigen Seite hin der mythenbildenden Phantasie die reichste Befruchtung zu geben, wie aus der überschwänglichen Fülle derartiger Mythen, die sich noch durch die christliche Zeit hindurch bis in die Gegenwart hinein gerettet haben, und die nur dieser Zeit ihre Entfaltung verdanken konnten, zu ersehen ist.

Gegengewicht gegen das unstät-dämonische Element.

Aber jene äußere und innere dämonische und, wie es damals scheinen konnte, ganz grenzenlose Erregtheit des Volksgeistes zeigte doch schon in sich deutlich die Marksteine eines äußersten Möglichen, und durch die Geschichte der folgenden Zeit wird diese Beobachtung, die rein von innen aus dem Wesen der Erscheinung gemacht werden konnte, bestens bestätigt. Der nach außen gewandte Drang der deutschen Stämme hatte neben der für den unmittelbaren Eindruck überwiegenden dämonisch-negativen Seite auch seine sehr starke, nur einstweilen zurückgeschobene oder verdeckte positive Seite. Und wenn sie auch selbst wieder nur auf brutal-barbarische Weise sich geltend zu machen verstand, so war sie nichtsdestoweniger großer geschichtlicher Wirkungen fähig. Diese germanischen Räuber- und Mordbrennerhorden, wie sie den zum Untergang bestimmten Römern mit vollem Rechte erschienen, wollten nicht blos ihren Blutdurst und ihre Zerstörungslust befriedigen, sondern sie strebten auch nach positiven Genüssen. Und nicht blos nach solchen, die, im raschen Taumel eingeschlürft, selbst wieder zu Mitteln der weiteren Zerstörung werden mußten, sondern sie begehrten einen dauernden Genuß aller der herrlichen, lockenden Güter, welche das römische Reich darbot. Dieselben Menschen, die, zu ruhelosem Schweifen über den Erdkreis verdammt zu sein, alle Begriffe von ruhigem Eingehen in die bestehenden Verhältnisse verloren zu haben, nichts weiter als Kommen und Zerstören zu kennen scheinen, hegen daneben die ganz verständige, praktisch-nüchterne Absicht, in den behaglichsten Besitz dessen, was ihre Begierden lockt, einzutreten.

Wenn sie einen Landstrich, der bisher dem römischen Reich zugehörte, den Römern durch alle möglichen brutalen Kriegsmittel soweit entrissen haben, daß sie sich nach ihrer Meinung vor rö-

mischen Angriffen sicher fühlen können, nehmen sie Haus und Hof, Acker und Triften in Besitz und suchen sich in denselben, die ihnen nun ungestört angehören, nachdem ihre früheren Besitzer erschlagen, gefangen oder vertrieben sind, möglichst wohnlich und behaglich einzurichten. Und wenn auch diese Ansiedelungen nicht nach dem Maßstab moderner Colonien zu beurtheilen sind, wo der Pflug den Boden besiegt, und das Schwert nur zur Vertheidigung des Pfluges gezogen wird; wenn es den Ansiedlern nicht um die materielle Cultur des Bodens als solche, sondern eben nur um den ungestörtesten und ausgedehntesten Genuß, den die Früchte des Krieges und Sieges zu gewähren vermochten, zu thun war; wenn sie auch selbst noch immer das Schwert weiter fortführten, wie sie es bisher gethan, und den Pflug ihren Knechten oder den Resten der alten Bebauer und Herren des Landes überließen: so waren sie nichts desto weniger doch wieder in gewissem Sinne seßhaft geworden, wieder in Verbindung mit den ersten und einfachsten Verhältnissen getreten, aus denen sich die Stätigkeit menschlicher Einrichtungen, die Anfänge aller menschlichen Colonie entwickeln, und schon deshalb unfähig, sich in wilde Nomadenhorden nach Art der Scythen oder Hunnen aufzulösen, wozu doch nach ihrem sonstigen Gebahren alle Vorbedingungen gegeben zu sein schienen.

In Wechselbeziehung damit hatte alle wilde Zügellosigkeit des männlichen Lebens doch nicht die Bande der einfachsten Familienverhältnisse aufzulösen vermocht. Mit dem Haus, wenn es auch im Verlauf der Jahre bald hier bald dort lag, mit dem Felde, wenn es auch noch vor wenigen Jahren von einem anderen Besitzer bebaut wurde, war auch die einfachste natürliche Familienbildung gegeben. Und selbst in dieser, die bei aller Gemeinsamkeit der Basis sich in verschiedenen Zeiten und Völkern so verschieden entwickeln kann, war noch eine feste Tradition der alten feinen und sinnigen Auffassung der Hauptverhältnisse, vor allem des zwischen Mann und Weib, zwischen dem Hausherrn und der Hausfrau geblieben. Auch dies darf wesentlich als ein bloßes Beharren in unzusammenhängenden und von der eigentlich lebendigen Unmittelbarkeit des Gefühls losgelösten Gewöhnungen angesehen werden, aber auch so war es noch wirksam genug, um sich nach außen hin als berechtigtes Moment in den rohen Anfängen einer Neuordnung der politischen und socialen Verhältnisse geltend zu machen, wie

aus den sogenannten Volksrechten, soweit sie die Zustände dieser Zeit vergegenwärtigen, deutlich hervorgeht.

Entsprechend diesen Zügen des socialen Lebens, die bei aller äußerlichen Verunstaltung doch entschieden auf das Bedürfniß des Volkes nach einer gewissen Stabilität und dabei auch nach einer traulichen Abgeschlossenheit in dem einfachsten Kreiße der Familie hindeuten, hatte auch die feinere und weichere Seite des religiösen Lebens denselben Hang sich in ihrem guten Rechte zu behaupten, aber freilich war sie durch andere Momente so zurückgedrängt, bei Seite geschoben, verunstaltet, daß sie sich immer größere Benachtheiligung gefallen lassen mußte. Und doch wurden die Wurzeln dieser Gefühle und Stimmungen nie vollständig aus dem Boden des Herzens herausgerissen, wenn sie auch viel zu schwach waren, um dem menschlichen Gemüth einen vertrauenerweckenden Halt zu geben.

Zwiespalt der religiösen u. sittlichen Stimmung.

Ein solcher Zwiespalt der Gefühle innerhalb des einen so wichtigen Gebietes ließ sich mit den Mitteln des eigenen Geistes nicht beschwichtigen, sondern nur noch steigern und immer unerträglicher machen. Die Götter, an welche sich das Volksbewußtsein anklammern konnte, waren selbst mehr und mehr zu jener Seite hinübergezogen, welche sie für milde und weiche Regungen des Volksgeistes unzugänglich machte, und es war und blieb unmöglich, aus Wuotan, Donar und Ziu dem Menschen freundlich nahe Wesen herauszubilden, nachdem sie einmal mit solcher concreten Plastik als die Repräsentanten der unheimlich ruhelosen, vernichtungsdurstigen Seite des Volksgeistes aufzutreten begonnen hatten.

Aber sie konnten auch nicht einmal mehr dem Geiste, selbst wenn er sich in dieser Richtung durch wahnsinnige Steigerung der Erregtheit befriedigen wollte, als allmächtige und ehrfurchtgebietende Wesen genügen. Sie konnten weder für sich noch für die Welt den grausenhaftesten Untergang abwehren, und es genügte nur ein Schritt, um sie gerade von dieser Seite her als überhaupt werthlos und unmächtig zu fühlen.

Wenn sie weder dem beschränkten und naiven diesseitigen individuellen Streben nach behaglicher Freude und ruhigem Genuß der Gaben der Natur und des friedlichen Stillebens zu genügen vermochten, noch weniger den äußersten Gefahren und Schrecknissen

sollten. Jetzt war nun das Christenthum als Staatsreligion an die Stelle des Heidenthums getreten, und dies somit die Religion der Nationalfeinde geworden. Und je heftiger sich der Haß gegen diese überall äußerte, mit desto feindseligeren Augen mußte auch ihre Religion betrachtet werden.

Daraus sind auch die überaus wilden Ausbrüche des heidnischen Fanatismus in den Kriegen am Rhein und an der Donau im Anfang des 5ten Jahrhunderts zu erklären. Die Reaction des germanischen Heidenthums trat in dem Maße gewaltsamer auf, als das Christenthum trotz der ungünstigen Verhältnisse, die seine Fortschritte unter den Deutschen hier so sehr beschränkten, dennoch anderwärts immer mehr Raum zu gewinnen, einen Stamm nach dem andern zu überwältigen verstand. Der Instinkt schien den noch heidnischen Völkern zu sagen, daß auch ihr Geist sich dieses Zwanges auf die Dauer nicht werde erwehren können, aber bis es so weit kam wollte sich ihre ganze altheidnische Widerspenstigkeit so zu sagen erst noch recht austoben. Daher wütheten die Schaaren des Rhadagais in Italien, die Burgunden, Vandalen und Sueven seit 406 in Gallien und schon früher die Alamannen am obern Rhein gegen das Christenthum und seine Kirchen und Priester nicht sowohl als gegen einen ihnen innerlichst fremden Glauben, oder auch als gegen den Glauben ihrer Feinde, wie sie früher allein ihre Stellung zu ihm fühlen konnten, sondern vielmehr wie ein in die Falle gerathenes Raubthier gegen die fesselnden Stricke wüthet, die sich ihm dadurch freilich nur immer fester um die Glieder schnüren. Es war dies der letzte Verzweiflungskampf der alten nationalen Freiheit und Ungebrochenheit des Geistes und Lebens, die allerdings mehr in ausgehöhlten Formen als in gesundem Zusammenhang mit der frischen Fülle der nationalen Vergangenheit bestand, aber auch noch so Kraft genug in sich fühlte, um sich nicht widerstandslos dem fremden Geiste zu ergeben. Dieser mußte, wie man wohl ahnte, nicht blos einige andere Formen des Empfindens und Glaubens in Beziehung auf die Abhängigkeit des Menschen von den höheren Mächten an die Stelle der ihnen selbst nicht mehr genügenden heimischen setzen, sondern allmählig die ganze Substanz dieses nationalen Geistes und alle Aeußerungen seiner Thätigkeit durchdringen und verändern.

So erklären sich allein Vorgänge wie der Zug des Rhadagais

So ergab sich also aus einem theilweisen oder gänzlichen Abfall von den eigentlichen Menschengöttern nur ein gesteigertes Grausen vor allen den feindseligen Mächten, die ihre Kraft früher doch in bedingter Weise von dem Menschen hatte fern halten können, so lange er sie als wirklich mächtig anerkannte. Der Menschengeist war nun in gesteigertem Maße beängstigt und gefesselt, ja, wie man sagen darf, an sich selbst zu verzweifeln genöthigt, da ihm die lichte Seite seines eigenen Innern mehr und mehr durch die Nachtgebilde der schrankenlos und widerstandslos wirkenden Dämonen verdunkelt werden mußte.

Hier gab es allerdings einen Ausweg, aber einen, der noch gefährlicher in seinen Wirkungen war, als das Uebel, dem er entführen sollte. Schon in der älteren Vorstellung des Volkes war der Glaube eingewurzelt, daß man sich den Dämonen ergeben und mit ihrer Hülfe zu dem Besitz der wünschenswerthen Güter, welche sonst die Macht der höheren Götter nach ihrem eigenen Gutdünken, nach den Rücksichten ihrer Gnade und Gunst, aber keineswegs in Folge irgend eines von den Menschen auszuübenden Zwanges zu vertheilen pflegte, auf schnellerem und sichrerem Weg, auch in viel größerem Umfange gelangen könne, als durch die Götter selbst. Denn diese vertheilten immer nur etwas aus der unerschöpflichen Fülle ihrer Gaben, nie die ganze Fülle selbst, weil sie diese, da ja ihre eigene Existenz an dieselben Bedingungen geknüpft war, wie die der Menschen, für sich zurückbehalten mußten, um selbst nicht zu darben. Ja es mag sein, daß auch dem deutschen Gemüth die Vorstellung des göttlichen Neides nicht fremd war, die so natürlich ist, daß sie in der That überall vermuthet werden kann, wo die Götter in so ganz persönlich-menschliche Gestalten eingegangen sind, wie in den Mythen der meisten Naturreligionen.

Die Götter konnten nicht dulden, daß sich der Mensch im Glanz und im Glück, dem Werke ihrer Gunst, zu gleicher Stufe mit ihnen erhöbe, und deshalb waren ihre Gaben nicht so reich zugemessen, als sie die unersättliche Habsucht der Menschen begehrte. Aber die Dämonen verliehen gegen den Preis einer ewigen Hingabe an ihre Macht die Gaben der Erde, insbesondere das Gold, in einer Fülle, die selbst den kühnsten Flug der Phantasie überbot. Wer den Preis für nichts achtete, konnte sich dies alles zu eigen machen. Eine große Kategorie des gesammten Zauber-

sollten. Jetzt war nun das Christenthum als Staatsreligion an die Stelle des Heidenthums getreten, und dies somit die Religion der Nationalfeinde geworden. Und je heftiger sich der Haß gegen diese überall äußerte, mit desto feindseligeren Augen mußte auch ihre Religion betrachtet werden.

Daraus sind auch die überaus wilden Ausbrüche des heidnischen Fanatismus in den Kriegen am Rhein und an der Donau im Anfang des 5ten Jahrhunderts zu erklären. Die Reaction des germanischen Heidenthums trat in dem Maße gewaltsamer auf, als das Christenthum trotz der ungünstigen Verhältnisse, die seine Fortschritte unter den Deutschen hier so sehr beschränkten, dennoch anderwärts immer mehr Raum zu gewinnen, einen Stamm nach dem andern zu überwältigen verstand. Der Instinkt schien den noch heidnischen Völkern zu sagen, daß auch ihr Geist sich dieses Zwanges auf die Dauer nicht werde erwehren können, aber bis es so weit kam, wollte sich ihre ganze altheidnische Widerspenstigkeit so zu sagen erst noch recht austoben. Daher wütheten die Schaaren des Rhadagais in Italien, die Burgunden, Vandalen und Sueven seit 406 in Gallien und schon früher die Alamannen am obern Rhein gegen das Christenthum und seine Kirchen und Priester nicht sowohl als gegen einen ihnen innerlichst fremden Glauben, oder auch als gegen den Glauben ihrer Feinde, wie sie früher allein ihre Stellung zu ihm fühlen konnten, sondern vielmehr wie ein in die Falle gerathenes Raubthier gegen die fesselnden Stricke wüthet, die sich ihm dadurch freilich nur immer fester um die Glieder schnüren. Es war dies der letzte Verzweiflungskampf der alten nationalen Freiheit und Ungebrochenheit des Geistes und Lebens, die allerdings mehr in ausgehöhlten Formen als in gesundem Zusammenhang mit der frischen Fülle der nationalen Vergangenheit bestand, aber auch noch so Kraft genug in sich fühlte, um sich nicht widerstandslos dem fremden Geiste zu ergeben. Der mußte, wie man wohl ahnte, nicht blos einige andere Formen des Empfindens und Glaubens in Beziehung auf die Abhängigkeit des Menschen von den höheren Mächten an die Stelle der ihnen selbst nicht mehr genügenden heimischen setzen, sondern allmählig die ganze Substanz dieses nationalen Geistes und die Aeußerungen seiner Thätigkeit durchdringen und verändern.

So erklären sich allein Vorgänge wie der Zug des Rhadagais

gang fand. Das vermochte derselbe Volksgeist zu thun, der sonst mit so großer negativer Zähigkeit an der Reinheit und Ursprünglichkeit aller der Momente, die ihn beherrschten, vor allem aber an den religiös-nationalen festhielt. Nicht in einem äußerlich schon vielfach durchbrochenen und aus den alten Fugen gerückten Stamm, wie es die gothischen und vandalischen Völker, überhaupt die Germanen in Osteuropa schon in der Mitte des vierten Jahrhunderts waren, sondern in den Schooß des Volkes der Alamannen, des nächst den Franken und in mancher Hinsicht sogar noch vor den Franken specifisch-deutschesten Stammes der Zeit, drängt sich ägyptisches und anderes orientalisches Zauber- und Hexenwesen ein, das damals bekanntlich die Geister der römischen Culturwelt in so erstaunlichem Maße beherrschte. Natürlich war jeder derartige Fall hier durch ganz besondere Verbindungen des Einzelnen mit der römischen Cultur bedingt, aber nichts destoweniger ist und bleibt es ein auch für das Allgemeine im höchsten Grade merkwürdiger Vorgang.[1])

---

1) S. Ammian. Marcell. XVI, 12: Latus vero dextrum (in der Schlachtreihe der Alamannen gegen Julian bei Argentoratum 357) Serapio agebat, etiam tum adultae lanuginis juvenis — Mederichi fratris Chnodomarii filius, hominis quoad vixerat perfidissimi: ideo sic appellatus, quod pater ejus diu obsidatus pignore tentus in Galliis doctusque Graeca quaedam arcana hunc filium suum Agenarichum genitali vocabulo dictitatum ad Serapionis transtulit nomen. Also directer Einfluß römisch-griechischer Cultur. Mederich ist durch seinen langen Aufenthalt im gallisch-römischen Lande mehr, als bei einem innerhalb des deutschen Lebens stehenden Manne möglich gewesen wäre, losgelöst von den heimischen religiösen Einflüssen. So wie hier mag überhaupt in fast allen Fällen das Hereinbringen des antiken Zauberwesens und der orientalisch-griechischen Geheimculte vermittelt worden und vielleicht schon viel früher vorgekommen sein. Auffallend und wichtig ist es, daß es hier in der Mitte des alamannischen Volkes mit so rücksichtsloser Oeffentlichkeit und ohne Nachtheil für den, der sich ihm hingab, ausgeübt werden konnte. Serapion ist der nächste an Feldherrenrang nach dem Oberfeldherrn Chnodomarius, um es modern auszudrücken, sein Generallieutenant, dann folgen erst potestate proximi quinque reges als Anführer der einzelnen Schaaren. - Ob in dem Epitheton, welches Ammian dem Mederich giebt, hominis quoad vixerat perfidissimi irgend ein Causalnexus mit den schädlichen Geheimkünsten, deren er mächtig war, in der Vorstellung des römischen Geschichtschreibers liegt, lasse ich dahingestellt. —

Erwägt man solche Fälle, so mag man die Annahme nicht unwahrscheinlich finden, daß sich schon damals, also lange vor dem Eindringen des Christenthums, den Deutschen ein großer Theil des späteren mittelalterlichen Hexen- und Zauberwesens auf dem hier so deutlich bezeichneten Wege vermit

fühl des Ungenügens an den nationalen Formen des Glaubens so ohne Weiteres zu einer Annahme der christlichen zu führen vermochte. Die große innere Kluft zwischen dem Geistesleben der Barbaren und dem christlich-römischen blieb nach wie vor, so lange nicht noch ganz andere Momente der Vermittlung und Ausgleichung als die bisherigen in Action kamen, Momente die zunächst nicht aus dem specifisch-christlichen, ja überhaupt nicht einmal aus dem religiösen Elemente als solchem hervorgingen. Die wirklich geschichtlich bedeutsamen Eroberungen, die das Christenthum gerade in dieser Periode des gesteigerten heidnischen Fanatismus auf einigen Punkten der deutschen Völkermassen dennoch machte und in reicher Folge fortwährend vergrößerte, sind hauptsächlich solchen scheinbar ganz außerhalb des eigentlichen Entwickelungskreises sich haltenden Einflüssen zuzuschreiben und unterscheiden sich dadurch wesentlich von dem stillen Bekehrungsprocesse, der rein aus religiösen Motiven hie und da auf deutschem Boden mitten unter dem heftigsten Toben des Kampfes gegen Rom vor sich gegangen war. Die Früchte desselben, so reich und werthvoll sie auch in sittlicher Beziehung waren, besonders wenn man den unendlichen Widerstand erwägt, der sich hier innerlich und äußerlich den Fortschritten des christlichen Glaubens entgegensetzte, hatten sich doch nach ihrem geschichtlichen Gewicht als sehr unbedeutend erwiesen. Jedenfalls schien auf diesem Wege eine wirkliche Besiegung des nationalen Heidenthums durch das Christenthum in die fernste Ferne gerückt zu sein. Es erfüllte doch noch immer, mochte es innerlich beschaffen sein wie es wollte, das ganze Volksleben in allen seinen geschichtlichen Aeußerungen und bestimmte seine Stellung in der Entwickelung der äußeren Verhältnisse namentlich gegenüber dem römischen Staat und der christlich-römischen Bildung, d. h. es verewigte die innerlichen Gegensätze gegen beide und darin zugleich auch die Gefahr für die christliche Weltcultur in dem allgemeinen Völkertreiben dieser Zeiten gänzlich verschlungen zu werden.

entschieden dem Heidenthum angehörigen Volksgesetzen nicht nur gegen Zauberei und geheime Künste, soweit sie den Schaden des anderen bezweckten, ausgesprochen sind, sondern auch gegen diejenigen, welche einen anderen mit dem Namen eines Zauberers oder Hexenmeisters schmähen. Daraus ergiebt sich, daß schon lange ehe christliche Vorstellungen wirksam zu werden begannen, die eine Seite der Magie, die verlockendste für die Menschen jener Zeit, zwar fortwährend Proselyten machte, aber doch nicht den Volksgeist mit ihrem unheimlichen Inhalt zu versöhnen vermochte. Der Flecken, der an ihr haftete, blieb nach wie vor; ja je gröber und brutaler die Ziele wurden, zu welchen man sie gebrauchte, desto mehr schien sich auch die Schmach über ihre Anhänger und Vertreter zu häufen. Und wenn auch die äußere und innere Verlockung zu groß war, als daß sie troß der darauf gesetzten Strafe und Unehrlichkeit hätte wirkungslos bleiben können, ganz vermochte sich der Volksgeist doch nie von dieser nächtig-dämonischen Seite her seine religiöse Befriedigung zu holen, so lange überhaupt auch nur noch eine Spur von der Unehrlichkeit und dem Grausenhaften, was ihr von jeher anklebte, in seinem eigenen Bewußtsein haften blieb.

So gerieth also der Einzelne, wenn er sich auf die angegebene Weise von den Göttern emancipiren wollte, immer tiefer in die

---

cui factum fuerit evaserit — d. h. ganz unbeschädigt davon kommt — 62½ sol. culpabilis judicetur. Auch hier Malb. Glosse. Die Strafbestimmungen späterer Volksrechte s. bei Wilda, Strafrecht d. Germ. p. 889 u. f. 961 u. folg. Hier ist es immer zweifelhaft, wie viel auf Rechnung christlicher Einflüsse zu schreiben ist. — Wilda macht S. 100 mit Recht darauf aufmerksam, wie aus dem §. 6 der Capita quae de partibus Saxonie constituta sunt vom Jahre 785 (Pertz Leg. I. p. 48) mit Wahrscheinlichkeit hervorgehe, daß schon bei den heidnischen Sachsen wenigstens gewisse Arten der Zauberei mit dem Tode bestraft wurden. Es steht dort ausdrücklich, daß man eine Hexe ungestraft habe tödten können, was gewiß unmöglich gewesen wäre, wenn die gerichtliche Strafe für Zauberei niedriger angesetzt war, d. h. nicht an das Leben ging. Daraus gewinnt der oben schon besprochene Zusatz zu L. Sal. XIX. eine neue Bestätigung. Auch kann die von Wilda p. 964 citirte Stelle aus dem Edict. Rothar. in ähnlichem Sinne als beweisend angeführt werden. Auch hier wird die Tödtung der Hexen von dem christlichen Gesetzgeber als heidnische Rohheit beseitigt. Als Motiv wird angegeben, ein Christ dürfe nicht glauben, daß den Hexen eine so große Kraft zu schaden einwohne, wie sie einst die Heiden in ihnen gefürchtet hatten. —

mentlich erwähnten gothischen Priester und anderer gothischen Christen des vierten Jahrhunderts nichts weiter bestimmbar ist, als daß einige von ihnen, z. B. der heilige Saba, dem ärmeren Theile des Volkes angehörten, [3]) so ist doch von dem heiligen Nicetas sicher überliefert, daß er von hoher Geburt gewesen, und sich auch sonst durch alle die Vorzüge des Leibes und des Geistes ausgezeichnet habe, welche in den damaligen Zuständen des Volkes von einem hervorragenden Manne gefordert wurden, [4]) Vorzüge, die sich eben nur mit einer zum wenigsten freien Herkunft vertragen zu können schienen.

Ursachen derselben.

Erleichtert wurde diese Ausbreitung des Christenthums unter dem eigentlichen Kerne des gothischen Volkes durch die hier mehr als anderswo eingetretene Lockerung der ursprünglichen Grundlagen des äußeren und inneren Volkslebens. Die gothischen Stämme waren viel früher als die anderen deutschen Völker aus dem unmittelbaren physischen oder geographischen Zusammenhang mit ihren Stammesgenossen herausgerissen worden. Sie hatten in verhältnißmäßig kurzer Zeit die ungeheuere Strecke vom Rande der Ostsee bis zum schwarzen Meer und zwischen dem Dniepr und der Donau ihrer Herrschaft unterworfen. Offenbar konnten solche Eroberungen nicht mit der gleichzeitig noch von anderen deutschen Völkern bei ihrem Fortrücken instinktiv beobachteten relativen Stätigkeit und Gründlichkeit gemacht werden, wie es etwa bei den Alamannen und Franken z. B., trotz des rastlosen Dranges in die ungemessene Ferne, nach dem Vollbesitz der Herrlichkeiten Roms doch immer noch geschah. Es war der zähe Widerstand der Römer, der diese Völker nur Schritt für Schritt, aber freilich auch desto nachhaltiger vordringen ließ. Hier schob sich die ganze Wucht des Stammes auf jedem Fleck Erde nach, der den Römern nach einem jahrelangem Ringen wirklich entrissen war oder dauernd entrissen zu sein schien. Die Gothen hatten es mit viel weicherem Elemente

3) cf. Act. S. Sabae Cap. VI, wo Athanarich nach den äußeren Verhältnissen des heiligen Mannes fragt „Quid haberet in bonis.“ Seine Diener antworteten „nihil amplius quam id quod erat indutus.“ Deshalb, heißt es, contempsit eum vir iniquus.

4) Martyr. S. Nicetae A. S. Sept. V ex Simeone Metaplast.: Nicetas autem e Gothicis seminibus et primum honorem apud illos nactus tam propter claritatem generis, quam propter aliam animi et corporis indolem et dexteritatem

des Widerstandes zu thun. Die scythische und sarmatische Bevölkerung der Ostländer war bei aller physischen Tapferkeit doch in keiner Weise mit der disciplinirten Kraft und dem einheitlichen politischen Verstand zu vergleichen, der die römischen Heere leitete und ihnen bis auf den letzten Augenblick einen im Ganzen freilich vergeblichen, im Einzelnen aber desto nachdrücklicheren Widerstand ermöglichte. So war es den Gothen verhältnißmäßig schnell und leicht gelungen, die Herren dieser unermeßlichen Ostlandschaften zu werden, aber freilich auch nur um ihnen den Stempel ihrer Herrschaft höchst oberflächlich aufzudrücken. Die von ihnen besiegten Völker blieben unangetastet in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit, zum Theil in ihren alten Sitzen wohnen und die Gothen schoben sich nur in einzelnen Massen zwischen ihnen durch, vertheilten sich als das eigentlich herrschende Volk über den ganzen ungeheueren Raum und nur nach Süden hin, nach den reichen Norddonaulandschaften und in die Nachbarschaft des eigentlichen Zieles aller germanischen Völkerbewegung, der Culturländer des römischen Reichs, drängten sich zusammenhängendere Massen, von denen jene furchtbaren Raubzüge in die Süddonauländer und Kleinasien hauptsächlich ausgingen.

Diese äußere Durchmischung mit fremden Barbarenstämmen, die nicht ohne inneren Einfluß bleiben konnte, mag der hauptsächlichste Grund für die auffallenden Unterschiede sein, welche das gothische Wesen im Vergleich mit dem der anderen deutschen Stämme dieser Zeit zeigt. Vorzüglich war die Bedeutung des Königthums bei ihnen in ganz anderer despotischer Weise entwickelt als sonst: es läßt sich ein Anklang an die osteuropäischen strenger gebundenen Zustände nicht verkennen, welche die Individualitäten nur nach außen hin, in Krieg und Raub, und nach der Seite der Familie in zügelloser Ausdehnung der Gewalt des Mannes frei geben. Eine solche strengere Haltung der Herrschermacht tritt in Gestalten wie in dem halb sagenhaften König Hermanrich, oder in dem ganz geschichtlichen Athanarich anschaulich hervor. Sobald dieses eine Grundverhältniß sich anders bildete, als es in der ursprünglich germanischen Natur und Art lag, müssen auch die übrigen Gestaltungen des Volkslebens, die ja alle so sehr gegenseitig bedingt sind, anders geworden, von dem gewöhnlichen germanischen Typus abgewichen sein, wenn sich auch noch seine äußerlichen Formen und Züge in traditioneller Weise forterhielten.

tige Verfolgungen, deren schon Erwähnung geschehen ist[8]), traten nun ein, um wenigstens im Gebiet der westlichen gothischen Stämme und der Herrschaft Athanarichs einer solchen Gefährdung zugleich des nationalen Glaubens und der nationalen Selbstständigkeit Schranken zu setzen. Die gothischen Christen sahen wie die in anderen außerhalb des römischen Reichs liegenden Ländern in der Kirche des römischen Reiches ihre Mutterkirche, ihre Augen richteten sich fortwährend auf sie und damit auch überhaupt nach dem römischen Reiche, das, seitdem christliche Kaiser es beherrschten, von selbst mit dem Begriff der sichtbaren Kirche zusammenfiel. Auch auf die übrigen Lebensverhältnisse erstreckte sich die Wirkung einer solchen Anschauungsweise. Wie z. B. der heilige Ambrosius es als selbstverständlich ansah, daß eine zum Christenthum bekehrte deutsche Fürstin ihren Gemahl und ihr Volk aus Feinden der Römer in Freunde derselben umwandeln werde,[9]) ebenso sahen auch die Christen des römischen Reiches in ihren gothischen Glaubensbrüdern ihre natürlichen Freunde in allen möglichen Beziehungen und diese Ansicht wurde auch von den römischen Staatslenkern mehr und mehr als selbstverständlich festgehalten. So war bei allen Verwickelungen Athanarichs mit den Römern, die hie und da zu Kriegen führten und durch einen mehr negativen als positiven Friedenszustand höchstens gelegentlich ausgeglichen schienen, das Herz der christlichen Gothen auf der Seite ihrer christlichen Brüder im römischen Reiche, welche durch die Einfälle der heidnischen Stammesgenossen so schwer leiden mußten. Das gothische Christenthum war damit ganz unwillkürlich, durchaus ohne es zu wissen und zu wollen, zu einer politischen Partei geworden, die den Plänen Athanarichs geradezu entgegenarbeitete. Daher kann es nicht Wunder nehmen, ihn als den heftigsten Verfolger der neuen Lehre auftreten zu sehen, selbst wenn man seine persönlichen Sympathien für die alten Formen des nationalen Heidenthums nicht allzuhoch anschlagen will.[10]) Seine Stellung als gothischer Fürst und als Feind

---

8) S. oben S. 41.

9) S. oben S. 40.

10) Daß er zuletzt, als er sich dem Kaiser Theodosius unterwarf, Christ wurde und ein prächtiges christliches Leichenbegängniß in Constantinopel erhielt, beweist für seine Stellung zu dem nationalen Glauben in der früheren Zeit

der Römer konnte nicht anders behauptet werden, als daß er die den Römern freundlichen Christen unschädlich zu machen suchte.

Athanarich beschränkte seinen Haß gegen das Christenthum zunächst auf dies eine, allerdings für ihn bedenklichste Moment. Er vermochte so wenig als irgend einer seiner heidnischen Landsleute und Zeitgenossen die unendlichen Veränderungen zu übersehen, welche durch die Herrschaft des Christenthums in dem ganzen Wesen seines eigenen Stammes und der übrigen deutschen Völker vorgehen sollten. Bei ihm und den anderen hervorragenden Vertretern des nationalen Heidenthums genügten schon die politischen Rücksichten, der Haß, welcher die Religion der nationalen Feinde unausbleiblich traf, vielleicht auch noch der instinktive Abscheu des Barbarenthums vor den einzelnen ihm so ganz unbegreiflichen Aeußerungen der christlichen Gesittigung, um die anfänglich lauen Verfolgungsmaßregeln gegen die gothischen Christen zu immer heftigeren Ausbrüchen des national-heidnischen Fanatismus, ja bis zu einem förmlichen Vertilgungskrieg gegen das einheimische Christenthum zu steigern. Einem solchen war weder die Zahl noch die Kraft der gothischen Christen gewachsen. Sie suchten daher auf römischem Gebiete Zuflucht, wo sich durch periodische Auswanderung nach und nach eine große Anzahl von ihnen ansiedelte. [11])

So lange sich das Christenthum auf gothischem Gebiete nur auf den Kreiß der ärmeren und meistens unfreien Bevölkerung beschränkte, ist, wie erwähnt, von dieser Verfolgungswuth des Hei-

---

seiner ungebrochenen Kraft und seines Glaubens nichts. Vielleicht könnte man etwas aus seinem Benehmen gegen den h. Saba und andere gothische Christen schließen, wo er Anfangs wenig Fanatismus zeigte; erst als das Christenthum immer größere Fortschritte machte und auch über den Kreiß der Armen und Knechte hinaus den Kern des Volkes zu ergreifen drohte, als sich zugleich die römische Politik desselben als eines Mittels zu ihren Zwecken bediente, griff er nach und nach zu strengeren und endlich zu brutalen und grausamen Maßregeln. Uebrigens leuchtet aus jeder Zeile der letzten Capitel der Acten des h. Saba hervor, wie die gothischen Christen in diesen Verfolgungen des Martyrium geradezu provocirten und wie sehr sie sich bemühten, auch hierin in die Fußtapfen der heiligen Blutzeugen früherer Jahrhunderte zu treten.

11) Die Epochen dieser Christenverfolgungen sind zum ersten Male genauer geschieden und bestimmt von Waitz, Ulf. p. 37 u. folg. wie schon oben bemerkt.

tige Verfolgungen, deren schon Erwähnung geschehen ist[8]), traten nun ein, um wenigstens im Gebiet der westlichen gothischen Stämme und der Herrschaft Athanarichs einer solchen Gefährdung zugleich des nationalen Glaubens und der nationalen Selbstständigkeit Schranken zu setzen. Die gothischen Christen sahen wie die in anderen außerhalb des römischen Reichs liegenden Ländern in der Kirche des römischen Reiches ihre Mutterkirche, ihre Augen richteten sich fortwährend auf sie und damit auch überhaupt nach dem römischen Reiche, das, seitdem christliche Kaiser es beherrschten, von selbst mit dem Begriff der sichtbaren Kirche zusammenfiel. Auch auf die übrigen Lebensverhältnisse erstreckte sich die Wirkung einer solchen Anschauungsweise. Wie z. B. der heilige Ambrosius es als selbstverständlich ansah, daß eine zum Christenthum bekehrte deutsche Fürstin ihren Gemahl und ihr Volk aus Feinden der Römer in Freunde derselben umwandeln werde,[9]) ebenso sahen auch die Christen des römischen Reiches in ihren gothischen Glaubensbrüdern ihre natürlichen Freunde in allen möglichen Beziehungen und diese Ansicht wurde auch von den römischen Staatslenkern mehr und mehr als selbstverständlich festgehalten. So war bei allen Verwickelungen Athanarichs mit den Römern, die hie und da zu Kriegen führten und durch einen mehr negativen als positiven Friedenszustand höchstens gelegentlich ausgeglichen schienen, das Herz der christlichen Gothen auf der Seite ihrer christlichen Brüder im römischen Reiche, welche durch die Einfälle der heidnischen Stammesgenossen so schwer leiden mußten. Das gothische Christenthum war damit ganz unwillkürlich, durchaus ohne es zu wissen und zu wollen, zu einer politischen Partei geworden, die den Plänen Athanarichs geradezu entgegenarbeitete. Daher kann es nicht Wunder nehmen, ihn als den heftigsten Verfolger der neuen Lehre auftreten zu sehen, selbst wenn man seine persönlichen Sympathien für die alten Formen des nationalen Heidenthums nicht allzuhoch anschlagen will.[10]) Seine Stellung als gothischer Fürst und als Feind

---

8) S. oben S. 41.

9) S. oben S. 40.

10) Daß er zuletzt, als er sich dem Kaiser Theodosius unterwarf, Christ wurde und ein prächtiges christliches Leichenbegängniß in Constantinopel erhielt, beweist für seine Stellung zu dem nationalen Glauben in der früheren Zeit

der Römer konnte nicht anders behauptet werden, als daß er die den Römern freundlichen Christen unschädlich zu machen suchte.

Athanarich beschränkte seinen Haß gegen das Christenthum zunächst auf dies eine, allerdings für ihn bedenklichste Moment. Er vermochte so wenig als irgend einer seiner heidnischen Landsleute und Zeitgenossen die unendlichen Veränderungen zu übersehen, welche durch die Herrschaft des Christenthums in dem ganzen Wesen seines eigenen Stammes und der übrigen deutschen Völker vorgehen sollten. Bei ihm und den anderen hervorragenden Vertretern des nationalen Heidenthums genügten schon die politischen Rücksichten, der Haß, welcher die Religion der nationalen Feinde unausbleiblich traf, vielleicht auch noch der instinktive Abscheu des Barbarenthums vor den einzelnen ihm so ganz unbegreiflichen Aeußerungen der christlichen Gesittigung, um die anfänglich lauen Verfolgungsmaßregeln gegen die gothischen Christen zu immer heftigeren Ausbrüchen des national-heidnischen Fanatismus, ja bis zu einem förmlichen Vertilgungskrieg gegen das einheimische Christenthum zu steigern. Einem solchen war weder die Zahl noch die Kraft der gothischen Christen gewachsen. Sie suchten daher auf römischem Gebiete Zuflucht, wo sich durch periodische Auswanderung nach und nach eine große Anzahl von ihnen ansiedelte. [11])

So lange sich das Christenthum auf gothischem Gebiete nur auf den Kreiß der ärmeren und meistens unfreien Bevölkerung beschränkte, ist, wie erwähnt, von dieser Verfolgungswuth des Hei-

---

seiner ungebrochenen Kraft und seines Glaubens nichts. Vielleicht könnte man etwas aus seinem Benehmen gegen den h. Saba und andere gothische Christen schließen, wo er Anfangs wenig Fanatismus zeigte; erst als das Christenthum immer größere Fortschritte machte und auch über den Kreiß der Armen und Knechte hinaus den Kern des Volkes zu ergreifen drohte, als sich zugleich die römische Politik desselben als eines Mittels zu ihren Zwecken bediente, griff er nach und nach zu strengeren und endlich zu brutalen und grausamen Maßregeln. Uebrigens leuchtet aus jeder Zeile der letzten Capitel der Acten des h. Saba hervor, wie die gothischen Christen in diesen Verfolgungen des Martyrium geradezu provocirten und wie sehr sie sich bemühten, auch hierin in die Fußtapfen der heiligen Blutzeugen früherer Jahrhunderte zu treten.

11) Die Epochen dieser Christenverfolgungen sind zum ersten Male genauer geschieden und bestimmt von Waitz, Ulf. p. 37 u folg. wie schon oben bemerkt.

denthums nichts zu bemerken. Auch später, als der heidnische Fanatismus schon zu blutigen Gewaltthaten aufgestachelt war, mußte in einzelnen Fällen der Glaubensmuth der Christen, der wie früher im römischen Reiche bei den Verfolgungen der heidnischen Kaiser und ihrer Beamten nach der Märtyrerkrone rang, und seine frühere Schüchternheit ganz ablegend mit herausforderndem Siegesbewußtsein der Welt entgegentrat, den Arm der weltlichen Beschützer der nationalen Religion geradezu zum Eingreifen provociren, wie die letzten Lebensschicksale des heiligen Saba beweisen. Dies geschah besonders dann, wenn es sich nur um Leute aus den niederen Schichten des Volkes handelte. [12]) Für sie mochte die Anschauung des eigentlichen Volkes einen Glauben beinahe passend finden, der seinen Bekennern das als höchste Tugend vorschrieb, was in dem bisherigen nationalen Leben als größte Schmach gegolten hatte, der die trotzige männliche Kraft des Einzelnen, die sich nur in Gewaltthätigkeit befriedigen konnte, geradezu brach und das Gegentheil davon, Demuth gegen alle Mitmenschen und milde Versöhnlichkeit gegen die Feinde forderte. Dies waren in den Augen der Gothen wie der übrigen deutschen Stämme von vornherein knechtische Eigenschaften und wer sie an sich trug, nicht werth einer ehrenvollen Stellung im Verbande des Volkes. So natürlich nun auch bei Personen, die durch ihre äußere Stellung schon unter dem gewöhnlichen Niveau der Manneswürde in der volksthümlichen Auffassung standen, diese oder ähnliche Eigenschaften erscheinen mochten, so unnatürlich erschienen sie bei Männern wie Nicetas, dem alle Bedingungen der Freiheit und Ehre im höchsten Grade durch Geburt, Vermögen und körperliche und geistige Tüchtigkeit zu Theil geworden waren. Daher kehrte sich auch gegen solche ein viel energischerer Haß, der erst allmälig in unwillkürlicher Ausdehnung auch die anderen Christen mit einander traf, gleichviel wie ihre äußere Stellung im Volksleben sein mochte.

Es ist das beste Zeugniß für die wirkliche Innerlichkeit, mit der bisher die Bekehrung in dem gothischen Volke vor sich gegangen war, daß die heftigsten Verfolgungen wohl Märtyrer in Menge und die äußerliche Ausrottung des Christenthums zur Folge haben

---

12) S. oben Anm. 10.

konnten, aber keinen Rückfall zu dem Heidenthum, auch keine den Umständen angemessene Verläugnung des Abfalls von dem nationalen Glauben. So war nun aus der Mitte eines deutschen Volkes allerdings unter nicht allgemein gültigen Bedingungen die Probe dafür abgelegt, daß der deutsche Volksgeist doch für das Christenthum empfänglich sei. Dafür bürgten jetzt jene Bekenner und Märtyrer durch ihr standhaftes Verharren in Leiden und grausamen Todesstrafen und was fast noch wichtiger war, sie hatten es schon vorher bezeugt, durch ein den echt christlichen ethischen Forderungen angemessenes Leben, welches in den Hauptpunkten einen directen Gegensatz zu dem Leben ihrer heidnischen Stammesgenossen bildete.[13])

Das gothische Christenthum hielt sich jedoch nicht lange in dieser Reinheit, wie sie einer unterdrückten religiösen Gemeinschaft so natürlich ist. Politische Combinationen sahen augenblicklich in den gothischen Christen die Freunde der Römer, die offenen oder geheimen Feinde Athanarichs und suchten sie nur in diesem Sinne zu verwerthen. Athanarich hatte neben seinen auswärtigen Feinden, den Römern, auch einheimische Feinde genug und diese waren selbstverständlich auf den Beistand der Römer angewiesen, da sie isolirt gegen den mächtigen und gewandten Mann nicht anzukämpfen vermochten. Einę weitere Consequenz davon war, daß manche davon den Glauben der Römer annahmen, blos weil es der römische Glaube war, auch ohne daß sie für sich selbst irgend ein besonderer Drang zum Christenthum hinführte. Es konnte eine solche Bekehrung eben so gut aus bloßer kluger Berechnung der nächsten äußeren Nützlichkeit geschehen, indem man sich dadurch gewissermaßen dem römischen Staate einverleibte, als auch in der

---

13) Charakterschilderung des h. Saba in seinen Acten „fuit enim in fide rectus, ad obediendum in omni iustitia promptus, mitis, religiosus, imperitus sermone, non autem scientia, cum omnibus pacificus, pro veritate loquens — non superbus, sed quod humiles decet subjectus, non petulans in loquendo, sed quietus: ad omne opus bonum propensissimus — pecuniam possessionesque despiciens nisi quatenus necessitas exigebat: sobrius et omnibus in rebus continens, maxime autem a feminarum abhorrens consuetudine, precationibus et jejuniis quotidie incumbens, ab inani gloria alienus.“ Von Nicetas heißt es in seinen Acten: „non erat vita Gotthus nec moribus nec fide. Nam genus vincebat ingenium — studium virtutis intemperantiam Gotthicam —.“

Hoffnung, daß man sich dadurch des Beistandes der höchsten Macht, welche im Bunde mit den römischen Waffen war, des christlichen Gottes, gegen Athanarich, der Römer und dieses Gottes Feind und Verfolger, versichern werde. Gleichviel, ob die ersteren oder letzteren Motive wirkten oder beide zusammen, jedenfalls stand ein solcher Uebertritt zum Christenthum nicht auf gleicher Linie mit der reinen und innerlichen Haltung der bisherigen gothischen Christenheit.

Fritigern. So suchte der gothische Fürst Frithigern, einer der einflußreichsten Rivalen Athanarichs, bei dem Kaiser des Ostreichs, Valens, Hülfe, und sicherte sie sich vornehmlich dadurch, daß er sich zu dem Christenthum bekannte. Durch römische Waffen gelang ihm die Rückkehr in seine Heimath [14]) und der christliche Glaube hatte somit auch eine politische Existenz in der Mitte eines deutschen Volkes gewonnen, das dem römischen Reichsverband nicht angehörte. Zugleich war er aber noch in ganz anderem Sinne als früher das Banner der Opposition gegen die nationalen oder, was dasselbe besagen wollte, die der römischen Politik feindlichen Tendenzen im eigenen Volk geworden, und wie ihm dies auf der einen Seite eine früher nie gekannte Bedeutung gab, und ihm in weiteren Kreißen Proselyten unter den zahlreichen Feinden Athanarichs zuführte, so steckte dies auf der anderen Seite ganz von selbst seiner Verbreitung andere Grenzen, als sie in dem religiösen Momente allein lagen.

Zufällige Ereignisse dehnten die Wirksamkeit dieser Bekehrung weit über das Maß aus, das sie nach ihren ersten Folgen beanspruchen konnte, und gaben ihr eine weltgeschichtliche Bedeutung, die keine der bisherigen Conversionen deutscher Heiden gehabt hatte.

Als die schon lange in großer Gährung begriffenen osteuropäischen, nicht germanischen Völker, vor allen die Alanen, die Grenznachbarn der östlichen Gothenstämme, nach langen Kämpfen mit den mongolischen Völkermassen, die sich von Asien an den Don gewälzt hatten, sich an diese als kriegsdienstpflichtige Bundesgenossen anzuschließen gezwungen waren, brach das östliche Gothenreich, nicht sowohl durch den Kampf mit den Feinden als vielmehr

---

14) Ueber Frithigerns Bekehrung s. o. S. 41 Anm. 13.

durch die Ausbrüche innerer Zwietracht, namentlich von Seite der bis dahin beherrschten fremden Stämme, zusammen. Schon bis zum Jahre 376 [15]) hatte der von den Hunnen ausgegangene Stoß nicht blos die Ostgothen, so weit sie sich nicht nach den ersten unglücklichen Kämpfen ähnlich wie die Alanen und andere Völker den Hunnen anzuschließen bequemten, aus ihrer bisherigen Heimath nach der Donau hin getrieben, sondern auch die Westgothen, deren innere Zerspaltung noch weniger einen Widerstand gegen die durch ihre bisherigen Siege so furchtbar gewordenen asiatischen Feinde möglich machte, genöthigt, auf eine Sicherung durch auswärtige Hülfe bedacht zu sein, die nur bei den Römern gefunden werden konnte. Der Kaiser Valens gewährte einem Theil der Westgothen unter denselben Bedingungen, unter welchen früher einzelne deutsche Haufen und ganze Völkerabtheilungen im römischen Reiche angesiedelt worden waren, den Uebergang über die Donau, und so strömte eine Masse von Deutschen, an ihrer Spitze Frithigern und Alaviv, herüber. Jedenfalls waren dies die Theile des Volkes, welche sich schon

---

15) Anders läßt sich die Chronologie dieser Begebenheiten gar nicht bestimmen, als durch eine solche allgemeine Angabe. Das Jahr des Uebergangs der Gothen über die Donau ist sicher, aber unmöglich können die Hunnen, wie es gewöhnlich angenommen wird, erst 375 den Don überschritten haben. Die bei dem gleichzeitigen, in diesen Dingen weitaus am besten unterrichteten Ammianus Marcellinus zwar kurz, aber anschaulich erzählten Begebenheiten nach dem Uebergang der Hunnen über den Don bis zu der Aufnahme der Tervingen in das römische Reich können durchaus nicht in den Raum eines Jahres zusammengedrängt werden: igitur Hunni pervasis Alanorum regionibus quos Greuthungis confines Tanaitas consuetudo nominavit — eisque adjunctis Ermenrichi — pagos repentino impetu perruperant. Qui vi subitae procellae perculsus, quamvis manere fundatus et stabilis diu conatus est — magnorum discriminum metum voluntaria morte sedavit. Cuius post obitum rex Vithimirus creatus restitit aliquantisper Alanis. Verum post multas quas pertulit clades animam effudit in proelio. Cuius parvi filii, Viderichi nomine, curam susceptam Alatheus tuebatur et Saphrax, qui cautius discedentes ad amnem Danastrum pervenerunt. Dann machte erst Athanarich einen Widerstandsversuch und als auch dieser mißglückte, entschloß sich der größere Theil der Greuthungen Hülfe bei den Römern zu suchen: quaeritabat domicilium remotum ab omni notitia barbarorum, diuque deliberans quas eligeret sedes, cogitavit Thraciae receptaculum gemina ratione sibi convenientius, quod et caespitis est feracissima, et amplitudine fluentorum distinguitur a barbaris. Amm. XXXVI, 3 u. folg. —

vorher durch die Politik ihrer Führer zu dem römischen Reich nicht in dem Maße feindlich verhalten hatten, wie Athanarich und die Seinen. Dieser machte gar keinen Versuch Aufnahme im römischen Reich zu erlangen, sondern zog es vor, sich sammt den flüchtigen Haufen der Ostgothen, welchen die Römer unter keiner Bedingung den Uebergang über die Donau verstatten wollten, in den Grenzgebirgen des heutigen Siebenbürgens gegen den Völkersturm aus Osten zu halten.

Uebergang der Gothen über die Donau.

Frithigern war Christ, und unter den Gothen, die er über die Donau führte, sind naturgemäß alle die Theile des Volkes zu suchen, welche mit ihm aus politischer Opposition gegen Athanarich zum Christenthum übergetreten waren. Aber selbst unter diesen Gothen war der Zahl nach das Heidenthum noch bei weitem überwiegend vertreten.[16]) Daß aber jetzt der Uebertritt zum Christen-

16) Selbst wenn Eunapius als eifriger heidnischer Romantiker und consequenter Verächter und Verläumder des Christenthums und der ihm damit identischen Politik des römischen Staates im 4. und 5. Jahrhundert und ihrer hervorragenden Vertreter hier wie gewöhnlich gefälscht hat, so bleibt doch das im Text Gesagte als sicherer Niederschlag seiner Notiz übrig: *φυλαὶ μὲν γὰρ τῶν πολεμίων* (Gothen) *τὴν ἀρχὴν διαβεβήκεσαν ἄπειροι καὶ πλείους ἐπιδιέβαινον οὐδενὸς κωλύοντος· ἀλλ᾽ ἐν τοσούτοις κακοῖς κέρδος αὐτοῖς ἐδόκει γνήσιον τὸ δωροδοκεῖσθαι παρὰ τῶν πολεμίων· εἶχε δὲ ἑκάστη φυλὴ ἱερά τε οἴκοθεν τὰ πάτρια συνεφελκομένη, καὶ ἱερέας τούτων καὶ ἱερείας· ἀλλὰ στεγανή τις ἦν λίαν καὶ ἀδαμάντινος ἡ περὶ ταῦτα σιωπὴ καὶ τῶν ἀποῤῥήτων ἐχεμυθία, ἡ δὲ εἰς τὸ φανερὸν προσποίησις καὶ πλάσις εἰς τὴν τῶν πολεμίων ἀπάτην διηρτυμένη· καί τινας ὡς ἐπισκόπους αὐτῶν ἐς τὸ θαυμαζόμενον σχῆμα καταστολίσαντες καὶ περικρύψαντες καὶ πολλῆς αὐτοῖς τῆς ἀλώπεκος ἐπιχέαντες εἰς τὸ μέσον προεφίεσαν πανταχοῦ τὸ ἀφύλακτον διὰ τῶν καταφρονουμένων ὅρκων παρ᾽ ἐκείνοις, παρὰ δὲ τοῖς βασιλεῦσι σφόδρα φυλαττομένων, ὑποτρέχοντες καὶ κατασκευάζοντες· ἦν δὲ καὶ τῶν καλουμένων μοναχῶν παρ᾽ αὐτοῖς γένος κατὰ μίμησιν τῶν παρὰ τοῖς πολεμίοις ἐπιτετηδευμένον, οὐδὲν ἐχούσης τῆς μιμήσεως πραγματῶδες καὶ δύσκολον, ἀλλὰ ἐξήρκει φαιὰ ἱμάτια σύρουσι καὶ χιτώνια, πονηροῖς τε εἶναι καὶ πιστεύεσθαι καὶ τοῦτο ὀξέως συνεῖδον οἱ βάρβαροι τὸ θαυμαζόμενον παρὰ Ῥωμαίοις ἐς παραγωγὴν ἐπιτηδεύσαντες· ἐπεὶ τά γε ἄλλα μετὰ βαθύτητος καὶ σκέπης ὅτι μάλιστα στεγανωτάτης τῶν ἀποῤῥήτων τὰ πάτρια ἱερὰ γεννικῶς τε καὶ ἀδόλως φυλάττοντες· οὕτω δὲ ἐχόντων τούτων, ὅμως ἐς τοσαύτην ἄνοιαν ἐμπεπτώκεσαν ὥστε συμπεπεῖσθαι σαφῶς καὶ ἀμάχως τοὺς δοκοῦντας νοῦν ἔχειν, ὅτι Χριστιανοί τέ εἰσι καὶ πᾶσαις ταῖς τελεταῖς ἀνέχοντες.* Eunap. Hist. excerpt. de sent. c. 46. ed. Bonn. I, 82. Diese Notiz enthält, abgesehen von den hier vorzugsweise im Auge zu behaltenden Beziehungen, sehr viel Interessantes. So erinnern die angeblich verkleideten Bischöfe der Gothen

thum von den Römern für alle zur Bedingung der Aufnahme gemacht wurde, läßt sich, selbst wenn es nicht durch gleichzeitige Quellen ausdrücklich bezeugt wäre, schon daraus abnehmen, daß nach einer glaubwürdigen Nachricht der gothische Bischof Ulfila, der bei einer der früheren Verfolgungen des Athanarich im Jahre 355 aus seiner Heimath vertrieben, und seitdem hauptsächlich unter den bereits am Hämus angesiedelten ebenfalls vertriebenen gothischen Christen thätig gewesen war, die Unterhandlungen der Gothen mit dem römischen Kaiser Valens leitete. Ein Bischof und ein glaubenseifriger Kaiser mußten selbstverständlich die Bekehrung als Hauptbedingung stellen, selbst wenn nicht dem letztern die triftigsten Gründe der Politik geboten hätten, seine neuen Unterthanen von ihren heidnischen Stammesgenossen durch das scheinbar wirksamste Mittel der Glaubensänderung noch vollständiger als bisher zu trennen.[17])

Aeußerer und innerer Modus ihrer Bekehrung.

So fand in den nächsten Jahren ein massenhafter Uebertritt

an die pilaeti, die Hüte tragenden gothischen Priester des Jornandes. Es ist übrigens nicht anzunehmen, daß die römischen Grenzbeamten, die die Ueberfahrt der Gothen leiteten, so ganz unerfahren in den Zuständen des gothischen Volkes gewesen seien, daß sie sich einen so handgreiflichen Betrug hätten gefallen lassen. Sie wußten ohne Zweifel, daß die Einwanderer wohl eine große Masse heidnischer Priester, aber nicht einen Bischof, geschweige denn gleich eine ganze Anzahl mit sich führen konnten. — Was die μόναχοι betrifft, so ist es am natürlichsten dabei an wirkliche christliche Mönche zu denken, denn sowohl das Eremitenthum wie das Mönchsleben hatte auf gothischem Boden, wie es scheint, sehr frühe Wurzel geschlagen. Der Beweis dafür liegt in den von Maßmann Skeireins p. 90 citirten Stellen des Epiphanius und Theodoret, gegen die kritisch nichts einzuwenden ist.

17) Allerdings giebt nur Sozomenus diese Notiz, wie Waitz l. c. p. 42 bemerkt, aber es ist deshalb noch kein Grund vorhanden, sie in Zweifel zu ziehen. Eine lebhafte Verbindung fand fortwährend zwischen den Gothen am Hämus, bei denen Ulfila Bischof war, und den Gothen des Frithigern Statt. Beide gehörten bereits dem Arianismus an. Um Aufnahme im römischen Reiche zu erlangen, konnte sich Frithigern keines bessern Vermittlers bedienen, als des Ulfila, der in Konstantinopel und am kaiserlichen Hofe so wohl bekannt war. — Ammianus führt XXXI, 2 einen Christiani ritus presbyter an, ohne seinen Namen zu nennen, den Frithigern später, als er sich mit den Römern schon überworfen hatte, an den Kaiser Valens mit dem Ultimatum der gothischen Forderungen und Beschwerden sandte. Die Bezeichnung conscius arcanorum et fidus paßt sehr gut auf Ulfila.

vorher durch die Politik ihrer Führer zu dem römischen Reich nicht in dem Maße feindlich verhalten hatten, wie Athanarich und die Seinen. Dieser machte gar keinen Versuch Aufnahme im römischen Reich zu erlangen, sondern zog es vor, sich sammt den flüchtigen Haufen der Ostgothen, welchen die Römer unter keiner Bedingung den Uebergang über die Donau verstatten wollten, in den Grenzgebirgen des heutigen Siebenbürgens gegen den Völkersturm aus Osten zu halten.

Uebergang der Gothen über die Donau.

Frithigern war Christ, und unter den Gothen, die er über die Donau führte, sind naturgemäß alle die Theile des Volkes zu suchen, welche mit ihm aus politischer Opposition gegen Athanarich zum Christenthum übergetreten waren. Aber selbst unter diesen Gothen war der Zahl nach das Heidenthum noch bei weitem überwiegend vertreten.[16]) Daß aber jetzt der Uebertritt zum Christen-

16) Selbst wenn Eunapius als eifriger heidnischer Romantiker und consequenter Verächter und Verläumder des Christenthums und der ihm damit identischen Politik des römischen Staates im 4. und 5. Jahrhundert und ihrer hervorragenden Vertreter hier wie gewöhnlich gefälscht hat, so bleibt doch das im Text Gesagte als sicherer Niederschlag seiner Notiz übrig: φυλαὶ μὲν γὰρ τῶν πολεμίων (Gothen) τὴν ἀρχὴν διαβεβήκεσαν ἄπειροι καὶ πλείους ἐπιδιέβαινον οὐδενὸς κωλύοντος· ἀλλ' ἐν τοσούτοις κακοῖς κέρδος αὐτοῖς ἐδόκει γνήσιον τὸ δωροδοκεῖσθαι παρὰ τῶν πολεμίων· εἶχε δὲ ἑκάστη φυλὴ ἱερά τε οἴκοθεν τὰ πάτρια συνεφελκομένη, καὶ ἱερέας τούτων καὶ ἱερείας· ἀλλὰ στεγανή τις ἦν λίαν καὶ ἀδαμάντινος ἡ περὶ ταῦτα σιωπὴ καὶ τῶν ἀποῤῥήτων ἐχεμυθία, ἡ δὲ εἰς τὸ φανερὸν προσποίησις καὶ πλάσις εἰς τὴν τῶν πολεμίων ἀπάτην διηρτυμένη· καί τινας ὡς ἐπισκόπους αὐτῶν ἐς τὸ θαυμαζόμενον σχῆμα καταστολίσαντες καὶ περικρύψαντες καὶ πολλῆς αὐτοῖς τῆς ἀλώπεκος ἐπιχέαντες εἰς τὸ μέσον προεφίεσαν πανταχοῦ τὸ ἀφύλακτον διὰ τῶν καταφρονουμένων ὅρκων παρ' ἐκείνοις, παρὰ δὲ τοῖς βασιλεῦσι σφόδρα φυλαττομένων, ὑποτρέχοντες καὶ κατασκευάζοντες· ἦν δὲ καὶ τῶν καλουμένων μοναχῶν παρ' αὐτοῖς γένος κατὰ μίμησιν τῶν παρὰ τοῖς πολεμίοις ἐπιτετηδευμένον, οὐδὲν ἐχούσης τῆς μιμήσεως πραγματῶδες καὶ δύσκολον, ἀλλὰ ἐξήρκει φαιὰ ἱμάτια σύρουσι καὶ χιτώνια, πονηροῖς τε εἶναι καὶ πιστεύεσθαι καὶ τοῦτο ὀξέως συνεῖδον οἱ βάρβαροι τὸ θαυμαζόμενον παρὰ Ῥωμαίοις ἐς παραγωγὴν ἐπιτηδεύσαντες· ἐπεὶ τά γε ἄλλα μετὰ βαθύτητος καὶ σκέπης ὅτι μάλιστα στεγανωτάτης τῶν ἀποῤῥήτων τὰ πάτρια ἱερα γεννικῶς τε καὶ ἀδόλως φυλάττοντες· οὕτω δὲ ἐχόντων τούτων, ὅμως ἐς τοσαύτην ἄνοιαν ἐφεπτώκεσαν ὥστε συμπεπεῖσθαι σαφῶς καὶ ἀμάχως τοὺς δοκοῦντας νοῦν ἔχειν, ὅτι Χριστιανοί τέ εἰσι καὶ πόσαις ταῖς τελεταῖς ἀνέχοντες. Eunap. Hist. excerpt. de sent. c. 46. ed. Bonn. I, 82. Diese Notiz enthält, abgesehen von den hier vorzugsweise im Auge zu behaltenden Beziehungen, sehr viel Interessantes. So erinnern die angeblich verkleideten Bischöfe der Gothen

thum von den Römern für alle zur Bedingung der Aufnahme gemacht wurde, läßt sich, selbst wenn es nicht durch gleichzeitige Quellen ausdrücklich bezeugt wäre, schon daraus abnehmen, daß nach einer glaubwürdigen Nachricht der gothische Bischof Ulfila, der bei einer der früheren Verfolgungen des Athanarich im Jahre 355 aus seiner Heimath vertrieben, und seitdem hauptsächlich unter den bereits am Hämus angesiedelten ebenfalls vertriebenen gothischen Christen thätig gewesen war, die Unterhandlungen der Gothen mit dem römischen Kaiser Valens leitete. Ein Bischof und ein glaubenseifriger Kaiser mußten selbstverständlich die Bekehrung als Hauptbedingung stellen, selbst wenn nicht dem letztern die triftigsten Gründe der Politik geboten hätten, seine neuen Unterthanen von ihren heidnischen Stammesgenossen durch das scheinbar wirksamste Mittel der Glaubensänderung noch vollständiger als bisher zu trennen. [17])

Aeußerer und innerer Modus ihrer Bekehrung.

So fand in den nächsten Jahren ein massenhafter Uebertritt

---

an die pilaeti, die Hüte tragenden gothischen Priester des Jornandes. Es ist übrigens nicht anzunehmen, daß die römischen Grenzbeamten, die die Ueberfahrt der Gothen leiteten, so ganz unerfahren in den Zuständen des gothischen Volkes gewesen seien, daß sie sich einen so handgreiflichen Betrug hätten gefallen lassen. Sie wußten ohne Zweifel, daß die Einwanderer wohl eine große Masse heidnischer Priester, aber nicht einen Bischof, geschweige denn gleich eine ganze Anzahl mit sich führen konnten. — Was die *μόναχοι* betrifft, so ist es am natürlichsten dabei an wirkliche christliche Mönche zu denken, denn sowohl das Eremitenthum wie das Mönchsleben hatte auf gothischem Boden, wie es scheint, sehr frühe Wurzel geschlagen. Der Beweis dafür liegt in den von Maßmann Skeireins p. 90 citirten Stellen des Epiphanius und Theodoret, gegen die kritisch nichts einzuwenden ist.

17) Allerdings giebt nur Sozomenus diese Notiz, wie Waitz l. c. p. 42 bemerkt, aber es ist deshalb noch kein Grund vorhanden, sie in Zweifel zu ziehen. Eine lebhafte Verbindung fand fortwährend zwischen den Gothen am Hämus, bei denen Ulfila Bischof war, und den Gothen des Frithigern Statt. Beide gehörten bereits dem Arianismus an. Um Aufnahme im römischen Reiche zu erlangen, konnte sich Frithigern keines bessern Vermittlers bedienen, als des Ulfila, der in Konstantinopel und am kaiserlichen Hofe so wohl bekannt war. — Ammianus führt XXXI, 2 einen Christiani ritus presbyter an, ohne seinen Namen zu nennen, den Frithigern später, als er sich mit den Römern schon überworfen hatte, an den Kaiser Valens mit dem Ultimatum der gothischen Forderungen und Beschwerden sandte. Die Bezeichnung conscius arcanorum et fidus paßt sehr gut auf Ulfila.

von Gothen zum Christenthum Statt, das nun als römische Staatsreligion zu den Neubekehrten in demselben äußerlichen Verhältnisse stand, wie das war, welches schon früher Frithigerns und anderer bedeutender Männer Bekehrung veranlaßt hatte. Daß aber nicht alle über die Donau gelangten Gothen dieser Hauptbedingung für ihre Aufnahme in das Reich auch nur äußerlich nachkamen, erklärt sich leicht aus dem Drang der Situation.[18])

Unter den Neubekehrten konnte im Allgemeinen von jener innern Umwandlung nicht die Rede sein, welche das Christenthum in seiner früheren Entwickelung auf gothischem Boden erzeugt hatte, so lange es nur aus wahrem Herzensbedürfniß und im Gegensatz zu dem ganzen übrigen Volksleben, sogar mit freiwilliger Ergebung in Schmach und blutige Verfolgung, Eingang gefunden hatte. Die Neubekehrten blieben Heiden in ihren Lebensgewohnheiten und wahrscheinlich auch in dem Aeußerlichen ihrer religiösen Vorstellungen, eben so wie in der geistigen Basis ihres religiösen Gefühls und ihrer ethischen Begriffe. Von dem heiligen Nicetas konnte mit Recht gesagt werden, da ßer zwar vom Blute nach, aber nicht in Sitten und Charakter ein Gothe gewesen sei, weil sich in seinem äußeren und inneren Leben die reichen Früchte einer wirklich christlichen Gesinnung so auffällig zeigten; aber diese Neubekehrten blieben wahrhafte Gothen nicht blos dem Blute nach, sondern auch in Sitten und Charakter. So läßt sich auch kein größerer Gegensatz

18) Daß sich so manche hervorragende Gothen, die 376 über die Donau kamen, von der Hauptbedingung für ihre Aufnahme, dem Uebertritt zum Christenthum, zu dispensiren wußten und sogar noch später unter der Regierung des glaubenseifrigen Theodosius ihrem Heidenthum treu blieben, lehrt das Beispiel des Fravitta. Er bekleidete, obgleich ein Heide, sogar das Consulat im Jahre 401. Von Eunapius wird er als Heide mit Lob überschüttet. Als heidnischer Romantiker leitet Eunapius die bewährte Ehrenhaftigkeit und Treue des Mannes von seiner Treue gegen die väterlichen Götter ab. Eunap. Exc. de Leg. 7. ed. Bonn II, 53. Unmittelbar nach seinem Lobe folgt freilich eine Erzählung, die dasselbe, wenigstens in unparteiischen Augen, zu Nichte macht. Eriulf, ein Landsmann des Fravitta und wie er Feldherr eines gothischen Streithaufens im kaiserlischen Dienste, aber ein Christ, galt in den Augen des Fravitta als ein geheimer und sehr gefährlicher Feind des Kaisers oder seines eigenen Einflusses am kaiserlichen Hofe. Da er den mächtigen Feldherrn nicht anders unschädlich zu machen wußte, so ermordete er den Arglosen an der kaiserlichen Tafel.

denken, als das, was uns von der Art des heiligen Saba überliefert ist, verglichen mit den Früchten, die die äußere Bekehrung jetzt trug. Dort die gefühlige Weichheit und Demuth im Verkehr mit den Menschen und im Verhältniß zu Gott, wie sie das Christenthum dieser Zeit, so lange es lebendig war, hervorrufen mußte, die Mäßigung in Worten und Werken, der Abscheu vor der wilden und selbstsüchtigen Bethätigung der Manneskraft, die freiwillige Verzichtung auf die Schätze und Genüsse des äußeren Lebens, die sich bis zu asketischer Strenge steigerte; hier dem Namen nach christliche Schaaren, welche wenige Tage, nachdem sie das Versprechen christlichen Erbarmens und christlicher Liebe abgelegt hatten, gegen ihre bisherigen Beschützer die Waffen erhoben und die Süddonauländer bis an die Grenze des alten Griechenlandes hin in einer Weise verheerten, wie es niemals heidnische Barbaren gethan hatten. Und doch nannten sie sich nach wie vor zum größten Theile Christen. Ja, als die erste ursprünglich noch dem Heidenthum angehörige Generation in's Grab gesunken war, und nun ein schon der Abstammung nach christliches Geschlecht an ihre Stelle trat, blieb die Kluft zwischen den Forderungen des Christenthums und seinen Lebensgewohnheiten und sittlichen Anschauungen dieselbe. Alarich, der Bedeutendste unter dieser zweiten Generation, hielt sich selbst für einen guten Christen. Er hatte auch nach dem Sinne der Zeit wenigstens eine der dazu erforderlichen Seiten in hinreichender Fülle entwickelt, den negativen Fanatismus gegen das Heidenthum, wie sein großer Raubzug in Griechenland, der den Resten des dortigen Heidenthums, seinen Tempeln und Bildwerken so verhängnißvoll wurde, beurkundete. Dabei fehlte es ihm nicht an Achtung vor christlichen Kirchen und Priestern und den äußeren kirchlichen Institutionen, was sogar der bedeutendste Vertreter des damaligen Christenthums, der heilige Augustin, rühmend anerkannte. Aber alles dies reichte doch nur so weit, als nicht die Hauptleidenschaften eines noch ungebrochenen heidnischen Geistes, ein krankhaft reizbarer Hochmuth auf seine äußere Kraft und Selbstständigkeit und eine ungemessene Habsucht, damit in Conflict kamen. Wo dies geschah, mußten alle jene christlichen Anwandlungen unfehlbar unterliegen. Sie konnten deshalb auch nur da am besten zur Geltung gelangen, wo sie mit jenen naturwüchsigen Trieben zufällig Hand in Hand zu gehen

von Gothen zum Christenthum Statt, das nun als römische Staatsreligion zu den Neubekehrten in demselben äußerlichen Verhältnisse stand, wie das war, welches schon früher Frithigerns und anderer bedeutender Männer Bekehrung veranlaßt hatte. Daß aber nicht alle über die Donau gelangten Gothen dieser Hauptbedingung für ihre Aufnahme in das Reich auch nur äußerlich nachkamen, erklärt sich leicht aus dem Drang der Situation.[18])

Unter den Neubekehrten konnte im Allgemeinen von jener innern Umwandlung nicht die Rede sein, welche das Christenthum in seiner früheren Entwickelung auf gothischem Boden erzeugt hatte, so lange es nur aus wahrem Herzensbedürfniß und im Gegensatz zu dem ganzen übrigen Volksleben, sogar mit freiwilliger Ergebung in Schmach und blutige Verfolgung, Eingang gefunden hatte. Die Neubekehrten blieben Heiden in ihren Lebensgewohnheiten und wahrscheinlich auch in dem Aeußerlichen ihrer religiösen Vorstellungen, eben so wie in der geistigen Basis ihres religiösen Gefühls und ihrer ethischen Begriffe. Von dem heiligen Nicetas konnte mit Recht gesagt werden, daß er zwar vom Blute nach, aber nicht in Sitten und Charakter ein Gothe gewesen sei, weil sich in seinem äußeren und inneren Leben die reichen Früchte einer wirklich christlichen Gesinnung so auffällig zeigten; aber diese Neubekehrten blieben wahrhafte Gothen nicht blos dem Blute nach, sondern auch in Sitten und Charakter. So läßt sich auch kein größerer Gegensatz

---

18) Daß sich so manche hervorragende Gothen, die 376 über die Donau kamen, von der Hauptbedingung für ihre Aufnahme, dem Uebertritt zum Christenthum, zu dispensiren wußten und sogar noch später unter der Regierung des glaubenseifrigen Theodosius ihrem Heidenthum treu blieben, lehrt das Beispiel des Fravitta. Er bekleidete, obgleich ein Heide, sogar das Consulat im Jahre 401. Von Eunapius wird er als Heide mit Lob überschüttet. Als heidnischer Romantiker leitet Eunapius die bewährte Ehrenhaftigkeit und Treue des Mannes von seiner Treue gegen die väterlichen Götter ab. Eunap. Exc. de Leg. 7. ed. Bonn II, 53. Unmittelbar nach seinem Lobe folgt freilich eine Erzählung, die dasselbe, wenigstens in unparteiischen Augen, zu Nichte macht. Eriulf, ein Landsmann des Fravitta und wie er Feldherr eines gothischen Streithaufens im kaiserlischen Dienste, aber ein Christ, galt in den Augen des Fravitta als ein geheimer und sehr gefährlicher Feind des Kaisers oder seines eigenen Einflusses am kaiserlichen Hofe. Da er den mächtigen Feldherrn nicht anders unschädlich zu machen wußte, so ermordete er den Arglosen an der kaiserlichen Tafel.

denken, als das, was uns von der Art des heiligen Saba überliefert ist, verglichen mit den Früchten, die die äußere Bekehrung jetzt trug. Dort die gefühlige Weichheit und Demuth im Verkehr mit den Menschen und im Verhältniß zu Gott, wie sie das Christenthum dieser Zeit, so lange es lebendig war, hervorrufen mußte, die Mäßigung in Worten und Werken, der Abscheu vor der wilden und selbstsüchtigen Bethätigung der Manneskraft, die freiwillige Verzichtung auf die Schätze und Genüsse des äußeren Lebens, die sich bis zu asketischer Strenge steigerte; hier dem Namen nach christliche Schaaren, welche wenige Tage, nachdem sie das Versprechen christlichen Erbarmens und christlicher Liebe abgelegt hatten, gegen ihre bisherigen Beschützer die Waffen erhoben und die Süddonauländer bis an die Grenze des alten Griechenlandes hin in einer Weise verheerten, wie es niemals heidnische Barbaren gethan hatten. Und doch nannten sie sich nach wie vor zum größten Theile Christen. Ja, als die erste ursprünglich noch dem Heidenthum angehörige Generation in's Grab gesunken war, und nun ein schon der Abstammung nach christliches Geschlecht an ihre Stelle trat, blieb die Kluft zwischen den Forderungen des Christenthums und seinen Lebensgewohnheiten und sittlichen Anschauungen dieselbe. Alarich, der Bedeutendste unter dieser zweiten Generation, hielt sich selbst für einen guten Christen. Er hatte auch nach dem Sinne der Zeit wenigstens eine der dazu erforderlichen Seiten in hinreichender Fülle entwickelt, den negativen Fanatismus gegen das Heidenthum, wie sein großer Raubzug in Griechenland, der den Resten des dortigen Heidenthums, seinen Tempeln und Bildwerken so verhängnißvoll wurde, beurkundete. Dabei fehlte es ihm nicht an Achtung vor christlichen Kirchen und Priestern und den äußeren kirchlichen Institutionen, was sogar der bedeutendste Vertreter des damaligen Christenthums, der heilige Augustin, rühmend anerkannte. Aber alles dies reichte doch nur so weit, als nicht die Hauptleidenschaften eines noch ungebrochenen heidnischen Geistes, ein krankhaft reizbarer Hochmuth auf seine äußere Kraft und Selbstständigkeit und eine ungemessene Habsucht, damit in Conflict kamen. Wo dies geschah, mußten alle jene christlichen Anwandlungen unfehlbar unterliegen. Sie konnten deshalb auch nur da am besten zur Geltung gelangen, wo sie mit jenen naturwüchsigen Trieben zufällig Hand in Hand zu gehen

von Gothen zum Christenthum Statt, das nun als römische Staatsreligion zu den Neubekehrten in demselben äußerlichen Verhältnisse stand, wie das war, welches schon früher Frithigerns und anderer bedeutender Männer Bekehrung veranlaßt hatte. Daß aber nicht alle über die Donau gelangten Gothen dieser Hauptbedingung für ihre Aufnahme in das Reich auch nur äußerlich nachkamen, erklärt sich leicht aus dem Drang der Situation.[18])

Unter den Neubekehrten konnte im Allgemeinen von jener innern Umwandlung nicht die Rede sein, welche das Christenthum in seiner früheren Entwickelung auf gothischem Boden erzeugt hatte, so lange es nur aus wahrem Herzensbedürfniß und im Gegensatz zu dem ganzen übrigen Volksleben, sogar mit freiwilliger Ergebung in Schmach und blutige Verfolgung, Eingang gefunden hatte. Die Neubekehrten blieben Heiden in ihren Lebensgewohnheiten und wahrscheinlich auch in dem Aeußerlichen ihrer religiösen Vorstellungen, eben so wie in der geistigen Basis ihres religiösen Gefühls und ihrer ethischen Begriffe. Von dem heiligen Nicetas konnte mit Recht gesagt werden, da ßer zwar vom Blute nach, aber nicht in Sitten und Charakter ein Gothe gewesen sei, weil sich in seinem äußeren und inneren Leben die reichen Früchte einer wirklich christlichen Gesinnung so auffällig zeigten; aber diese Neubekehrten blieben wahrhafte Gothen nicht blos dem Blute nach, sondern auch in Sitten und Charakter. So läßt sich auch kein größerer Gegensatz

---

18) Daß sich so manche hervorragende Gothen, die 376 über die Donau kamen, von der Hauptbedingung für ihre Aufnahme, dem Uebertritt zum Christenthum, zu dispensiren wußten und sogar noch später unter der Regierung des glaubenseifrigen Theodosius ihrem Heidenthum treu blieben, lehrt das Beispiel des Fravitta. Er bekleidete, obgleich ein Heide, sogar das Consulat im Jahre 401. Von Eunapius wird er als Heide mit Lob überschüttet. Als heidnischer Romantiker leitet Eunapius die bewährte Ehrenhaftigkeit und Treue des Mannes von seiner Treue gegen die väterlichen Götter ab. Eunap. Exc. de Leg. 7. ed. Bonn II, 53. Unmittelbar nach seinem Lobe folgt freilich eine Erzählung, die dasselbe, wenigstens in unparteiischen Augen, zu Nichte macht. Eriulf, ein Landsmann des Fravitta und wie er Feldherr eines gothischen Streithaufens im kaiserlischen Dienste, aber ein Christ, galt in den Augen des Fravitta als ein geheimer und sehr gefährlicher Feind des Kaisers oder seines eigenen Einflusses am kaiserlichen Hofe. Da er den mächtigen Feldherrn nicht anders unschädlich zu machen wußte, so ermordete er den Arglosen an der kaiserlichen Tafel.

denken, als das, was uns von der Art des heiligen Saba überliefert ist, verglichen mit den Früchten, die die äußere Bekehrung jetzt trug. Dort die gefühlige Weichheit und Demuth im Verkehr mit den Menschen und im Verhältniß zu Gott, wie sie das Christenthum dieser Zeit, so lange es lebendig war, hervorrufen mußte, die Mäßigung in Worten und Werken, der Abscheu vor der wilden und selbstsüchtigen Bethätigung der Manneskraft, die freiwillige Verzichtung auf die Schätze und Genüsse des äußeren Lebens, die sich bis zu asketischer Strenge steigerte; hier dem Namen nach christliche Schaaren, welche wenige Tage, nachdem sie das Versprechen christlichen Erbarmens und christlicher Liebe abgelegt hatten, gegen ihre bisherigen Beschützer die Waffen erhoben und die Süddonauländer bis an die Grenze des alten Griechenlandes hin in einer Weise verheerten, wie es niemals heidnische Barbaren gethan hatten. Und doch nannten sie sich nach wie vor zum größten Theile Christen. Ja, als die erste ursprünglich noch dem Heidenthum angehörige Generation in's Grab gesunken war, und nun ein schon der Abstammung nach christliches Geschlecht an ihre Stelle trat, blieb die Kluft zwischen den Forderungen des Christenthums und seinen Lebensgewohnheiten und sittlichen Anschauungen dieselbe. Alarich, der Bedeutendste unter dieser zweiten Generation, hielt sich selbst für einen guten Christen. Er hatte auch nach dem Sinne der Zeit wenigstens eine der dazu erforderlichen Seiten in hinreichender Fülle entwickelt, den negativen Fanatismus gegen das Heidenthum, wie sein großer Raubzug in Griechenland, der den Resten des dortigen Heidenthums, seinen Tempeln und Bildwerken so verhängnißvoll wurde, beurkundete. Dabei fehlte es ihm nicht an Achtung vor christlichen Kirchen und Priestern und den äußeren kirchlichen Institutionen, was sogar der bedeutendste Vertreter des damaligen Christenthums, der heilige Augustin, rühmend anerkannte. Aber alles dies reichte doch nur so weit, als nicht die Hauptleidenschaften eines noch ungebrochenen heidnischen Geistes, ein krankhaft reizbarer Hochmuth auf seine äußere Kraft und Selbstständigkeit und eine ungemessene Habsucht, damit in Conflict kamen. Wo dies geschah, mußten alle jene christlichen Anwandlungen unfehlbar unterliegen. Sie konnten deshalb auch nur da am besten zur Geltung gelangen, wo sie mit jenen naturwüchsigen Trieben zufällig Hand in Hand zu gehen

von Gothen zum Christenthum Statt, das nun als römische Staatsreligion zu den Neubekehrten in demselben äußerlichen Verhältnisse stand, wie das war, welches schon früher Frithigerns und anderer bedeutender Männer Bekehrung veranlaßt hatte. Daß aber nicht alle über die Donau gelangten Gothen dieser Hauptbedingung für ihre Aufnahme in das Reich auch nur äußerlich nachkamen, erklärt sich leicht aus dem Drang der Situation.[18])

Unter den Neubekehrten konnte im Allgemeinen von jener innern Umwandlung nicht die Rede sein, welche das Christenthum in seiner früheren Entwickelung auf gothischem Boden erzeugt hatte, so lange es nur aus wahrem Herzensbedürfniß und im Gegensatz zu dem ganzen übrigen Volksleben, sogar mit freiwilliger Ergebung in Schmach und blutige Verfolgung, Eingang gefunden hatte. Die Neubekehrten blieben Heiden in ihren Lebensgewohnheiten und wahrscheinlich auch in dem Aeußerlichen ihrer religiösen Vorstellungen, eben so wie in der geistigen Basis ihres religiösen Gefühls und ihrer ethischen Begriffe. Von dem heiligen Nicetas konnte mit Recht gesagt werden, da ßer zwar vom Blute nach, aber nicht in Sitten und Charakter ein Gothe gewesen sei, weil sich in seinem äußeren und inneren Leben die reichen Früchte einer wirklich christlichen Gesinnung so auffällig zeigten: aber diese Neubekehrten blieben wahrhafte Gothen nicht blos dem Blute nach, sondern auch in Sitten und Charakter. So läßt sich auch kein größerer Gegensatz

---

18) Daß sich so manche hervorragende Gothen, die 376 über die Donau kamen, von der Hauptbedingung für ihre Aufnahme, dem Uebertritt zum Christenthum, zu dispensiren wußten und sogar noch später unter der Regierung des glaubenseifrigen Theodosius ihrem Heidenthum treu blieben, lehrt das Beispiel des Fravitta. Er bekleidete, obgleich ein Heide, sogar das Consulat im Jahre 401. Von Eunapius wird er als Heide mit Lob überschüttet. Als heidnischer Romantiker leitet Eunapius die bewährte Ehrenhaftigkeit und Treue des Mannes von seiner Treue gegen die väterlichen Götter ab. Eunap. Exc. de Leg. 7. ed. Bonn II, 53. Unmittelbar nach seinem Lobe folgt freilich eine Erzählung, die dasselbe, wenigstens in unparteiischen Augen, zu Nichte macht. Eriulf, ein Landsmann des Fravitta und wie er Feldherr eines gothischen Streithaufens im kaiserlischen Dienste, aber ein Christ, galt in den Augen des Fravitta als ein geheimer und sehr gefährlicher Feind des Kaisers oder seines eigenen Einflusses am kaiserlichen Hofe. Da er den mächtigen Feldherrn nicht anders unschädlich zu machen wußte, so ermordete er den Arglosen an der kaiserlichen Tafel.

der Römer konnte nicht anders behauptet werden, als daß er die den Römern freundlichen Christen unschädlich zu machen suchte.

Athanarich beschränkte seinen Haß gegen das Christenthum zunächst auf dies eine, allerdings für ihn bedenklichste Moment. Er vermochte so wenig als irgend einer seiner heidnischen Landsleute und Zeitgenossen die unendlichen Veränderungen zu übersehen, welche durch die Herrschaft des Christenthums in dem ganzen Wesen seines eigenen Stammes und der übrigen deutschen Völker vorgehen sollten. Bei ihm und den anderen hervorragenden Vertretern des nationalen Heidenthums genügten schon die politischen Rücksichten, der Haß, welcher die Religion der nationalen Feinde unausbleiblich traf, vielleicht auch noch der instinktive Abscheu des Barbarenthums vor den einzelnen ihm so ganz unbegreiflichen Aeußerungen der christlichen Gesittigung, um die anfänglich lauen Verfolgungsmaßregeln gegen die gothischen Christen zu immer heftigeren Ausbrüchen des national-heidnischen Fanatismus, ja bis zu einem förmlichen Vertilgungskrieg gegen das einheimische Christenthum zu steigern. Einem solchen war weder die Zahl noch die Kraft der gothischen Christen gewachsen. Sie suchten daher auf römischem Gebiete Zuflucht, wo sich durch periodische Auswanderung nach und nach eine große Anzahl von ihnen ansiedelte.[11]

So lange sich das Christenthum auf gothischem Gebiete nur auf den Kreiß der ärmeren und meistens unfreien Bevölkerung beschränkte, ist, wie erwähnt, von dieser Verfolgungswuth des Hei-

---

seiner ungebrochenen Kraft und seines Glaubens nichts. Vielleicht könnte man etwas aus seinem Benehmen gegen den h. Saba und andere gothische Christen schließen, wo er Anfangs wenig Fanatismus zeigte; erst als das Christenthum immer größere Fortschritte machte und auch über den Kreiß der Armen und Knechte hinaus den Kern des Volkes zu ergreifen drohte, als sich zugleich die römische Politik desselben als eines Mittels zu ihren Zwecken bediente, griff er nach und nach zu strengeren und endlich zu brutalen und grausamen Maßregeln. Uebrigens leuchtet aus jeder Zeile der letzten Capitel der Acten des h. Saba hervor, wie die gothischen Christen in diesen Verfolgungen des Martyrium geradezu provocirten und wie sehr sie sich bemühten, auch hierin in die Fußtapfen der heiligen Blutzeugen früherer Jahrhunderte zu treten.

11) Die Epochen dieser Christenverfolgungen sind zum ersten Male genauer geschieden und bestimmt von Waitz, Ulf. p. 37 u. folg. wie schon oben bemerkt.

von Gothen zum Christenthum Statt, das nun als römische Staatsreligion zu den Neubekehrten in demselben äußerlichen Verhältnisse stand, wie das war, welches schon früher Frithigerns und anderer bedeutender Männer Bekehrung veranlaßt hatte. Daß aber nicht alle über die Donau gelangten Gothen dieser Hauptbedingung für ihre Aufnahme in das Reich auch nur äußerlich nachkamen, erklärt sich leicht aus dem Drang der Situation.[18])

Unter den Neubekehrten konnte im Allgemeinen von jener innern Umwandlung nicht die Rede sein, welche das Christenthum in seiner früheren Entwickelung auf gothischem Boden erzeugt hatte, so lange es nur aus wahrem Herzensbedürfniß und im Gegensatz zu dem ganzen übrigen Volksleben, sogar mit freiwilliger Ergebung in Schmach und blutige Verfolgung, Eingang gefunden hatte. Die Neubekehrten blieben Heiden in ihren Lebensgewohnheiten und wahrscheinlich auch in dem Aeußerlichen ihrer religiösen Vorstellungen, eben so wie in der geistigen Basis ihres religiösen Gefühls und ihrer ethischen Begriffe. Von dem heiligen Nicetas konnte mit Recht gesagt werden, da ßer zwar vom Blute nach, aber nicht in Sitten und Charakter ein Gothe gewesen sei, weil sich in seinem äußeren und inneren Leben die reichen Früchte einer wirklich christlichen Gesinnung so auffällig zeigten; aber diese Neubekehrten blieben wahrhafte Gothen nicht blos dem Blute nach, sondern auch in Sitten und Charakter. So läßt sich auch kein größerer Gegensatz

18) Daß sich so manche hervorragende Gothen, die 376 über die Donau kamen, von der Hauptbedingung für ihre Aufnahme, dem Uebertritt zum Christenthum, zu dispensiren wußten und sogar noch später unter der Regierung des glaubenseifrigen Theodosius ihrem Heidenthum treu blieben, lehrt das Beispiel des Fravitta. Er bekleidete, obgleich ein Heide, sogar das Consulat im Jahre 401. Von Eunapius wird er als Heide mit Lob überschüttet. Als heidnischer Romantiker leitet Eunapius die bewährte Ehrenhaftigkeit und Treue des Mannes von seiner Treue gegen die väterlichen Götter ab. Eunap. Exc. de Leg. 7. ed. Bonn II. 53. Unmittelbar nach seinem Lobe folgt freilich eine Erzählung, die dasselbe, wenigstens in unparteiischen Augen, zu Nichte macht. Eriulf, ein Landsmann des Fravitta und wie er Feldherr eines gothischen Streithaufens im kaiserlischen Dienste, aber ein Christ, galt in den Augen des Fravitta als ein geheimer und sehr gefährlicher Feind des Kaisers oder seines eigenen Einflusses am kaiserlichen Hofe. Da er den mächtigen Feldherrn nicht anders unschädlich zu machen wußte, so ermordete er den Arglosen an der kaiserlichen Tafel.

denken, als das, was uns von der Art des heiligen Saba überliefert ist, verglichen mit den Früchten, die die äußere Bekehrung jetzt trug. Dort die gefühlige Weichheit und Demuth im Verkehr mit den Menschen und im Verhältniß zu Gott, wie sie das Christenthum dieser Zeit, so lange es lebendig war, hervorrufen mußte, die Mäßigung in Worten und Werken, der Abscheu vor der wilden und selbstsüchtigen Bethätigung der Manneskraft, die freiwillige Verzichtung auf die Schätze und Genüsse des äußeren Lebens, die sich bis zu asketischer Strenge steigerte; hier dem Namen nach christliche Schaaren, welche wenige Tage, nachdem sie das Versprechen christlichen Erbarmens und christlicher Liebe abgelegt hatten, gegen ihre bisherigen Beschützer die Waffen erhoben und die Süddonauländer bis an die Grenze des alten Griechenlandes hin in einer Weise verheerten, wie es niemals heidnische Barbaren gethan hatten. Und doch nannten sie sich nach wie vor zum größten Theile Christen. Ja, als die erste ursprünglich noch dem Heidenthum angehörige Generation in's Grab gesunken war, und nun ein schon der Abstammung nach christliches Geschlecht an ihre Stelle trat, blieb die Kluft zwischen den Forderungen des Christenthums und seinen Lebensgewohnheiten und sittlichen Anschauungen dieselbe. Alarich, der Bedeutendste unter dieser zweiten Generation, hielt sich selbst für einen guten Christen. Er hatte auch nach dem Sinne der Zeit wenigstens eine der dazu erforderlichen Seiten in hinreichender Fülle entwickelt, den negativen Fanatismus gegen das Heidenthum, wie sein großer Raubzug in Griechenland, der den Resten des dortigen Heidenthums, seinen Tempeln und Bildwerken so verhängnißvoll wurde, beurkundete. Dabei fehlte es ihm nicht an Achtung vor christlichen Kirchen und Priestern und den äußeren kirchlichen Institutionen, was sogar der bedeutendste Vertreter des damaligen Christenthums, der heilige Augustin, rühmend anerkannte. Aber alles dies reichte doch nur so weit, als nicht die Hauptleidenschaften eines noch ungebrochenen heidnischen Geistes, ein krankhaft reizbarer Hochmuth auf seine äußere Kraft und Selbstständigkeit und eine ungemessene Habsucht, damit in Conflict kamen. Wo dies geschah, mußten alle jene christlichen Anwandlungen unfehlbar unterliegen. Sie konnten deshalb auch nur da am besten zur Geltung gelangen, wo sie mit jenen naturwüchsigen Trieben zufällig Hand in Hand zu gehen

vermochten, wie es bei dem erwähnten Vernichtungszug nach Griechenland der Fall war. Hier lockte die reiche Beute der noch ziemlich unberührten heidnischen Heiligthümer, und die Bethätigung des christlichen Eifers, die von Seite aller Christen des Lobes sicher sein konnte, auf gleiche Weise. — Wenn man aber als erstes ethisches Gebot des Christenthums überhaupt auch noch in der Auffassung dieser Zeit, selbst wo sie sich schon sehr zu einer Veräußerlichung der Ethik neigte, die innere Selbstüberwindung hinstellen mußte, so war bei diesen Neubekehrten weder guter Wille dazu noch auch nur überhaupt eine Ahnung davon zu entdecken, wie ihre ganze geschichtliche Thätigkeit beweist. So war diese Massenbekehrung zunächst in jeder Beziehung als erfolglos für die Sache des Christenthums anzusehen, und nicht einmal die äußeren politischen Ergebnisse, auf welche die römischen Staatsmänner sicher gerechnet, waren eingetreten, sondern eher in ihr gerades Gegentheil umgeschlagen. Die heidnischen Barbaren jenseits der Grenze sah man jetzt mit Schrecken im Schooße des römischen Reiches widerstandslos wüthen, ohne daß die friedlichen Einflüsse der römisch-christlichen Cultur irgend welchen Eindruck auf sie auszuüben vermochten.

Nichtsdestoweniger würde es doch unzureichend sein, wenn man dieser Bekehrung der Westgothen seit 376 überall bloße äußerliche Beweggründe des Nutzens und der Zweckmäßigkeit unterlegen wollte. Allerdings war ihnen nur die Wahl gegeben: entweder Christen zu werden oder in der gefährlichen Situation wie bisher zu versuchen, wie lange die Kraft des innerlich so zerspaltenen Volkes gegen den gemeinsamen Feind auszudauern vermochte. Wie der Erfolg zeigte, war dies nicht lange möglich, denn auch Athanarich und andere einzelne Führer, denen zuerst der Uebertritt auf das römische Gebiet nicht gestattet wurde, sahen sich später, als der große Aufstand der zur Ansiedelung bestimmten Gothen ausbrach und die römische Militäraufstellung längs der Donau, von vorn und vom Rücken bedroht, nicht mehr ausreichte, genöthigt auf eigene Hand den Uebergang über die Donau zu wagen.

Gerade so wie Frithigern in dem christlichen Gotte seines Schutzherrn, des Kaisers Valens, auch seinen hülfreichen Beistand gesehen hatte, sahen auch die noch als Heiden im Jahr 376 unter römische Oberhoheit tretenden Gothen in diesem Gotte naturgemäß

die höhere göttliche Macht, der sie eben so wie dem irdischen Kaiser huldigten. Mythe und Cultus ihrer nationalen Götter waren so enge mit den localen Beziehungen der Heimath verwachsen, daß sie schon an und für sich den größten Theil der ihnen noch gebliebenen Bedeutung im Geistesleben des Volks und in seinen äußeren Einrichtungen und Gewohnheiten verlieren mußten, sobald ihre Verehrer gezwungen wurden, die Heimath für immer zu verlassen. Dies erleichterte ihnen die Hingabe an ihren neuen obersten Schirmherrn um vieles, und sie vollzogen dieselbe ohne alle weitere Reflexion. So war der christliche Gott, der Landesgott des römischen Reiches, das sie als ihre letzte Zufluchtsstätte ansahen, auch ihr wahrer Landesgott geworden. Wenn man die Beziehungen des Einzelnen und der Gesammtheit zu dem neuen Glauben auf solche Weise faßte, so wurde die Substanz des heidnischen Wesens nicht im mindesten berührt, ohne daß deswegen die Bekehrung eine bewußte Heuchelei blos nach der überwiegenden Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit, die die Situation mit sich brachte, genannt werden dürfte, so sehr sie auch, von innerlich christlichem Standpunkte betrachtet, immer nur eine bloße Scheinbekehrung blieb.

Arianismus.

Die ersten Bekehrungen unter den Gothen waren vor sich gegangen, ehe der Gegensatz des Arianismus und des Katholicismus die christliche Welt in zwei sehr bald mit allen weltlichen Waffen sich bekämpfende Parteien zerspalten hatte. Die gothischen Christengemeinden blieben ihrem katholischen Glaubensbekenntniß auch nach der Trennung treu, so lange sie sich in der Mitte ihres Volkes hielten, und ihr geistiger Verkehr mit ihrem Mutterlande, dem eifrig katholischen Kappadocien, dauerte trotz aller politischen Verwickelungen und Feindschaften und der weiten Entfernung in großer Lebhaftigkeit fort. [19]) Erst durch die Verfolgungen, die von Athanarich ausgingen, kamen einzelne von den katholischen Flüchtlingen in nähere Berührung mit dem Arianismus, der damals in den Süddonauprovinzen, insbesondere in Konstantinopel selbst, seinen Centralpunkt schwunghafter Missionsthätigkeit hatte. Aber die Zurückgebliebenen blieben nach wie vor dem nicäischen Glaubensbekenntniß treu, und die gothischen Märtyrer in den Verfolgungen des heid-

---

19) s. oben Anm. 1.

vermochten, wie es bei dem erwähnten Vernichtungszug nach Griechenland der Fall war. Hier lockte die reiche Beute der noch ziemlich unberührten heidnischen Heiligthümer, und die Bethätigung des christlichen Eifers, die von Seite aller Christen des Lobes sicher sein konnte, auf gleiche Weise. — Wenn man aber als erstes ethisches Gebot des Christenthums überhaupt auch noch in der Auffassung dieser Zeit, selbst wo sie sich schon sehr zu einer Veräußerlichung der Ethik neigte, die innere Selbstüberwindung hinstellen mußte, so war bei diesen Neubekehrten weder guter Wille dazu noch auch nur überhaupt eine Ahnung davon zu entdecken, wie ihre ganze geschichtliche Thätigkeit beweist. So war diese Massenbekehrung zunächst in jeder Beziehung als erfolglos für die Sache des Christenthums anzusehen, und nicht einmal die äußeren politischen Ergebnisse, auf welche die römischen Staatsmänner sicher gerechnet, waren eingetreten, sondern eher in ihr gerades Gegentheil umgeschlagen. Die heidnischen Barbaren jenseits der Grenze sah man jetzt mit Schrecken im Schooße des römischen Reiches widerstandslos wüthen, ohne daß die friedlichen Einflüsse der römisch-christlichen Cultur irgend welchen Eindruck auf sie auszuüben vermochten.

Nichtsdestoweniger würde es doch unzureichend sein, wenn man dieser Bekehrung der Westgothen seit 376 überall bloße äußerliche Beweggründe des Nutzens und der Zweckmäßigkeit unterlegen wollte. Allerdings war ihnen nur die Wahl gegeben: entweder Christen zu werden oder in der gefährlichen Situation wie bisher zu versuchen, wie lange die Kraft des innerlich so zerspaltenen Volkes gegen den gemeinsamen Feind auszudauern vermochte. Wie der Erfolg zeigte, war dies nicht lange möglich, denn auch Athanarich und andere einzelne Führer, denen zuerst der Uebertritt auf das römische Gebiet nicht gestattet wurde, sahen sich später, als der große Aufstand der zur Ansiedelung bestimmten Gothen ausbrach und die römische Militäraufstellung längs der Donau, von vorn und vom Rücken bedroht, nicht mehr ausreichte, genöthigt auf eigene Hand den Uebergang über die Donau zu wagen.

Gerade so wie Frithigern in dem christlichen Gotte seines Schutzherrn, des Kaisers Valens, auch seinen hülfreichen Beistand gesehen hatte, sahen auch die noch als Heiden im Jahr 376 unter römische Oberhoheit tretenden Gothen in diesem Gotte naturgemäß

die höhere göttliche Macht, der sie eben so wie dem irdischen Kaiser huldigten. Mythe und Cultus ihrer nationalen Götter waren so enge mit den localen Beziehungen der Heimath verwachsen, daß sie schon an und für sich den größten Theil der ihnen noch gebliebenen Bedeutung im Geistesleben des Volks und in seinen äußeren Einrichtungen und Gewohnheiten verlieren mußten, sobald ihre Verehrer gezwungen wurden, die Heimath für immer zu verlassen. Dies erleichterte ihnen die Hingabe an ihren neuen obersten Schirmherrn um vieles, und sie vollzogen dieselbe ohne alle weitere Reflexion. So war der christliche Gott, der Landesgott des römischen Reiches, das sie als ihre letzte Zufluchtsstätte ansahen, auch ihr wahrer Landesgott geworden. Wenn man die Beziehungen des Einzelnen und der Gesammtheit zu dem neuen Glauben auf solche Weise faßte, so wurde die Substanz des heidnischen Wesens nicht im mindesten berührt, ohne daß deswegen die Bekehrung eine bewußte Heuchelei blos nach der überwiegenden Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit, die die Situation mit sich brachte, genannt werden dürfte, so sehr sie auch, von innerlich christlichem Standpunkte betrachtet, immer nur eine bloße Scheinbekehrung blieb.

Arianismus.

Die ersten Bekehrungen unter den Gothen waren vor sich gegangen, ehe der Gegensatz des Arianismus und des Katholicismus die christliche Welt in zwei sehr bald mit allen weltlichen Waffen sich bekämpfende Parteien zerspalten hatte. Die gothischen Christengemeinden blieben ihrem katholischen Glaubensbekenntniß auch nach der Trennung treu, so lange sie sich in der Mitte ihres Volkes hielten, und ihr geistiger Verkehr mit ihrem Mutterlande, dem eifrig katholischen Kappadocien, dauerte trotz aller politischen Verwickelungen und Feindschaften und der weiten Entfernung in großer Lebhaftigkeit fort.[19] Erst durch die Verfolgungen, die von Athanarich ausgingen, kamen einzelne von den katholischen Flüchtlingen in nähere Berührung mit dem Arianismus, der damals in den Süddonauprovinzen, insbesondere in Konstantinopel selbst, seinen Centralpunkt schwunghafter Missionsthätigkeit hatte. Aber die Zurückgebliebenen blieben nach wie vor dem nicäischen Glaubensbekenntniß treu, und die gothischen Märtyrer in den Verfolgungen des heid-

19) s. oben Anm. 1.

vorher durch die Politik ihrer Führer zu dem römischen Reich nicht in dem Maße feindlich verhalten hatten, wie Athanarich und die Seinen. Dieser machte gar keinen Versuch Aufnahme im römischen Reich zu erlangen, sondern zog es vor, sich sammt den flüchtigen Haufen der Ostgothen, welchen die Römer unter keiner Bedingung den Uebergang über die Donau verstatten wollten, in den Grenzgebirgen des heutigen Siebenbürgens gegen den Völkersturm aus Osten zu halten.

Uebergang der Gothen über die Donau.

Frithigern war Christ, und unter den Gothen, die er über die Donau führte, sind naturgemäß alle die Theile des Volkes zu suchen, welche mit ihm aus politischer Opposition gegen Athanarich zum Christenthum übergetreten waren. Aber selbst unter diesen Gothen war der Zahl nach das Heidenthum noch bei weitem überwiegend vertreten.[16]) Daß aber jetzt der Uebertritt zum Christen-

16) Selbst wenn Eunapius als eifriger heidnischer Romantiker und consequenter Verächter und Verläumder des Christenthums und der ihm damit identischen Politik des römischen Staates im 4. und 5. Jahrhundert und ihrer hervorragenden Vertreter hier wie gewöhnlich gefälscht hat, so bleibt doch das im Text Gesagte als sicherer Niederschlag seiner Notiz übrig: *φυλαὶ μὲν γὰρ τῶν πολεμίων* (Gothen) *τὴν ἀρχὴν διαβεβήκεσαν ἄπειροι καὶ πλείους ἐπιδιέβαινον οὐδενὸς κωλύοντος· ἀλλ' ἐν τοσούτοις κακοῖς κέρδος αὐτοῖς ἐδόκει γνήσιον τὸ δωροδοκεῖσθαι παρὰ τῶν πολεμίων· εἶχε δὲ ἑκάστη φυλὴ ἱερά τε οἴκοθεν τὰ πάτρια συνεφελκομένη, καὶ ἱερέας τούτων καὶ ἱερείας· ἀλλὰ στεγανή τις ἦν λίαν καὶ ἀδαμάντινος ἡ περὶ ταῦτα σιωπὴ καὶ τῶν ἀποῤῥήτων ἐχεμυθία, ἡ δὲ εἰς τὸ φανερὸν προσποίησις καὶ πλάσις εἰς τὴν τῶν πολεμίων ἀπάτην διηρτημένη· καί τινας ὡς ἐπισκόπους ἀστῶν ἐς τὸ θαυμαζόμενον σχῆμα καταστολίσαντες καὶ περικρύψαντες καὶ πολλῆς αὐτοῖς τῆς ἀλώπεκος ἐπιχέαντες εἰς τὸ μέσον προεφίεσαν πανταχοῦ τὸ ἀφύλακτον διὰ τῶν καταφρονουμένων ὅρκων παρ' ἐκείνοις, παρὰ δὲ τοῖς βασιλεῦσι σφόδρα φυλαττομένων, ὑποτρέχοντες καὶ κατασκευάζοντες· ἦν δὲ καὶ τῶν καλουμένων μοναχῶν παρ' αὐτοῖς γένος κατὰ μίμησιν τῶν παρὰ τοῖς πολεμίοις ἐπιτετηδευμένον, οὐδὲν ἐχούσης τῆς μιμήσεως πραγματῶδες καὶ δύσκολον, ἀλλὰ ἐξήρκει φαιὰ ἱμάτια σύρουσι καὶ χιτώνια, πονηροῖς τε εἶναι καὶ πιστεύεσθαι καὶ τοῦτο ὀξέως συνεῖδον οἱ βάρβαροι τὸ θαυμαζόμενον παρὰ Ῥωμαίοις ἐς παραγωγὴν ἐπιτηδεύσαντες· ἐπεὶ τά γε ἄλλα μετὰ βαθύτητος καὶ σκέπης ὅτι μάλιστα στεγανωτάτης τῶν ἀποῤῥήτων τὰ πάτρια ἱερὰ γεννικῶς τε καὶ ἀδόλως φυλάττοντες· οὕτω δὲ ἐχόντων τούτων, ὅμως ἐς τοσαύτην ἄνοιαν ἐφεπτώκεσαν ὥστε συμπεπεῖσθαι σαφῶς καὶ ἀμάχως τοὺς δοκοῦντας νοῦν ἔχειν, ὅτι Χριστιανοί τέ εἰσι καὶ πάσαις ταῖς τελεταῖς ἀνέχοντες.* Eunap. Hist. excerpt. de sent. c. 46. ed. Bonn. I, 82. Diese Notiz enthält, abgesehen von den hier vorzugsweise im Auge zu behaltenden Beziehungen, sehr viel Interessantes. So erinnern die angeblich verkleideten Bischofe der Gothen

thum von den Römern für alle zur Bedingung der Aufnahme gemacht wurde, läßt sich, selbst wenn es nicht durch gleichzeitige Quellen ausdrücklich bezeugt wäre, schon daraus abnehmen, daß nach einer glaubwürdigen Nachricht der gothische Bischof Ulfila, der bei einer der früheren Verfolgungen des Athanarich im Jahre 355 aus seiner Heimath vertrieben, und seitdem hauptsächlich unter den bereits am Hämus angesiedelten ebenfalls vertriebenen gothischen Christen thätig gewesen war, die Unterhandlungen der Gothen mit dem römischen Kaiser Valens leitete. Ein Bischof und ein glaubenseifriger Kaiser mußten selbstverständlich die Bekehrung als Hauptbedingung stellen, selbst wenn nicht dem letztern die triftigsten Gründe der Politik geboten hätten, seine neuen Unterthanen von ihren heidnischen Stammesgenossen durch das scheinbar wirksamste Mittel der Glaubensänderung noch vollständiger als bisher zu trennen.[17])

Aeußerer und innerer Modus ihrer Bekehrung.

So fand in den nächsten Jahren ein massenhafter Uebertritt

---

an die pilaeti, die Hüte tragenden gothischen Priester des Jornandes. Es ist übrigens nicht anzunehmen, daß die römischen Grenzbeamten, die die Ueberfahrt der Gothen leiteten, so ganz unerfahren in den Zuständen des gothischen Volkes gewesen seien, daß sie sich einen so handgreiflichen Betrug hätten gefallen lassen. Sie wußten ohne Zweifel, daß die Einwanderer wohl eine große Masse heidnischer Priester, aber nicht einen Bischof, geschweige denn gleich eine ganze Anzahl mit sich führen konnten. — Was die *μόναχοι* betrifft, so ist es am natürlichsten dabei an wirkliche christliche Mönche zu denken, denn sowohl das Eremitenthum wie das Mönchsleben hatte auf gothischem Boden, wie es scheint, sehr frühe Wurzel geschlagen. Der Beweis dafür liegt in den von Maßmann Skeireins p. 90 citirten Stellen des Epiphanius und Theodoret, gegen die kritisch nichts einzuwenden ist.

17) Allerdings giebt nur Sozomenus diese Notiz, wie Waitz l. c. p. 42 bemerkt, aber es ist deshalb noch kein Grund vorhanden, sie in Zweifel zu ziehen. Eine lebhafte Verbindung fand fortwährend zwischen den Gothen am Hämus, bei denen Ulfila Bischof war, und den Gothen des Frithigern Statt. Beide gehörten bereits dem Arianismus an. Um Aufnahme im römischen Reiche zu erlangen, konnte sich Frithigern keines bessern Vermittlers bedienen, als des Ulfila, der in Konstantinopel und am kaiserlichen Hofe so wohl bekannt war. — Ammianus führt XXXI, 2 einen Christiani ritus presbyter an, ohne seinen Namen zu nennen, den Frithigern später, als er sich mit den Römern schon überworfen hatte, an den Kaiser Valens mit dem Ultimatum der gothischen Forderungen und Beschwerden sandte. Die Bezeichnung conscius arcanorum et fidus paßt sehr gut auf Ulfila.

14*

nischen Athanarich starben als eifrige Katholiken, wie aus glaubwürdiger Ueberlieferung hervorgeht.[20])

Ulfila. Unter den Geflüchteten, die mit dem Arianismus Bekanntschaft machten, und ihn mit Eifer ergriffen, ist Ulfila der einflußreichste geworden.[21]) Er wurde zum Bischof der am Hämus angesiedelten

20) Daß die Verfolgungen durch Athanarich nur katholische Christen betrafen, wie ausdrücklich von Augustin und Hieronymus so wie durch die Acten des h. Saba und Nicetas bezeugt wird, läßt sich durch die allgemeine Angabe des Sokrates, der von Verfolgung arianischer Christen spricht, nicht widerlegen, wie schon Waitz p. 44 bemerkt.

21) Daß Ulfila ursprünglich dem katholischen Glaubensbekenntnisse angehörte, darf aus seiner Geburtszeit — etwa 319 - so wie aus seiner Abstammung von einer kappadocischen Christenfamilie geschlossen werden, deren Nachkommen, so lange sie auf gothischem Boden blieben, alle dem Katholicismus treu waren. Auch spricht dafür die einstimmige katholische Tradition. — Ulfila wurde 348 zum Bischof der Gothen geweiht; nach der Darstellung seiner von Waitz aufgefundenen Biographie (p. 37) scheint es sich auf den ersten Blick von selbst zu verstehen, daß er damals schon Arianer war. Waitz nimmt dies für sicher an, und beruft sich dabei auf Philostorgius, der es ausdrücklich sagt und Konstantinopel als den Ort der Weihe angiebt. Aber er nennt den damals regierenden Kaiser Konstantinus und den hauptsächlich bei der Weihe mitwirkenden Bischof Eusebius. Offenbar denkt er dabei an Konstantin den Großen und an Eusebius Pamphili oder Eusebius von Berytus. Im Jahr 348 — das Jahr selbst steht durch Aurentius fest — lebte aber weder Konstantin († 337), noch Eusebius Pamphili († 340) oder Eusebius von Berytus († 342) mehr. Wenn also Philostorgius hier irgend einer Quelle gefolgt ist und nicht, wie er es häufig thut, in seinem Parteieifer Facta geradezu erfunden hat, so war dieselbe jedenfalls eine sehr getrübte, vielleicht eine bloße arianische Tradition, der es darum zu thun war, den gefeierten Bekehrer der Gothen an gefeierte römische Namen anzuknüpfen. Somit ist die ganze Einkleidung der von Philostorgius gegebenen Notiz zu verwerfen und der Kern der Thatsache selbst wird dadurch ebenfalls sehr bedenklich. In keiner Weise läßt sich aus einer solchen Quelle allein die von Waitz aufgestellte Behauptung beweisen. Was Aurentius betrifft, so ist wohl zu beachten, daß in den erhaltenen Fragmenten nirgends die Rede ist von einer Bekehrung des Ulfila zum Arianismus. Und doch muß, wie schon bemerkt wurde, eine solche angenommen werden und es handelt sich nur darum zu bestimmen, in welcher Epoche seines Lebens sie geschehen sei. Wenn man jedoch die überall durchblickende panegyrische Tendenz in der Biographie des Aurentius erwägt, so möchte es sogar wahrscheinlich sein anzunehmen, daß er absichtlich den erst spät erfolgten Uebertritt seines Helden verschweigen wollte. Denn es scheinen schon sehr frühe die Motive zu diesem Schritte von katholischer Seite möglichst gehässig dargestellt worden zu sein.

Flüchtlinge gemacht, die wie es scheint sich zum großen Theil damals ohne Widerstand der durch den Kaiser Constantius, ihren Herrn und Beschützer, eifrig unterstützten Glaubensänderung fügten.[22])

Wie man aus Sokrates, Theodoret und Sozomenus ersieht, welche die katholische Tradition vertreten, knüpfte man an die Mitwirkung des Ulfila bei der Uebersiedelung des Frithigern und seiner Schaaren an und stellte die Sache so dar, als ob Ulfila, um seinen bedrängten Landsleuten Rettung zu verschaffen, dem glaubenseifrigen Valens ihre Bekehrung zum Arianismus versprochen habe und als Unterpfand dafür mit seinem eigenen Abfall vom Katholicismus vorangegangen sei (s. die hierauf bezüglichen Stellen bei Waitz l. c. im Anhang gesammelt). Ein directer Beweis ist gegen diese Tradition so wenig zu führen, wie für die von Waitz festgehaltene Ansicht, daß Ulfila wenigstens schon 348 Arianer gewesen sei, aber sie ist innerlich unwahrscheinlich und wird noch mehr bedenklich durch ihre nähere Ausführung, in der sich allerlei Halbwahres mit ganz Falschem mischt, wie Waitz nachgewiesen hat. So z. B. setzt sie die erste Verfolgung der gothischen Christen durch Athanarich in das Jahr 370 und verknüpft sie unmittelbar mit den Begebenheiten, die zur Uebersiedelung des Frithigern führten, während sie doch schon 15 Jahre vorher, 355, Statt fand. — Da sich nicht erweisen läßt, daß Ulfila schon 348 Arianer war, so ist es auch nicht bestimmt zu ermitteln, ob er während der sieben nächsten Jahre 348—55 als katholischer oder als arianischer Bischof im eigentlich gothischen Lande thätig war. Aurentius, der allein genauere Nachrichten über diese Lebensperiode des Ulfila aufbewahrt hat, setzt auch hier natürlicher Weise voraus, daß er für den Arianismus unter den Gothen gewirkt habe. Er wurde dann durch die Verfolgungen des Athanarich mit vielen seiner Landsleute zur Auswanderung bewogen und erscheint von nun an in den ihnen eingeräumten Wohnsitzen am Hämus als oberster geistlicher Hirte dieser Gothen, die wenigstens größtentheils unzweifelhaft dem Arianismus angehörten.

Schließlich bemerke ich noch zur Charakteristik der katholischen Tradition über Ulfila, daß er nach den Act. St. Nicet. an dem Concil zu Nicäa, 325, als Begleiter des rechtgläubigen gothischen Bischofs Theophilus Antheil genommen haben soll. Dies ist selbstverständlich eine bloße Erfindung, denn er war zu der angegebenen Zeit sechs Jahre alt. — Diese Notiz ist übrigens nicht, wie Waitz p. 37 Note 3 annimmt, aus einem Mißverständniß einer Stelle des Sokrates entstanden, sondern beruht auf selbstständiger Ueberlieferung, denn die ganze thatsächliche Grundlage der Acten des h. Nicetas ist viel älter als Sokrates, weil sie überall den Kaiser Valens als noch lebend voraussetzen. Es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß sie vor dem Jahre 375 aufgezeichnet wurden, denn es ist schwer zu glauben, daß sie nicht Gelegenheit genommen haben würden, die Bedrängnisse, in die Athanarich durch die Hunnen gerathen war, als Strafgericht für seine Frevel gegen die Christen darzustellen. —

22) Nur ein kleiner Theil von ihnen scheint dem Katholicismus treu geblieben zu sein; s. die nächste Anm.

nischen Athanarich starben als eifrige Katholiken, wie aus glaubwürdiger Ueberlieferung hervorgeht.[20])

Ulfila. Unter den Geflüchteten, die mit dem Arianismus Bekanntschaft machten, und ihn mit Eifer ergriffen, ist Ulfila der einflußreichste geworden.[21]) Er wurde zum Bischof der am Hämus angesiedelten

20) Daß die Verfolgungen durch Athanarich nur katholische Christen betrafen, wie ausdrücklich von Augustin und Hieronymus so wie durch die Acten des h. Saba und Nicetas bezeugt wird, läßt sich durch die allgemeine Angabe des Sokrates, der von Verfolgung arianischer Christen spricht, nicht widerlegen, wie schon Waitz p. 44 bemerkt.

21) Daß Ulfila ursprünglich dem katholischen Glaubensbekenntnisse angehörte, darf aus seiner Geburtszeit — etwa 319 - so wie aus seiner Abstammung von einer kappadocischen Christenfamilie geschlossen werden, deren Nachkommen, so lange sie auf gothischem Boden blieben, alle dem Katholicismus treu waren. Auch spricht dafür die einstimmige katholische Tradition. — Ulfila wurde 348 zum Bischof der Gothen geweiht; nach der Darstellung seiner von Waitz aufgefundenen Biographie (p. 37) scheint es sich auf den ersten Blick von selbst zu verstehen, daß er damals schon Arianer war. Waitz nimmt dies für sicher an, und beruft sich dabei auf Philostorgius, der es ausdrücklich sagt und Konstantinopel als den Ort der Weihe angiebt. Aber er nennt den damals regierenden Kaiser Konstantinus und den hauptsächlich bei der Weihe mitwirkenden Bischof Eusebius. Offenbar denkt er dabei an Konstantin den Großen und an Eusebius Pamphili oder Eusebius von Berytus. Im Jahr 348 — das Jahr selbst steht durch Aurentius fest — lebte aber weder Konstantin († 337), noch Eusebius Pamphili († 340) oder Eusebius von Berytus († 342) mehr. Wenn also Philostorgius hier irgend einer Quelle gefolgt ist und nicht, wie er es häufig thut, in seinem Parteieifer Facta geradezu erfunden hat, so war dieselbe jedenfalls eine sehr getrübte, vielleicht eine bloße arianische Tradition, der es darum zu thun war, den gefeierten Bekehrer der Gothen an gefeierte römische Namen anzuknüpfen. Somit ist die ganze Einkleidung der von Philostorgius gegebenen Notiz zu verwerfen und der Kern der Thatsache selbst wird dadurch ebenfalls sehr bedenklich. In keiner Weise läßt sich aus einer solchen Quelle allein die von Waitz aufgestellte Behauptung beweisen. Was Aurentius betrifft, so ist wohl zu beachten, daß in den erhaltenen Fragmenten nirgends die Rede ist von einer Bekehrung des Ulfila zum Arianismus. Und doch muß, wie schon bemerkt wurde, eine solche angenommen werden und es handelt sich nur darum zu bestimmen, in welcher Epoche seines Lebens sie geschehen sei. Wenn man jedoch die überall durchblickende panegyrische Tendenz in der Biographie des Aurentius erwägt, so möchte es sogar wahrscheinlich sein anzunehmen, daß er absichtlich den erst spät erfolgten Uebertritt seines Helden verschweigen wollte. Denn es scheinen schon sehr frühe die Motive zu diesem Schritte von katholischer Seite möglichst gehässig dargestellt worden zu sein.

die höhere göttliche Macht, der sie eben so wie dem irdischen Kaiser huldigten. Mythe und Cultus ihrer nationalen Götter waren so enge mit den localen Beziehungen der Heimath verwachsen, daß sie schon an und für sich den größten Theil der ihnen noch gebliebenen Bedeutung im Geistesleben des Volks und in seinen äußeren Einrichtungen und Gewohnheiten verlieren mußten, sobald ihre Verehrer gezwungen wurden, die Heimath für immer zu verlassen. Dies erleichterte ihnen die Hingabe an ihren neuen obersten Schirmherrn um vieles, und sie vollzogen dieselbe ohne alle weitere Reflexion. So war der christliche Gott, der Landesgott des römischen Reiches, das sie als ihre letzte Zufluchtsstätte ansahen, auch ihr wahrer Landesgott geworden. Wenn man die Beziehungen des Einzelnen und der Gesammtheit zu dem neuen Glauben auf solche Weise faßte, so wurde die Substanz des heidnischen Wesens nicht im mindesten berührt, ohne daß deswegen die Bekehrung eine bewußte Heuchelei blos nach der überwiegenden Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit, die die Situation mit sich brachte, genannt werden dürfte, so sehr sie auch, von innerlich christlichem Standpunkte betrachtet, immer nur eine bloße Scheinbekehrung blieb.

Arianismus.

Die ersten Bekehrungen unter den Gothen waren vor sich gegangen, ehe der Gegensatz des Arianismus und des Katholicismus die christliche Welt in zwei sehr bald mit allen weltlichen Waffen sich bekämpfende Parteien zerspalten hatte. Die gothischen Christengemeinden blieben ihrem katholischen Glaubensbekenntniß auch nach der Trennung treu, so lange sie sich in der Mitte ihres Volkes hielten, und ihr geistiger Verkehr mit ihrem Mutterlande, dem eifrig katholischen Kappadocien, dauerte trotz aller politischen Verwickelungen und Feindschaften und der weiten Entfernung in großer Lebhaftigkeit fort. [19]) Erst durch die Verfolgungen, die von Athanarich ausgingen, kamen einzelne von den katholischen Flüchtlingen in nähere Berührung mit dem Arianismus, der damals in den Süddonauprovinzen, insbesondere in Konstantinopel selbst, seinen Centralpunkt schwunghafter Missionsthätigkeit hatte. Aber die Zurückgebliebenen blieben nach wie vor dem nicäischen Glaubensbekenntniß treu, und die gothischen Märtyrer in den Verfolgungen des heid-

19) s. oben Anm. 1.

Auch Frithigern war ohne irgend ein Bedenken zum Arianismus übergetreten, weil er, dem es daran gelegen war, den möglichst engen Schutz des Gottes, dem sein Schutzherr diente, zu erlangen, naturgemäß auch die ganze concrete Fassung des neuen Glaubens, wie er sie bei Valens vorfand, sich zu eigen machen wollte. Offenbar legte er innerlich und auch für seine äußere Stellung mehr Gewicht darauf, daß er Arianer als daß er Christ war, ohne deswegen nothwendig in seiner eigenen und selbst der meisten christlichen Zeitgenossen Meinung, so weit sie das arianische Glaubensbekenntniß theilten, für einen schlechten Christen zu gelten.

Die im Jahr 376 übergesiedelten Schaaren wurden ebenfalls durch die Lage der Dinge dem Arianismus zugeführt, so weit sie noch dem Heidenthum angehörten, ohne daß sie eine Ahnung von den Gegensätzen, um die es sich hier handelte, haben konnten, und die wenigen katholischen Christen, die troß der öftern und immer heftigern Verfolgungen Athanarichs noch auf gothischem Boden zurückgeblieben waren, scheinen dem Beispiel ihrer geflohenen Brüder und ihrer heidnischen Stammesgenossen ebenfalls zum größeren Theil gefolgt zu sein. Denn von nun an galt das gothische Volk, so weit es überhaupt christlich war, für arianisch, und von einer wirklich in die Geschichte eingreifenden Trennung nach den Hauptglaubensbekenntnissen der römischen Welt geschieht weiter keine Erwähnung, wenn auch gleich einzelne noch dem Katholicismus treu blieben oder ihm später durch katholische Glaubenspredigt wieder gewonnen wurden.[23])

---

23) Theodoret V, 30 sagt von der Missionsthätigkeit des h. Chrysostemus unter arianischen Gothen in und um Konstantinopel πολλοὺς τῶν ἐξαπατημένων ἐζώγρει. Aus den Briefen des Chrysostomus geht seine lebhafte Verbindung mit verschiedenen gothischen Gemeinden hervor. Er sandte dorthin auf Bitten eines gothischen Königs, den er nicht nennt, einen von ihm geweihten Bischof, wie er schon früher den Wunila gesandt hatte; noch früher war dort Serapion Bischof gewesen (s. die Stellen gesammelt bei Maßmann Skeireins p. 90). Treue Katholiken waren ferner die gothischen Priester Sunnia und Fritila, die von dem h. Hieronymus Auskunft über gewisse Verschiedenheiten in den lateinischen und griechischen Psalmenübersetzungen verlangten, um zu wissen ubicunque inter Latinos Graecosque contentio est, quid magis Hebraeis conveniat — woraus, um es gelegentlich zu bemerken, da Maßmann aus unrichtigen Vordersätzen unrichtige Schlüsse zieht, deutlich hervorgeht, daß sie selbst

Es lag so dem Anschein nach ganz in der Wirksamkeit bloßer zufälliger Verhältnisse, daß die so zahlreichen deutschen Heiden bei ihrer Bekehrung dem Arianismus, und nicht dem katholischen Glaubensbekenntniß zugeführt wurden. Eine innere Wahlverwandtschaft hat wenigstens für das Bewußtsein der Uebertretenden dabei keinen Einfluß ausgeübt, obgleich man im Hinblick auf die weitere Geschichte des Christenthums unter diesen und den verwandten Stämmen daneben auch noch den instinktiven Zug innerer Momente wohl nicht wird verkennen dürfen.

Es ist schon oft bei der Erwägung dieser Erscheinung angeführt worden [24]), daß das arianische Glaubensbekenntniß in seiner einfachen Alterthümlichkeit, die die subtile Kategorie der Trinitätslehre nach katholischer Fassung nicht kannte, dem schlichten Geiste der Neubekehrten faßlicher vorkommen mußte, als das katholische Dogma. Wenn man moderne Anschauungs- und Gefühlsweise den Geistern jener Heiden substituiren will, so mag man hierin den eigentlichen Kern und Keim jener Wechselbeziehung zwischen dem Arianismus und den Gothen gefunden zu haben vermeinen. Doch für die eben aus dem Heidenthum tretenden Barbaren jener Zeit lag auch diese einfache Fassung noch so fern von allen ihren bisherigen religiösen Anschauungen und von den Anfängen des abstrac-

---

des Hebräischen unkundig waren. Außerdem hatten sie noch 146 Fragen aus den verschiedensten kirchlichen Gebieten formulirt, deren Beantwortung sie sich erbaten (cf. Hieron. Op. ed. Vallars. I. Ep. CV.). Vielleicht liegt hierin auch eine Andeutung, daß die katholisch gebliebenen Gothen — damals jedenfalls nur noch ein kleines Häuflein — sich nicht der Bibelübersetzung des Ketzers Ulfila bedienten, sondern durch diese beiden Priester eine rechtgläubige erhalten sollten. — Die katholischen Gothen sind für diese Zeit zumeist wohl in dem Hämus zu suchen. Es wären dann die Nachkommen der 355 ausgewanderten, die noch Jornandes Cap. 51 als Gothi minores wohl kennt. Er weiß sogar, daß Ulfila hier Bischof gewesen ist. Unter der Regierung des Valens scheint sich der größte Theil dieser Gothi minores sammt Ulfila und wohl hauptsächlich durch Ulfila dem Arianismus zugewandt zu haben. Als aber nach dem Jahre 378 der Katholicismus in Konstantinopel wieder siegte, boten sie ein ergiebiges Feld für die katholische Missionsthätigkeit, wie aus den oben angeführten Stellen des h. Chrysostomus hervorgeht. —

24) Ich verweise hier der Kürze halber auf Maßmann Skeir. p. 102, wo besonders auf Neanders und J. Grimms Ansichten über die Wahlverwandtschaft zwischen Arianismus und Germanenthum weiter fortgebaut wird.

Auch Frithigern war ohne irgend ein Bedenken zum Arianismus übergetreten, weil er, dem es daran gelegen war, den möglichst engen Schutz des Gottes, dem sein Schutzherr diente, zu erlangen, naturgemäß auch die ganze concrete Fassung des neuen Glaubens, wie er sie bei Valens vorfand, sich zu eigen machen wollte. Offenbar legte er innerlich und auch für seine äußere Stellung mehr Gewicht darauf, daß er Arianer als daß er Christ war, ohne deswegen nothwendig in seiner eigenen und selbst der meisten christlichen Zeitgenossen Meinung, so weit sie das arianische Glaubensbekenntniß theilten, für einen schlechten Christen zu gelten.

Die im Jahr 376 übergesiedelten Schaaren wurden ebenfalls durch die Lage der Dinge dem Arianismus zugeführt, so weit sie noch dem Heidenthum angehörten, ohne daß sie eine Ahnung von den Gegensätzen, um die es sich hier handelte, haben konnten, und die wenigen katholischen Christen, die trotz der öftern und immer heftigern Verfolgungen Athanarichs noch auf gothischem Boden zurückgeblieben waren, scheinen dem Beispiel ihrer geflohenen Brüder und ihrer heidnischen Stammesgenossen ebenfalls zum größeren Theil gefolgt zu sein. Denn von nun an galt das gothische Volk, so weit es überhaupt christlich war, für arianisch, und von einer wirklich in die Geschichte eingreifenden Trennung nach den Hauptglaubensbekenntnissen der römischen Welt geschieht weiter keine Erwähnung, wenn auch gleich einzelne noch dem Katholicismus treu blieben oder ihm später durch katholische Glaubensprediger wieder gewonnen wurden.[23])

---

23) Theodoret V, 30 sagt von der Missionsthätigkeit des h. Chrysostomus unter arianischen Gothen in und um Konstantinopel πολλοὺς τῶν ἐξαπατημένων ἐζώγρει. Aus den Briefen des Chrysostomus geht seine lebhafte Verbindung mit verschiedenen gothischen Gemeinden hervor. Er sandte dorthin auf Bitten eines gothischen Königs, den er nicht nennt, einen von ihm geweihten Bischof, wie er schon früher den Wunila gesandt hatte; noch früher war dort Serapion Bischof gewesen (s. die Stellen gesammelt bei Maßmann Skeireins p. 90). Treue Katholiken waren ferner die gothischen Priester Sunnia und Fritila, die von dem h. Hieronymus Auskunft über gewisse Verschiedenheiten in den lateinischen und griechischen Psalmenübersetzungen verlangten, um zu wissen ubicunque inter Latinos Graecosque contentio est, quid magis Hebraeis conveniat — woraus, um es gelegentlich zu bemerken, da Maßmann aus unrichtigen Vordersätzen unrichtige Schlüsse zieht, deutlich hervorgeht, daß sie selbst

Es lag so dem Anschein nach ganz in der Wirksamkeit bloßer zufälliger Verhältnisse, daß die so zahlreichen deutschen Heiden bei ihrer Bekehrung dem Arianismus, und nicht dem katholischen Glaubensbekenntniß zugeführt wurden. Eine innere Wahlverwandtschaft hat wenigstens für das Bewußtsein der Uebertretenden dabei keinen Einfluß ausgeübt, obgleich man im Hinblick auf die weitere Geschichte des Christenthums unter diesen und den verwandten Stämmen daneben auch noch den instinktiven Zug innerer Momente wohl nicht wird verkennen dürfen.

Es ist schon oft bei der Erwägung dieser Erscheinung angeführt worden [24]), daß das arianische Glaubensbekenntniß in seiner einfachen Alterthümlichkeit, die die subtile Kategorie der Trinitätslehre nach katholischer Fassung nicht kannte, dem schlichten Geiste der Neubekehrten faßlicher vorkommen mußte, als das katholische Dogma. Wenn man moderne Anschauungs- und Gefühlsweise den Geistern jener Heiden substituiren will, so mag man hierin den eigentlichen Kern und Keim jener Wechselbeziehung zwischen dem Arianismus und den Gothen gefunden zu haben vermeinen. Doch für die eben aus dem Heidenthum tretenden Barbaren jener Zeit lag auch diese einfache Fassung noch so fern von allen ihren bisherigen religiösen Anschauungen und von den Anfängen des abstrac-

---

des Hebräischen unkundig waren. Außerdem hatten sie noch 146 Fragen aus den verschiedensten kirchlichen Gebieten formulirt, deren Beantwortung sie sich erbaten (cf. Hieron. Op. ed. Vallars. I. Ep. CV.). Vielleicht liegt hierin auch eine Andeutung, daß die katholisch gebliebenen Gothen — damals jedenfalls nur noch ein kleines Häuflein — sich nicht der Bibelübersetzung des Ketzers Ulfila bedienten, sondern durch diese beiden Priester eine rechtgläubige erhalten sollten. — Die katholischen Gothen sind für diese Zeit zumeist wohl in dem Hämus zu suchen. Es wären dann die Nachkommen der 355 ausgewanderten, die noch Jornandes Cap. 51 als Gothi minores wohl kennt. Er weiß sogar, daß Ulfila hier Bischof gewesen ist. Unter der Regierung des Valens scheint sich der größte Theil dieser Gothi minores sammt Ulfila und wohl hauptsächlich durch Ulfila dem Arianismus zugewandt zu haben. Als aber nach dem Jahre 378 der Katholicismus in Konstantinopel wieder siegte, boten sie ein ergiebiges Feld für die katholische Missionsthätigkeit, wie aus den oben angeführten Stellen des h. Chrysostomus hervorgeht. —

24) Ich verweise hier der Kürze halber auf Maßmann Skeir. p. 102, wo besonders auf Neanders und J. Grimms Ansichten über die Wahlverwandtschaft zwischen Arianismus und Germanenthum weiter fortgebaut wird.

ten Denkens, die sie bisher gemacht hatten, daß der Unterschied zwischen einem mehr und einem minder verständlichen christlichen Dogma ganz dagegen verschwand. Höchstens mag man den Einfluß dieses Momentes, dessen allgemeinste Bedeutung für die geschichtliche Entwickelung des Arianismus hier natürlich nicht in Frage gestellt werden soll, bei denjenigen Gothen zugeben können, die früher dem katholischen Dogma anhingen und sich später durch den Einfluß des Ulfila dem Arianismus zuwandten. Alles, was wir von der Persönlichkeit des Ulfila selbst wissen, erregt die Vorstellung, daß seine Individualität gerade von der Seite der einfachen Verständlichkeit des Dogmas her so fest mit dem Arianismus verwachsen war, denn er zeigte sich in Allem, was er unternahm, nur als eine verständig-praktische Natur, die für das Ergreifen und Begreifen der tiefsinnigen Speculationen der katholischen Kirchendoctrin ganz und gar nicht organisirt gewesen zu sein scheint. Selbst wenn er, was ihm von katholischen Geschichtschreibern mit bitterstem Hasse vorgeworfen wird, von dem Katholicismus zum Arianismus übergegangen sein sollte, so liegt nicht der geringste Grund vor, selbstsüchtige oder äußerliche Beweggründe in diesem Schritte anzunehmen, sondern es genügt zu seiner Erklärung jene schon berührte Eigenthümlichkeit seiner Natur. Aber was in dieser Beziehung für Ulfila gilt, gilt außerdem nur noch für die durch christliche Vorbildung und Erziehung im weitesten Sinn des Wortes ungefähr auf eine gleiche Stufe religiöser Bildung und Begriffsfähigkeit gehobenen gothischen Christen der früheren Zeit, nicht für die späteren Massebekehrungen, aus denen doch recht eigentlich die Vorstellung von einer Identität der gothischen Nationalität und des arianischen Glaubensbekenntnisses emporwuchs.

Wahrscheinlich muß die eigenthümliche innere Zugänglichkeit der deutschen, zunächst der gothischen Heiden für den Arianismus in etwas ganz Anderem gesucht werden. Als sie im Jahr 376 auf römischen Boden übertraten und ihrem heimischen Glauben absagten, dominirte äußerlich zwar das arianische Glaubensbekenntniß in der Osthälfte des Reiches, allein die überwiegende Mehrzahl aller Einwohner gehörte doch der katholischen Kirche an. Der Arianismus verlor von da ab unter der römisch gebildeten Bevölkerung fortwährend an Terrain, so daß die Streiche, die unter Theodosius gegen ihn geführt wurden, in Wahrheit seine Vernich-

tung herbeiführten. Nur in versprengten Trümmern vermochte er, wie andere ketzerische Secten auch, in abgeschlossener Einsamkeit, unbemerklich, aber auch ungefährlich für die herrschende Kirche, sein Dasein zu fristen. Die Barbaren allein bildeten jetzt eine durch ihre Zahl und bald auch durch einen gewissen Glaubenseifer imponirende Masse von Arianern und nach kurzer Zeit konnte die nur auf die Abstammung gehende Bezeichnung von Römern und Barbaren zugleich auch auf religiösem Gebiet selbstverständlich für die Bezeichnung der Glaubensunterschiede dienen. Diese Barbaren hatten allerdings durch ihren Abfall von ihrer heimischen Religion den innersten Kern ihrer Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit aufgegeben, so viel sie auch aus dem Heidenthum in das Christenthum von heidnischen Vorstellungen und Lebenshaltung mit herüber retteten. Aber es muß als eine Art unbewußter Reaction des alten Selbstständigkeitstriebes, der sie einst zum Verzweifelungskampf gegen die römische Herrschaft getrieben hatte, angesehen werden, daß sie jetzt unter den Formen des fremden Glaubens diejenige hervorsuchten, die dem specifisch-römischen Geistesleben am wenigsten zusagte. Sie verlieh ihnen eine gewisse negative Abgeschlossenheit gegen das römische Wesen, die allerdings hauptsächlich dazu beigetragen hat, sie vor dem vollständigen Eingehen und Aufgehen in die römische Cultur zu bewahren, aber doch nicht im Stande gewesen ist, die destructiven Einflüsse derselben auf ihr Wesen aufzuhalten. Der Arianismus wurde zwar bei dem deutschen Naturell nie in dem Sinn national wie das Heidenthum, aber die Völker, die sich zu ihm bekannten, konnten überhaupt genau nur eben so viel von der alten Widerstandskraft gegen das römische Wesen retten, als der Arianismus diesem allmälig innerlich fremd geworden war.

Daß die mit den westgothischen Stämmen nach und nach auf römischen Boden übergetretenen Theile der anderen gothischen Völkerschaften wie diese selbst in verhältnißmäßig kurzer Zeit dem Christenthum gewonnen wurden und zwar dem Arianismus, war, nach der Voraussetzung, unter der die Bekehrung der Westgothen seit 376 Statt fand, sehr begreiflich. Auch hier wirkte so wenig oder noch weniger wie dort ein wirklicher äußerer Zwang, denn sie waren gerade in dem Moment auf das römische Gebiet übergetreten, das ihnen im Jahr 376 noch verschlossen geblieben war,

als die Macht der Römer nicht mehr hinreichte, ihre Grenze zu beschützen und den Fremden, die Aufnahme verlangten, Bedingungen vorzuschreiben. Unmittelbar vor und nach der Schlacht bei Adrianopel, die die deutschen Völkermassen auf mehrere Jahre hinaus zu unbestrittenen Gebietern der ganzen illyrischen Halbinsel machte, hatten sie sich selbst den Weg zu ihren Stammesgenossen gebahnt und dann deren Kriegsglück und Kriegsbeute getheilt. Auch sie scheinen gleich vom Anfang an, sobald sie den Fuß auf römischen Boden setzten, an eine dauernde Besitzergreifung des Landes gedacht zu haben, aber nicht in dem Sinne, wie sie bisher in den Kriegen der deutschen Völker mit den Römern jenen als letztes Ziel ihrer Siege vorzuschweben pflegte. Sie fügten sich also auch hierin dem Beispiel der schon vorangegangenen westgothischen Schaaren, denn diese verlangten, nachdem die erste Wuth der allgemeinen Erhebung gegen ihren vermeintlichen Beschützer, den Kaiser Valens und seine Beamten, durch wilde Verwüstungszüge über die ganze illyrische Halbinsel, aber auch durch die Unüberwindlichkeit von Konstantinopel, an dessen Besitz eine dauernde Beherrschung dieser Länder unwiderruflich geknüpft ist, etwas verraucht war, im Ganzen nur das Nämliche, was ihnen bei ihrer ersten Aufnahme in römisches Gebiet zugesagt worden, nur unter weniger drückenden Bedingungen als damals, wo sie sich um jeden Preis der allergrößten Gefahr vor den Hunnen zu entziehen versucht hatten. Daher gelang es dem Kaiser Theodosius auch ohne große Mühe mit den einzelnen Haufen Dienstverträge in bisheriger Weise abzuschließen, wodurch ihnen gegen Eintritt in das römische Heer oder auch gegen die Stellung von blos aus Volksgenossen zusammengesetzten Hülfstruppen Sold und Unterhalt während des activen Dienstes und zugleich für die Zukunft feste Landanweisungen versprochen wurden. Sie dachten also nicht, wie einst andere deutsche Stämme, wie etwas später Rhadagais und seine Schaaren oder Attila mit seinen aus deutschen und allen möglichen anderen Nationalitäten gemischten Völkermassen, an eine wirkliche Eroberung des römischen Reiches, an eine Vertilgung des römischen Namens. Sie wollten neben den Römern nur eine gesicherte und bevorrechtete Existenz, den Genuß der äußeren Culturmittel der römischen Bildung, aber ohne sie durch die Vertilgung der bisherigen Besitzer ausschließlich für sich beanspruchen zu wollen. Der hervorragendste

unter den späteren Führern der gothischen Völkertrümmer, Alarich, hatte während der Jahre 400 bis 410 mehr als ein Mal vollkommen freie Hand gehabt, um in der illyrischen Halbinsel, die dem östlichen-römischen Reich angehörte, oder in Italien, dem Hauptlande des Westreiches, ein selbstständiges deutsches Reich zu gründen und dabei die vorhandene römische oder griechisch-römische Bevölkerung ganz in derselben Weise zu behandeln, wie es etwa die Alamannen mit den noch übrigen Römern am Ober- und Mittelrhein thaten. Statt dessen ging er nie über die bisherige rechtliche Basis seiner Stellung zu den beiden Reichen, die verschiedenen Dienstverträge die mit ihm abgeschlossen waren, hinaus und leitete alle seine Forderungen nur aus diesen, keineswegs aus dem Recht der Eroberung ab.

Aber diese Deutschen waren eben so wenig gewillt sich wie ihre früher mit Gewalt auf römisches Gebiet verpflanzten zins- und kriegsdienstpflichtigen Landsleute, die von römischen Beamten administrirten Letici, behandeln zu lassen. Sie wollten ihre nationale Selbstständigkeit, wenn gleich unter der Oberhoheit der bestehenden Reichsverfassung und im friedlichen Anschluß an diese, auch auf römischem Boden fort erhalten, gerade so wie sie sich in die allgemeine Landes- oder Reichsreligion gefügt, aber doch eine Separatstellung zu ihr durch ihr instinktives Festhalten am Arianismus eingenommen hatten.

Schwieriger zu erklären ist es, wie der Arianismus oder überhaupt das Christenthum bei denjenigen gothischen Völkerschaften Eingang fand, die damals nicht in das römische Reich übertraten. Ein großer Theil der später als Ostgothen so berühmt gewordenen Schaaren [25]), die 376 ihre Aufnahme in das römische Reich nicht erwirken konnten, war endlich nothgedrungen unter die Oberhoheit der Hunnen gekommen, und ihre Fürsten standen in der ersten Reihe des reichen Kranzes germanischer Helden, der Attila umgab. Ebenso wurden die Gepiden jetzt mit wenigen Ausnahmen unterthänige Bundesgenossen der Hunnen und damit den hauptsächlichsten Einwirkungen, welche das Christenthum oder die römische

25) Gewiß sind unter dem Völkerconglomerat, das später als Ostgothen auftritt, auch andere als Greuthungische Bestandtheile, wie jetzt gewöhnlich nach dem Vorgang von Zeuß angenommen wird; s. unten Anm. 27.

Cultur möglicherweise auf sie ausüben konnte, wenigstens so lange als dieses Abhängigkeitsverhältniß dauerte, entrückt. Als Attila, gewissermaßen die letzte und großartigste Incarnation des Heidenthums und Barbarenthums, seinen Weltkampf gegen Rom und die christlich-römische Cultur begann, standen ihm alle diese Völker zur Seite und sie waren es, die in den catalaunischen Feldern die eigentliche Kraft seines Heeres bildeten, dessen Name schon jeden Christen und Römer zittern machte. Kaum aber war das hunnische Reich nach Attila's Tode zerfallen, und die deutschen Völker wieder ganz selbstständig, so waren auch sie schon Christen und zwar Arianer. Die Bekehrung kann hier nicht durch die politischen Beziehungen veranlaßt sein, welche die Ostgothen und Gepiden nach der Zersplitterung der Hunnen an das oströmische Reich knüpften, denn es wäre in diesem Fall undenkbar, daß sie jetzt in der zweiten Hälfte des 5ten Jahrhunderts dem Arianismus zugefallen wären, der schon lange nicht blos aus den höheren Regionen, sondern überhaupt aus der Bevölkerung jener Ostländer verschwunden war und anderen Ketzereien und anderen Glaubensfragen Platz gemacht hatte. Hätte die Staatsgewalt in Konstantinopel irgend wie Theil an der Bekehrung dieser deutschen Stämme gehabt, so würde sie es ohne Frage zu verhüten gewußt haben, daß nicht irgend ein versprengter Anhänger des geächteten Arianismus sich bei dem Bekehrungswerke dieser deutschen Völker betheiligte. Und selbst wenn der Arianismus damals noch durch irgend welche zufällige Fügung sich der Gelegenheit Proselyten zu machen zu bemächtigen im Stande gewesen wäre, so würde doch das katholische von so einflußreicher Seite unterstützte Bekehrungswerk viel größeren Umfang haben gewinnen müssen, während in der That die ganze Masse dieser christlichen Deutschen in dem Moment, wo sie überhaupt als Christen geschichtlich bekannt wurden, als eifrige Arianer auftrat und die Bekehrungsversuche des Katholicismus bei ihrem festgewurzelten Arianismus keinen Eingang zu finden vermochten.

Schon verhältnißmäßig sehr kurze Zeit nachdem die Auflösung der hunnischen Macht diese Völker als freie und christlich-arianische zurückgelassen hatte, war die Erinnerung an die näheren Umstände, die zu ihrer Bekehrung geführt hatten, so unsicher, daß Jornandes der doch für die spätere Geschichte der gothischen, besonders der ostgothischen Stämme aus den besten Quellen schöpfen konnte, aus

denen überhaupt zu schöpfen war, nichts weiter davon zu sagen wußte, als daß sie durch glaubenseifrige arianische Westgothen aus der Zahl derjenigen, die 376 unter Kaiser Valens zu dem Arianismus bekehrt wurden, dem Christenthum zugeführt worden seien.[26]) Diese Notiz verräth sich zwar auf den ersten Blick als eine bloße Conjectur, um den sonst unerklärlichen Vorgang doch zu erklären, wie sich dergleichen bei diesem Geschichtschreiber so oft findet. Nichtsdestoweniger mag sie mit der Wahrheit im Ganzen und Großen, nur nicht in den concreten Einzelheiten, zusammenstimmen, denn es fand nachweislich fortwährend eine enge Verbindung zwischen den verschiedenen Gruppen und Trümmern des großen gothischen Stammes statt, der durch die außerordentlichen Begebenheiten seit 376 ganz aus seiner Heimath gedrängt war. [27]) In den inneren Umwälzungen, die zuletzt alle in der Loslösung von dem heimathlichen Boden und der Nothwendigkeit neue Formen des Staates und der

---

26) Er benutzt hiefür offenbar wie gewöhnlich die historia tripartita, hat aber daneben noch selbstständige Quellen. Die merkwürdige Stelle lautet Cap. 25.: sic quoque Vesegothae a Valente — Ariani — effecti. De caetero tam Ostrogothis quam Gepidis parentibus suis per affectionis gratiam evangelizantes hujus perfidiae culturam edocentes omnem ubique linguae hujus nationem ad culturam hujus sectae invitavere. —

27) Zeuß p. 423 behauptet, die Ostgothen seien bis zu Attilas Tod im Osten der Karpathen, also im Ganzen in ihren alten Sitzen geblieben und erst nach dem Zerfall des hunnischen Reiches, wahrscheinlich um sich der gefährlichen Nachbarschaft der zurückgedrängten Hunnen zu entziehen, über die Karpathen und über die Donau gegangen, wo sie dann die Sitze eingenommen hätten, die sie bis zu ihrem Abzug nach Italien behaupteten. Aus der oben Anm. 15 bereits citirten Stelle des Ammian aber geht hervor, daß die alten Ostgothen oder richtiger die Greuthungen, d. h. das Volk des Ermanrich, noch einmal bei der Annäherung der Hunnen Widerstand zu leisten versuchten, aber wiederum vergeblich. Darauf hin löste sich das Volk auf. Die eine Hauptmasse ergab sich den Hunnen. Aus ihr stammen die gothischen Fürsten und Krieger, welche wir in der ersten Reihe des germanischen Hofadels erblicken, der den Thron des Mongolenchans umgab. Sie bilden zugleich den Kern der späteren sogenannten Ostgothen und über ihre Wohnsitze läßt sich nichts weiter bestimmen, als daß sie später, d. h. lange nach Attilas Tode, in Pannonien lagen. Aber es muß unentschieden bleiben, ob sie dieselben nach der Zurückstämmung der hunnischen Völkerfluth von Westen her occupirten oder, wie Zeuß annimmt, durch allmäliges Vorrücken von Osten her aus jenen hypothetischen Sitzen am Ostabhang der Karpathen. Die andere Hauptmasse der Greuthungen trat nach und nach auf römisches Gebiet über und verlor sich meist unter die Tervingen.

gesellschaftlichen Zustände nach den Bedürfnissen der neuen Situation zu finden ihren Ausgang haben, ist das früher innerlich schon so gelockerte Heidenthum zu Grabe gegangen, ohne daß in diesem Untergangs- und Bekehrungsproceß durch irgend eine geschichtliche Erinnerung eine Einsicht gewährt würde. Am merkwürdigsten ist es, daß diese Bekehrung schon während der hunnischen Herrschaft, wahrscheinlich schon ehe Attila die Alleinherrschaft usurpirte, begann, wo nur innere Veranlassungen, ein freier Entschluß derjenigen, die das Heidenthum verlassen wollten, und keineswegs irgend welche äußere Rücksichten das Christenthum empfehlen und ihm Raum unter diesen mit Rom damals in politischer Beziehung nicht verbundenen Völkern verschaffen konnten. Selbst die spätere deutsche Sage hat diese merkwürdige Erscheinung in ihrer Weise verewigt. Um den Heiden Attila schaaren sich noch in unseren Nibelungen nicht blos Heiden, sondern auch Christen, und zwar christliche deutsche Fürsten, unter denen dort freilich Theodorich, der historisch nicht in diese Situation hereingehört, der bedeutendste ist. Doch ist diese Abweichung im Vergleich zu der Treue, mit der das ganze Verhältniß der Erinnerung überliefert wurde, höchst gleichgültig zu nennen.

Deutsche Donauvölker.

Auf gleich unerklärliche Weise wurden die anderen deutschen Völkertrümmer, die nach und nach bis an die Donau vorgeschoben waren, und nach dem Untergang des Hunnenreiches auch die Donaugrenze dauernd überschritten, die sie vorher nur auf gelegentlichen Kriegszügen zu verletzen gewagt hatten, dem Christenthum in arianischer Fassung gewonnen. Der heilige Severin fand in der Mitte des fünften Jahrhunderts in den jetzigen österreichischen Landschaften längs des Donauufers von Passau bis Wien und weiter hinab neben den Resten der römischen Bevölkerung, die wie er selbst dem katholischen Glaubensbekenntniß zugethan waren, die deutschen Heruler, Rugier, Skiren und andere Volksabtheilungen zum großen Theil schon zum Christenthum bekehrt, aber alle ohne Ausnahme als Arianer. Die Heeresmassen des Odoaker, des ersten deutschen Herrn von Italien, der selbst diesen an die Donau gedrängten Deutschen angehörte, bestanden fast ausschließlich aus solchen arianischen Rugiern und den anderen genannten Völkern. Als Odoaker seit 476 in Italien den Versuch machte, ein deutsches Königthum zu gründen und sein Heer durch Land-

anweisungen dauernd daselbst anzusiedeln, blieb er und dasselbe fortwährend eifrig arianisch in Mitte der hier streng katholischen römischen Bevölkerung.

Vandalen und Sueven.

So wurden auch die nach Spanien eingedrungenen Vandalen und Sueven Arianer, nachdem sie noch bei ihrem ersten Einbruch in die westlichen Provinzen des römischen Reiches, in das mittlere und südliche Gallien, wenigstens zum aller größten Theil als fanatische Heiden aufgetreten waren und demgemäß besonders über die christlichen Kirchen und ihre Diener alle Gräuel der Verwüstung gebracht hatten. Auch bei ihnen war kein Raum für die still und langsam reifenden Früchte einer Missionsthätigkeit von Seiten der Römer, der Katholiken eben so wenig wie der im Nordwesten und äußersten Westen des römischen Reiches immer nur sehr schwach vertretenen Arianer. Auch hier müssen also ganz andere äußere Mittel der Bekehrung gewirkt haben als bei den früher bekehrten Gothen, und auch hier bleibt nichts übrig als eine Einwirkung nationaler, d. h. gothischer Missionäre anzunehmen. Sie ist um so auffallender, weil die Vandalen kurze Zeit nach ihrer Eroberung des nördlichen und mittleren Spaniens gerade an den Westgothen ihre Hauptfeinde fanden. Die letzteren hatten ausdrücklich als Preiß für die Landanweisungen im südlichen Gallien die Rückeroberung von Spanien für das römische Reich übernommen, und lösten diese Aufgabe auch wirklich in großem Umfange, so daß sich die Vandalen in den Süden des Landes gedrängt sahen, von wo aus sie kurz darauf den Uebergang nach der Provinz Afrika mehr weil sie sich in Spanien nicht halten konnten, als aus bloßer Wanderlust und ehrgeizigem Eroberungstrieb unternahmen.

Ueberall mag die Bekehrung hier wie einst bei den ersten massenhaften Bekehrungen der westlichen Gothenstämme von den hervorragenden Führern oder den eigentlichen Fürsten ausgegangen sein, die dann, wie einst Frithigern, die Menge nach sich zogen. Ohne daß das Glaubensbekenntniß des Einzelnen durch irgend welche äußere Zwangsmittel bestimmt werden konnte, wirkte doch ihr Beispiel, ihre Macht, ihr Reichthum und ihr Ruhm, der jetzt unter dem Schutze des christlichen Gottes sich eben so glänzend entfaltete wie früher unter dem Schutz der heimischen Götter, so sehr, daß unter den erwähnten Völkern das Heidenthum sehr bald bis auf ganz unscheinbare Spuren ausgetilgt ward, ebenso wie die

Neuntes Capitel.

Der Arianismus und die deutsche Nationalität in ihren Wechselwirkungen.

Der weitere Verlauf der Geschichte zeigte bald, daß der Arianismus auch auf diesem weitläufigen neueroberten Gebiete ebenso wenig zu gedeihen vermochte, wie auf dem Boden der antiken Culturwelt. Hier wie dort folgte auf einen glänzenden Beginn ein rascher Verfall und ein dürftiges Ende, das eine anfänglich so weitgreifende und imposante Erscheinung fast ohne alle nachwirkenden Resultate verschwinden ließ.

Unter den neubekehrten Barbaren kamen dem Arianismus alle äußeren Vortheile zu Statten, die sich eine jugendlich emporstrebende religiöse Gemeinschaft nur immer wünschen mag. Er war im vollen Sinne des Wortes die herrschende Kirche und es lag durchaus in seiner eigenen Kraft, die Consequenzen eines solchen Verhältnisses nach allen Seiten hin fruchtbar für sich selbst und für seine Anhänger zu entwickeln. Wenn ihm dies nicht gelingen wollte, so konnte hier nicht, wie es von seinen Vertheidigern im Umfang des römischen Reiches so häufig geschehen war, zu seiner Entschuldigung angeführt werden, daß er wesentlich an äußeren Hemmnissen, an der Feindseligkeit der Staatsgewalt und der Hierarchie zu Grunde gegangen sei.

Eine gerechtere Erwägung der Ursachen des raschen und durchgreifenden Verfalls des römischen Arianismus ergiebt freilich, daß er erst dann die volle Wucht dieser Feindseligkeiten empfand, als seine innerliche Lebenskraft von selbst fast erloschen war. Es gab eine Zeit, in der er sich wenigstens von Seite der Staatsgewalt auf alle

Weise begünstigt sah, wo es ihm vergönnt war, die hervorragendsten Vertreter der streng katholischen Ansicht zu mißhandeln und zu verfolgen, wo er durch alle möglichen erlaubten und unerlaubten Mittel sich in den Besitz der geistlichen Weltherrschaft setzen konnte, falls er innerlich dazu befähigt war. Selbst in dieser Periode, die mit wenigen Unterbrechungen von den letzten Lebensjahren des Kaisers Constantin I. bis zu dem Tode des oströmischen Kaisers Valens im Jahre 378, also etwa fünfzig Jahre währte, erlitt er auf allen Seiten herbe Niederlagen, die nur gelegentlich durch Gewaltmaßregeln gegen seine Feinde verdeckt, aber keineswegs in ihren nachtheiligen Folgen ausgeglichen werden konnten. Als ihm nach dem Tode des Kaisers Valens erst der Schutz der weltlichen Macht entzogen ward und diese dann allmälig entschieden für den Katholicismus Partei nahm, war er innerlich bereits so gebrochen, daß er keine der Rede werthen Widerstandsversuche zu machen wagte und bald nur in der Verborgenheit allein Sicherheit zu finden hoffen durfte. Unter solchen Umständen wurde es allerdings der weltlichen Macht im Dienste der katholischen Hierarchie leicht gemacht, ihn da, wo er sich noch offen herauswagte, durch den Arm des Gesetzes niederzuschlagen und im gewissen Sinne auszurotten. Allein es waren nur seine eigenen inneren Voraussetzungen, die ihm einen so jähen und schmählichen Untergang bereiteten, nimmermehr die Strenge der gegen ihn erlassenen Strafgesetze und die Verfolgungssucht der katholischen Bischöfe, welche dieselben auch da in Wirksamkeit zu setzen und zu erhalten wußte, wo sich etwa auf Seiten der weltlichen Behörden wenig guter Wille zu ihrer stricten Durchführung vorfand.

Wesen des Arianismus.

Der Arianismus war von Anfang an nicht das Ergebniß eines individuell angeregten und individuell sich gestaltenden Denkprocesses gewesen, wie so viele andere Häresieen, sondern im Wesentlichen nichts weiter als eine Reaction der älteren Einfachheit und Unentwickeltheit des christlichen Bewußtseins. Ohne die Fähigkeit und ohne den Willen etwas positiv Neues zu schaffen, begnügte er sich mit einer nothdürftig den wissenschaftlichen Forderungen der Zeit angepaßten Schematisirung der Hauptfrage, um die es sich in der damaligen christlichen Speculation handelte, der Trinitätslehre, gestützt auf die alten Grundlagen, die einst für die ganze Kirche allgemeingültig gewesen waren. Alle strebsamen Geister der

Neuntes Capitel.

Der Arianismus und die deutsche Nationalität in ihren Wechselwirkungen.

Der weitere Verlauf der Geschichte zeigte bald, daß der Arianismus auch auf diesem weitläufigen neueroberten Gebiete ebenso wenig zu gedeihen vermochte, wie auf dem Boden der antiken Culturwelt. Hier wie dort folgte auf einen glänzenden Beginn ein rascher Verfall und ein dürftiges Ende, das eine anfänglich so weitgreifende und imposante Erscheinung fast ohne alle nachwirkenden Resultate verschwinden ließ.

Unter den neubekehrten Barbaren kamen dem Arianismus alle äußeren Vortheile zu Statten, die sich eine jugendlich emporstrebende religiöse Gemeinschaft nur immer wünschen mag. Er war im vollen Sinne des Wortes die herrschende Kirche und es lag durchaus in seiner eigenen Kraft, die Consequenzen eines solchen Verhältnisses nach allen Seiten hin fruchtbar für sich selbst und für seine Anhänger zu entwickeln. Wenn ihm dies nicht gelingen wollte, so konnte hier nicht, wie es von seinen Vertheidigern im Umfang des römischen Reiches so häufig geschehen war, zu seiner Entschuldigung angeführt werden, daß er wesentlich an äußeren Hemmnissen, an der Feindseligkeit der Staatsgewalt und der Hierarchie zu Grunde gegangen sei.

Eine gerechtere Erwägung der Ursachen des raschen und durchgreifenden Verfalls des römischen Arianismus ergiebt freilich, daß er erst dann die volle Wucht dieser Feindseligkeiten empfand, als seine innerliche Lebenskraft von selbst fast erloschen war. Es gab eine Zeit, in der er sich wenigstens von Seite der Staatsgewalt auf alle

Weise begünstigt sah, wo es ihm vergönnt war, die hervorragendsten Vertreter der streng katholischen Ansicht zu mißhandeln und zu verfolgen, wo er durch alle möglichen erlaubten und unerlaubten Mittel sich in den Besitz der geistlichen Weltherrschaft setzen konnte, falls er innerlich dazu befähigt war. Selbst in dieser Periode, die mit wenigen Unterbrechungen von den letzten Lebensjahren des Kaisers Constantin I. bis zu dem Tode des oströmischen Kaisers Valens im Jahre 378, also etwa fünfzig Jahre währte, erlitt er auf allen Seiten herbe Niederlagen, die nur gelegentlich durch Gewaltmaßregeln gegen seine Feinde verdeckt, aber keineswegs in ihren nachtheiligen Folgen ausgeglichen werden konnten. Als ihm nach dem Tode des Kaisers Valens erst der Schutz der weltlichen Macht entzogen ward und diese dann allmälig entschieden für den Katholicismus Partei nahm, war er innerlich bereits so gebrochen, daß er keine der Rede werthen Widerstandsversuche zu machen wagte und bald nur in der Verborgenheit allein Sicherheit zu finden hoffen durfte. Unter solchen Umständen wurde es allerdings der weltlichen Macht im Dienste der katholischen Hierarchie leicht gemacht, ihn da, wo er sich noch offen herauswagte, durch den Arm des Gesetzes niederzuschlagen und im gewissen Sinne auszurotten. Allein es waren nur seine eigenen inneren Voraussetzungen, die ihm einen so jähen und schmählichen Untergang bereiteten, nimmermehr die Strenge der gegen ihn erlassenen Strafgesetze und die Verfolgungssucht der katholischen Bischöfe, welche dieselben auch da in Wirksamkeit zu setzen und zu erhalten wußte, wo sich etwa auf Seiten der weltlichen Behörden wenig guter Wille zu ihrer stricten Durchführung vorfand.

Wesen des Arianismus.

Der Arianismus war von Anfang an nicht das Ergebniß eines individuell angeregten und individuell sich gestaltenden Denkprocesses gewesen, wie so viele andere Häresieen, sondern im Wesentlichen nichts weiter als eine Reaction der älteren Einfachheit und Unentwickeltheit des christlichen Bewußtseins. Ohne die Fähigkeit und ohne den Willen etwas positiv Neues zu schaffen, begnügte er sich mit einer nothdürftig den wissenschaftlichen Forderungen der Zeit angepaßten Schematisirung der Hauptfrage, um die es sich in der damaligen christlichen Speculation handelte, der Trinitätslehre, gestützt auf die alten Grundlagen, die einst für die ganze Kirche allgemeingültig gewesen waren. Alle strebsamen Geister der

Zeit fühlten sich von dem Drang ergriffen, die unendliche Kluft zwischen dem jenseitigen Gott dem Vater in seiner schrankenlosen, aber auch fernen Majestät und dem diesseitigen Sohn Gottes für ihr Bewußtsein aufzuheben. Dies konnte nur so geschehen, daß Christus auf dieselbe Stufe derjenigen Eigenschaften gehoben wurde, die nach der Anschauung der Zeit die wesentlichen Grundpfeiler der Construction des Gottesbegriffes bildeten. Im Gegensatz dazu hielt der Arianismus an jener traditionellen Spaltung und Unterordnung des Sohnes fest, aber er machte sie zugleich auch für alle tieferen Geister und für den Instinkt der Massen unerträglich, weil er nach allen Seiten hin das früher von dem streng systematischen Denker nicht berührte Verhältniß systematisch zu fixiren sich genöthigt sah.

Da man von katholischer Seite in der Trinitätslehre mit Recht den Mittelpunkt der ganzen Zukunft des Christenthums und der Kirche erkannte, concentrirte sich hier sehr bald der Eifer des Kampfes, der die ganze antike Culturwelt so tief erschütterte. Darüber blieben andere Seiten des Arianismus fast unbeachtet, in denen er aus denselben Voraussetzungen heraus wie im Dogma gegen die gewaltige Geistesströmung jener Zeit anzukämpfen sich bemühte. So betrachtete er die bereits in allen wesentlichen Stücken vollendete hierarchische Zusammenschließung der Kirchenverfassung, und von seinem Standpunkt aus mit Recht, als eine bedenkliche Neuerung und setzte ihr die, allerdings im Einzelnen höchst ungenau, ja widerspruchsvoll formulirte Forderung entgegen, zurückzukehren zu der alten isolirten Stellung der Bischöfe und einzelnen Kirchen.

Der Arianismus war in einer Epoche der christlichen Geschichte aufgetreten, die durch einen außerordentlichen Aufschwung des kirchlichen Selbstgefühls bezeichnet ist. Der Riesenkampf gegen das antike Heidenthum war so eben siegreich beendet und die Aussicht in eine unendlich glanzvolle Zukunft hatte sich aufgethan, in welcher das Größte in erreichbare Nähe gerückt, in welcher die streitende Kirche schon hier in der That zu der über den ganzen Erdkreis triumphirenden werden zu können schien. Es war natürlich, daß der Arianismus, in seiner Eigenschaft als Vertreter der älteren Knappheit und Einfachheit des kirchlichen Bewußtseins und Wesens, zwar mit allen Kräften seine einmal eingenommene op-

positionelle Stellung zu behaupten versuchte; aber gegen die immer mächtiger hervortretenden Tendenzen der kirchlichen Entwickelung in Dogma und Verfassung, die sich beide so rasch als möglich durch die günstigen äußeren Bedingungen der Zeit auf ihrer einmal eingeschlagenen Bahn gefördert sahen, vermochte er sich nicht lange in seiner anfänglichen Abgeschlossenheit zu erhalten, wenn er nicht ganz überholt oder bei Seite geschleudert sein wollte. Er begann, ohne es Wort haben zu wollen, Concessionen zu machen, die ihn in seiner wesentlichsten Eigenthümlichkeit vernichteten, während sie ihm nur die bedenkliche und von allen Launen zufälliger Verhältnisse abhängige Unterstützung halbgeschulter und um so anmaßlicherer Köpfe, besonders aus den höheren Schichten der Laienwelt brachten. Die Vorkämpfer der arianischen Ansicht hatten weder Haltung noch Umsicht genug, um eine solche gefährliche Unterstützung entweder ganz zurückzuweisen oder vollständig zu beherrschen, und ehe sie es sich versehen, waren sie zum Spielball der Politik oder der Launen der Mächtigen dieser Welt geworden, während sich der Katholicismus in seinem schon so fest gegründeten Unabhängigkeitsbewußtsein auch im Laufe dieses Kampfes nur selten stören ließ.

Jede der zahlreichen Nüancen der arianischen Trinitätslehre, die unter dem Namen des Semiarianismus zusammengefaßt zu werden pflegen, bezeichnete eine neue Niederlage der Partei, eine neue Spaltung. Wenn er zuletzt so weit ging, daß ihn nur ein einziges kleines Jota von dem Nicäischen Glaubensbekenntniß trennte, wenn er die Wesensähnlichkeit des Sohnes anerkannte und nur die Wesensgleichheit bestritt, aber sich doch den Consequenzen der letzteren fügen wollte, so zeigte er, daß es ihm nur noch um den Schein eines ehrenvollen Rückzuges zu thun war. Aber die katholische Kirche war charakterfest und stolz genug, um ihm selbst dies nicht zu gönnen. Sie ertrug es, daß sich die weltliche Macht des so gefügigen Arianismus annahm: sie wußte, daß seine Existenz nur an die zufällige Existenz einzelner Persönlichkeiten gekettet war und daß, was die letzteren beseitigte, auch der totale Untergang des ersten sein werde, was dann auch bald genug sich als richtige Voraussetzung bestätigte. — Als sich der Arianismus in den letzten Jahrzehnten des vierten Jahrhunderts unter den deutschen Völkern zu verbreiten begann, war seine gei-

Geistes besser organisirten Zeit und Umgebung auf dem Boden des römischen Arianismus. Allein auch hier war ihre eigentliche Productivität bald erlahmt und als sie den deutschen Arianern überliefert wurde, fand sie kein Feld, aus dem sie neue Nahrung ziehen konnte. Man begnügte sich mit einer Recapitulation des überlieferten Gedankenganges, der halb durch Gründe des gesunden Menschenverstandes, halb durch Bezugnahme auf die historische Auffassung der hauptsächlichsten Unterscheidungslehren sich genugsam gegen die unendlich feinverflochtenen und tiefsinnig erfundenen Deductionen der katholischen Lehre gewahrt glaubte. Was dieser Polemik an Schärfe und Tiefe abging, ersetzte sie durch einen brutalen Fanatismus, der freilich zu seiner Entschuldigung sich auf den Vorgang der Katholiken berufen konnte. Die äußere Stellung des Arianismus gab ihm unter seinen neuen Bekennern alle Mittel reichlich an die Hand, mit dieser Art von Polemik seine Feinde nicht zu besiegen, aber doch niederzuschlagen, und die Gelegenheit wurde von ihm mit verhängnißvoller Maßlosigkeit benutzt. Es war ganz unmöglich, daß nicht die deutschen arianischen Bischöfe und Priester den unendlichen Abstand ihrer eigenen geistigen und wissenschaftlichen Hülfsmittel von denen, welche ihren katholischen Gegnern zu Gebote standen, wenigstens ahnten; aber es war auch ganz natürlich, daß sie, da ihnen einmal die Gunst der äußeren Gewaltmittel zur Seite stand, lieber sich mit diesen behalfen, als daß sie den Versuch gemacht hätten, durch geistige Arbeit jenen gewachsen zu werden und die geistigen Waffen ebenso erfolgreich als jene handhaben zu lernen. Gewiß darf man bei vielen von ihnen den guten Willen dazu voraussetzen, aber im Drang des Augenblickes und in der Masse der rohen Elemente, die so schnell sich in den Klerus der deutschen Arianer eingedrängt hatten, blieb derselbe ohne Früchte.

So vermochten sie ihren katholischen Gegnern niemals das Gefühl ihrer geistigen Superiorität zu entreißen, und was für die Arianer noch kränkender war, sie mußten sich selbst dazu bequemen, es in gewissem Sinne als begründet anzuerkennen. Sie konnten sich zwar dafür entschädigen, indem sie sich ihres weltlichen Uebergewichts ohne alle Schonung bedienten und die Katholiken in einer Weise mißhandelten, für welche die Arianer trotz ihres Geschreies über die Unduldsamkeit ihrer Gegner aus der bisherigen

Praxis keine Vorgänge anzuführen vermochten und die auch niemals von katholischer Seite in ihrem vollen Umfange nachgeahmt wurde, allein das stille und nachhaltige Bewußtsein innerer Sicherheit oder gar Ueberlegenheit, das einzige, welches den augenblicklichen Erfolgen einer Partei die Berechtigung eines welthistorischen Momentes giebt, ward ihnen dadurch nur immer unerreichbarer. Die katholische Kirche seufzte zwar unter den Verfolgungen der ketzerischen Bischöfe und Priester, doch das feste Vertrauen auf eine baldige und glänzende Erlösung von ihren Bedrängern, die gründliche Verachtung ihrer Unwissenheit, Rohheit und Unsittlichkeit — Eigenschaften, die in den Augen der Katholiken sich bald unzertrennlich mit dem Bilde dieser arianisch-deutschen Priesterschaft und allerdings nicht ohne hinreichende Veranlassung verbanden — ließ sie sich auch durch diese neuen Stürme so wenig rauben, wie durch die letzten Wuthausbrüche des sterbenden Heidenthums der Barbaren, das in Gestalten wie Rhadagais und Attila seine furchtbarste, aber auch letzte Incarnation gefunden hatte.

Die arianische Priesterschaft hatte sich durch ihre Appellation an die weltliche Gewalt nicht blos ein deutlich erkennbares Zeugniß ihrer eigenen geistigen und sittlichen Impotenz selbst ausgestellt, sondern sich damit auch in eine Bahn hineinreißen lassen, die für ihre eigene Zukunft innerhalb ihres national-abgeschlossenen Kreises nicht anders als höchst verhängnißvoll genannt werden kann. Es mag dahin gestellt bleiben, ob man in dieser Beziehung bedeutendes Gewicht darauf legen darf, daß sie, die, schon als sie zu jenen Gewaltmitteln griff, nur ein geringes Maß von geistiger und sittlicher Durchbildung zeigte, durch die immer rücksichtslosere Anwendung solcher Schutz- und Angriffswaffen selbst immer tiefer in die Verroherung hineingerieth. Wenn man die Stufe der geistigen und sittlichen Durchbildung erwägt, auf der ihre Landsleute, die demselben Glauben zugethan waren, standen, so konnte es scheinen, als wenn dieselben nicht befähigt und geneigt gewesen wären, in dieser Beziehung allzugroße Ansprüche an ihren Klerus zu machen. Jedenfalls aber gab er damit freilich, ohne es zu wissen und zu wollen, die weitere, innerliche Durchführung des Bekehrungswerkes auf, dessen roheste Grundlagen erst gelegt waren und kaum einigermaßen als befestigt gelten durften. Was die erste Generation der arianisch-deutschen Priesterschaft noch mit treuem und eifrigem Sinne erstrebt,

war für die folgenden Generationen im Ganzen innerlich unverständlich geworden, wenn auch Einzelne aus der Masse immerhin noch in dem alten Geiste fortzuwirken versuchten. Aus Lehrern und Erziehern der rohen Heiden zu christlicher Sittigung waren Beförderer und Aufstachler der brutalsten Eigenschaften innerlich zerfahrener und zügelloser Barbaren geworden, die man mit vollem Rechte weder Christen noch Heiden nennen konnte, und somit ein geradezu verwildernder und zerstörender Einfluß an die Stelle des besänftigenden und cultivirenden Elementes getreten, das den Inhalt der Mission dieses Klerus hätte bilden sollen und das in so prägnanten Zügen selbst in der damaligen Gestaltung des Christenthums, gleichviel ob arianischen oder katholischen Bekenntnisses, heraustrat.

Fühlbarer machte sich eine andere böse Folge. Die weltlichen Gewalthaber unter den arianischen Deutschen, die Könige und Vornehmen, kamen dem Verfolgungsgeist ihrer Kirche mehr als auf halbem Wege entgegen und überboten sich meist an Willfährigkeit, die grausamsten Maßregeln durch die Kraft ihres Armes ins Werk zu setzen. Es konnte scheinen, als wenn die arianische Kirche ganz unbedingt über denselben zu verfügen habe, allein bald zeigte es sich, daß die Ergebenheit der weltlichen Machthaber doch nur so weit ging, als es eine oft sehr kühle und nüchterne Berechnung äußerer Vortheile, der politischen Situation, der Habsucht und der Privatrache gestattete. Sobald diese Momente ihre Wirksamkeit verloren, erlosch auch jener entgegenkommende Eifer, auf den der arianische Klerus so fest bauen zu dürfen geglaubt hatte. Aber weil seine Situation ein für allemal nothwendig mit sich brachte, äußere Gewaltmaßregeln zu seinem Schutz gegen den Katholicismus anzuwenden, dem er mit allen anderen Waffen nicht gewachsen war, mußte er sich um jeden Preiß des Armes der weltlichen Macht auch dann zu versichern suchen, als diese zu einer anderen Behandlungsweise der Situation geneigt war. Eine drückende Abhängigkeit von dem guten Willen, ja von der Laune weltlicher Machthaber, in dem Maße drückender, als sie höher gestellt waren, folgte ganz von selbst daraus. In der arianisch-deutschen Priesterschaft war keine Spur von jenem auch in seiner Uebertreibung noch großartigen Selbstbewußtsein gegenüber der weltlichen Majestät zu entdecken, das durch die katholische Kirche dieser Zeit als

ein fast allgemeiner Charakterzug hindurchging. Sie wußte zu deutlich, daß sie nur durch die Gnade der irdischen Herrscher existirte und auch diese waren bei aller Rohheit doch keineswegs blind gegen diese Wahrheit, die so sehr ihrem Vortheil zu Hülfe zu kommen schien.

Die Epoche der lebhaftesten äußeren Kraftentwicklung des deutschen Arianismus, der Anfang und die Mitte des fünften Jahrhunderts, ist gleichzeitig mit dem fast gänzlichen Verschwinden des römischen Arianismus. Weniger der verbündete Einfluß der geistlichen und weltlichen Gewalt, als vielmehr die total veränderte Richtung der religiösen Interessen, ließen etwa seit der Mitte des fünften Jahrhunderts da, wo eine römische Bevölkerung ungemischt mit Barbaren sich erhalten hatte, nicht bloß die lebendige Bedeutung der Streitfrage, die einst die Welt aufs Tiefste zu erschüttern im Stande gewesen war, sondern auch fast die äußere Erinnerung daran ersterben. Es war dadurch dem deutschen Arianismus der an und für sich so naturgemäße Weg abgeschnitten, aus seiner verkommenen Isolirung heraus sich mit reicheren und tieferen Bildungselementen in Verbindung zu setzen, wie sie einst unstreitig der römische Arianismus verglichen mit den Zuständen, in die er sich durch wesentlich barbarische Elemente beschränkt sah, enthalten hatte. Nach den noch reicheren und tieferen Bildungselementen, nach dem wahrhaft lebendigen Entwicklungsproceß der katholischen Kirche hin war ohnehin jeder Weg versperrt und so die deutsche arianische Kirche und zunächst ihre eigentliche Vertretung, der einheimische Klerus, allein auf seine geistigen und sittlichen Hülfsquellen verwiesen, deren Aermlichkeit jedes Jahrzehent der folgenden Geschichte immer deutlicher offenbarte.

Es fehlte allerdings auch in den späteren Zeiten nie ganz an römischen Elementen unter dem deutschen arianischen Priesterstand, wie deren auch unter den Laien zu finden waren. Aber sie waren nicht geeignet, ihm Nutzen zu bringen, denn es kann als Regel angenommen werden, daß diejenigen, die aus den Reihen der Katholiken dem Arianismus gewonnen wurden, entweder in einer oder der andern Weise sich unter ihren Glaubensgenossen so schwer compromittirt hatten, daß sie nur durch einen Glaubenswechsel Rettung finden zu können hoffen durften, oder schwach und feige genug waren, um den vielfachen Verlockungen und Drohungen

Gehör zu geben, die die herrschende arianische Kirche anwandte. Ein freiwilliger Uebertritt aus innerer Ueberzeugung im wahren Sinne des Wortes, der allein eine erfolgreiche Acquisition genannt werden konnte, scheint außer allem Bereich der Möglichkeit gelegen zu haben. Dieser deutsche Arianismus war nicht befähigt, den Römern vergessen zu machen, daß sie nicht allein ihrem Glaubensbekenntniß, sondern auch ihrer nationalen Existenz zu entsagen hatten, wenn sie sich ihm hingeben wollten. Und wer es doch vermochte, war in keinem Fall geistig und sittlich geeignet, einen lebenskräftigen Keim innerlicher Wiedergenesung in die an Verflachung und Verroherung gleich sehr kränkelnde Gemeinschaft einzusenken, der er sich verbunden hatte.

Wenn man diese Verhältnisse erwägt, so wird sich nicht bestreiten lassen, daß das herbe Urtheil, welches von katholischer Seite ganz allgemein über die arianisch-deutsche Priesterschaft gefällt wurde, auf einer zwar strengen, aber unumstößlichen Kritik geschichtlicher Thatsachen beruhte. Es galt bei den Katholiken als Axiom, daß sie gänzlich unbefähigt sei, die innere Verchristlichung ihrer Volksgenossen zu Stande zu bringen. Der Grund dafür wurde ganz einfach bloß in dem Arianismus als solchem gesucht, denn man nahm sich nicht die Mühe, die besonderen Umstände in Rechnung zu ziehen, die auf diesem neuen Boden mit eigenthümlicher Schädlichkeit auf ihn eingewirkt hatten. Diese arianische Priesterschaft war und blieb durch ihre Theilnahmlosigkeit gegen die höchsten geistigen Interessen der Zeit, durch den Mangel an jenem Feuer einer sittlich-religiösen Begeisterung, das in der katholischen Kirche bald hier bald dort so mächtig hervorschlug, durch ihre verschrobene sociale Stellung, die ihr eine geistige und sittliche Unabhängigkeit von ihrer Umgebung so sehr erschwerte, unfähig, die große Aufgabe durchzuführen, welche von der ersten Generation der Bekehrer mit Eifer aufgenommen worden war, positiv christliche Momente in das Leben der Einzelnen ihrer Glaubensgenossen und in die Gesammtzustände ihrer Völker einzuführen, ja man darf wohl sagen, sie verlor allmälig die Fähigkeit diese Aufgabe zu begreifen.

Als der erste vorbereitende Schritt zu ihrer Lösung mußte es gelten, wenn die positiv heidnischen Erinnerungen und Anklänge, die unmittelbar auf die alte Religionsübung Bezug hatten, verschwanden, die

Opfer und Gebete zu den alten Göttern, die Feste und Gelage zu ihren Ehren, die unmittelbare Anwendung unverhüllt heidnischer Gebräuche in den verschiedenen Situationen des öffentlichen und Privatlebens. Dieser Schritt war fast überall bei den Neubekehrten gothischen und vandalischen Stammes rasch und durchgreifend geschehen, denn weder damals noch später hatte die christliche Geistlichkeit hier soviel mit den groben Auswüchsen heidnischer Reminiscenzen zu kämpfen, wie es anderwärts nöthig war. Allein mehr als der Eifer der Geistlichen scheint dafür die gänzliche Ablösung von den Traditionen des heimischen Bodens gewirkt zu haben, denn ohne eine feste Beziehung auf eine herkömmlich gegebene Localität war überhaupt der heidnische Glaube und Cultus nicht denkbar. Es konnte wohl geschehen, daß er sie in Folge äußerer geschichtlicher Ereignisse aufzugeben genöthigt war, aber dann mußte ihm auch wieder die Gelegenheit geboten werden, mit innerlicher Sammlung neue derartige Anknüpfungen zu finden. Aber bei allen den erwähnten deutschen Völkern war die Trennung von einer Heimath, in die sie sich vollständig eingelebt hatten, zugleich der Beginn ruheloser Irrfahrten, war der Moment, wo sie innerlich ihrem nationalen Glauben sich am meisten entfremdet fühlten, zusammengefallen mit dem, wo eine in vollster Kraftentwicklung befindliche Weltreligion, unterstützt durch alle möglichen äußeren Verhältnisse, sie in den Kreiß ihrer Einflüsse zog.

Longobarden.

Wo solche begünstigende Umstände fehlten, gelang es dem Arianismus durch seine eigene Kraft nicht, auch nur der grob heidnischen Elemente Herr zu werden. Die Longobarden, die zuletzt unter allen deutschen Stämmen sich in die antike Culturwelt eindrängten, waren dem Namen nach ein arianisch-christliches Volk. Allein die Masse offenkundig heidnischer Bestandtheile in ihnen war noch so groß und so wenig gebändigt, trotz des wahrscheinlich schon länger als ein Jahrhundert wirksamen Einflusses des Christenthums, daß sich die römische und katholische Bevölkerung Italiens durch sie nicht blos in ihrem katholischen, sondern überhaupt in ihrem christlichen Glauben ernstlich gefährdet sah. Das Heidenthum war hier noch so zähe, daß es sogar den Versuch wagte, sich an die Localitäten der neuen Heimath anzuknüpfen, daß in dem altchristlichen Italien wieder Berge und Haine als Wohnstätten den heidnisch-germanischen Göttern geweiht wur-

den. Erst als der Katholicismus auch auf dem so widerstrebenden Boden des longobardischen Volkes Wurzel faßte, gelang es diese nach allgemein christlichen Begriffen nicht zu duldenden Greuel zu beseitigen: dem Arianismus hatte entweder das Interesse oder die Kraft sie zu bekämpfen gemangelt.

Wenn es der arianischen Kirche nicht gelang, den Geboten der Sittlichkeit im christlich-kirchlichen Sinn bei dem Volke Geltung zu verschaffen, so konnte sie sich mit den Zuständen in der römisch-katholischen Welt gegen ihre katholischen Ankläger mit scheinbarem Rechte vertheidigen. Es darf ohne Frage zugegeben werden, daß im Durchschnitt hier eine Verwilderung um sich gegriffen hatte, die man einst nur im Bereich des Heidenthums möglich zu halten pflegte. Die römischen und barbarischen Zustände unterschieden sich in dieser Hinsicht höchstens in sofern, als dort die raffinirteste, hier die derbste Form der Sittenlosigkeit für gewöhnlich sich geltend machte, obgleich auch die Römer es gelegentlich in grober Zügellosigkeit den Barbaren und die Barbaren den Römern in dem Raffinement der Blasirtheit zuvorzuthun verstanden. Allein man darf nicht übersehen, daß sich die katholische Kirche dieses Schadens bewußt und daß sie gerade damals eine unvergleichliche Energie und einen rücksichtslosen Feuereifer zu seiner Austilgung zu entwickeln befähigt war. Im Bereich der arianischen Kirche finden sich keine Spuren einer solchen zündenden Kraft des schwungvollsten sittlichen Idealismus, wie er auf katholischem Gebiete bald hier bald dort Wunder innerer Erweckung und sittlicher Neubelebung vollbringend als ein sichtbarer Ausfluß des in der Kirche waltenden heiligen Geistes sich zu offenbaren pflegte. Mit vollem Rechte konnte sich die katholische Kirche zur Entkräftung jener scheinbar so begründeten Vorwürfe auf die noch immer lebendige Kraft zu der schwersten Askese und dem qualvollsten Martyrium berufen, die jede Epoche ihrer Geschichte neu bethätigte, und die Arianer dieser späteren Zeit waren, wenn sie ehrlich sein wollten, nicht im Stande, solchen Beispielen etwas Aehnliches aus der Gegenwart an die Seite zu setzen. Sie konnten sich höchstens mit Vorgängen aus einer schon weit entlegenen und innerlich ihnen total entfremdeten Vergangenheit, aus der kurzen Periode des jugendlichen Aufstrebens ihres Glaubensbekenntnisses in der römischen Welt und der ebenso kurzen Zeit der frischen Begeisterung in der ersten Generation der

deutschen Apostel des Arianismus behelfen, und auch diesen hatte zumeist die höchste Weihe des sittlich-religiösen Pathos gefehlt, welches auf katholischem Boden nicht bloß in der Vergangenheit, sondern auch in der unmittelbarsten Gegenwart zur Erscheinung zu kommen vermochte. —

Die geringste Anforderung, die von Seite der Sittlichkeit an den Arianismus gestellt werden konnte, war, daß er diejenigen Eigenschaften des Volkscharakters, die auch vom christlichen Standpunkt aus als löblich angesehen zu werden pflegten, wenigstens zu erhalten wissen werde, wenn er nun einmal nicht befähigt war, mehr zu thun, d. h. das Ausrottungsgeschäft bei andern, die vom christlichen Standpunkt aus verurtheilt werden mußten, energisch zu betreiben und christliche Tugenden im kirchlichen Sinne an die Stelle heidnischer Laster anzupflanzen.

Aber wer mit unbefangenem Auge die Gestaltung der öffentlichen und Privatzustände bei den arianischen Deutschen verfolgte, konnte bemerken, daß sich dieselben um so mehr verschlechterten, je länger sich diese Völker unter dem Einflusse der neuen Religion befanden. Für die katholischen Beobachter lag es zu nahe, aus dieser unleugbaren Thatsache einen Causelnexus herauszuconstruiren, der zuletzt auf den als unumstößliches Axiom angenommenen Satz hinauslief, daß jede Ketzerei als solche, insbesondere und vorzugsweise aber wieder der Arianismus als die gottloseste aller Ketzereien, zu dem unausbleiblichen sittlichen Ruin der damit behafteten Einzelnen und Völkerganzen führe, eine Ansicht, der eine gewisse Wahrheit für besonders bedingte geschichtliche Zustände und Zeiten nicht abgesprochen werden kann. Entkleidet man sie ihrer starren Formelhaftigkeit, so würde sich als ihr lebendiger Kern ergeben, daß dem Arianismus in der eigenthümlichen Gestaltung, die er unter den deutschen Völkern von Anfang an einnahm, eine principielle Unfähigkeit einwohnte, die Functionen eines ethischen Culturmomentes zu übernehmen, welche ihm doch durch geschichtliche Verhältnisse zugewiesen waren. Positiv entsittlichende Einflüsse aus seinen dogmatischen Grundlagen herauszudemonstriren, konnte nur dem fanatischen Hasse seiner katholischen Feinde möglich werden; doch kann es ihm als Verschuldung angerechnet werden, daß er den Gemüthern seiner Angehörigen, die durch den Bruch mit ihrem nationalen Heidenthum, mit allen Traditionen ihrer naiven Ver-

gangenheit und einer dadurch bedingten Zucht und Gesittung haltungslos und verwildert geworden waren, keinen Halt und keine Bezähmung zu bringen verstand und daß er sie eben, weil er ihnen keinen Ersatz für das Verlorene geben konnte, immer tiefer in die Verrohung und Entsittlichung versinken ließ.

Vandalen. Als die Vandalen im Jahre 439 Carthago, die Hauptstadt der zwischen wildem Sinnentaumel und excentrischer religiöser Schwärmerei hin und her wogenden Provinz Afrika eroberten, ließen sie es sich augenblicklich mit größter Energie angelegen sein, die ärgsten Auswüchse der dort schamlos wie in keiner anderen Weltstadt des römischen Reiches auftretenden Liederlichkeit durch strenge Polizeimaßregeln zu beschneiden. Es war nicht zu verwundern, daß dieselben an der raffinirten Schlauheit der einheimischen Bevölkerung zu Spotte wurden, aber der ehrliche Ernst, der sie eingab, bleibt nichts desto weniger ein schönes Zeugniß für das damalige vandalische Volk. Selbst katholische Stimmführer der Zeit erkannten an, daß die von den Römern so tief verachteten und kaum für vernunft- und gefühlbegabte Wesen gehaltenen Barbaren feiner fühlten, als ihre Verächter, und glaubten einräumen zu müssen, daß hier einmal eine Ausnahme von der sonst allgemein gültigen Regel zugegeben werden könne, daß hier durch das Verderbniß des Arianismus hindurch, dem die Vadalen damals bereits angehörten, der allgemein sittliche Gehalt des Christenthums seine segensreiche Kraft geltend gemacht habe.[2])

2) Salv. Mass. De Gub. D. VII. 23: et quae esse rogo Romano statui spes potest, quando castiores ac puriores barbari quam Romani sunt? Parum est quod dicimus: jam apud Gothos impudici non sunt nisi Romani, jam apud Vandalos nec Romani. Tantum apud illos profecit studium castimoniae, tantum severitas disciplinae, non solum quod ipsi casti sunt, sed ut rem dicamus novam, rem incredibilem, rem pene etiam inauditam, castos etiam Romanos esse fecerunt. Die erwähnten Maßregeln der weltlichen Gesetzgebung werden von dem katholischen Kirchenvater l. c. Cap. 22 aufgeführt — jusserunt siquidem et compulerunt omnes ad maritalem torum transire meretrices, scorta in connubia verterunt, addiderunt quoque ad libidinem comprimendam severas pudicitiae sanctiones decretorum gladio impudicitiam coercentes, ut puritatem scilicet utriusque sexus et domi connubii reservaret affectus et in publico metus legum. Indessen konnte sich eine solche strenge und kühle Selbstbeherrschung in einer Umgebung nicht halten, die Salvian kurz, aber prägnant folgendermaßen schildert (VII., 16.): Video enim quasi scaturientem vitiis civitatem

Hier tritt einmal der seltene, ja fast unerhörte Fall ein, wo katholische Stimmen dem Arianismus ein Verdienst nachrühmten, das eigentlich nicht auf seine Rechnung gesetzt werden darf. Denn dieser züchtige Geist, der die vandalische Gesetzgebung leitete, war noch ein Ueberrest aus der altheimischen Tradition der Sittigkeit des Familienlebens, die auf heidnischem Boden erwachsen, in allen Erzeugnissen des Volksgeistes, in Recht, Religion und Mythe sich einst so klar abgespiegelt hatte. Die Schaaren der deutschen Weltstürmer und Eroberer wußten zwar nicht anders, als daß Alles, was römischen Namen trug, die natürliche Beute ihrer Zerstörungslust und Genußsucht war, und mitten im Kampfes- und Siegestaumel, wenn sie noch dampfend vom Schweiß und Blut der Schlacht die Besiegten wehrlos in ihre Hand gegeben sahen, kannten sie auch in der That keine innere Mäßigung, die sie von den wildesten sinnlichen Genüssen zurückgehalten hätte. Aber trotz solcher verwildernder Einflüsse, denen auf die Dauer kein Volk gewachsen ist, waren doch einige Grundverhältnisse des Volkslebens noch von den Schranken jener älteren naiven Sittlichkeit umfangen und dazu gehörte alles, was die geschlechtlichen Beziehungen berührte. Noch dauerte ihre alte reine und züchtige Auffassung fort als Regel des öffentlichen und des Familienlebens, so sehr auch ihre Grundlagen durch den Verkehr mit der römischen Zügellosigkeit, die sich gerade auf diesem Gebiete bis zu dem Extrem wahnsinniger Frechheit verstieg, allmälig unterhöhlt werden mochten. Wo sich Deutsche in größeren Massen und dadurch schon in einer Art gegenseitiger, wenn auch ganz reflexionsloser Controlle zu Herren eines Stückes der römischen Welt aufwarfen, um es in dauerndem Besitz zu genießen und nicht bloß in dem Moment des Sieges auszubeuten, wußte sich anfänglich noch die Macht dieser Grundanschauungen geltend zu machen, und die Sieger konnten sich gelegentlich sogar noch so feinfühlig erweisen, um auch

---

(Carthago), video urbem omnium iniquitatum genere ferventem, plenam quidem turbis, sed magis turpitudinibus, plenam divitiis, sed magis vitiis, incendentes se invicem homines nequitia flagitiorum suorum, alios rapacitate, alios impuritate certantes, alios vino languidos, alios cruditate distentos, hos sertis redimitos, illos unguentis oblitos, cunctos vario luxus marcore perditos — non omnes quidem vinolentia temulentos, sed omnes tamen peccatis ebrios.

von den unterworfenen Römern wenigstens die Beobachtung der äußeren Formen der Zucht und Sitte zu fordern, die sie selbst noch beherrschten.

Es war noch gleichsam der letzte elegische Nachklang einer Periode naiver Unschuld und Kindlichkeit, der mit rührender Gewissenhaftigkeit gepflegt wurde, aber unter den Versuchungen der neuen Zustände in der neuen Heimath bald genug verschwinden sollte.

Ein halbes Jahrhundert später unterschieden sich die Vandalen nur darin von den Römern, daß sie in schrankenloser Hingabe an allen Sinnentaumel, den ihnen ihre üppige Wohnstätte bot, die brutalste Rohheit barbarischer Sinnlichkeit mit dem luxuriösen Raffinement der römischen Uebercultur zu vereinigen wußten. Jene einstmalige Zucht und Reinheit der Sitten hatte sich in das gerade Gegentheil verkehrt und das Familienleben dadurch zerrüttet und vergiftet. Es fehlte hier noch dazu der glänzende Firniß humaner Formen, der in der römischen Gesellschaft die Zerfressenheit dieser Zustände zwar nicht zu verdecken vermochte, aber doch nicht in ihrer ganzen Nacktheit das Auge beleidigen ließ.

Wie bei den Vandalen, so war es ähnlich auch anderwärts ergangen, wenn auch nirgends so prägnante Züge die spätere brutale und raffinirte Sittenlosigkeit von der früheren herkömmlichen Reinheit und Einfalt in einzelnen Zuständen des Volkslebens trennen. Die Masse der arianischen Deutschen in den römischen Provinzen glich bald sehr genau in allen wesentlichen Dingen jenen einzelnen deutschen Abenteurern einer früheren Zeit, die im römischen Hof-, Staats- und Kriegsdienst für gewöhnlich auf eine monströse Vereinigung aller römischen und barbarischen Nationallaster und auf eine ebenso monströse Entblößung von den beiderseitigen National-Tugenden ihr Glück und Emporkommen zu begründen pflegten. Auch die meisten von ihnen hatten den Namen katholischer und arianischer Christen getragen, ohne daß die neue Religion irgend einen inneren Einfluß auf die Substanz ihrer Charakter, auf die Motive ihrer Lebensthätigkeit ausübte.

Ueberall und in allen Beziehungen läßt sich dieselbe Erscheinung verfolgen. Ueberall waren die ersten Generationen der Bekehrten besser, als die folgenden, auf die die Einflüsse des Arianismus länger gewirkt hatten. Und wenn man es dem Arianismus nur

als Zeugniß seiner Unfruchtbarkeit und Dürre anrechnen wollte, daß er die Gemüther seiner Angehörigen nicht vor der Ansteckung durch den Schwarm der Hauptlaster der römischen Civilisation zu behüten verstand, so giebt es doch Fälle, in denen er direct entsittlichend wirkte.

Alarich.

Der westgothische Heerführer oder König Alarich, der wahre Gründer des späteren westgothischen Volkes, gehörte wie die meisten seiner Landsleute und Heeresgenossen dem arianischen Glaubensbekenntniß an. Nichts destoweniger gab er bei verschiedenen Gelegenheiten Proben eines duldsamen Sinnes, die auch auf Seite der Katholiken hohes Erstaunen erregten, aber freilich kein rechtes Verständniß und noch weniger Nachahmung fanden.[3] Als er im August des Jahres 410 die Stadt Rom mit stürmender Hand eroberte, wurde das Asylrecht der katholischen Kirchen im weitesten Umfang respectirt und sie selbst vor Brand und Plünderung bewahrt, die beide in den verschiedenen Theilen der Weltstadt zahlreiche Opfer forderten. Die Kirchen nahmen deshalb große Schaaren von Flüchtlingen aller Stände, Geschlechter und auch aller Religionen, die in Rom überhaupt nur eingebürgert waren, sammt ihren besten Habseligkeiten auf, und während die barbarischen Sieger wie hungrige Wölfe die Geflüchteten umkreißten, wagte doch keiner, weder ein Arianer noch ein Heide — denn auch Heiden

---

3) Am besten läßt sich aus Orosius VII., 39, so wie aus den oben citirten Stellen und aus der civitas Dei Augustins ersehen, wie sehr man auf Seite der Katholischen erstaunt und erfreut war über Alarichs Benehmen. Augustin sagt l. c. I. 1: testantur hoc martyrum loca et basilicae apostolorum quae in illa vastatione urbis ad se confugientes suos et alienos receperunt. Huc usque cruentus saeviebat inimicus: ibi accipiebat limitem trucidatoris furor; illo ducebantur a miserantibus hostibus, quibus etiam extra illa loca pepercerant, ne in eos incurrerent, qui similem misericordiam non habebant, qui tamen etiam ipsi alibi truces atque hostili more saevientes, posteaquam ad loca ista veniebant, ubi fuerat interdictum, quod alibi jure belli licuisset, tota feriendi refrenabatur immanitas et captivandi cupiditas frangebatur. Nach dieser Auffassung war es freilich mehr die schützende Kraft Gottes und seiner Heiligen, welche die Barbaren an den ihnen geweihten Orten mit Scheu erfüllte, und das freie persönliche Verdienst des Arianers Alarich, das aus dem ganzen Zusammenhang der Thatsachen so unzweifelhaft hervorgeht und von Orosius ausdrücklich anerkannt wird, tritt hier vor dem Wunder der Totalität des Ereignisses zurück.

waren nicht wenig zahlreich unter dem aus allen möglichen Bestandtheilen zusammengewürfelten Heere — die heiligen Schwellen zu überschreiten und den unerbittlichen Zorn des Feldherrn auf sich zu laden. Gewiß ein glänzendes Zeugniß für die Herrschergaben des Mannes, der zuerst unter allen Barbaren in die Welthauptstadt als Sieger eingezogen war, aber auch zugleich ein deutlicher Beweis, daß er ganz außerordentliches Gewicht gerade auf eine solche Bethätigung seiner schonenden Gesinnung gegen das römische Wesen legte, denn man kann sich die Schwierigkeit, siegestrunkene und rache- und beutelustige Barbaren und empörte Sklaven, die sich haufenweise den ersteren angeschlossen hatten, soweit zu bezähmen, nicht groß genug denken. Einer bloßen Berechnung des kühlen Verstandes wäre die dazu nöthige Kraftentfaltung unmöglich gewesen. Wenn Alarich nur, um die Römer nicht allzusehr zu kränken, gerade diejenigen Orte der Plünderung und Zerstörung hätte entziehen wollen, die zu beiden am meisten reizten, die mit der kostbarsten Beute an Menschen und Kleinodien angefüllten Kirchen, so würde ihm derselbe Verstand dagegen gesagt haben, daß es mehr als gefährlich sein würde, den wüthenden Strom aufhalten zu wollen. Aber als Ausdruck einer sittlichen Stimmung, eines ohne alle Reflexion gekommenen und ohne Reflexion wie eine pure Naturnothwendigkeit sich bethätigenden Gefühls, kannte dies großartig kühne Unterfangen solche Rücksichten nicht. Alarich empfand nur, daß der Glaube, dem er angehörte, der Gott, den er als seinen bekannte und der ihm Ruhm und Sieg verlieh, eine solche ehrfurchtsvolle Rücksicht auf die ihm und seinen Heiligen geweihten Stätten forderte, er fühlte noch nicht, was später jeder Arianer zuerst gefühlt haben würde, daß die Weihe der heiligen Stätten entkräftet wurde durch den Irrglauben und Aberglauben derer, die hier jetzt dem höchsten Gotte dienten und daß diese Stätten eben darum, weit entfernt auf Schonung Anspruch machen zu dürfen, besonders den Zorn des Bekenners der reineren Lehre herausforderten, weil sich von hier aus das Gift der Irrlehre am meisten verbreitete.

Es war ebenfalls eine ganz naive und aufrichtige Aeußerung derselben religiösen Feinfühligkeit — wenigstens nach damaligen Begriffen und besonders bei einem Barbaren darf man es wohl so nennen — wenn er ohne alle Rücksicht auf seinen weltlichen Vortheil

an den heiligen Festzeiten der christlichen Kirche eine Schlacht vermied, die günstig für ihn ausfallen mußte, nur daß in dem erwähnten Falle keine Beziehung auf den damals doch schon so schroffen Gegensatz zwischen Arianismus und Katholicismus sich findet.

Alarichs und seiner Gothen Verhalten erhält durch die Vergleichung späterer Vorgänge sein volles Relief. Einst hatte es scheinen können, als wenn die deutschen Arianer die römischen Katholiken durch das Beispiel von Mäßigung und Duldsamkeit in religiösen Dingen zu beschämen und vielleicht auch zu versöhnen gedächten. Aber wie einmal die Gesinnung der letzteren sich gestaltet hatte, war vorauszusehen, daß beides unmöglich sein mußte, denn der Begriff der ausschließlichen Berechtigung des römischen Wesens gegenüber allen anderen Lebensformen war in dem Geist der römischen Bevölkerung so fest gewurzelt, daß er durch alle Thatsachen der Geschichte nicht angetastet oder erschüttert werden konnte. Hie und da möchte man wohl versucht sein, wenigstens bei einigen gebildeten Stimmführern der Zeit eine etwas andere Anschauung vorauszusetzen. Das ganze damals Epoche machende Buch des Salvian von Marseille De gubernatione Dei scheint z. B. auf die Beweisführung hinauszulaufen, daß Gott den deutschen Eroberern die römische Welt preißgegeben habe, weil sie reiner, züchtiger und frömmer als die Römer und darum des Besitzes dieser Herrlichkeiten würdiger erfunden seien.[4]) Allein es waren nur einzelne Stimmen augenblicklicher Verzweifelung, die dergleichen zu sagen wagten. Sie verhallten unverstanden von den Massen, die nur das, was ohnehin schon in der geläufigen Vorstellung der Zeit lag, heraushörten. Es widerstrebte keineswegs dem unbeugsamen Glauben der römischen Cultur an sich selbst anzuerkennen, daß eine unendliche Last der Sündenschuld auf den Einzelnen und der Gesammtheit ruhe und daß auch die herbste Züchtigung, die Gott verhängen wollte, noch als eine gnädige Strafe anzusehen

---

4) Salv. VI., 23: miramur si ab hoste viribus vincimur, qui honestate superamur; miramur si bona nostra possident, qui mala nostra execrantur? Nec illos naturale robur corporum facit vincere nec nos naturae infirmitas vinci. Nemo sibi aliud persuadeat, nemo aliud arbitretur, sola nos morum nostrorum vitia vicerunt.

sei. Jetzt hatte er kraft seiner unendlichen Weisheit und Allmacht die verächtlichsten Werkzeuge, die ketzerischen oder heidnischen Barbaren dazu erwählt, aber diese selbst stiegen in der römischen Auffassung dadurch nicht höher, weil gerade sie es waren, denen er dies Amt übertragen hatte. Sie mußten es sich gefallen lassen, wie Pest, Hunger, Erdbeben und andere Schrecknisse der Natur, die Gottes Hand als Strafmittel gebrauchte, als rohe und willenlose Naturkräfte zu gelten, aber nicht bloß mit Entsetzen wie jene, sondern auch noch, weil sie Menschen waren, mit Haß und Verachtung betrachtet zu werden. Nie war aus den römischen Herzen der Glaube auszutilgen, daß einst eine Zeit kommen werde, in welcher das furchtbare Strafgericht aufhören, oder, was dasselbe war, in welcher die in den Elementen der Weltordnung begründete Ueberlegenheit der Römer über die Barbaren wieder im Glanz ihrer alten Sieghaftigkeit erstehen müsse. Ein solcher Glaube lag instinktiv oder klar formulirt selbst da zu Grunde, wo man in den Barbaren nicht bloße durch sich selbst ganz unberechtigte Strafwerkzeuge Gottes sah, sondern ihnen eine Art von selbstständiger sittlicher Berechtigung zu ihrem Sieg über das Römerthum zuerkannte.

Wenn sich das römische Bewußtsein in die einzelnen Bestandtheile, auf die es seine ausschließliche Berechtigung gründete, zergliederte, wenn es bei sich selbst über seine einzelnen vermeintlich ewigen unveräußerlichen Vorzüge vor den Barbaren reflectirte, so stand damals der Besitz des alleinseligmachenden Glaubens naturgemäß selbst bei denen oben an, die in den Verhältnissen des täglichen Lebens und innerhalb der römischen Umgebung innerlich und äußerlich sich wenig an religiösen Dingen betheiligten. Auch sie fühlten sich, wenn sie sich mit den Barbaren verglichen, von ungebrochenem Stolze gehoben, sobald sie an die Vergangenheit oder an die Zukunft dachten. In der Gegenwart forderte es Gottes unerforschlicher Wille, daß sich die römische Kirche hie und da unter die Herrschaft von Ketzern beugte, aber so wie sie früher in der vulgären Auffassung der Zeit den Sieg erst über heidnische, dann über ketzerische Herrscher davon getragen hatte, so war es ihr auch unzweifelhaft in der Zukunft bestimmt. Wenn die römische Kirche im engern Sinn überall da, wo sie durch äußere Verhältnisse nicht daran verhindert war, es nicht bloß als unzweifelhaftes Recht sondern auch als Pflicht ansah, daß die Ketzer durch weltliche Straf-

maßregeln geschreckt und wo möglich vertilgt wurden, so war es begreiflich, daß ihr für den Begriff der Duldung sowohl im negativen als im positiven Sinn alles Verständniß fehlte. Sie konnte und durfte sich auch nicht einmal zu einem bloßen Stillverhalten und Geschehenlassen bequemen, noch weniger war es ihr möglich, die individuelle Berechtigung eines fremden religiösen Standpunktes zu empfinden.

Wo sich die römische Kirche unter der Herrschaft von Arianern befand, mußte sie sich freilich überall der thatsächlichen Offensive begeben und eine äußerlich defensive Haltung einnehmen, allein ihre offensive Stimmung verlor sie darum nicht. Selbst den nicht sehr geschärften Augen der Barbaren hielt sie es nicht der Mühe werth zu verbergen oder konnte es in ihrem unbezähmbaren Stolz der Alleinberechtigung auf dem höchsten und wichtigsten Gebiete der ganzen menschlichen Existenz nicht verbergen, daß nur äußerer Zwang ihr einen Stillstand in ihren äußeren Kriegsoperationen abnöthigte, während alle anderen Kampfesmittel, namentlich die Polemik in Schrift und Wort, gewöhnlich mit derselben Rücksichtslosigkeit gegen die fremden Herrscher gebraucht wurden, wie sonst gegen die verschüchterten und von der weltlichen Macht gehetzten einheimischen Häretiker.

Unter solchen Verhältnissen hätte es einer fast undenkbaren Selbstüberwindung bedurft, wenn die arianischen Sieger in ihrer anfänglichen Schonung gegen die Gewissen ihrer katholischen Unterthanen hätten beharren sollen. Waren sie jetzt doch wo möglich noch stolzer geworden auf ihre Vorzüge vor dem feigen und entnervten Geschlecht der Römer, seitdem sie durch die zahllosen Berührungen, welche der Verkehr des täglichen Lebens nothwendig herbeiführte, sich mit eigenen Augen von der allseitigen Verkommenheit der besiegten Nation, in deren Mitte sie nun für immer wohnten, zu überzeugen Gelegenheit gefunden hatten. Sie hielten sich nicht bloß für muthiger und tapferer, sondern auch für sittlicher und frömmer, selbst dann noch, als schon der Einfluß der neuen Umgebung, die weichere Luft, die üppigere Erde und die heißere Sonne, die tausend und aber tausend Wege der Verführung zu feineren und gröberen Genüssen, zu dem Sinnentaumel, in welchem sich das Leben ringsum so keck und freudig bewegte, die Beispiele aller Laster gröberer und feinerer Art, die sich unter den Römern in

der Rechtseinheit mit den Westgothen entschieden, womit factisch die siegreiche Ueberlegenheit des römischen Wesens anerkannt war. Noch hundert Jahre waren dem westgothischen Staat zu existiren vergönnt, gestört durch vielfache Reactionen des alten national-abgeschlossenen Selbstbewußtseins, das sich durch die von Reccared vollzogene Verschmelzung mit den Römern aufs Tiefste gekränkt fühlte, so wenig es auch in sich Kraft hatte, die überlegenen Einflüsse der römischen Cultur abzuweisen, oder sie durch Aneignung und selbstthätiges Weiterschaffen zu überbieten. An dieser Renitenz der einheimischen Tradition, die sich nun, da sie gegen die Römer nicht mehr in geschlossener Masse und mit dem Stolze der factischen und theoretischen Herrschaft sich kehren konnte, gegen das Königthum wandte und hier durch dessen Schwächung eine losgelöste Selbstständigkeit des Einzelnen zu gewinnen versuchte, verblutete sich der westgothische Staat, so daß er im Anfang des siebenten Jahrhunderts den Arabern nur einen sehr schwachen und ganz außer Verhältniß zu seinen materiellen Hülfsmitteln stehenden Widerstand entgegenzustellen vermochte.

Man wird hier allerdings nicht behaupten können, daß der Arianismus in seiner unmittelbar eingreifenden Wirksamkeit, wie bei Vandalen und Ostgothen, die Schuld an dem Untergange des Volkes trägt. Die Westgothen wurden als Volk und Staat beinahe bis auf die letzten Spuren vertilgt, nachdem sie schon ein Jahrhundert katholisch gewesen waren. Aber gewiß war der Arianismus die Ursache, daß eine frühe Periode die Keime des Verderbens legte und zur Entwickelung brachte, die freilich viel später als bei den andern deutschen Bekennern des Arianismus, aber eben doch nach unwiderstehlichem Verhängniß endlich einmal reiften.

Gewiß ist es aber allein der Uebertritt Reccareds und die enge Verbindung, welche die katholische Kirche mit der ihr und dem Römerthum günstigen Richtung im westgothischen Volke einging, welche das Verderben so lange hinausschob, und eben so gewiß war es nur diese innerliche, durch die festesten Ketten des Geistes in damaliger Zeit, durch die Gleichheit der Religion, bewirkte und gehaltene Vereinigung beider Elemente, welche auch nach der letzten Katastrophe der nationalen Größe einem Rest des westgothischen Volkes und Staates, auf unzugängliche Felsennester seines Heimathlandes beschränkt, die Existenz fristete und ihm nach

und nach wieder die Kraft gab, aus der Defensivstellung in eine bald sehr glückliche Offensive überzugehen. Freilich waren unterdessen aus den Westgothen Spanier, d. h. Romanen mit einigem germanischem Blute und Gefühl versetzt, aber sonst wesentlich römisch im Geistes-Typus, geworden.

Daß die anderen durch ihre Blutsverwandtschaft mit den Gothen oder aus nachbarlicher Berührung, durch feindlichen und freundlichen Verkehr mit ihnen, arianisch gewordenen deutschen Stämme, wie die Sueven in Spanien, oder die mehr als halbheidnischen Völkertrümmer vom ostgermanischen Stamme, jene Rugier, Heruler, Gepiden, die die Donauländer nach dem Sturz des hunnischen Reiches besetzten, ohne doch zur Ruhe und wirklichen Staatengründung auch nur in dem Sinn wie die Vandalen zu gelangen, in ihrem Arianismus kein rettendes, ihre Nationalität in staatlicher und geistiger Beziehung belebendes und erhaltendes Princip überkamen, ist begreiflich, da er unter viel günstigeren Vorbedingungen diese Aufgabe nicht durchzuführen vermocht hatte. Die Sueven wurden durch einen äußeren Feind, und zwar durch einen wie sie selbst arianischen und deutschen, die Westgothen in dem letzten Aufflackern ihres nationalen Heroismus unter Leovigilds Führung bezwungen und als selbstständiges Volk vernichtet. Auch sie hatten, da sie schon lange bei ihrer anfänglich schon merklichen Schwäche und Unbedeutenheit von allen Seiten im Gedränge waren, nach dem Katholicismus, als dem letzten Rettungsmittel, gegriffen, aber zu spät. Die Donauvölker wurden durch deutsche Nachbarn, wie die Rugier und Heruler durch die Ostgothen, oder wie die Gepiden durch die Longobarden, bis zur Vernichtung geschwächt und zuletzt durch Völker fremden Stammes, Bestandtheile des letzten Zuges der Völkerwanderung, durch die Avaren und die westlichen Slaven verschlungen, ohne daß sich weder von ihrer specifischen Nationalität, noch von ihrem specifischen Glauben, dem Arianerthum, etwas vor der gänzlich heidnischen Barbarei jener Nachzügler der brutalen Revolutionen im Völkerleben Europas zu retten vermocht hätte. —

---

aller Behaglichkeit breit machten, alles, was die Einwanderer noch von angewohnter Enthaltsamkeit, Zuverlässigkeit, Ehrlichkeit und physischer und psychischer Manneskraft mit sich gebracht, gänzlich zerfressen hatten, selbst dann noch, als sie im Grunde schon viel schlechter und verderbter wie die von ihnen wegen ihrer Schlechtigkeit und Verderbtheit verachteten Römer geworden waren.

Eine krankhafte Ueberreizung des nationalen Selbstgefühls war auch, wie die Zustände sich einmal gestaltet hatten, das einzige Mittel, wodurch diese deutschen Völker in ihrem eigenen Bewußtsein die Suprematie zu behaupten vermochten, die sie als ein ihnen nicht bloß durch die Kraft ihres Armes, sondern auch durch ihre allgemeine höhere Begabung zustehendes Recht über die Besiegten in Anspruch nahmen. Diese Suprematie gab ihnen ihrem eigenen Gefühl gegenüber erst ein Anrecht auf alle die Schätze und Herrlichkeiten der römischen Welt, die sie jetzt endlich errungen hatten und in vollstem Umfang zu genießen gedachten. Und sie bedurften eines bis zum Fanatismus exaltirten Glaubens daran um so mehr, als es ihnen nicht entgehen konnte, daß sie bis dahin nur die Leiber, nicht aber die Geister der Römer besiegt hatten. Diese letzteren standen ihnen, nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, bald wieder mit derselben souveränen Verachtung gewappnet gegenüber, wie dereinst die antike Welt zur Zeit ihres größten Glanzes überhaupt auf alles barbarische Wesen zu blicken gewohnt war, nur hatte sich jetzt diesem Grundgefühl noch Scham wegen der erlittenen Schmach und heißer Rachedurst beigemischt, der ungeduldig die Stunde seiner Befriedigung ersehnte. Und wenn auch die Herrscher unmittelbar nach der Eroberung sich dem Haß der Römer im eigenen Land und der Heimtücke der lauernden oströmischen Politik völlig gewachsen fühlten, so wurden sie doch in dem erwünschten Genuß der erworbenen Güter auf das Widerwärtigste durch den Gedanken an eine Zukunft gestört, die sie ihnen wieder entreißen und sie wieder in die Armseligkeit und Mühen ihrer älteren Zustände hinausstoßen mochte, doppelt unerträglich jetzt, wo sich ihnen die Fülle der irdischen Herrlichkeiten wirklich erschlossen hatte, die sie einst nur mit beschränkter und roher Phantasie geahnt hatten. Jene ruhelose Hast, jenes wilde Ertrinken im Genuß, das sich so häufig bei den im römischen Reiche herrschenden Deutschen kund gab, entsprang hauptsächlich

aus dieser Quelle des geheim, aber rastlos nagenden Unglaubens an die Haltbarkeit dessen, was man um jeden Preiß als Eigenthum sich erhalten wollte.

Wären diese deutschen Völker von noch größerer Rohheit gewesen, von einer Rohheit, die sich nirgends durch Rücksichten allgemein menschlicher Schonung oder durch Rücksichten auf die zwingende Gewalt bestehender Verhältnisse in ihrem zerstörenden Laufe aufhalten ließ, so würden sie ohne Zweifel auf den Gedanken gekommen sein, sich solcher im Stillen ewig drohenden Feinde, wofür sie die römische Bevölkerung der eroberten Provinzen mit vollem Rechte ansahen, durch alle Mittel der Vernichtung und Ausrottung zu entledigen, entweder gänzlich oder soweit, bis die Ueberbleibsel keine Furcht mehr einzuflößen vermöchten. So aber lag für sie die Einhaltung eines solchen Systems nicht mehr im Bereiche der Möglichkeit, weder von Seiten ihres Gemüthes, das bei allen seinen wilden und grausamen Neigungen doch der dazu erforderlichen Herbheit und Härte ermangelte, noch von Seiten ihres Verstandes, der bei aller seiner Unausgebildetheit ihnen doch sagte, daß sie, selbst wenn sie es wollten, es doch nicht könnten, weil ihnen die dazu erforderliche materielle Kraft fehlte. Aber an Gewaltsamkeit gewöhnt, wie sie waren, vergiftet durch alle möglichen Miasmen ihrer neuen Umgebung, verstand es sich von selbst, daß sie ihre Brutalität wenigstens so weit gegen die gehaßten und sie hassenden Römer entfesseln würden, als es ihr Naturell ihnen verstattete. Die Römer sollten nicht von der Erde vertilgt, aber so weit mißhandelt und zertreten werden, bis sie sich dazu verstanden ihre Sieger als ihre Sieger anzuerkennen, bis auch ihre Geister unterjocht sein würden. So richtete sich die Verfolgung ganz unwillkürlich mehr auf das Gebiet des geistigen Nationaleigenthums, als auf das der materiellen Güter. Auch sie waren gewöhnlich zugleich mit jenen gefährdet, aber die Angreifer wie die Vertheidiger, Deutsche wie Römer, fühlten es instinktiv heraus, daß Sieg und Verlust auf dem niederen Gebiete nichts über das höhere entscheide und daß hier allein die wahre Entscheidungsschlacht geschlagen werden müsse.

Nach der ganzen Haltung des Zeitgeistes wurde die Religion von beiden Theilen als das höchste und specifischste der geistigen Besitzthümer betrachtet. Sie war es, in der sich in Folge der eigenthüm-

Arianismus unter den Deutschen als an dem Verkommen der deutschen Völker unter dem Einfluß des Arianismus vorzugsweise beigemessen werden. —

Die Ausbrüche des arianischen Fanatismus verliefen überall mit einer und derselben inneren Regelmäßigkeit, die durch äußere Zufälligkeiten nicht aufgehoben wurde. Denn es ändert an dem Wesen der Erscheinung nichts, daß sie in dem Bereiche des einen Volkes früher, in dem Bereiche des andern später begannen und aufhörten, daß sie je nach der Art der Volksindividualität oder der Personen, von denen die Initiative ausging, hier mehr durch Einschüchterung und subtilere Mittel der Verführung, dort mehr durch brutale Gewaltthätigkeiten aller Art oder auch durch die vergifteten Waffen der Arglist und der Heimtücke den Feind zu schwächen oder gar zu vernichten sich bestrebten, oder daß auch dies alles zusammen in Anwendung gebracht wurde. Der Erfolg blieb überall ein und derselbe. Das Selbstbewußtsein des Römerthums und des Katholicismus identificirte sich immer mehr in der harten Probe dieser Drangsale und wuchs der Zukunft um so kräftiger und siegesgewisser entgegen, je trübseliger und verhängnißvoller die Gegenwart sich gestaltete. Jeder neue Märtyrer aus ihrer Mitte verbürgte ihnen ja, daß der Tag näher heranrücke, an welchem Gott seiner Kirche und seinem Volk seine Gnade wieder ganz und voll zuwenden und die verabscheuten Ketzer und Barbaren in den Staub treten werde. Mitten in der Hitze des Fanatismus fühlten sich die arianischen Verfolger mehr als einmal wie erstarrt und gelähmt, wenn ihnen jene unbändige Siegesgewißheit ihrer Feinde in irgend einem auch ihrem ungeübten Auge erschreckend deutlichen Falle entgegen trat. Eine neue noch größere Aufstachelung ihres Fanatismus lenkte zwar ihre Geister eine Zeitlang von den ängstigenden Betrachtungen ab, die sich daraus von selbst ihnen aufdrängten, aber zuletzt mußte denn doch neben der physischen Ermattung, die der Verfolgungswuth Einhalt gebot, auch eine allgemeine Herunterspannung der Seele eintreten, die auf dem Gefühle beruhte, daß man nicht bloß vergeblich, sondern sogar zum eigenen Schaden und zur Kräftigung des Feindes sich abgemüht habe, und die nahe an eine Art von Selbstverzweiflung grenzte, welche von den Römern sofort wohl bemerkt und als das untrügliche Zeichen ihrer baldigen Erlösung aufgefaßt wurde.

Jenes deutsche Volk, welches unter allen auf römischem Boden angesiedelten mit consequentester Härte die negative Politik der Selbsterhaltung durch Zerschmetterung des römischen Nationalbewußtseins durchzuführen und seine katholischen Unterthanen durch die blutigsten Verfolgungen und die perfideste Heimtücke ihres Glaubens zu berauben versucht hatte, das Volk und der Staat der Vandalen in Afrika wurde billig und selbstverständlich zuerst von seinem Schicksal ereilt. Sie fielen nach einem ruhmlosen Kampfe vor den verhältnißmäßig geringen Anstrengungen, welche das legitime katholische Reich, das byzantinische, in der Zeit des Kaisers Justinian zur Wiedergewinnung seiner an die Barbaren und Ketzer verlorenen Provinzen zu machen fähig war, und sie fielen so gänzlich und unaufhaltsam, daß sie für die Zukunft ihrer einstmaligen Heimath kein einziges positives Moment der Entwickelung bedingten. Sie waren und blieben wie gänzlich ausgestrichen aus dem Buche der Geschichte.

Geschichte des vandalischen Reiches.

Die Geschichte der Vandalen, die in vieler Beziehung als der Typus für die aller anderen deutschen Arianer angesehen werden kann, ist es auch insofern, als sie vor dem wirklichen Eintritt der Katastrophe des Untergangs eine Periode der Reaction gegen das bis dahin consequent durchgeführte System der schonungslosen Bekämpfung der römischen und katholischen Elemente durchlief, die sich an gleicher Stelle und meist auch in ähnlichen äußeren Formen auftretend überall bei dieser Völkergruppe zeigt. Sie war das Product des stillschweigenden Eingeständnisses, des trostlosen und verhängnißvollen, daß man auf dem bisherigen Wege nicht weiter fortgehen könne, weil die Kräfte dazu versagten, weil die Mittel, auf deren Wirkung man bisher trotz sprechender Beweise des Gegentheils in arger Selbsttäuschung noch trauen zu dürfen geglaubt hatte, in ihrer völligen Nutzlosigkeit und Nichtigkeit das Gespötte der Feinde geworden waren. Geiserich, der siegreiche Begründer des vandalischen Reiches in Afrika, der Eroberer und Zerstörer von Rom, der hartnäckigste und grausamste Feind des Katholicismus, konnte am Ende seiner rastlos thätigen Laufbahn noch die Hoffnung hegen, daß was ihm noch nicht ganz gelungen war, wenigstens Andern in der nächsten Zeit gelingen werde. Sein ganzes Leben war der Vernichtung des Römerthums und des Katholicismus gewidmet, und wenn man bloß nach seinen äußeren Erfolgen urtheilen wollte,

wie er selbst und sein Volk und alle die es thaten, denen die geistige und sittliche Macht unbegreiflich war, die dem römischen Wesen und dem Katholicismus als ein unzerstörbarer Lebenskeim einwohnte, konnte man meinen, daß beiden die letzte Stunde sehr bald schlagen werde. Hunerich, Gunthamund und Thrasamund, die der Reihe nach über das vandalische Reich regierten, blieben dem Systeme Geiserichs treu, allein jeder von ihnen sah sich weiter von seinem Ziele entfernt als sein Vorfahre, und schon zur Zeit der beiden letzten Könige bereitete sich der Bruch mit dem bisherigen System vor, der dann unter Hilderich, dem Sohne Hunerichs, des ärgsten Verfolgers der Römer und Katholiken, wirklich eintrat. Friede, Duldung und Versöhnung wurden jetzt auf einmal die Losungsworte in den obersten Regionen des Staates und sollten bis zu den untersten Schichten beider Parteien widerhallen. Allein weder auf der einen noch auf der andern Seite fanden sie eine gedeihliche Aufnahme. Allerdings war der offensive nationale und religiöse Fanatismus der Arianer fast erschöpft, besonders da ihm die Initiative und Protection der höchsten Staatsgewalt, welche ihn bis dahin groß gezogen und gepflegt hatte, nun auf einmal fehlte. Aber die Stimmung der Gemüther war auf dieser Seite durch das fruchtlose Kämpfen und Ringen nicht milder und duldsamer geworden: die Vandalen haßten begreiflicher Weise Römer und Katholiken jetzt nur noch um so heftiger, wo sie die Waffen gegen sie niederlegen mußten, und diese verstanden die neue Versöhnungspolitik nur als das, was sie in ihrem innersten Kern war, als ein Zeichen, daß der Trotz des nationalen Selbstbewußtseins ihrer Herrscher endlich gebrochen sei und daß jetzt die Zeit ihrer völligen Demüthigung herannahe. Zu ihrem tödtlichen Haß gesellte sich jetzt noch triumphirende Siegesfreude, die mit Hohn auf ihre bisherigen Dränger herabsah, auch als diese noch durch die bestehenden Verhältnisse im Besitz aller der Mittel der Verfolgung und Zerstörung sich befanden, die sie einst so rücksichtslos und so vergeblich verbraucht hatten. Und so wurde die gefürchtete Katastrophe, welche durch eine solche Ablenkung von der bisher eingehaltenen Bahn vermieden werden sollte, gerade dadurch erst noch beschleunigt, indem zu allen den Momenten der Auflösung, die in der Construction des Staates an und für sich gegeben waren, nun auch noch hinzukam, daß das herrschende Volk an sich selbst irre gemacht, und

gebrochenem Selbstbewußtsein und gespaltener Kraft seinen inneren und äußeren Feinden entgegentreten mußte, deren Muth und Kraft um eben so viel aus denselben Gründen gewachsen war.

Wie sehr ein solcher Verlauf, wie er eben in seinen allgemeinsten Umrissen gezeichnet wurde, in der inneren Nothwendigkeit der Dinge begründet war, wie wenig er durch gelegentliche Zwischenfälle oder durch den Einfluß hervorragender und mit dem bewußtesten Verstande in die Geschichte eingreifender Individuen im Großen und Ganzen geändert werden konnte, so lange der eigentliche Keimpunkt der verhängnißvollen Situation nicht beseitigt wurde, läßt sich an der Geschichte der Ostgothen unter Theodorich lehrreich und deutlich wie sonst nirgends wahrnehmen.

Ostgothisches Reich.

In dem ostgothischen Reiche, dem jüngsten aus dieser ganzen Gruppe deutscher Staatsbildungen, hatte Theodorich ebenso wie die meisten anderen deutschen Könige und Staatengründer dieser Periode die Trennung zwischen dem herrschenden Volke und den beherrschten Römern als selbstverständlich principiell festgehalten, aber er suchte sie von Anfang an darauf zu beschränken, daß die Gothen den mit Landbesitz ausgestatteten Kriegerstand bilden und Arianer bleiben sollten. Die äußere Selbstständigkeit und innere Kraft seines Volkes ward von ihm in Folge einer sehr todten Abstraction auf diese zwei, allerdings zwei der wesentlichsten Momente, beschränkt, die jedoch isolirt, wie er sie festgehalten wissen wollte, ihrer ganzen Zukunft verlustig gehen mußten. In allen übrigen Beziehungen der politischen, rechtlichen und socialen Zustände sollte der Unterschied zwischen den beiden Völkern ganz verschwinden. Auf der einen Seite glaubte er so die Ueberlegenheit der Gothen, von deren Legitimität er selbst als Gothe vollkommen durchdrungen war, auf der anderen Seite die innere Einheit seines Reiches, auf der seine Lebensfähigkeit im Gegensatz zu den bis ins tiefste Innere zerrissenen germanisch-romanischen Staaten dieser Zeit beruhen sollte, genugsam bedacht zu haben. Seine Gothen sollten in allen den Stücken, die er nicht unumgänglich nothwendig für ihre Selbstständigkeit und Ueberlegenheit hielt, von der höheren Cultur der Römer lernen und ihre natürlichen Vorzüge durch die Erwerbung von Fertigkeiten und Tugenden bis ins Unendliche steigern. Denn er selbst war mehr wie jeder andere seiner gleichgestellten Zeitgenossen durch persönliche Begabung und durch die Einflüsse, die in der bildungsfähigsten

wie er selbst und sein Volk und alle die es thaten, denen die geistige und sittliche Macht unbegreiflich war, die dem römischen Wesen und dem Katholicismus als ein unzerstörbarer Lebenskeim einwohnte, konnte man meinen, daß beiden die letzte Stunde sehr bald schlagen werde. Hunerich, Gunthamund und Thrasamund, die der Reihe nach über das vandalische Reich regierten, blieben dem Systeme Geiserichs treu, allein jeder von ihnen sah sich weiter von seinem Ziele entfernt als sein Vorfahre, und schon zur Zeit der beiden letzten Könige bereitete sich der Bruch mit dem bisherigen System vor, der dann unter Hilderich, dem Sohne Hunerichs, des ärgsten Verfolgers der Römer und Katholiken, wirklich eintrat. Friede, Duldung und Versöhnung wurden jetzt auf einmal die Losungsworte in den obersten Regionen des Staates und sollten bis zu den untersten Schichten beider Parteien widerhallen. Allein weder auf der einen noch auf der andern Seite fanden sie eine gedeihliche Aufnahme. Allerdings war der offensive nationale und religiöse Fanatismus der Arianer fast erschöpft, besonders da ihm die Initiative und Protection der höchsten Staatsgewalt, welche ihn bis dahin groß gezogen und gepflegt hatte, nun auf einmal fehlte. Aber die Stimmung der Gemüther war auf dieser Seite durch das fruchtlose Kämpfen und Ringen nicht milder und duldsamer geworden: die Vandalen haßten begreiflicher Weise Römer und Katholiken jetzt nur noch um so heftiger, wo sie die Waffen gegen sie niederlegen mußten, und diese verstanden die neue Versöhnungspolitik nur als das, was sie in ihrem innersten Kern war, als ein Zeichen, daß der Trotz des nationalen Selbstbewußtseins ihrer Herrscher endlich gebrochen sei und daß jetzt die Zeit ihrer völligen Demüthigung herannahe. Zu ihrem tödtlichen Haß gesellte sich jetzt noch triumphirende Siegesfreude, die mit Hohn auf ihre bisherigen Dränger herabsah, auch als diese noch durch die bestehenden Verhältnisse im Besitz aller der Mittel der Verfolgung und Zerstörung sich befanden, die sie einst so rücksichtslos und so vergeblich verbraucht hatten. Und so wurde die gefürchtete Katastrophe, welche durch eine solche Ablenkung von der bisher eingehaltenen Bahn vermieden werden sollte, gerade dadurch erst noch beschleunigt, indem zu allen den Momenten der Auflösung, die in der Construction des Staates an und für sich gegeben waren, nun auch noch hinzukam, daß das herrschende Volk an sich selbst irre gemacht, mit

gebrochenem Selbstbewußtsein und gespaltener Kraft seinen inneren und äußeren Feinden entgegentreten mußte, deren Muth und Kraft um eben so viel aus denselben Gründen gewachsen war.

Wie sehr ein solcher Verlauf, wie er eben in seinen allgemeinsten Umrissen gezeichnet wurde, in der inneren Nothwendigkeit der Dinge begründet war, wie wenig er durch gelegentliche Zwischenfälle oder durch den Einfluß hervorragender und mit dem bewußtesten Verstande in die Geschichte eingreifender Individuen im Großen und Ganzen geändert werden konnte, so lange der eigentliche Keimpunkt der verhängnißvollen Situation nicht beseitigt wurde, läßt sich an der Geschichte der Ostgothen unter Theodorich lehrreich und deutlich wie sonst nirgends wahrnehmen.

Ostgothisches Reich.

In dem ostgothischen Reiche, dem jüngsten aus dieser ganzen Gruppe deutscher Staatsbildungen, hatte Theodorich ebenso wie die meisten anderen deutschen Könige und Staatengründer dieser Periode die Trennung zwischen dem herrschenden Volke und den beherrschten Römern als selbstverständlich principiell festgehalten, aber er suchte sie von Anfang an darauf zu beschränken, daß die Gothen den mit Landbesitz ausgestatteten Kriegerstand bilden und Arianer bleiben sollten. Die äußere Selbstständigkeit und innere Kraft seines Volkes ward von ihm in Folge einer sehr todten Abstraction auf diese zwei, allerdings zwei der wesentlichsten Momente, beschränkt, die jedoch isolirt, wie er sie festgehalten wissen wollte, ihrer ganzen Zukunft verlustig gehen mußten. In allen übrigen Beziehungen der politischen, rechtlichen und socialen Zustände sollte der Unterschied zwischen den beiden Völkern ganz verschwinden. Auf der einen Seite glaubte er so die Ueberlegenheit der Gothen, von deren Legitimität er selbst als Gothe vollkommen durchdrungen war, auf der anderen Seite die innere Einheit seines Reiches, auf der seine Lebensfähigkeit im Gegensatz zu den bis ins tiefste Innere zerrissenen germanisch-romanischen Staaten dieser Zeit beruhen sollte, genugsam bedacht zu haben. Seine Gothen sollten in allen den Stücken, die er nicht unumgänglich nothwendig für ihre Selbstständigkeit und Ueberlegenheit hielt, von der höheren Cultur der Römer lernen und ihre natürlichen Vorzüge durch die Erwerbung von Fertigkeiten und Tugenden bis ins Unendliche steigern. Denn er selbst war mehr wie jeder andere seiner gleichgestellten Zeitgenossen durch persönliche Begabung und durch die Einflüsse, die in der bildungsfähigsten

Zeit seiner Jugend in der damaligen Metropole der antiken Cultur, in Konstantinopel, auf ihn gewirkt hatten, geeignet Achtung zu hegen vor den außerordentlichen Hülfsmitteln, die der römisch-griechische Geist im Gebiet der Wissenschaft, der Staatskunst, des socialen und häuslichen Lebens und der ganzen materiellen Civilisation sich geschaffen hatte. Daher denn auch, als er auf der höchsten Stufe der Macht und des Ruhmes stand, sein huldigender Verkehr mit den damaligen Hauptrepräsentanten der antiken Bildung in allen ihren Zweigen, daher denn auch Männer wie Cassiodor und Boethius an der Spitze der Staatsgeschäfte und des Hofes.

Diese reflectirte Doppelseitigkeit, die das gothische Wesen annehmen sollte, mochte vielleicht bei einer sehr begabten Individualität, wie der König selbst war, zu einer Art lebendiger Vermittlung gelangen, es war aber natürlich, daß sie für die Masse der Gothen, die sich im Wesen nicht von den übrigen Barbaren unterschieden, ganz und gar unverständlich blieb. Sie verfehlte auch den Römern gegenüber ihres Zweckes ebenso, wie die naive Brutalität Geiserichs und seiner Nachfolger. Theodorich war und blieb ungeachtet der devoten Huldigungen, die er mit offenbarer Ostentation dem römischen Geiste darbrachte, während er daneben mit romantischer Ueberschätzung an die natürliche Kraft und den angeborenen Adel des gothischen Wesens glaubte, in den Augen der echten Römer nichts weiter als ein eingedrungener Barbar und Ketzer, ein verhaßter Räuber im großen Styl, der gegen sein innerstes Gefühl den Vorzug der von ihm Geknechteten anerkennen mußte. Von einer inneren Verständigung und Vermittlung des römischen und gothischen Elementes war keine Rede, auch wenn jetzt geborene Gothen sich bemühten, das Gepräge der vollendetsten Hof- und Weltleute im Styl des alten Roms oder Konstantinopels darzustellen, was ihnen auch häufig durch die bekannte Elasticität der Charaktere, die auf der Uebergangsstufe von der Barbarei in die Cultur stehen, äußerlich so vollkommen gelang, wie etwa einem gebildeten Russen unserer Tage die Copie der äußeren Formen der modernen europäischen Cultur zu gelingen pflegt.

Theodorich sah sich am Ende seines Lebens zu seiner tiefsten Kränkung und Beschämung doch gezwungen, zu den Maßregeln zu greifen, die er mit größter Genugthuung bisher als roh und

schädlich von seinem Systeme fern gehalten hatte. Er mußte, um die stille, aber bedrohliche Opposition der Römer und Katholiken seines Reiches und die ebenso bedrohlichen Machinationen seiner Hauptfeindin, der byzantinischen Politik, die auf jene consequent und arglistig speculirte, zu paralysiren, ein Einschüchterungs- und Schreckenssystem gegen seine römischen und katholischen Unterthanen in Anwendung bringen, dem Männer vom ersten Namen, wie Boethius, Symmachus und der Bischof von Rom Johannes zum Opfer fielen. Im Vergleich mit dem, was der naturwüchsige Fanatismus des durch eine gehässige Opposition ergrimmten Arianismus und Barbarenthums anderswo seinen Feinden und Verächtern zugefügt hatte, trugen Theodorichs Maßregeln den Stempel reflectirter Schonung und Milde. Aber damit wurde mehr geschadet als genützt. Eine gewaltige Reaction des vereinigten Römerthums und der katholischen Kirche wagte sich ungescheut hervor und ängstigte den greisen König auf jedem Schritte und Tritte. Neue Gewaltmaßregeln, die doch immer noch das Gepräge der Halbheit und Unentschiedenheit trugen, stachelten sie nur immer mehr auf und gaben ihr eine immer größere innere Berechtigung, ihrem Haß und ihrer Verachtung gegen den Herrscher und sein ganzes System, dessen wahrer Charakter nun endlich nach langer, aber vergeblicher Heuchelei zu Tage gekommen war, das Bewußtsein ihrer überlegenen Kräfte beizugesellen. Es verstand sich nämlich von selbst, daß man auf dieser Seite Theodorichs halbe Schritte nur seiner Furcht beimaß, denn von der inneren Getheiltheit seines Wesens, aus der sie sich allein erklären ließen, war man hier vollkommen unfähig Notiz zu nehmen. Es konnte auch nicht fehlen, daß Theodorichs frühere Bemühungen um eine Verständigung und Versöhnung mit dem römischen und katholischen Elemente der Landesbewohner unter seinem eigenen Volke hie und da eine mißgünstige Opposition hervorriefen, die in einer möglichst starren Hervorhebung der nationalen und religiösen Gegensätze allein ihre Suprematie und ihre sonst so wünschenswerthen äußeren Besitzthümer aller Art am besten gewahrt glaubte. Jetzt als sich Theodorich gezwungen sah, dieser Stimmung einige Concessionen zu machen, erregte die von ihm festgehaltene Beschränkung derselben ebenso viel Unmuth wie seine frühere offenbare Begünstigung der natürlichen Feinde des gothischen Volkes. Dagegen sah wieder ein anderer, an Reichthum, Einfluß

und Geist überwiegender, wenn auch an Zahl geringer Theil der Gothen, schon in den ersten Gewaltschritten des Königs ein unverzeihliches Aufbrausen barbarischer Leidenschaftlichkeit, die man bei ihm ganz gebändigt geglaubt hatte, und war mit seinem Herzen und seinem Verstande entschieden auf Seite der von ihm Verfolgten.

So war das ostgothische Reich trotz alles Geistes und aller Staatskunst Theodorichs in dieselbe verschrobene Lage gerathen, in der sich damals der vandalische Staat befand. Dort hatte, wie erwähnt, der fünfte König Hilderich seit 523 die Bahn des bisherigen Systems entweder aus Berechnung, aus einer Ahnung des hereinbrechenden Verderbens, oder aus wirklichem inneren Abscheu vor den bisherigen Brutalitäten zu verlassen sich bemüht. Es sollte, ohne daß die Vorrechte der Vandalen und der arianischen Kirche angetastet wurden, Schonung und versöhnlichere Behandlung auf die Römer wirken. Doch war es schon zu weit gekommen, als daß sich die Gemüther hätten besänftigen lassen, und dem herrschenden Volk gegenüber wurde die Situation des Königs so verdächtig und so unhaltbar, daß ein Prätendent aus dem Königshause, Gelimer, nur das Banner der nationalen und religiösen Unduldsamkeit zu erheben nöthig hatte, um Hilderich und sein System mit geringer Anstrengung zu stürzen. Es geschah dies unmittelbar vor dem Augenblick, wo der Conflict mit dem oströmischen Reiche hereinbrach, welcher der Herrschaft und Existenz der Vandalen schnell ein Ende machte, noch ehe der neue Aufschwung ihres nationalen Geistes Zeit und Gelegenheit gefunden hatte, sich in seiner Kraft oder Unkraft zu bewähren.

Theodorichs Stellung in seinem Volke war zu fest auf seine geistige und ethische Ueberlegenheit gegründet, als daß sich auch gegen ihn eine solche Reaction der specifisch-nationalen Opposition hätte siegreich durchführen lassen. Er blieb bis zu dem Moment, wo er die Augen schloß, im vollen Besitz seiner Macht und sie ging sogar ohne erhebliche Schwierigkeit auf dem von ihm bezeichneten Wege der Succession auf seine Nachkommen über. Jetzt trat auf einmal ein neuer Wechsel des Systems, eine mit möglichster Ostentation kundgegebene Rückkehr zu Theodorichs früherer Politik der Versöhnung und Verständigung mit den Römern ein. Ohne das Murren der sich immer mehr verstärkenden nationalen Partei zu beachten, glaubten die Lenker des Staates, die selbst jener gebildeten und

einflußreichen Minorität angehörten, welche Theodorichs letzte Jahre für einen schweren Irrthum und eine arge Versündigung gegen den Geist der Zeit und die Zukunft seines Reiches hielt, die bedrohliche Unterhöhlung des ganzen Staatsbaues durch Concessionen an die Römer aufhalten, vielleicht auch beseitigen zu können. Allein der Untergang des Reiches wurde dadurch nicht aufgehalten, eher noch beschleunigt, wie offenbar auch Hilderich den Untergang seines Volkes nur noch beschleunigt hatte. Als Justinian mit verhältnißmäßig geringen Mitteln zum Angriff vorschritt, traf er auf einen so schwächlichen Widerstand, auf eine so gänzliche Haltungslosigkeit in den höchsten Kreißen des herrschenden Volkes, daß ihm dadurch mehr als durch alles andere Vorschub geleistet wurde. Aber ganz so wie bei den Vandalen Gelimer in der Todeskrisis noch einmal an die alte Ausschließlichkeit des nationalen Bewußtseins appellirt hatte, so geschah es jetzt auch bei den Gothen durch Totila, nur mit viel glänzenderem, aber freilich doch im Resultat gleichem Erfolge wie dort. Totila suchte zwar nicht mit übermüthiger Grausamkeit und herausforderndem Hohn — dazu war auch die Situation keineswegs angethan — aber mit herbem Ingrimm und consequenter Härte die römische und katholische Bevölkerung Italiens, die sich schon wieder unter einem legitimen und rechtgläubigen Herrscher sicher zu fühlen begann, durch Schrecken und Furcht unter das alte Joch der ketzerischen und barbarischen Herrscher zurückzuscheuchen. Aber auch diese letzte Reaction des nationalen Bewußtseins mißglückte schließlich und ging, wenn auch unendlich ehrenvoll und heroisch, zu Grabe ohne eine Spur von sich in der Geschichte zu hinterlassen.

Westgothen.

Gedeihlicher als bei den beiden erwähnten Völkern, den Vandalen und Ostgothen, die sonst in ihrer ganzen Art und Begabung die beiden äußersten Pole innerhalb eines und desselben Gebildes darstellen, schien die Entwickelung des Arianismus und des nationalen Lebens bei den Westgothen zu verlaufen. Denn sie überdauerten den Untergang der beiden genannten Völker beinahe um zweihundert Jahre. Allein auch sie gingen unter und an denselben inneren Widersprüchen, an denen sich die übrigen von gleichen oder ähnlichen Voraussetzungen bedingten verblutet hatten, nur daß sich hier die einzelnen Entwickelungsperioden mit einer gewissen individuellen Selbstständigkeit weiter ausdehnten als dort

und die einzelnen epochemachenden Ereignisse etwas andere, meist abgerundetere Formen zeigten, als es anderwärts, namentlich bei den Vandalen, der Fall war, die dazu bestimmt schienen, die ganze Härte und Rohheit dieser Gruppe von Volkscharakteren in abstoßender Schroffheit zur Schau zu tragen.

Die Westgothen glaubten einst aufrichtig und ehrlich zu einem behaglichen Genuß der römischen Welt und zu einem freundlichen Zusammensein mit ihren Bewohnern gelangen und doch dabei Deutsche und Arianer mit dem ganzen Selbstgefühl ihrer Kraft und Ueberlegenheit bleiben zu können. Alarich, den man sich gewöhnlich nur als wilden Eroberer denkt, war schon von einer und zwar der wichtigsten Seite, von Seite der Religion her geneigt und befähigt, einen Standpunkt einzunehmen, von wo aus die Rechte seiner nationalen Eigenthümlichkeit und des römischen Wesens gewahrt werden mochten. Sein Nachfolger Ataulph war noch weiter gegangen, scheinbar so weit, daß er in allem und jedem den geistigen Vorrang der römischen Cultur zu würdigen verstand und sich für sich selbst und sein Volk ungefähr mit dem begnügte, was Theodorich später als ausschließliches Eigenthum seiner Gothen festhielt. Allein er und sein Volk blieben in den Augen der Römer doch nur Ketzer und Barbaren, und die Gothen kamen sehr bald dazu diesen unversöhnlichen Gegensatz, dessen Schuld sie allein den Römern beimaßen, als die nothwendige Bedingung ihrer bevorrechteten Existenz als Individuen und Volk hinzunehmen. Einen solchen Vorrang hatte sich auch selbst Ataulph stillschweigend ausbedungen, während die Römer in ihm nur den Barbaren sahen, der mit innerlicher Demuth die unendliche Ueberlegenheit ihrer Cultur und ihres Geistes anstaunte und sich bemühte, seiner Armuth etwas davon zu Gute kommen zu lassen. So verdüsterte sich allmälig das Verhältniß zwischen beiden Nationalitäten, und in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts glich die gegenseitige Stimmung sehr genau der, die von Anfang an Vandalen und Römer in Afrika unversöhnlich auseinander gehalten hatte. Nach einigen gelegentlichen Ausbrüchen des gegenseitigen Hasses begann der König Eurich, ein Held und Staatsmann vom ersten Range für die gothische Auffassung, ein blutdürstiger und ehrgeiziger Tyrann in den Augen der Römer und der ganzen katholischen Welt, eine systematische Bekämpfung beider feindseligen Elemente;

alle Mittel, die anderswo angewandt wurden, sollten auch hier wirken, doch scheint er selbst weniger auf den Erfolg von brutaler Gewalt, als vielmehr auf den kalter Arglist und Heimtücke gerechnet zu haben.

Auch hier folgte bald ein Bruch mit diesem System der brutalen Strenge und alles vernichtenden Gewalt, dessen Früchte in dem Verlust der reichen gallischen Provinzen südlich von der Loire, an einen auswärtigen Feind, der sich auf den Katholicismus der Römer-Einwohner dieser Landschaften mehr als auf seine eigene Macht stützte, an die Franken, offenkundig und warnend zu Tage traten. Derselbe König, unter welchem dieser schwere Schlag über das westgothische Reich kam, Alarich II., hatte schon vorher, aber zu spät, einzulenken versucht. Eine Versöhnung mit den kurz vorher so übel behandelten Römern war nicht in der Eile möglich und seine Concessionen wurden wie gewöhnlich nur als durch die Furcht abgedrungen angesehen und steigerten den Haß noch mehr, indem sie ihnen erlaubten, von zukünftiger Rache zu träumen.

Von da ab hielt sich die westgothische Politik in einem beständigen Schwanken zwischen nicht übermäßig strenger Betonung des religiösen und nationalen Gegensatzes der Deutschen und Römer und starker Connivenz gegen Katholicismus und Römerthum, ohne doch die abgesonderte Stellung des herrschenden Volkes aufheben zu wollen. Noch einmal in der letzten Hälfte des sechsten Jahrhunderts steigerte sich diese in sich schon haltlose Politik durch zufällige Veranlassungen bis zu tragischen Conflicten zwischen einem der letzten nationalen Heroen, dem König Leovigild, und seinem eigenen Sohn Hermenigild. Leovigild war der Eurich des sechsten Jahrhunderts, nur mußte er insofern der veränderten Situation Concessionen machen, als er sich nicht aggressiv, sondern bloß defensiv gegen den von allen Seiten und bis in sein eigenes Haus übermächtig hereinbrechenden Katholicismus halten konnte. Es gelang ihm zwar noch durch seine persönliche Heldenhaftigkeit und durch eine außerordentliche Rücksichtslosigkeit, die seinen eigenen Sohn der traditionellen Feindschaft gegen den Katholicismus zum Opfer fallen ließ, in dem Kampfe zu siegen, aber sobald er die Augen geschlossen hatte, wurde unter seinem Sohn und Nachfolger Reccared der lange Kampf zu Gunsten des Katholicismus und damit auch der theoretischen Rechtsgleichheit der Römer, ja sogar

der Rechtseinheit mit den Westgothen entschieden, womit factisch die siegreiche Ueberlegenheit des römischen Wesens anerkannt war. Noch hundert Jahre waren dem westgothischen Staat zu existiren vergönnt, gestört durch vielfache Reactionen des alten national-abgeschlossenen Selbstbewußtseins, das sich durch die von Reccared vollzogene Verschmelzung mit den Römern aufs Tiefste gekränkt fühlte, so wenig es auch in sich Kraft hatte, die überlegenen Einflüsse der römischen Cultur abzuweisen, oder sie durch Aneignung und selbstthätiges Weiterschaffen zu überbieten. An dieser Renitenz der einheimischen Tradition, die sich nun, da sie gegen die Römer nicht mehr in geschlossener Masse und mit dem Stolze der factischen und theoretischen Herrschaft sich kehren konnte, gegen das Königthum wandte und hier durch dessen Schwächung eine losgelöste Selbstständigkeit des Einzelnen zu gewinnen versuchte, verblutete sich der westgothische Staat, so daß er im Anfang des siebenten Jahrhunderts den Arabern nur einen sehr schwachen und ganz außer Verhältniß zu seinen materiellen Hülfsmitteln stehenden Widerstand entgegenzustellen vermochte.

Man wird hier allerdings nicht behaupten können, daß der Arianismus in seiner unmittelbar eingreifenden Wirksamkeit, wie bei Vandalen und Ostgothen, die Schuld an dem Untergange des Volkes trägt. Die Westgothen wurden als Volk und Staat beinahe bis auf die letzten Spuren vertilgt, nachdem sie schon ein Jahrhundert katholisch gewesen waren. Aber gewiß war der Arianismus die Ursache, daß eine frühe Periode die Keime des Verderbens legte und zur Entwickelung brachte, die freilich viel später, als bei den andern deutschen Bekennern des Arianismus, aber eben doch nach unwiderstehlichem Verhängniß endlich einmal reiften.

Gewiß ist es aber allein der Uebertritt Reccareds und die enge Verbindung, welche die katholische Kirche mit der ihr und dem Römerthum günstigen Richtung im westgothischen Volke einging, welche das Verderben so lange hinausschob, und eben so gewiß war es nur diese innerliche, durch die festesten Ketten des Geistes in damaliger Zeit, durch die Gleichheit der Religion, bewirkte und gehaltene Vereinigung beider Elemente, welche auch nach der letzten Katastrophe der nationalen Größe einem Rest des westgothischen Volkes und Staates, auf unzugängliche Felsennester seines Heimathlandes beschränkt, die Existenz fristete und ihm nach

und nach wieder die Kraft gab, aus der Defensivstellung in eine bald sehr glückliche Offensive überzugehen. Freilich waren unterdessen aus den Westgothen Spanier, d. h. Romanen mit einigem germanischem Blute und Gefühl versetzt, aber sonst wesentlich römisch im Geistes-Typus, geworden.

Daß die anderen durch ihre Blutsverwandtschaft mit den Gothen oder aus nachbarlicher Berührung, durch feindlichen und freundlichen Verkehr mit ihnen, arianisch gewordenen deutschen Stämme, wie die Sueven in Spanien, oder die mehr als halbheidnischen Völkertrümmer vom ostgermanischen Stamme, jene Rugier, Heruler, Gepiden, die die Donauländer nach dem Sturz des hunnischen Reiches besetzten, ohne doch zur Ruhe und wirklichen Staatengründung auch nur in dem Sinn wie die Vandalen zu gelangen, in ihrem Arianismus kein rettendes, ihre Nationalität in staatlicher und geistiger Beziehung belebendes und erhaltendes Princip überkamen, ist begreiflich, da er unter viel günstigeren Vorbedingungen diese Aufgabe nicht durchzuführen vermocht hatte. Die Sueven wurden durch einen äußeren Feind, und zwar durch einen wie sie selbst arianischen und deutschen, die Westgothen in dem letzten Aufflackern ihres nationalen Heroismus unter Leovigilds Führung bezwungen und als selbstständiges Volk vernichtet. Auch sie hatten, da sie schon lange bei ihrer anfängiich schon merklichen Schwäche und Unbedeutenheit von allen Seiten im Gedränge waren, nach dem Katholicismus, als dem letzten Rettungsmittel, gegriffen, aber zu spät. Die Donauvölker wurden durch deutsche Nachbarn, wie die Rugier und Heruler durch die Ostgothen, oder wie die Gepiden durch die Longobarden, bis zur Vernichtung geschwächt und zuletzt durch Völker fremden Stammes, Bestandtheile des letzten Zuges der Völkerwanderung, durch die Avaren und die westlichen Slaven verschlungen, ohne daß sich weder von ihrer specifischen Nationalität, noch von ihrem specifischen Glauben, dem Arianerthum, etwas vor der gänzlich heidnischen Barbarei jener Nachzügler der brutalen Revolutionen im Völkerleben Europas zu retten vermocht hätte. —

erhalten, die in kurzer Zeit sich mit dem glänzendsten Erfolge für ihre Arbeit belohnt sahen.

Die katholische Kirche vergaß in der Freude über diese Bekehrung sehr schnell und sehr gerne die Leiden, die die Burgunden, namentlich im Jahre 406 und den nächstfolgenden im Bunde mit Vandalen, Sueven, Alanen, den furchtbarsten Verwüstern Galliens unter allen bisherigen Feinden [2]) über die christliche Bevölkerung des Landes und ganz speciell über die christliche Kirche und ihre Diener gebracht hatten. Sie erschienen ihr jetzt als das erwählte deutsche Volk, bestimmt zur Versöhnung der elementaren Kraft des Barbarenthums und der christlich-römischen Geistigkeit. Sie wurden als mild, weich, menschlich und jedem christlichen Eindruck zugänglich gepriesen, bemüht ihr ganzes Leben nach den Grundgesetzen der christlichen Moralforderungen umzubilden.[3]) Sie,

2) S. o. S. 192.

3) Oros. VII, 38: quamvis providentia Dei omnes Christiani modo facti Catholica fide, nostrisque clericis quibus obedirent receptis, blande, mansuete innocenterque vivant, non quasi cum subjectis Gallis, sed vere cum fratribus Christianis. Aus dieser sehr kurzen Notiz läßt sich doch Einiges über den Modus ihrer Bekehrung entnehmen. Katholische Missionäre aus dem römischen Gallien und aus römischem Stamme, nicht einheimische Priester, die bei der Bekehrung anderer deutscher Völker eine vorwiegende Thätigkeit bewiesen, fanden bei den Burgunden so zu sagen officiellen Zutritt und brachten in verhältnißmäßig kurzer Zeit es so weit, daß sich das ganze Volk, d. h. die überwiegende Majorität, den äußeren Formen des katholischen Christenthums hingab. Es war eine Massenbekehrung im größten Styl, denn die Burgunden waren zahlreicher, als die meisten anderen deutschen Völker, die sich damals im römischen Reiche ansiedelten. Orosius giebt ihre Stärke vor ihrer definitiven Festsetzung in Gallien, also vor 406, auf plus quam octoginta millia armatorum an. — Was Sokrates VII, 30 von ihrer Bekehrung erzählt, trägt einen durchaus unzuverlässigen, theilweise einen geradezu sagenhaften Charakter. Nach ihm müßten sie viel früher übergetreten sein, als aus der ganz sicheren Notiz des Orosius hervorgeht. Aber Einiges, was er von den Burgunden bei Gelegenheit ihrer Bekehrungsgeschichte erzählt, scheint darauf hinzudeuten, daß er die rheinischen Burgunden mit einem scythischen Volke ähnlichen Namens, den Urugunden verwechselte, wie es bei römischen und griechischen Schriftstellern öfters geschieht. Es ist unmöglich zu glauben, daß, wie Sokrates angiebt, die deutschen Burgunden vor dem Jahre 435 schon mit den Hunnen in Krieg gewesen sein sollten. Wie hätte ein solcher stattfinden können, da jene vor der angegebenen Zeit erst am rechten, dann am linken Rheinufer aufwärts von Mainz und bis zum Jura hin wohnten, diese in den Donauländern sich lange

zu stolz, bei einem weltlichen Herrn Hülfe zu suchen, hätten es vorgezogen, den einzig wahren Gott, den die heilige Kirche verehrte, zu ihrem Schutzherrn zu machen und durch dessen starken Arm über ihre Feinde zu siegen.

Aber die katholische Kirche sollte sich doch nicht lange dieser Erwerbung freuen, denn auch dies auserwählte deutsche Volk, das einzige, welches die verhängnißvolle Nothwendigkeit, daß alle Barbaren Ketzer und alle Ketzer Barbaren sein mußten, zu Schanden

---

sam bald vorwärts, bald seitwärts bewegten. Die Urugundi gehörten zwar zu den von den Hunnen erst unter Attila und Bleda unterjochten scythischen Stämmen, wie aus Prisc. legat. Cap. 2 hervorgeht, wenn sie anders unter den dort genannten Σόροσγοι gemeint sind, wie Zeuß S. 695 durch gute Gründe sehr wahrscheinlich macht. Jedenfalls aber waren sie schon lange mit den Hunnen in Berührung, und was dasselbe heißt, häufig in Krieg mit ihnen, wovon Sokrates wahrscheinlich eher eine Notiz zugekommen sein mochte, als von den einzelnen Kämpfen der ihm so fernen Burgunden. Doch wäre es unstatthaft, die ganze Erzählung des Sokrates auf diese Urugundi zu beziehen, denn es läßt sich nirgends eine Spur nachweisen, daß sie mit dem Christenthum in Berührung gekommen, oder gar zu ihm übergetreten seien. Der Uebertritt der Burgunden dagegen war ein so wichtiges Ereigniß für die Kirche, daß er allgemein beachtet und bekannt werden mußte. Auch Sokrates mußte davon wissen, wenn er auch sonst wenig oder nichts von der Geschichte dieses Volkes und nichts Genaueres von seinen Wohnsitzen wußte, wie er denn überhaupt überall da, wo er auf deutsche Verhältnisse zu reden kommt, eine echt antike Unwissenheit in den Angelegenheiten der Barbaren zur Schau trägt. — Die weiteren rein sagenhaften Modalitäten der Bekehrungsgeschichte der Burgunden stehen bei Sokrates so isolirt, daß es nicht thunlich ist, sie, wie es doch anderwärts häufig gelingt, einigermaßen mit den nüchternen geschichtlichen Thatsachen in Verbindung zu setzen und dadurch zu begreifen, wie sie sich weiter fort zu dem entwickeln konnten, wie sie überliefert sind. Das eigentliche Motiv des ganzen Vorgangs nach Sokrates Darstellung — der schwere Kampf der Burgunden gegen die Hunnen — ist, wie gezeigt, durchaus unhaltbar. Es ist selbst dann unbrauchbar, wenn man auch nur eine Verwechselung der Namen Burgunden und Urugunden und in Folge davon annehmen wollte, daß nur der letzte Niederschlag der Darstellung, also das Factum, daß der Bekehrung der Burgunden eine schwere Kriegsnoth des Volkes vorhergegangen sei, übrig bleibe. Nicht einmal so viel ist historisch zu rechtfertigen, denn wir wissen, daß die Eroberungszüge in Gallien, die das Gegentheil einer schweren Bedrängniß des burgundischen Volkes darstellen, unmittelbar der Bekehrung vorhergingen. Man könnte höchstens an die in weiter Ferne der Vergangenheit liegenden heftigen Kämpfe der Burgunden mit den Alamannen denken, aber dann verschwindet wieder aller und jeder Zusammenhang mit der Zeit der Bekehrung. —

erhalten, die in kurzer Zeit sich mit dem glänzendsten Erfolge für ihre Arbeit belohnt sahen.

Die katholische Kirche vergaß in der Freude über diese Bekehrung sehr schnell und sehr gerne die Leiden, die die Burgunden, namentlich im Jahre 406 und den nächstfolgenden im Bunde mit Vandalen, Sueven, Alanen, den furchtbarsten Verwüstern Galliens unter allen bisherigen Feinden [2]) über die christliche Bevölkerung des Landes und ganz speciell über die christliche Kirche und ihre Diener gebracht hatten. Sie erschienen ihr jetzt als das erwählte deutsche Volk, bestimmt zur Versöhnung der elementaren Kraft des Barbarenthums und der christlich-römischen Geistigkeit. Sie wurden als mild, weich, menschlich und jedem christlichen Eindruck zugänglich gepriesen, bemüht ihr ganzes Leben nach den Grundgesetzen der christlichen Moralforderungen umzubilden.[3]) Sie,

---

2) S. o. S. 192.

3) Oros. VII, 38: quamvis providentia Dei omnes Christiani modo facti Catholica fide, nostrisque clericis quibus obedirent receptis, blande, mansuete innocenterque vivant, non quasi cum subjectis Gallis, sed vere cum fratribus Christianis. Aus dieser sehr kurzen Notiz läßt sich doch Einiges über den Hergang ihrer Bekehrung entnehmen. Katholische Missionäre aus dem römischen Gallien und aus römischem Stamme, nicht einheimische Priester, die bei der Bekehrung anderer deutscher Völker eine vorwiegende Thätigkeit bewiesen, fanden bei den Burgunden so zu sagen officiellen Zutritt und brachten in verhältnißmäßig kurzer Zeit es so weit, daß sich das ganze Volk, d. h. die überwiegende Majorität, den äußeren Formen des katholischen Christenthums hingab. Es war eine Massenbekehrung im größten Styl, denn die Burgunden waren zahlreicher, als die meisten anderen deutschen Völker, die sich damals im römischen Reiche ansiedelten. Orosius giebt ihre Stärke vor ihrer definitiven Festsetzung in Gallien, also vor 406, auf plus quam octoginta millia armatorum an. — Was Sokrates VII, 30 von ihrer Bekehrung erzählt, trägt einen durchaus unzuverlässigen, theilweise einen geradezu sagenhaften Charakter. Nach ihm müßten sie viel früher übergetreten sein, als aus der ganz sicheren Notiz des Orosius hervorgeht. Aber Einiges, was er von den Burgunden bei Gelegenheit ihrer Bekehrungsgeschichte erzählt, scheint darauf hinzudeuten, daß er die rheinischen Burgunden mit einem scythischen Volke ähnlichen Namens, den Urugunden verwechselte, wie es bei römischen und griechischen Schriftstellern öfters geschieht. Es ist unmöglich zu glauben, daß, wie Sokrates angiebt, die deutschen Burgunden vor dem Jahre 435 schon mit den Hunnen in Krieg gewesen sein sollten. Wie hätte ein solcher stattfinden können, da jene vor der angegebenen Zeit erst am rechten, dann am linken Rheinufer aufwärts von Mainz und bis zum Jura hin wohnten, diese in den Donauländern sich lang-

zu stolz, bei einem weltlichen Herrn Hülfe zu suchen, hätten es vorgezogen, den einzig wahren Gott, den die heilige Kirche verehrte, zu ihrem Schutzherrn zu machen und durch dessen starken Arm über ihre Feinde zu siegen.

Aber die katholische Kirche sollte sich doch nicht lange dieser Erwerbung freuen, denn auch dies auserwählte deutsche Volk, das einzige, welches die verhängnißvolle Nothwendigkeit, daß alle Barbaren Ketzer und alle Ketzer Barbaren sein mußten, zu Schanden

---

sam bald vorwärts, bald seitwärts bewegten. Die Urugundi gehörten zwar zu den von den Hunnen erst unter Attila und Bleda unterjochten scythischen Stämmen, wie aus Prisc. legat. Cap. 2 hervorgeht, wenn sie anders unter den dort genannten Σόροσγοι gemeint sind, wie Zeuß S. 695 durch gute Gründe sehr wahrscheinlich macht. Jedenfalls aber waren sie schon lange mit den Hunnen in Berührung, und was dasselbe heißt, häufig in Krieg mit ihnen, wovon Sokrates wahrscheinlich eher eine Notiz zugekommen sein mochte, als von den einzelnen Kämpfen der ihm so fernen Burgunden. Doch wäre es unstatthaft, die ganze Erzählung des Sokrates auf diese Urugundi zu beziehen, denn es läßt sich nirgends eine Spur nachweisen, daß sie mit dem Christenthum in Berührung gekommen, oder gar zu ihm übergetreten seien. Der Uebertritt der Burgunden dagegen war ein so wichtiges Ereigniß für die Kirche, daß er allgemein beachtet und bekannt werden mußte. Auch Sokrates mußte davon wissen, wenn er auch sonst wenig oder nichts von der Geschichte dieses Volkes und nichts Genaueres von seinen Wohnsitzen wußte, wie er denn überhaupt überall da, wo er auf deutsche Verhältnisse zu reden kommt, eine echt antike Unwissenheit in den Angelegenheiten der Barbaren zur Schau trägt. — Die weiteren rein sagenhaften Modalitäten der Bekehrungsgeschichte der Burgunden stehen bei Sokrates so isolirt, daß es nicht thunlich ist, sie, wie es doch anderwärts häufig gelingt, einigermaßen mit den nüchternen geschichtlichen Thatsachen in Verbindung zu setzen und dadurch zu begreifen, wie sie sich weiter fort zu dem entwickeln konnten, wie sie überliefert sind. Das eigentliche Motiv des ganzen Vorgangs nach Sokrates Darstellung — der schwere Kampf der Burgunden gegen die Hunnen — ist, wie gezeigt, durchaus unhaltbar. Es ist selbst dann unbrauchbar, wenn man auch nur eine Verwechselung der Namen Burgunden und Urugunden und in Folge davon annehmen wollte, daß nur der letzte Niederschlag der Darstellung, also das Factum, daß der Bekehrung der Burgunden eine schwere Kriegsnoth des Volkes vorhergegangen sei, übrig bleibe. Nicht einmal so viel ist historisch zu rechtfertigen, denn wir wissen, daß die Eroberungszüge in Gallien, die das Gegentheil einer schweren Bedrängniß des burgundischen Volkes darstellen, unmittelbar der Bekehrung vorhergingen. Man könnte höchstens an die in weiter Ferne der Vergangenheit liegenden heftigen Kämpfe der Burgunden mit den Alamannen denken, aber dann verschwindet wieder aller und jeder Zusammenhang mit der Zeit der Bekehrung. —

zu machen bestimmt schien[4]), wurde von dem Arianismus ergriffen. Die äußere Vermittlung dazu wurde durch die intimen Verbindungen zwischen den Burgunden und Westgothen geboten, deren anfangs lauer Arianismus nach und nach eine viel entschiedenere und dem Katholicismus feindseligere Haltung angenommen hatte. Von den Westgothen stammte das neue burgundische Königshaus. Das einheimische war in einem furchtbaren Kampfe gegen die Hunnen, wo die Burgunden als Vertheidiger des Römerreichs und der abendländisch-christlichen Cultur heroisch, aber unglücklich gefochten hatten, sammt einem großen Theile des Volkes zu Grunde gegangen. Und wenn sich auch der Arianismus, der im Gefolge der neuen Dynastie, aber, wie es scheint, nicht unmittelbar durch ihre Begründer zu den Burgunden[5]) kam, nicht durchgreifend zu verbreiten vermochte, sondern der Katholicismus daneben immer noch, selbst bis in die höchsten Regionen des herrschenden Volkes, um so eifrigere Anhänger zählte, so galt jener doch in sehr kurzer Zeit ebenso wie bei den übrigen deutschen Stämmen, die das Christenthum angenommen hatten, auch hier als die eigentlich nationale Fassung der neuen Religion. Es hatte sich also auch hier wieder jene innere Wahlverwandtschaft zwischen beiden Factoren, dem Arianismus und der

4) S. o. Cap. IX.

5) Gundovig und Chilperich, die beiden reges der Burgunden, mit dem das westgothische Königshaus beginnt, scheinen beide sich für Katholiken ausgegeben zu haben, obgleich kein Zweifel darüber sein kann, daß sie ursprünglich als vornehme Westgothen dem Arianismus angehörten. Daß Gundovig für katholisch galt, geht mit Gewißheit aus Epist. Hilar. ad Leontium Ep. Mansi VII. 936 vom Jahre 463 hervor, worin es heißt Quantum enim filii nostri, viri illustris, magistri militum, Gundovici sermone indicatum est. Ueber Chilperich ist kein so directes Zeugniß erhalten, doch ist vorauszusetzen, daß er den Schritt seines Bruders gleichfalls gethan, und sich dem Glaubensbekenntniß der Majorität seines Volkes, d. h. der herrschenden Burgunden sowohl, als der beherrschten Römer angeschlossen hat. Nach Chilperichs und Gundovigs Tode folgte Gundobald, der älteste Sohn Gundovigs, nebst seinen drei Brüdern Chilperich, Godomar und Godegisel gemeinschaftlich seinem Vater. Gundobald war römischer Patricius und nach dem Tode seines Oheims Richimer wahrer Herr des römischen Reiches, der Kaiser nach Belieben ein- und absetzte. Schon in Rom war er Arianer und als König der Burgunder beförderte er den Arianismus, jedoch ohne fanatische Verfolgung der Katholiken. Von seinen Brüdern war Chilperich eifriger Katholik. Er sowohl als Godomar wurde von Gundobald und Godegisel beseitigt, die von nun an das burgundische Reich unter sich theilten.

zu stolz, bei einem weltlichen Herrn Hülfe zu suchen, hätten es vorgezogen, den einzig wahren Gott, den die heilige Kirche verehrte, zu ihrem Schutzherrn zu machen und durch dessen starken Arm über ihre Feinde zu siegen.

Aber die katholische Kirche sollte sich doch nicht lange dieser Erwerbung freuen, denn auch dies auserwählte deutsche Volk, das einzige, welches die verhängnißvolle Nothwendigkeit, daß alle Barbaren Ketzer und alle Ketzer Barbaren sein mußten, zu Schanden

---

sam bald vorwärts, bald seitwärts bewegten. Die Urugundi gehörten zwar zu den von den Hunnen erst unter Attila und Bleda unterjochten scythischen Stämmen, wie aus Prisc. legat. Cap. 2 hervorgeht, wenn sie anders unter den dort genannten Σόρoσγοι gemeint sind, wie Zeuß S. 695 durch gute Gründe sehr wahrscheinlich macht. Jedenfalls aber waren sie schon lange mit den Hunnen in Berührung, und was dasselbe heißt, häufig in Krieg mit ihnen, wovon Sokrates wahrscheinlich eher eine Notiz zugekommen sein mochte, als von den einzelnen Kämpfen der ihm so fernen Burgunden. Doch wäre es unstatthaft, die ganze Erzählung des Sokrates auf diese Urugundi zu beziehen, denn es läßt sich nirgends eine Spur nachweisen, daß sie mit dem Christenthum in Berührung gekommen, oder gar zu ihm übergetreten seien. Der Uebertritt der Burgunden dagegen war ein so wichtiges Ereigniß für die Kirche, daß er allgemein beachtet und bekannt werden mußte. Auch Sokrates mußte davon wissen, wenn er auch sonst wenig oder nichts von der Geschichte dieses Volkes und nichts Genaueres von seinen Wohnsitzen wußte, wie er denn überhaupt überall da, wo er auf deutsche Verhältnisse zu reden kommt, eine echt antike Unwissenheit in den Angelegenheiten der Barbaren zur Schau trägt. — Die weiteren rein sagenhaften Modalitäten der Bekehrungsgeschichte der Burgunden stehen bei Sokrates so isolirt, daß es nicht thunlich ist, sie, wie es doch anderwärts häufig gelingt, einigermaßen mit den nüchternen geschichtlichen Thatsachen in Verbindung zu setzen und dadurch zu begreifen, wie sie sich weiter fort zu dem entwickeln konnten, wie sie überliefert sind. Das eigentliche Motiv des ganzen Vorgangs nach Sokrates Darstellung — der schwere Kampf der Burgunden gegen die Hunnen — ist, wie gezeigt, durchaus unhaltbar. Es ist selbst dann unbrauchbar, wenn man auch nur eine Verwechselung der Namen Burgunden und Urugunden und in Folge davon annehmen wollte, daß nur der letzte Niederschlag der Darstellung, also das Factum, daß der Bekehrung der Burgunden eine schwere Kriegsnoth des Volkes vorhergegangen sei, übrig bleibe. Nicht einmal so viel ist historisch zu rechtfertigen, denn wir wissen, daß die Eroberungszüge in Gallien, die das Gegentheil einer schweren Bedrängniß des burgundischen Volkes darstellen, unmittelbar der Bekehrung vorhergingen. Man könnte höchstens an die in weiter Ferne der Vergangenheit liegenden heftigen Kämpfe der Burgunden mit den Alamannen denken, aber dann verschwindet wieder aller und jeder Zusammenhang mit der Zeit der Bekehrung. —

zu machen bestimmt schien [4]), wurde von dem Arianismus ergriffen. Die äußere Vermittlung dazu wurde durch die intimen Verbindungen zwischen den Burgunden und Westgothen geboten, deren anfangs lauer Arianismus nach und nach eine viel entschiedenere und dem Katholicismus feindseligere Haltung angenommen hatte. Von den Westgothen stammte das neue burgundische Königshaus. Das einheimische war in einem furchtbaren Kampfe gegen die Hunnen, wo die Burgunden als Vertheidiger des Römerreichs und der abendländisch-christlichen Cultur heroisch, aber unglücklich gefochten hatten, sammt einem großen Theile des Volkes zu Grunde gegangen. Und wenn sich auch der Arianismus, der im Gefolge der neuen Dynastie, aber, wie es scheint, nicht unmittelbar durch ihre Begründer zu den Burgunden [5]) kam, nicht durchgreifend zu verbreiten vermochte, sondern der Katholicismus daneben immer noch, selbst bis in die höchsten Regionen des herrschenden Volkes, um so eifrigere Anhänger zählte, so galt jener doch in sehr kurzer Zeit ebenso wie bei den übrigen deutschen Stämmen, die das Christenthum angenommen hatten, auch hier als die eigentlich nationale Fassung der neuen Religion. Es hatte sich also auch hier wieder jene innere Wahlverwandtschaft zwischen beiden Factoren, dem Arianismus und der

4) S. o. Cap. IX.

5) Gundovig und Chilperich, die beiden reges der Burgunden, mit dem das westgothische Königshaus beginnt, scheinen beide sich für Katholiken ausgegeben zu haben, obgleich kein Zweifel darüber sein kann, daß sie ursprünglich als vornehme Westgothen dem Arianismus angehörten. Daß Gundovig für katholisch galt, geht mit Gewißheit aus Epist. Hilar. ad Leontium Ep. Mansi VII, 936 vom Jahre 463 hervor, worin es heißt Quantum enim filii nostri, viri illustris, magistri militum, Gundovici sermone indicatum est. Ueber Chilperich ist kein so directes Zeugniß erhalten, doch ist vorauszusetzen, daß er den Schritt seines Bruders gleichfalls gethan, und sich dem Glaubensbekenntniß der Majorität seines Volkes, d. h. der herrschenden Burgunden sowohl, als der beherrschten Römer angeschlossen hat. Nach Chilperichs und Gundovigs Tode folgte Gundobald, der älteste Sohn Gundovigs, nebst seinen drei Brüdern Chilperich, Godomar und Godegisel gemeinschaftlich seinem Vater. Gundobald war römischer Patricius und nach dem Tode seines Oheims Richimer welcher Herr des römischen Reiches, der Kaiser nach Belieben ein- und absetzte. Schon in Rom war er Arianer und als König der Burgunder beförderte er den Arianismus, jedoch ohne fanatische Verfolgung der Katholiken. Von seinen Brüdern war Chilperich eifriger Katholik. Er sowohl als Godomar wurde von Gundobald und Godegisel beseitigt, die von nun an das burgundische Reich unter sich theilten.

deutschen Nationalität jener Zeit, bewährt und der katholischen Welt gezeigt, daß die Begriffe Barbaren und Ketzer vorläufig noch identisch seien.

Allerdings war der Arianismus bei diesem Volke weniger als bei irgend einem anderen zu brutalen Ausbrüchen einer fanatischen Gesinnung gestimmt, vielleicht in Folge der schwierigen Situation, in welcher sich der zwischen übermächtigen und habsüchtigen Nachbarn eingeschlossene Staat so bald versetzt und dadurch zur möglichsten Vermeidung aller inneren Differenzen genöthigt sah. Die katholische Kirche des Landes hatte sich nicht oft über directe Beeinträchtigungen oder Verfolgungen von Seite ihrer arianischen Herrscher zu beklagen. Aber einzelne Gewaltthätigkeiten kamen denn doch auch hier vor und die katholische Kirche verzieh dieselben niemals, obwohl sie keine Spur von der systematischen Brutalität zeigten, die sich anderswo ungescheut entfaltete.

Doch für die Zukunft des Volkes blieb es sich gleich, ob der Arianismus hier in milderen und humaneren Formen auftrat, als sonst, oder ob er die angeborene Barbarei des Nationalcharakters durch fanatische Einflüsterungen bis zu dem Extrem der Rohheit und Brutalität steigerte, wie er es so sichtbar z. B. bei den Vandalen that. Eine Menge Verlegenheiten von außen und die bedenkliche und drohende Haltung der katholischen Bevölkerung im Innern veranlaßte die burgundische Politik in fester Anlehnung an andere arianische Staaten eine Stütze zu suchen. Aber deren Politik verfolgte nach außen hin Grundsätze einer rücksichtslosen Vergrößerungssucht, einer echt barbarischen Ausschließlichkeit auf Kosten ihrer schwächeren Nachbarn, gleichviel ob stammverwandt und Religionsgenossen oder nicht, daß sich keine wahre Freundschaft und kein aufrichtiges Zusammenhalten zu Stande bringen ließ. Selbst der ostgothische Theodorich, von dessen umfassendem Blicke noch am ersten ein wahres Verständniß der Bedeutung des burgundischen Staates und demgemäß auch eine aufrichtige und wohlgesinnte Politik gegen denselben hätte erwartet werden können, machte durch bedenkliche Winkelzüge, an denen freilich mehr die verschobene Situation als sein freier Wille Schuld trug, die Burgunden so verwirrt, daß sie auch ihn zu ihren gefährlichsten Feinden rechneten und von diesem Gesichtspunkt aus ihre Stellung gegen ihn nahmen.

So von außen her ohne Verbündete, dafür rings von Fein-

den umgeben, im Innern durch die Rivalität der Glieder der herrschenden Familie, durch die Unbändigkeit der Einzelnen aus dem herrschenden Volke dem König gegenüber, durch die weder mit Milde, noch mit Gewalt besiegbare oppositionelle Haltung der Katholiken und Römer gestört und zerrüttet, suchte dieser arianisch-deutsche Staat bei seinem geborenen Todfeinde, dem legitimen und katholischen Imperator von Ostrom, eine letzte Zuflucht. Aber so groß auch die Genugthuung war, mit welcher man in Konstantinopel sich an dieser Situation weidete, eine reelle Hülfe wurde von dorther nicht geleistet. Noch schien dort die Zeit nicht ganz reif zur Restauration des alten römischen Reichs und zur Vertreibung oder Unterwerfung der eingedrungenen Barbaren, mit denen man troß feierlicher Friedenscontracte doch nie Friede gemacht hatte. Für einen solchen Fall, namentlich wenn man an die Wiedereroberung von Italien dachte, war es der byzantinischen Politik sehr gelegen, aus der Mitte der Gegner heraus sich Verbündete zu gewinnen. Insbesondere mußte ein enges Verhältniß zu den Burgunden, die fast in der Mitte zwischen den beiden gefährlichsten Feinden dieser römischen Restaurationspläne, der Ost- und Westgothen, eine so wichtige Position einnahmen, für die Zukunft unschätzbar sein, aber für die Gegenwart hätte die byzantinische Politik zu sehr von ihrem gewohnten Geleise abweichen müssen, wenn sie sich mit thatsächlicher Unterstützung des burgundischen Staates gegen seine Feinde und Bedränger hätte annehmen wollen.

In der letzten Krisis des Staates und Volkes ging es hier ähnlich wie anderwärts. Eine Zeit lang schien es, als ob sich das herrschende Volk an den Katholicismus, den es einst von sich gestoßen hatte, verzweiflungsvoll anklammern wollte. Schon König Gundobald, derselbe, der im Anfang seiner halbhundertjährigen Regierung dem Arianismus zur nominellen Herrschaft verholfen hatte, fand sich am Ende seiner Laufbahn genöthigt, Transactionen mit dem Katholicismus zu versuchen. Er sah sich sowohl von dem neuen fränkischen Reich und seinem Herrscher Chlodwig, als auch von dem ostgothischen König Theodorich stark bedroht. Die Franken hatten es unzweifelhaft auf seine Vernichtung abgesehn, die Ostgothen[6]) wollten ihnen den muthmaßlich leichten Raub

---

6) Theodorichs Politik gegen Burgund erweist sich troß ihres öfteren Wech-

nicht gönnen und suchten sich unter dem Vorwand einer Allianz mit ihnen zur Theilung des burgundischen Reiches die ausschließliche Schutzherrschaft über dasselbe anzueignen. In dieser Situation hoffte Gundobald noch Einiges von einem festen Zusammenschluß aller Glieder, Nationalitäten und Glaubensbekenntnisse seines Reiches. Aber der katholischen und römischen Bevölkerung genügten diese Transactionen nicht, die eben nur eine freundliche gegenseitige Duldung bezweckten. Die Kirche, die im eigenen Namen und in dem der römischen Nationalität sprach, verlangte unbedingte Unterwerfung. Auch diese erfolgte und zwar eine aufrichtig gemeinte durch Gundobalds Sohn und Nachfolger Sigismund, der durch grenzenlose Hingabe an die Kirche und durch einen blutigen Tod freilich nicht für den Glauben, sondern für die blutigen Thaten seines Geschlechtes, sich den Namen eines Märtyrers und Heiligen verdiente.[7])

---

fels im Princip ganz folgerichtig. Er versuchte auch den burgundischen Staat in den Kreiß des germanischen Planetensystems, dessen Sonne das ostgothische Reich vorstellen sollte, hineinzuziehen. Wie gewöhnlich glaubte er durch verwandtschaftliche Beziehungen mit dem königlichen Hause das Mittel dazu gefunden zu haben. Er verheirathete seine eigene Tochter Ostrogotha mit Sigismund, dem Sohn und präsumtiven Nachfolger des Königs Gundobald. Aber die Zustände des Reichs erwiesen sich schon so gelockert, daß die Angriffe Chlodwigs, des fränkischen Königs, offenbar zum Ziele führen mußten, wenn nicht Theodorich dazwischen trat. Unter den verschiedenen Wegen, auf welchen dies ermöglicht werden konnte, wählte er nach seiner Art denjenigen, der seiner mehr durch Reflexion gewonnenen als natürlichen Neigung zum leisen und allseitig gedeckten Auftreten am meisten convenirte. Er verband sich mit Chlodwig scheinbar gegen den König von Burgund und erreichte damit, daß Chlodwig wenigstens formell unverrichteter Dinge von seinen auf die Eroberung des Reiches zielenden Plänen abzustehen sich genöthigt sah. Allein Gundobald scheint von da ab in eigensinniger Verblendung alles gethan zu haben, um sich Theodorich und die Ostgothen zu entfremden, und der Zufall unterstützte sein Bestreben. So half ein burgundisches Heer Chlodwig gegen Alarich II. König der Westgothen, den Schwiegersohn des Theodorich, Sigismund trat zur katholischen Kirche über, Ostrogotha starb bald und ihr Sohn Sigerich wurde von seinem Vater Sigismund nach dem Tode Theodorichs ermordet.

7) Sigismund ist wegen seines Uebertritts zum Katholicismus, wegen der Stiftung des Klosters St. Moritz, wegen des Concils zu Epaon 517 und wegen seines blutigen Todes (Act. sanct. Boll. I. Mai 83 und Greg. Tur. III, 6) heilig gesprochen. Welche Concessionen er dem Katholicismus machte, geht am deutlichsten aus folgender Stelle des Conc. Epaon. (Mansi VIII, 555) hervor: XV.

Auch damit wurde das Verderben nicht beschworen. Es brach unwiderstehlich herein, aber auch hier brachte es noch ein letztes Aufzucken des nationalen Selbstgefühls in der Gestalt einer letzten Reaction des Arianismus mit sich. Godomar, der den Kampf gegen die schon vollständige Sieger sich dünkenden Franken noch einmal aufnahm, endigte ähnlich, wie die ihm parallelen Charaktere, ein Gelimer bei den Vandalen, ein Totila bei den Ostgothen. Die Selbstständigkeit des Staates und Volkes hörte auf und damit verschwanden auch die letzten Ueberbleibsel des nationalen Glaubensbekenntnisses, des Arianismus. —

Jedoch gelang es dem national-burgundischen Elemente, sich auch später noch, nachdem es lange schon von seiner einstmaligen Höhe als herrschendes und maßgebendes Moment eines selbstständigen Staates herabgeworfen worden war, als eigenthümlich ausgeprägten Bestandtheil des allgemeinen fränkischen Typus hervorzuheben und geltend zu machen. Es verschwand nicht so spurlos, wie es der ostgothischen, vandalischen, suevischen Nationalität geschah. Dies verdankt es ohne Zweifel seiner baldigen Rückkehr zum Katholicismus. Der Arianismus hatte hier nicht Zeit gefunden, den zerstörenden Einfluß, den er sonst in seiner specifischen Verbindung mit einer deutschen Nationalität auf die letztere auszuüben pflegte, tief genug auf den Volksgeist wirken zu lassen. Der Untergang der burgundischen Staatsselbstständigkeit konnte nicht abgewendet werden, allein als die Katastrophe eintrat, war dem feindseligen Gegensatz zwischen der römischen und deutschen Bevölkerung des Landes durch die Austilgung des religiösen Gegensatzes schon die Spitze abgebrochen. Romanen und Burgunder, durch das stärkste Bindemittel dieser Zeit, die Einheit des Glaubens, mit einander verkittet, sahen auch ganz unwillkürlich in allen anderen Lebensbeziehungen die alten Verschiedenheiten mehr

---

si superioris loci clericus haeretici cujuscunque clerici convivio interfuerit, anni spatio pacem ecclesiae non habebit. XVI. presbyteros, propter salutem animarum — desperantibus et decumbentibus haereticis, si conversionem subitam petant, chrismate permittimus subvenire. XXXIII. Basilicas haereticorum, quas tanta execratione habemus exosas, ut pollutionem earum purgabilem non putemus, sanctis usibus applicari despicimus. Sane quas per violentiam nostris abstulerint, possumus revocare.

und mehr verschwinden. Es ist schwer zu entscheiden, ob das römische Element im Wesen hier mehr von dem ihm jetzt so genäherten deutschen empfing, oder ob das Umgekehrte geschah: dem äußeren Schein nach müßte das Letztere entschieden angenommen werden, denn die Burgunden gaben ihre nationale Sprache völlig auf und bequemten sich den romanischen Dialekten ihrer Heimath an. So stand denn die Gesammtheit dieser aus der innigsten Mischung und Durchdringung zweier so heterogener Massen hervorgegangenen burgundischen Nationalität der spätern Zeit noch auf lange hinaus dem herrschenden Volk der Franken mit durchaus einheitlichem Bewußtsein gegenüber, das sich erst dann abzuschwächen begann, als in dem fränkischen Volke selbst zwei Anfangs nur leise angedeutete Gegensätze bis zu wahren Momenten einer nationalen Sonderung sich herausbildeten, als sich die Franken selbst in eine romanische und germanische Völkergruppe schieden.

Sieht man aber von dieser späteren Entwickelung und Neubelebung des burgundischen Volkes in seiner romanischen Metamorphose ab und richtet den Blick allein auf die Zeit, wo es noch das volle Bewußtsein seiner Selbstständigkeit und seiner deutschen Individualität in sich trug, so bleibt der Satz in seiner Wahrheit bestehen, daß die Entwickelung des Christenthums auch hier in den wesentlichsten Punkten in der Bahn verlief, die ihm, wie es schien, durch eine innere Nothwendigkeit bei allen deutschen Stämmen vorgezeichnet war, eine Bahn, so traurig und unfruchtbar in ihren Resultaten, wie keine andere. Diese Deutschen hatten ihre heimischen Götter verlassen und den christlichen Gott, aber nicht den Gott der Römer, zu ihrem Schutzherrn gewählt. Sie hatten durch die Hülfe dieses christlichen Gottes erreicht, was sie erreichen wollten, die Fülle der von Milch und Honig triefenden Römerländer [8]); aber erhalten konnte, oder wollte er sie ihnen nicht. Eben als

---

8) S. die schon oben theilweise citirte Stelle des Salvian De gub. Dei VII, 10: et certe barbari elatione tumidi, victoria superbi, divitiorum ac deliciarum affluentia dissoluti, qui profecto etiamsi continentissimi et castissimi semper fuissent, mutare tamen tanta rerum obsecundantium felicitate potuerunt, ingressi scilicet ut in divinis literis scriptum est, terram lacte et melle manantem, foecundam, opulentissimam, omnium deliciarum copiis quasi ebriam, in qua utique minime mirum fuerit si luxuriasset gens barbara ubi similis quodammodo luxurianti erat ipsa natura.

sie sich der vollen Seligkeit des Genusses hingeben wollten, war das Verderben über sie hereingebrochen und hatte sie von der Erde vertilgt. Für die weitere Entwicklung der deutschen Nationalität und des Christenthums war es, als wären sie alle nie vorhanden gewesen.

Verhältnisse der bekehrten Deutschen zu ihren heidnischen Stammesgenossen.

Gewiß muß ein Hauptgrund für den so baldigen und schmählichen Untergang dieser ersten Generation deutscher Völker, die das römische Wesen mit sich vermitteln wollten, ohne sich doch ihrer individuellsten Selbstabgeschlossenheit zu entäußern, welche sich als politische Bevorrechtung, als ausschließliche Waffenfähigkeit und am verhängnißvollsten von allem als das eigentliche Lebensprincip ihres Arianismus äußerte, auch in ihrer localen und geistigen Lostrennung von aller Verbindung mit ihrer Heimath gesucht werden. Obgleich nicht alle von ihnen sich soweit von dem Centrum der geographischen Verbreitung des deutschen Volkes, von dem Boden, der mit seinen nationalen Anlagen am meisten harmonirte und allein im Stande war, sie allseitig zu entfalten, entfernten, wie die Vandalen die Sueven und Westgothen, so standen sie doch alle außer jeglichem wahrhaft lebendigen Zusammenhang mit den Stämmen, welche in ihrer Heimath blieben, wenigstens von dem Augenblick an, wo sie sich als dauernde Besitzer einer römischen Provinz und als Christen zu fühlen begannen.

Wenn noch Beziehungen zwischen dieser Gruppe von deutschen Völkern und den andern im Innern von Deutschland zurückgebliebenen Statt fanden, so waren sie fast durchaus feindlicher Art, selten in Folge besonderer politischer Combinationen freundlich. So pflanzte sich der alte Stammeshaß zwischen Burgundern und Alamannen auch noch bis in die Zeit fort, wo die Burgunder jenseits des Rheins in der gallischen Provinz als Bundesgenossen der Römer sich festsetzten und Christen wurden. Ja er ward durch das Hinzutreten dieser beiden Momente noch bitterer als vordem. Einmal sogar führte eine der großartigsten Situationen in der Weltgeschichte fast die ganze Masse der bereits durch locale Trennung und ihre Folgen ihrer Nationalität entfremdeten deutschen Völker gegen die Masse der ihr noch treugebliebenen, oder wenigstens noch nicht in directe Verbindung mit dem römischen Wesen getretenen, auf das blutigste Schlachtfeld der Zeit, auf die catalaunischen Felder, wo vorzugsweise Deutsche gegen Deutsche, die römischen und christ-

lichen Deutschen gegen die hunnischen und meist noch[9]) heidnischen Deutschen standen. Aus der Reihe der damals für die Hunnen und das Heidenthum und gegen die Römer und das Christenthum kämpfenden Deutschen traten dann manche bald darauf gleichfalls in dasselbe Verhältniß zu den Römern und zu dem Christenthum und in dieselbe Entfremdung von ihrer nationalen Basis, wie die andern, gegen die sie dort die Waffen trugen. So geschah es vor allen mit den Ostgothen.

Theodorich, ihr erster wahrer König, der Begründer der Größe dieses Volkes, versuchte mit derselben relativ sehr durchgebildeten politischen Reflexion, die er auch sonst bewährte, die Trennung zwischen den auf römischem Boden angesiedelten und den in ihrer Heimath gebliebenen Deutschen, die wie eine Naturnothwendigkeit sich geltend machte, durch complicirte politische Manöver zu beseitigen. In seinem nächsten Kreise verfolgte er das im Wesen damit identische, scheinbar so große und schöne, aber innerlich doch unmögliche Ziel, die Kraft und den naturwüchsigen Adel seines Volkes durch das ungehemmte Einströmen des römischen Culturgewinnes noch zu erhöhen und vielseitigst zu entfalten. Damit hoffte er, wie schon erwähnt, seinem Volke und seinem Staate eine nachhaltige Stärke zu geben, die es zu der Rolle einer herrschenden Weltmacht befähigen sollte, ohne daß es doch seine Nationalität aufgab. Nach außen hin suchte er in der Anlehnung an die verhältnißmäßig noch frischen und unerschöpflich reichen Kräfte des eigentlichen Deutschlands seinem Staat eine wohlversorgte Quelle gesunder Säfte zuzuleiten, deren er voraussichtlich bald bedürfen würde. Es ist bekannt, wie er von diesem Principe aus ein Netz engster Verbindung zwischen seinem Königshause und den fürstlichen Familien der innern deutschen Völker zu spannen versuchte, wie es ihm gelang durch Heirathen und auf vielen anderen Wegen mit denselben in engere Verbindung zu treten, so daß sein Einfluß bis an die Ost- und Nordsee, über ganz Deutschland hin reichte und die jedes sichtbaren Mittelpunktes entbehrenden deutschen Stämme in der That einen solchen in ihm gefunden zu haben schienen. Aber alles dies beruhte einzig und allein auf seiner Persönlichkeit, auf den außerordentlichen Gaben des

9) S. o. S. 226.

Geistes und der Heldenhaftigkeit seiner Natur, die auf gleiche Weise bei Barbaren, wie bei den gebildeten Römern ihres Eindruckes sicher waren. Und so ist er selbst allerdings als halbgöttlicher Held und König durch alle deutschen Lande gefeiert worden; aber so bald er die Augen geschlossen hatte, zerriß das mit so großer Kunst gefertigte Netz viel schneller, als es geknüpft worden war. Es blieben diese Bestrebungen eben so ohne alle weiteren Folgen für die Geschicke des ostgothischen Reiches, wie die, welche er auf eine politisch-nationale Union der arianisch-deutschen Staaten und Völker im römischen Reiche verwandt hatte. Er blieb ihr politischer Mittelpunkt, so lange er lebte, aber nach seinem Tode machten sich die alten Sonderinteressen mit nachhaltigerer Energie geltend, als je vorher. Sie blieben aber auch ohne alle Folgen für den andern Theil, für die Völker des eigentlichen Deutschlands.

Namentlich weist keine Spur darauf hin, daß durch diese Verbindung die religiösen Interessen dieser Stämme berührt, daß auch sie in den Kreiß des arianischen Christenthums hineingezogen worden wären. Daß dies, gleichviel warum, nicht erfolgt ist, ist das beste Zeugniß, wie wenig die feinsten und stärksten Nerven des Volkslebens überhaupt davon berührt wurden. Es zeigte sich hieran am deutlichsten die innere Unfruchtbarkeit und Dürre des Arianismus in der späteren Generation der ihm zugethanen Deutschen. Einstmals hatte er unter den schwierigsten Verhältnissen sich ein ungeheures Gebiet zu erobern vermocht, als er sich nach der Bekehrung der Westgothen mit unbegreiflicher Schnelle und Energie mitten unter dem letzten und großartigsten Kriegsgetöse des um die Weltherrschaft streitenden Heidenthums, zur Zeit der Hunnen und eines Attila, ja unter den Augen dieser ärgsten Feinde des Christenthums so vieler und so großer deutschen Völker bemächtigte. Jetzt reichte Theoderichs unmittelbare Herrschaft bis an die Donau und sein Arm bis ans Meer im Norden. Ein großer Theil des alamannischen Volkes und die in Noricum angesiedelten deutschen Völkertrümmer standen unter der Botmäßigkeit der christlichen Beamten des christlichen Königs; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß das Christenthum hier zu dieser Zeit auch nicht einen Proselyten gemacht hat. Diese Deutschen blieben nach wie vor Heiden und erst ihre spätere Verbindung mit einem katho-

lischen Staate, mit dem Frankenreiche, führte sie dem neuen Glauben zu.[10]) Ja das Heidenthum scheint in dieser Periode an Orten, wo vor nicht sehr langer Zeit fast durchweg das Christenthum als Religion der ehemaligen römischen Bevölkerung geherrscht und sich auch später noch in einzelnen Spuren durch die wildesten Zeiten der Zerstörung und Ueberfluthung des Landes mit neuen Völkerschichten gerettet hatte, wieder Fortschritte gemacht und die christlichen Erinnerungen mehr und mehr gerade damals verwischt zu haben. Auch in dem thüringischen mit Theodorich so nahe verwandten Königshaus, wo Amalaberga, eine Nichte Theodorichs, und wie er dem Arianismus zugethan, mit dem König Hermanfried verheirathet war, hat der Arianismus so wenig wie in dem Volke selbst Eingang gefunden. Vielmehr weisen deutliche Spuren darauf, daß, was überhaupt vom Christenthum vorhanden gewesen sein mag, katholisches Christenthum war und von einer ganz anderen Seite, vielleicht vom Rhein her, sich hier angesiedelt hatte.[11])

Beide Theile hatten sich somit gegenseitig nichts vorzuwerfen, wenn man eine weltgeschichtliche Abrechnung zwischen ihnen vornehmen will. Die inneren deutschen Stämme konnten gleichgültig dem Untergang der römisch-deutschen Staaten und Völker zusehen, denn ihnen waren sie doch völlig fremd geworden und völlig fremd geblieben. Sie hatten ihnen nichts, auch gar nichts zukommen lassen, was sie aus der Gebundenheit der Stammessonderung und des absterbenden Heidenthums hinaus in den Strom der weltgeschichtlichen Culturentwickelung hätte führen können. Deshalb konnten die Vandalen und Ostgothen, als die Stunde des Verderbens her-

---

10) Noch nach der Mitte des sechsten Jahrhunderts war bei den Alamannen so wenig von Christenthum zu erkennen, daß Procopius und Agathias das ganze Volk als die wildesten Heiden schildern. Daraus läßt sich schließen, wie es am Anfang des fünften Jahrhunderts unter ostgothischer Herrschaft bei ihnen stand. Ganz ähnlich war es auch in dem ostgothischen Noricum, das unter ostgothischer Herrschaft nicht blos nicht zum Christenthum bekehrt wurde, sondern noch die letzten Reste christlicher Bevölkerung verloren zu haben scheint.

11) Ich verweise einstweilen auf die späteren Erörterungen über die Spuren des Christenthums in Thüringen vor seiner Unterwerfung durch die Franken.

annahte, auch nicht fordern, daß ihnen die ungebrochene Naturkraft ihrer Stammesgenossen hülfreich zur Seite stehen und ihnen das wieder ersetzen solle, was ihnen einst unfehlbar zum Siege über die Römer verholfen hatte, ihre physische Vollkraft, ihr ungestümes Seelenfeuer und ihr grenzenloses Vertrauen auf beide und ihre darauf begründete natürliche Ueberlegenheit über die Römer. Aber es läßt sich nicht verkennen, daß in jenen inneren deutschen Stämmen noch eine so spröde Unnahbarkeit und Abgeschlossenheit mächtig war, daß sie auch auf kräftigere, vielseitigere und innerlichere Berührungen, als sie von ihren römisch-deutschen Stammesgenossen empfingen, damals noch nicht reagirt haben würden. Es bedurfte noch mancher Phasen ihrer Geschicke, noch manches Stoßes und Druckes, bis sie aus ihrer lethargischen Isolirung heraus geschreckt und zur Einlenkung auf die lebendige Bahn der Geschichte gezwungen wurden. Von der ersten Generation deutscher Völker, wie sie der Reihe nach den Versuch einer Wechselwirkung des römischen und deutschen Wesens aufgenommen und wieder aufgegeben hatten, war eine solche active, zwingende Aufrüttelung ihrer ganz in sich versunkenen Stammesgenossen jedenfalls nicht zu erwarten. Woher hätten sie, die weder Römer noch Deutsche, weder Barbaren noch cultivirt, weder Heiden noch Christen waren, die entweder dazu erforderliche Energie der elementaren Naturkraft, oder das sieghafte Bewußtsein der unendlichen Geistesüberlegenheit, ein Resultat vollständigster Cultur, entnehmen sollen? —

Elftes Capitel.

Die Eroberung des römischen Galliens durch die Franken.

Das ehemals unter dem Namen der Sigambern, später als Salische Franken bekannte Volk war einer der deutschen Stämme, gegen welche die römische Politik in Krieg und Frieden vom Beginn der großen Kämpfe an der Rheinlinie mit der schonungslosesten Härte zu operiren pflegte.[1]) Es war, als wenn die Römer hier wie anderwärts von ihrem sicheren geschichtlichen Instinkt geleitet würden, denn gerade dieses Volk war vor allen anderen deutschen Stämmen dazu berufen, die abgeschlossene Existenz des Römerthums am schwersten zu gefährden und der Träger einer lebenskräftigen Entwickelung des germanischen Elementes zu werden. Als nächste greifbare Veranlassung für die besonderen Anstrengungen, die die Römer zu seinem gänzlichen Ruin machten, konnte seine eigenthümliche militärische Position an der wichtigsten Stelle des Niederrheins gelten, von wo aus es den Unterlauf und die Mündungen des Rheins und der Maas dominirte, die römischen Ansiedelungen am linken Rheinufer fortwährend bedrohte und den Römern eine sichere Operationsbasis gegen das Hinterland am rechten Rheinufer und nach der Weser hin unmöglich machte. Aber alle Mittel, welche die Römer mit rücksichtsloser Energie zu seiner völligen Vertilgung anwandten, schlugen nicht auf die Dauer an, wenn man sich auch römischerseits der Täuschung, einen vollständigen Erfolg erzielt zu haben, mehr als einmal hingab. Noch mehr wie bei an-

---

1) Vergl. oben S. 84.

deren deutschen Stämmen vermochte weder blutige Gewaltthätigkeit, noch giftige Heimtücke die Lebenskraft des sigambrischen Volkes zu zerstören, im Gegentheil schien sich seine zähe Unverwüstlichkeit gerade durch solche unerhörte Mißhandlungen zu kräftigen.

Als die römische Angriffs- und Vertheidigungslinie längs des Niederrheins allmälig immer schwächer wurde, benutzten die Sigambern die Gelegenheit, um sich weiter nach Nordwesten in den batavischen Landschaften zwischen den Stromtheilungen des Rheines und der Maas auszubreiten. Bald überschritten sie auch beide Ströme, indem sie von nun an wieder in die natürliche Richtung nach Südwesten, nach der Mitte von Gallien, einlenkten, die sie eine Zeitlang aufgegeben hatten, so lange ihnen die Kette der römischen Festungen von Köln abwärts bis Nimwegen einen noch unüberwindlichen Widerstand auf der geraden Linie des Vorwärtsdringens entgegensetzte.

Als sie die großen römischen Militärstationen auf solche Weise umgangen hatten, konnte sich auch die gesammte Vertheidigungslinie am Niederrhein nicht mehr halten. Die Sigambern, oder wie sie sich nun gewöhnlich hießen [2]), die salischen Franken, selbst

---

2) Allerdings ist der Name Salici oder Salii, wie Rein in seiner Abhandlung über den Namen der sal. Franken richtig ausführt, lange nur allein im Munde der Römer, und findet sich selbst bei Gregor von Tours noch nicht als einheimische Bezeichnung des Volkes, das er immer schlechtweg Franci nennt, woneben er einmal als alterthümliche Bezeichnung in feierlicher Anrede an den König des Volkes Sicamber setzt. Aber schon im ältesten Text der Lex salica findet sich T. XIV. barbari Salici, T. XLI. barbari qui legem Salicam vivunt, ganz abgesehen von den Ueberschriften, in denen er vorkommt, auf die in dieser Beziehung freilich kein Beweis gegründet werden darf. Danach konnte er also schon im Laufe des fünften Jahrhunderts als ein den Einheimischen so gut wie den Fremden bekannter Volksname gelten, gleichviel ob er ursprünglich eine römische oder fränkische Bezeichnung gewesen ist. — Aus den von Rein am angef. Ort gemachten Untersuchungen geht hervor, daß die bisherigen Erklärungsversuche des Namens alle sehr unglücklich ausgefallen sind, aber der von dem Verf. selbst gewagte ebenfalls macht keine Ausnahme davon, im Gegentheil ist er noch gekünstelter als alle anderen. — Ich glaube übrigens, daß Salicus oder Salius und Sigamber sich zu einander wie das Besondere zum Allgemeinen verhalten, d. h. daß die Salii eine vielleicht seit uralten Zeiten unter diesem Namen bekannte Abtheilung des sigambrischen Volkes sind, deren Name dann, als sie vor dem anderen in die Geschichte eingriffen, sich auf andere Zweige des Volkes ausdehnte und den alten Stammesnamen zurückschob. Man

blieben zwar ihrer einmal eingeschlagenen Richtung nach dem Herzen von Gallien treu und wandten sich nicht wieder rückwärts, um die für sie bedeutungslosen Reste der römischen Herrschaft am Rhein vollends zu bewältigen; aber andere verwandte Stämme, die man bald unter dem Namen der ripuarischen Franken zusammenfaßte [3]), bemächtigten sich im Ganzen ohne große Arbeit des einst völlig in das römisch-gallische Culturnetz eingerahmten Landes zwischen Rhein, Mosel und Maas mit seiner celtisch-germanischen romanisirten Bevölkerung, seinen zahlreichen Städten und Festungen und seiner reichen Bodencultur und Industrie. [4])

Die salischen und ripuarischen Franken trugen während der beiden letzten Jahrhunderte der römischen Herrschaft in Gallien meist den Namen von Bundesgenossen und Schutzangehörigen des römischen Reiches. Indessen hinderte sie dies Verhältniß keineswegs, auf Kosten des Reiches, sobald sich Gelegenheit dazu vorfand, als Eroberer aufzutreten. Gewöhnlich folgten von Seite der Römer jeder gelungenen Unternehmung der Franken außerordentliche, aber meist fruchtlose Kraftanstrengungen um ihnen ihre Beute wieder zu entreißen und sie durch Blut und Gewalt zu wirklichem Unterthanengehorsam zu schrecken; allein eben so gewöhnlich sahen sich die Römer genöthigt, von diesem Systeme wieder abzustehen und die Sachen gehen zu lassen, wie sie eben gingen. Die römische Politik war endlich in dem Drang der Umstände zufrieden, wenn die beiden fränkischen Völker nur nicht mit offener Mißachtung der staatsrechtlichen Fiction, auf welche sich ihre Stellung zu den Römern gründete, verfuhren, und suchte deshalb auf alle Weise schon vorhandene Verbindungen zwischen den einzelnen Angehörigen beider Völker und dem römischen Staat zu befestigen und neue zu knüpfen. Dem römischen Militär- und Hofdienste strömten auf diese Art unzählige fränkische Elemente zu. Eine lange Reihe fränkischer Namen, die mit dem Schlusse des dritten Jahrhunderts beginnt und bis zu dem Ende der römischen Herrschaft in Gallien

---

hätte also, wenn man mit historischer Richtigkeit verfahren wollte, jeden Salius Sicamber, aber nicht jeden Sicamber Salius nennen dürfen.

3) Zeuß S. 344 hat sehr wahrscheinlich gemacht, daß die späteren Ripuarier identisch mit den Ampsivariern einer früheren Zeit sind.

4) S. oben S. 4.

herabgeht[5]), zeigt uns Inhaber der höchsten Kriegs- und Staatsämter des Reiches, und ihre persönlichen Erlebnisse beurkunden, daß in der fränkischen Nationalität eine besondere Anlage vorhanden war, sich dem römischen Wesen anzubequemen, aber auch zugleich es sich dienstbar zu machen und zu ihrem Privatvortheil so umfassend auszubeuten, wie es kaum irgend einem anderen der unzähligen Abenteurer deutschen Stammes gelingen wollte, die damals dieselbe Laufbahn betraten wie die fränkischen Emporkömmlinge.

Schon in der Mitte des vierten Jahrhunderts wagten zwei fränkische Männer aus dieser Zahl, Magnentius und Silvanus, die Hand nach dem kaiserlichen Diadem auszustrecken, beide nach kurzem Schein des Gelingens zu ihrem eigenen Untergange; aber am Ende desselben Jahrhunderts gebot der Franke Arbogast unter dem Namen eines magister militum unumschränkt am Hofe zu Mailand und über die ganze Westhälfte des Reichs, soweit sie damals noch von den römischen Waffen beherrscht wurde.

Im Lauf des fünften Jahrhunderts gewann allmälig der schon lange angebahnte Wechsel im System der römischen Politik gegen den zusammenhängenden Kern des fränkisch-sigambrischen Volkes eine grundsätzliche Gültigkeit, die beiden Theilen zum Vortheil gereichte, den Römern, deren Zeit abgelaufen war, freilich nur für eine kurze Frist. Man gab nunmehr den Gedanken, die Salier entweder ganz aus den belgischen Provinzen zu vertreiben oder in ein wirkliches Unterthanenverhältniß herabzudrücken, was bisher trotz aller Ungunst der Verhältnisse fortwährend festgehalten worden war, vollständig auf, und bestrebte sich, sie zu einem selbstständigen Gegengewicht gegen die übrigen deutschen Völker, die Gallien gefährdeten, zu erheben. Die ripuarischen Franken zwischen Rhein und Maas, die Burgunden vom Oberrhein, die Westgothen an der Garonne, die einzelnen Haufen von Sachsen, Alanen, Sue-

5) Z. B. Bonitus unter Constant. I. (Amm. XV. 5), Magnentius, Silvanus, Charietto (Amm. XVII. 10. XXIII. 1), Bainobaudes (l. c. XIV. 11), Richomeres (l. c. XXXI. 7), Bauto, Consul von 385 und Vater der Eudoxia, der Gemahlin des Arcadius, Arbogastes, Magister militum unter Valentinian II. Besonders unter Constantius II. waren die Franken beinahe im ausschließlichen Besitz aller höheren Militär- und Hofstellen, s. Amm. XV. 5, adhibitis Francis, quorum ea tempestate in palatio multitudo florebat.

nen, Taifalen und Vandalen, welche sich längs der Nordküste und bis tief in das Land hinein selbstständig von den Römern zu erhalten suchten und jede Gelegenheit wahrnahmen, um den noch verbliebenen unmittelbaren Reichsbesitz zu schmälern, sollten durch die salischen Franken, die zwar an Zahl gering, aber an Tapferkeit und Gewandtheit nach römischem Urtheil allen anderen Barbaren überlegen waren, in Schach gehalten werden.

Die salischen Franken verstanden sich mit richtigem Instinkt gerne zu der ihnen übertragenen Rolle. In den größeren und kleineren Feldzügen, welche die römischen Befehlshaber in Gallien bei der Ueberzahl der sie bedrängenden Feinde fortwährend in Athem erhielten, waren es salisch-fränkische Krieger, die das sinkende Römerthum noch mit dem Glanze mancher Siege über Burgunden, Westgothen, Sachsen und Sueven verklären halfen. Und wenn auch kein einziger davon so nachhaltige Wirkung ausübte, daß sich die römische Herrschaft wieder mit einiger Sicherheit hätte begründen lassen, so war doch jeder einzelne davon ein Stoß gegen die Lebenskraft eines derjenigen deutschen Völker, die bei dem vorauszusehenden Untergange des römischen Reiches sich durch ihre Nähe als die berechtigten Erben seiner Verlassenschaft ansehen mußten.

Doch waren die Franken auch in dieser neuen Situation fortwährend darauf bedacht, sich auf Kosten ihrer römischen Freunde erobernd weiter vorwärts zu bewegen, und alle diejenigen Punkte schon jetzt in Besitz zu nehmen, die ihnen die Schwäche der Römer ohne bedeutenden Widerstand überließ, und die Römer waren und blieben geneigt, alle solche Verletzungen der Bundestreue entweder stillschweigend zu übersehen, oder durch schwache Demonstrationen nur den Schein ihres Rechtes zu wahren, so lange jene nicht die eigentlichen Lebensnerven ihrer Existenz in Gallien antasteten. Das aber lag noch durchaus nicht in der Absicht der Franken, denn ihr Gefühl sagte ihnen, daß sie eben so sehr der Reste der römischen Macht und der mannigfachen Hülfsmittel, die sie selbst in ihrem äußersten Vorfall darbot, benöthigt seien, um den zahlreichen deutschen Rivalen jetzt und für die Zukunft den Rang abzulaufen, wie die Römer der Franken bedurften, um ihre Existenz gegen jene zu vertheidigen.

Die spätere historische Sage knüpft aus dieser Situation heraus

an den Namen des Chlodio, eines salisch-fränkischen Fürsten oder Königs, die Erinnerung an bedeutende Eroberungen auf Kosten der Römer.[6]) Es ist schwierig, aus unzweifelhaft sagengemäß umgemodelten geschichtlichen Thatsachen chronologische Resultate zu gewinnen, aber man kann doch mit einiger Wahrscheinlichkeit sehen, daß es ungefähr um die Mitte des fünften Jahrhunderts gewesen sein muß, als Chlodio, vom Glücke begünstigt, eine Reihe von Städten und Landschaften in seinen Besitz brachte, die damals noch unter der unmittelbaren Botmäßigkeit des Reiches standen. Chlodio überschritt, wie erzählt wird, die vielberühmte silva carbonaria, den Wald von Soignies, der seit unvordenklichen Zeiten die Südgrenze der Wohnsitze der salischen Franken gebildet hatte, um bis an die Somme hin seine Herrschaft auszubreiten.[7])

In der alten Heimath an der Schelde trug alles ein fast ausschließlich deutsches Gepräge, trotzdem daß einstmals auch hier von romanisirte Kelten gewohnt hatten. Aber alle Spuren des römischen Wesens waren durch den langsamen Gang der Eroberung, durch

6) Chlodio, denn so und nicht Chlojo wird wohl zu schreiben sein, weil sie Müllenhoffs gekünstelte Ableitung von hlôjan, mugire (Ztschr. VI. 434) so wenig wie die fast ebenso wunderliche H. Müllers halten läßt und der Name deutlich seine Verwandtschaft mit den zahlreichen anderen der merovingischen Königsfamilie beurkundet, die von dem Adj. Hlud κλυτος oder dem damit in Stamm und Bedeutung identischen Hrôd gebildet sind, ist ohne Zweifel eine geschichtliche Figur, aber die Eroberungen, die ihm Gregor. Tur. II. 9 zuschreibt und aufzählt, sind im Einzelnen nicht ebenso fest geschichtlich begründet. Aus Sidon. Apollin. V. 211 geht nur hervor, daß er die Landschaft von Arras plünderte, aber nicht, daß er sie wirklich in dauernden Besitz nahm. Cameracum, Cambray, im Rücken von Arras und zwischen dieser Stadt und den unzweifelhaften älteren Sitzen der salischen Franken nördlich vom Wald von Soignies gelegen, war zu Chlodwigs Zeit erweislich nicht im Besitz der Linie von Chlodios Nachkommen, zu denen Chlodwig selbst gehörte, wenn gleich in den Händen fränkischer Fürsten. Nur wenn auch sie vielleicht von Chlodio abstammen, so wäre denkbar, daß er bereits auch diese Stadt erobert habe. S. dar. auch unten Anm. 9.

7) Die alte, d. h. die im Gegensatz zu den Eroberungen seit der Mitte des fünften Jahrhunderts, welche noch deutlich in der Erinnerung der späteren Zeit lebten, in einer unvordenklichen Zeit in Besitz genommene Heimath der salischen Franken lag in Toxandrien, zwischen der Schelde-Mündung und dem Oberlauf der Leye; s. Waitz das alte Recht d. s. Fr. S. 59 u. ff.

den Widerstand der damals noch vertheidigungsfähigeren Römer, welche sich nur Schritt für Schritt zurückzogen und ein gänzlich verwüstetes und beinahe entvölkertes Land hinter sich ließen, verwischt. Von der merkwürdigen Doppelseitigkeit im Charakter der germanischen Stämme damaliger Zeit, der den Stempel eines grenzenlosen Dranges in die Ferne, eines ziel- und rastlosen Begehrens in so erschreckender Schärfe trug und daneben doch immer noch eine Spur der alten Stätigkeit und Selbstbeschränkung bethätigte — noch immer versuchten sie mit einer auf die zäheste Dauer aller Verhältnisse gegründeten Beschäftigung, mit dem Ackerbau, auf dem neugewonnenen Boden festzuwurzeln — war der letztere Zug vielleicht durch eine ursprüngliche Anlage der fränkischen Stammesindividualität, vielleicht auch durch den Einfluß zufälliger Verhältnisse hier besonders prägnant zur Entwickelung gekommen, jedenfalls zum größten Nutzen für die Zukunft des Volkes. Es bot sich hier ganz von selbst dem Geiste der flüchtigen Unruhe, der schattenhaften Rastlosigkeit, der bei anderen deutschen Stämmen der Zeit, begünstigt durch äußere Umstände, ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über die körnige Schwere in der gemeinsamen nationalen Anlage gewonnen hatte, ein vollkommen hinreichendes Gegengewicht dar. So vollzog sich in dem fränkischen Wesen eine höchst glückliche Mischung des activen und passiven Elementes, die es während der ganzen Dauer seiner welthistorischen Laufbahn nie verlor. Sie bedingte seine außerordentliche Virtuosität im Ergreifen des günstigen Momentes für epochemachende Thaten und seine ebenso große Virtuosität in der Aneignung der ganzen Summe von Consequenzen, die aus einer einmaligen Kraftanspannung sich entwickeln ließen, während alle anderen germanischen Stämme, welche damals und später auf den geschichtlichen Schauplatz zu treten berufen waren, ohne Ausnahme, sich durch Uebertreibung nach der einen oder der anderen Seite hin um den wahren Lohn ihrer Thaten brachten.

In den seit der Mitte des fünften Jahrhunderts neueroberten Landschaften, deren Erwerbung von der historischen Sage an den Namen des Chlodio geknüpft wird, gestalteten sich die Bevölkerungs- und Ansiedelungs-Verhältnisse wesentlich anders, als in dem in jeder Beziehung deutsch gewordenen Lande an der Schelde. Die römische Bevölkerung, die daselbst schon bei der Eroberung, so viel sich erkennen läßt,

lange nicht mehr die Stärke und Consistenz wie früher hatte, erhielt sich doch neben und unter den neuen Herrschern und Ansiedlern. Sie lebte, nachdem die ersten Nachwehen der Kämpfe vorübergegangen waren, die zu ihrer Unterwerfung führten, im Besitz ihres beweglichen und unbeweglichen Vermögens, in ihrer persönlichen Freiheit ungekränkt, in ihren gewohnten Beschäftigungen ungestört, in der vollständigen Geltendmachung ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten nur wenig durch die Sieger beschränkt, im Genusse ihres selbstständigen Rechtes und in einer fest und nicht ungünstig bestimmten staatsrechtlichen Stellung den Franken gegenüber fort. Namentlich in den zahlreichen Städten des Landes bildete sie nach wie vor die bei weitem überwiegende Masse der Bevölkerung, denn auch bei den Franken hatte sich damals noch die herkömmliche Abneigung der Deutschen vor einem Verschluß zwischen engen Mauern und Gassen und vor einer Hingabe an alle specifisch=städtischen Beschäftigungen und Lebensgewohnheiten frisch genug erhalten.

Viele römische Familien dieser Gegenden, die durch Herkunft oder Reichthum sich auszeichneten, traten bald nach der fränkischen Eroberung in ein näheres Verhältniß zu den vornehmeren Franken und besonders zu der fürstlichen Familie. Die Brücke dazu wurde ganz von selbst durch die eigenthümliche Stellung der fränkischen Fürsten zu dem römischen Reich, zu dem kaiserlichen Hofe und den römischen Statthaltern in Gallien geschlagen. Sie betrachteten sich herkömmlich immer als Glieder des römischen Reichs, freilich ohne sich für Unterthanen desselben zu halten und ohne auf die vollste Ausbeutung aller der Vortheile, welche durch eine vollständige Souveränetät bedingt waren, zu verzichten. Ihren eigenen Volksgenossen gegenüber trug diese doppelte Basis ihres fürstlichen Bewußtseins nicht wenig dazu bei ihr Ansehen zu erhöhen, denn auch die Franken standen wie alle anderen deutschen Völker dieser Zeit, die mit den Römern in Berührung gekommen waren, noch in dem Banne eines zwar groben, aber doch überwältigenden Gesammteindruckes des römischen Wesens, oder der großartigen Resultate der antiken Cultur, die sich damit unauflöslich verbunden hatten, wenn sie auch im Einzelnen jedes Stück dieses römischen Wesens und jeden einzelnen Römer als solchen mit Haß oder mit Geringschätzung je nach den Umständen zu betrachten und zu beurtheilen sich angewöhnt haben mochten. Auch die fränkischen Fürsten versuchten

sich das ihnen und ihren Landsleuten aufs Höchste imponirende Formengepränge des römischen Hofceremoniells und vornehmen Lebens anzueignen, und Niemand konnte besser befähigt sein, sie darin zu unterweisen, als geborene Römer aus den höheren Ständen, die in jenem aufgewachsen und nach der Art der Zeit von dem aufrichtigsten Glauben an seine seligmachende Kraft durchtränkt waren.

Childerich.

Unter den fränkischen Fürsten des fünften Jahrhunderts war Childerich, vielleicht der Sohn jenes Chlodios [8]), obwohl er der

---

8) Die historische Sage bei Gregor von Tours und in der Hist. Epitom. macht Childerich zum Sohn des Meroveus, der ein Sohn Chlodios, oder vielmehr eines aus dem Meer entstiegenen Ungeheuers und der Gemahlin Chlodios heißt. In einer dem 11. Jahrhundert angehörigen Genealogie der fränkischen Herrscher (Pertz II. 307), die manches Merkwürdige enthält und wenigstens von allen bisher bekannten in den Hauptsachen unabhängig ist, stehen dagegen zwischen Meroveus und Chlodio zwei Königsnamen. Da der Name Meroveus auch später noch in dem fränkischen Königsgeschlecht in Gebrauch ist, so ist aus dem Namen allein nicht zu erweisen, daß seine ganze Persönlichkeit nur ein Erzeugniß der reflectirenden Sage ist, die für den Stammnamen der Merovinger eines Eponymos bedurfte. Auch ließe es sich recht wohl denken, daß man später den mythischen Ursprung des ganzen Geschlechtes der fränkischen Könige, der von der Sage anfänglich in viel fernere Zeiten zurückgeschoben und an einen jedenfalls ganz und gar mythischen Eponymos Meroveus geknüpft ward, der mit diesem Meroveus des fünften Jahrhunderts nichts weiter als den Namen gemein hat, weiter herab verlegte, verleitet durch die dunkele Erinnerung an einen im fünften Jahrhundert wirklich vorhandenen Meroveus, von dem man außer dem Namen nichts wußte. Immer muß es auffallend genannt werden, daß sich zwischen Chlodio und Childerich, die beide in ihren Hauptzügen, unbeschadet des sagenhaften Schmuckes, mit dem sie umgeben wurden, ebenso historisch sind wie Attila, Theodorich, Karl der Große, eine vollkommen dunkle Periode in der Ueberlieferung, auf die kaum die Sage einen schwachen Schimmer wirft, findet. In Ermangelung positiver Beweise könnte man sich mit einiger Wahrscheinlichkeit zu der Annahme bequemen, daß Chlodio und Childerich unmittelbar als Vater und Sohn zusammengehören, wozu die chronologischen Daten und der äußere und innere Zusammenhang der Begebenheiten bestens stimmt, und daß Meroveus einer der zahlreichen fränkischen Fürsten jener Zeit gewesen ist, die meist bis auf den Namen verschollen sind. Seine Erhaltung würde er dann nur einer chronol. Verwechselung der Tradition verdanken, die sein Name veranlaßte.

Es versteht sich von selbst, daß diese erwähnte Sage entschieden deutsch-heidnischen Ursprunges ist, allein es heißt aller Genauigkeit wissenschaftlicher Untersuchung Hohn sprechen, wenn Müllenhoff (Ztſ. VI. 432) die einzelnen Züge derselben ausführend, dem Meer-Ungeheuer die Gestalt eines Rindes beilegt,

historischen Sage als ein Sohn des Meroveus gilt, derjenige, der die so höchst folgenreiche Hinneigung und Anlehnung des fränkischen Königthums an den römischen Hof- und Militärprunk vorläufig zum Abschluß brachte. Sein an Wechselfällen überreiches Leben drehte sich im Wesentlichen immer nur um den einen Punkt: um die Lösung der großen Aufgabe, sich durch die Römer und neben den Römern in Gallien festzusetzen, ohne aus dem Zusammenhang mit der nationalen Vergangenheit seines Volkes herauszutreten. Es wäre ihm bei seiner Begabung und seinem Glücke ein Leichtes gewesen, die Rolle, die einst sein Stammgenosse Arbogast am Hof von Mailand gespielt hatte, mit noch größerem Erfolge in Ravenna oder Konstantinopel aufzunehmen und als der erste Mann des Reiches unumschränkt zu gebieten, oder er hätte auch, ohne erheblichen Widerstand befürchten zu müssen, ganz Gallien, soweit es noch in römischen Händen war, erobern und dort ein selbstständiges Reich nach Art des westgothischen, burgundischen oder vandalischen gründen können. Mit Ehrgeiz, Habsucht und Genußgier war er wo möglich noch reicher, als irgend ein anderer der germanischen Eroberer ausgestattet, auch banden ihn nicht die Rücksichten der Freundschaft oder Anhänglichkeit, oder der Buchstabe beschworener Verträge. Aeußerlich und innerlich zureichende Mittel hätten ihm sein Geist und sein Muth, sowie die Naturkraft seines Volkes mehr als genug geboten. Die Hindernisse lagen einzig und allein in ihm selbst. Es war jener außerordentlich richtige Instinkt, der bisher sich stets in der Geschichte des fränkischen Volkes bethätigt hatte, der auch jetzt Childerich selbst und sein Volk Angesichts der verlockendsten Gelegenheit zu einer besonders damals und besonders wieder bei Germanen fast unbegreiflichen Selbst-

---

und aus dieser seiner wunderlichen Conjectur und einigen anderen unkritisch zusammengerafften Citaten folgert, daß sich unsere einheimische Mythe die Wassergottheiten häufig in Stiergestalt dachte. Der auch sonst mit gelehrten Reminiscenzen behaftete Verfasser der Histor. Epit. nennt den Dämon minotaurus, wobei ihm die mit Stierköpfen oder auch mit Stierhörnern versehenen Flußgötter der römisch-griechischen Mythe und Kunst vorschweben mögen, offenbar aber will er damit nicht sagen, daß jenes Meerungeheuer gerade in dieser Gestalt — die in jedem Falle noch von einem wirklichen Stier unterschieden ist — aus dem Meere aufgestiegen, sondern nur, daß ein Meergott, der Vater des M. gewesen sei.

beschränkung veranlaßte. Childerich begnügte sich mit der Vorarbeit für künftige Zeiten. Er lebte sich ganz in das schon angebahnte System ein, mit den Römern zusammen gegen die übrigen deutschen Besitzer der gallischen Provinzen Front zu machen. Ganz von selbst wurde er und sein Volk dadurch der eigentliche Schwerpunkt der Verhältnisse von Gallien, während er noch immer die höhere Autorität des Aegidius und seines Sohnes Syagrius, der römischen Statthalter des Landes, voranschob und sich seine ganze Thätigkeit auf den pflichtmäßigen Schutz dieser letzten Vertreter der legitimen Herrschaft zu beziehen schien. Dabei wußte er doch vortrefflich die Gelegenheit wahrzunehmen, um sich außerhalb des Rayons des eigentlich fränkischen Gebietes einzelner fester Positionen als Stützpunkte für die Zukunft zu bemächtigen, denn ohne daß er sich weiter von dem lebendigen Eingreifen in die Gegenwart durch träumerisches Hinaussehen in die Ferne hätte abziehen lassen, wie dies sonst so sehr im Wesen der deutschen Art lag, war er und sein ganzes Volk doch gehoben und getragen durch die Ahnung, daß ihm und seinem Geschlechte Ehre, Reichthum und Macht in Fülle noch aufgespart sei.

Chlodwig.

Sein Sohn und Nachfolger Chlodwig erntete die Früchte seiner vorsichtigen, und wenn man so sagen darf, organischen Politik. Aber auch er besaß und fast in noch gesteigertem Maße die Kraft der Selbstbeherrschung und des Ansichhaltens, wo ein scheinbar in nächster Greifbarkeit winkendes Ziel es gleichsam darauf angelegt zu haben schien, ihn aus dem festen Geleise zu bringen. Diese Kunst vertrug sich bei ihm, wie bei seinem Vater, mit der raschesten Thatkraft, mit dem feurigsten Eingehen auf den Moment und dessen Forderungen, sie vertrug sich aber auch mit der größten Barbarei in den vorgesteckten Zielen und in der Wahl der Mittel, die zu ihrer Erreichung ins Werk gesetzt wurden. Es war nichts weiter als derselbe Instinkt, der dem Raubthier die Geduld giebt, mit der es sich still in den Hinterhalt verstecken und auf seine Beute lauern kann, während es doch der grimmigste Hunger peinigt. Auch nicht ein Bestandtheil höherer Menschlichkeit läßt sich darin entdecken. Und doch war Chlodwig wie sein Vater schon damit den meisten seiner von gleichen Voraussetzungen der Nationalität und der geschichtlichen Umgebung bedingten Zeitgenossen, den Königen und Fürsten der germanischen Völker und Staaten dieser Periode, weit überlegen,

wenn man den einzigen Theodorich, den Ostgothen, ausnimmt. Die anderen schwankten alle auf die häßlichste und unfruchtbarste Weise zwischen einem schrankenlosen Streben ins Weite, zwischen den ungemessensten Plänen eines Ehrgeizes und einer Begierde, die neben sich weder das Recht der Anderen, noch auch die Schlauheit und die Kunst der Anderen anerkennen will, die der ihrigen allenfalls gewachsen oder überlegen sein könnte, und zwischen der Unzulänglichkeit ihrer äußeren und inneren Hülfsmittel, wodurch so oft dem Fluge ihres phantastischen Strebens auf die demüthigendste Weise Halt geboten wurde.

Als im Jahre 480 mit dem Tode des Kaisers Julius Nepos endlich der letzte Schimmer der Legitimität von dem römischen Statthalter in Gallien, Syagrius, wich, und er, desselben beraubt, für nichts mehr gelten konnte, als für einen auf seine eigene Kraft gestellten, ganz unabhängigen Landesfürsten, der sich nur dadurch von den westgothischen, burgundischen, vandalischen Königen unterschied, daß er, der Römer, nur durch das sehr schwache Band eines Soldvertrages mit den deutschen Truppen zusammenhing, die ihm seine fürstliche Macht gewährleisteten, während jene durch ihre Herkunft und geschichtlichen Traditionen aller Art untrennbar mit ihren Völkern verwachsen waren, hörten auch für die Franken die Rücksichten auf, die sie bis dahin zu ihrem leisen und vorsichtigen Auftreten bestimmt hatten. Nichtsdestoweniger ließ es Chlodwig noch volle fünf Jahre von seiner Thronbesteigung gerechnet, vom Jahre 481 bis 486 anstehen, ehe er den an und für sich unhaltbaren Zuständen dieses weder römischen, noch deutschen Staats in der Mitte von Gallien ein Ende machte. Bei der Ueberlegenheit seiner Hülfsmittel wurde es ihm leicht Syagrius anzugreifen und zu besiegen, ehe noch eine der anderen Mächte, die sich in den Besitz von Gallien theilten, sich in den Kampf zu mischen und ihm die Beute wegzunehmen oder zu schmälern vermochte. Dem Umfange nach war die neue Eroberung nicht sehr bedeutend. Nur die Mitte des eigentlichen Galliens, die Landschaften zwischen der Seine und Loire, umfaßte dieser letzte Rest römischer Herrschaft, allein es waren hochcultivirte und wohlbevölkerte Gegenden mit vielen festen und reichen Städten, darunter Paris, das schon in den letzten Jahrhunderten der römischen Zeit be-

gonnen hatte die Rolle eines Centrums des ganzen nördlichen und mittleren Galliens zu spielen.

In dem neueroberten Lande gestalteten sich die Beziehungen der römischen Bevölkerung zu dem fränkischen König und seinem Volke sehr analog denen, die sich in den älteren Eroberungen seit der Mitte des fünften Jahrhunderts schon einigermaßen fixirt hatten. Sie blieb in ihrem Besitz und ihren Rechtsverhältnissen unangetastet, nachdem die Gewaltthätigkeiten, die der ohnehin nur kurzdauernde Krieg gegen Syagrius nach der Art der Zeit in seinem Gefolge gehabt hatte, schnell vorübergegangen und vergessen worden waren. In der ersten Zeit nach der Eroberung machte sich der Wechsel der Herrschaft den Römern nicht einmal dadurch bemerklich, daß sich fränkische Einwanderer in größerer Zahl unter ihnen niederließen. Erst allmälig strömte eine verhältnißmäßig große Masse von Franken auch in das mittlere Gallien und sogar noch weiter nach Süden und Westen ein, doch dies geschah zu einer Zeit, wo sich das römische Element der Landesbevölkerung, das selbst in der Krisis der Eroberung nur wenig erschüttert worden war, wieder gänzlich und in allen Beziehungen consolidirt hatte, und die Einwanderer, wenn auch noch so zahlreich, zerstreuten sich über ein so weitläufiges Gebiet, daß sie schon deshalb der Bevölkerung nicht ihren wesentlich römischen oder keltisch-römischen Typus zu entziehen vermochten. Eigentlich deutsch war und blieb von den Landschaften, über die Chlodwig im Anfang seiner Regierung gebot, nur das alte salisch-fränkische Stammland an der Schelde. Von da bis zur Somme, in den Erwerbungen Chlodios und Childerichs, mögen sich damals beide Nationalitäten ungefähr die Wage gehalten haben, bis nach einiger Zeit das fränkische Blut überwog und das romanische Element von ihm absorbirt wurde. Westlich und südlich von der Somme begann ein durchweg römisches Land, in welches nur einzelne fränkische Ansiedelungen inselartig eingesprengt waren. — Dagegen lag hier in dem eigentlich römischen Lande Paris, die Stadt, die Chlodwig selbst zum officiellen Mittelpunkt seines Reiches bestimmte, und schon dadurch war die unauflösliche Verkettung des fränkisch-deutschen und des römischen Wesens als die wahre Grundlage der Gegenwart und Zukunft dieses Reiches genugsam bezeichnet.

Auch in staatsrechtlicher Beziehung blieb es bei dem, was sich

bisher als Grundlage des Verhältnisses der römischen Unterthanen zu den Franken und ihren Königen herausgebildet hatte, nur nahm alles eine festere und präcisere Gestalt an, wobei der Vortheil der Römer bei weitem besser als bisher gewahrt wurde.

Es war keine Rede von einer ausschließlichen Berechtigung der Franken in dem neugegründeten Staate, wie es bei den meisten anderen germanischen Völkern herkömmlich galt, welche sich in den Provinzen des römischen Westreiches niedergelassen hatten. Vornehme Römer bildeten nicht bloß einen wesentlichen Bestandtheil der Umgebung des Königs, sondern wurden auch zu Staats- und Militärämtern verwandt. Denn selbst in dem Kriegsdienst und der Wehrhaftigkeit erkannte der erste gallisch-fränkische König die gleiche Berechtigung und Verpflichtung seiner römischen und deutschen Unterthanen an, und hob damit die ersteren, wenn auch vielleicht nicht zu ihrem eigenen Behagen, gewissermaßen auf eine höhere Stufe der Unabhängigkeit als sie unter ihren bisherigen Herrschern eingenommen hatten, wo fremden Soldtruppen der Schutz des Landes überlassen war. Selbst der ostgothische Theodorich wagte die sonst grundsätzlich von ihm festgehaltene Gleichstellung seiner gothischen und römischen Unterthanen nicht so weit auszudehnen. Die Römer blieben gesetzlich von dem Waffenrechte ausgeschlossen, wie sie herkömmlich von der Verpflichtung zum Kriegsdienst befreit waren, und die Gothen bildeten den waffenfähigen Bestandtheil, den Kriegsadel des Gesammtvolkes. — Ja nicht einmal in Hinsicht auf die öffentlichen Lasten trat ein Unterschied zwischen dem herrschenden und dem beherrschten Volke ein. Die Franken sahen sich, wenn sie Eigenthum erwarben, principiell zu denselben Abgaben verpflichtet, die bei den Römern hergebracht und von dem fränkischen König beibehalten waren, und nur in Folge einer besonderen Begünstigung des Herrschers, keineswegs aber in Folge eines Rechtsanspruches, den die Nationalität gewährte, mochte dieser und jener Besitzer davon befreit sein, im Anfang natürlicher Weise meist Leute fränkischer Herkunft, bis auch einzelne Römer sich nach und nach so in dem fränkischen Hofleben zurecht zu finden wußten, daß sie der geborenen fränkischen Umgebung des Königs auch in solchen Begünstigungen fast den Rang abliefen. —

Eine solche auffallend günstige Stellung der Römer wird nur verständlich, wenn man sich an die schon lange geordneten Be-

ziehungen zwischen Childerich auf der einen Seite, und Aegidius und Syagrius, den Repräsentanten der legitimen Staatsgewalt, auf der anderen Seite erinnert. Chlodwig trat an ihren Platz, zwar nicht mehr unter dem Namen eines Beamten des weströmischen Imperators, da ein solcher seit dem Jahre 480 nicht mehr vorhanden war, aber als sein natürlicher Stellvertreter, gleichsam als berechtigte Obrigkeit der herrenlos gewordenen Provinzial-Bevölkerung, bis sich dann später seine anticipirte Stellung durch die ausdrückliche Sanction des oströmischen Kaisers in seinen und seiner römischen Unterthanen Augen vollständig legitimirte. So wenig Chlodwig geneigt gewesen sein würde, seinen factischen Besitz auf einen bloßen Protest des oströmischen Kaisers aufzugeben, so wenig konnte sich auch die Staatskunst des Hofes von Konstantinopel, die im Ganzen alle auswärtigen Verhältnisse mit der durchgebildetsten Umsicht und Mäßigung behandelte, zu einem solchen veranlaßt finden, selbst wenn sie sich im Stillen ihre Anrechte auf Gallien bis auf günstigere Zeiten reservirte, wie sie es auch anderwärts den übrigen deutschen Beherrschern ehemaliger römischer Provinzen gegenüber zu halten gewohnt war. Erwägungen der triftigsten Art, insbesondere Chlodwigs Stellung zu der katholischen Kirche und zu dem ostgothischen Reich, veranlaßten sie indessen, aus ihrer rein passiven Haltung herauszugehen und dem fränkischen König ein offenkundiges Zeichen ihrer Anerkennung zu geben, auf das er mit Recht den größten Werth legte. Von da an fiel auch das letzte Hinderniß weg, das die vornehmen und reichen Römer von einer engeren Verbindung mit dem fränkischen Hofe und dem König hätte zurückhalten können, denn nun war er in jedem Sinn ihr legitimer Landesherr. Ungefähr gleichzeitig fällt auch die Erhebung einer mitten im römischen Land gelegenen Stadt, Paris, zum Mittelpunkt des fränkischen Reiches, was die Römer so verstehen konnten, als ob Chlodwig selbst den Schwerpunkt seiner Stellung in seiner Eigenschaft als Beherrscher eines Theiles des römischen Reichs gelegen denke und nicht zunächst in seinem Verhältniß zu seiner deutschen Heimath und zu seinem deutschen Volke.

Es läßt sich nicht wahrnehmen, daß die Franken an dieser so auffallenden Begünstigung der besiegten Römer, an ihrer staatsrechtlichen Gleichstellung, oder an ihrer zahlreichen und mächtigen Vertretung bei dem wahren Mittelpunkt des Staates, bei ihrem König

Anstoß genommen hätten. Nichts weist auf eine Entfremdung hin, die zwischen ihnen und ihrem König eingetreten wäre, nichts auf eine gesteigerte Erbitterung gegen die Römer, die sie natürlich nach wie vor noch immer als das besiegte Volk tief unter sich sahen. Hätte sich damit noch eifersüchtiger Haß verbunden, so würde es nach der Art der Zeit nicht an gewaltsamen Ausbrüchen der gereizten Leidenschaft gefehlt haben.

Unter solchen Umständen kam es den höheren Schichten der römischen Bevölkerung des fränkischen Reiches nicht bei, wie sie es wohl anderwärts thaten, in einer abgeschlossenen defensiven Haltung ihren innerlichen Protest gegen die deutsche Herrschaft einzulegen, oder auch äußerlich, soweit es nicht geradezu gefährlich war, zu erkennen zu geben, daß sie ihre neuen Herrscher trotz ihres Glückes doch für nichts anderes, als für rohe und übermüthige Barbaren hielten. Sie bemühten sich im Gegentheil, sich in die Nähe des Königs zu drängen und ihre Stellung durch fortwährende Aufmerksamkeit, durch die ausgesuchtesten Formen ergebener Dienstbeflissenheit und durch eine anfänglich gewiß mehr erkünstelte, als aufrichtige Bewunderung der persönlichen Heldenhaftigkeit, Klugheit und Charakterkraft Chlodwigs immer mehr zu verbessern und so alle etwa möglichen Ausbrüche seines barbarischen Naturells, das durch irgendwelche Einflüsse in seine angeborene Vernichtungslust gegen alles, was römischen Namen trug, verfallen konnte, im voraus abzuschneiden. Chlodwig selbst empfing mit innerlichster Genugthuung die Huldigungen der Römer, aber er wußte sich wohl vor jener entnervenden Hingabe an das römische Wesen, an die römische Bildung und die römischen Genüsse zu hüten, die unter ähnlichen Verhältnissen zerstörend auf die Kraft der Deutschen einzuwirken pflegte. Denn auch sie konnte sich gelegentlich ebenso schrankenlos geltend machen, wie ihr ebenso häufig vorkommender Gegensatz, jener blinde Zerstörungstrieb gegen alles, was den innersten Kern der römischen Nationalität ausmachte. Chlodwig war und blieb doch immer in seinem eigenen Bewußtsein und in dem seiner Umgebung und seiner Unterthanen ein echter Franke und vergaß es nie, daß er daraus seine Kraft zuerst ableitete, wie er es andrerseits auch nie vergaß, daß er seine Größe wesentlich seiner glücklichen Verbindung mit dem römischen Element verdankte.

Selbst in den äußerlichsten und scheinbar geringfügigsten Die-

gen blieb diese Doppelartigkeit an dem merowingischen Königthum noch bis in die spätesten Zeiten haften. Schon vor Chlodwigs Zeit war manches aus dem römischen Ceremoniell in das fränkische Hofleben eingeführt und damit, so gut es gehen wollte, in Verbindung gebracht worden. Seit Chlodwig bürgerte sich noch mehr davon ein, und es schien, als sollte die ganze Hierarchie der byzantinischen Hofämter, die ganze gespreizte Wichtigthuerei einer bloß für die nichtigsten Ausgeburten der Eitelkeit und Langeweile abgerichteten Menschenklasse und das Schaugepränge eines Götzendienstes der Majestät, das dort dominirte, auch hier nach und nach einziehen. Aber so viel davon auch herübergenommen wurde, so blieben doch noch die alten urnationalen Pfosten und Pfeiler stehen, und das Fremde diente nur zu ihrer oft wunderlichen und barocken, oft romantischen und sinnigen Verkleidung und Verzierung. Der fränkische Hof bot weder damals noch später das traurige und beschämende Schauspiel, welches der ostgothische Hof zur Zeit seines größten Glanzes geboten hatte. Hier galt es eine möglichst genaue, möglichst ängstliche Copie des heiligen Palatiums in Konstantinopel, und man war beinahe untröstlich, wenn es den groben gothischen Gesichtern nicht gelingen wollte, ihre Züge nach der dort als classisch geltenden Hofmiene zu stellen und zu bewegen. Doch gab es an dem fränkischen Hofe dafür auch niemals so hoch komische Contraste wie dort, wo mitten in der raffinirten Weichheit und in dem orientalisch weibischen Schaugepränge des ganzen Treibens um die Person des Königs die derbe und plumpe Figur eines armiger regis, eines königlichen Waffenträgers, als eine Erscheinung aus einer andern Welt und Zeit, aus der naiven Rohheit der barbarischen Vorfahren, hereinragte, völlig unvermittelt und unbegreiflich einen der ersten Würdenträger des Hofes und Reiches vorstellend, wenn man nicht etwa annehmen will, daß Theodorich hierin mit seiner gewöhnlichen Reflexion die Bedeutung der germanischen Waffenfähigkeit symbolisch erkannt und festgehalten habe. Die comites stabuli, thesaurarii, Siniscalchi, pincernae, Referendini, Comites palatii, die Majores domus, und wie sie alle heißen mögen, die die Person eines fränkischen Königs umgeben und sich in seinen Palästen bewegen, sind in ihrem Amt und in ihrer Ehre weder aus den Traditionen des deutschen Alterthums, noch aus dem Vorbild des römischen Hoflebens zu erklären. Sie sind

mit innigster Durchdringung beider Elemente zu neuen, lebendigen Gebilden geworden, als solche weder deutsch noch römisch, sondern fränkisch, gleichviel ob der Name der einen aus der naiven Rohheit der deutschen Urzustände und der Name der anderen aus der raffinirten Eleganz von Konstantinopel entlehnt sein mag.

Die fränkischen Könige werden auf Münzen und anderen Denkmalen mit dem byzantinisch-römischen Schmuck der Majestät, mit der Krone oder dem Diadem und mit langen Prachtgewänden abgebildet; aber das wallende Haupthaar, das Symbol der edelsten und freiesten Abstammung, versinnbildlicht den Zusammenhang mit einer mythischen Vergangenheit, wo noch keine römischen Einflüsse diese an sich so geringfügigen Aeußerlichkeiten berührt hatten. So erinnern noch mitten in dem Prunk und Glanz späterer Tage die schweren, mit Rindern bespannten Wagen, auf denen sie zu großen Festlichkeiten des Volkes oder in feierlichem Conduct von einem ihrer Schlösser zu dem anderen zu fahren pflegten, an die heiligen Gespanne, die einst in der Zeit des Heidenthums die Bilder der nationalen Götter in den großen Festzeiten von einem geweihten Ort zu dem anderen gebracht hatten, und denen sich auch wohl die Stammeshäupter als Priester und Fürsten des Volkes in einer Person bedienen durften.

Freilich blieb man sich in diesen und anderen Dingen nur selten des äußeren Zusammenhanges mit der Vergangenheit lebhaft bewußt, aber man bemühte sich auch nicht, Traditionen, die eben nichts als Traditionen waren, aus purer Reflexion künstlich aufrecht zu erhalten. Was sich noch mehr oder weniger metamorphosirt Alterthümliches in eine spätere Zeit, streng Nationales in eine Periode der mannigfachsten Durchdringung verschiedenster Bildungselemente hatte fortpflanzen können, war durch einen unbewußten Instinkt des Volksgeistes gerettet worden, und wurde von diesem ohne alle Affectation als ein Stück seines Wesens gehegt, ohne daß der Verstand darüber nachdachte, wie es zu der übrigen Physiognomie des gleichzeitigen Lebens harmonirte, und weshalb gerade dies so achtungsvoll respectirt wurde, während doch so viel anderes gänzlich verklungen war.

In dem eigentlichen Kern des Wollens und Strebens der ersten Fürsten, welche die ganze Kraft des fränkischen Volkes in Bewegung zu setzen berufen waren, wird es nicht schwer halten, gleichfalls

eine solche Verbindung und Vermittelung deutscher und römischer Eigenthümlichkeit nachzuweisen. Wenn sie auch noch so roh, noch so kindlich naiv vollzogen war, so war sie doch kräftig und selbstwüchsig, in entschiedenem Styl gehalten, und der specifisch-fränkische Typus verläugnete sich auch hierin nirgends.

Die höchsten Ziele ihrer Politik, die Grundlagen ihres Wollens und Strebens, blieben insofern ihrer nationalen Herkunft treu, als zur Ausbreitung ihrer Macht ein rastloser Ehrgeiz und eine ungemessene Habsucht im großen Style, und der Glaube, daß den Kühnen, daß den Franken alles möglich sei, nach wie vor anfeuerten. Dieselben Motive hatten auch andere deutsche Fürsten und Heerführer dieser wilden Zeit auf die Höhe der Geschichte emporgehoben, und insofern wäre hier nichts specifisch Fränkisches zu entdecken. Aber eigenthümlich war und blieb den fränkischen Fürsten, welche die Größe ihres Hauses und ihres Volkes begründeten, im Gegensatz zu den Mitteln, die andere Barbaren zu denselben Zwecken in Anwendung brachten, jene geduldige Selbstbeschränkung in der Erfindung und Benutzung der Hülfsmittel, welche zur Realisirung ihrer hochfliegenden Ideen dienen sollten, während diese selbst sich, trotz jener specifischen Beimischung, die aus römischer Schule stammt, doch noch die ganze unwiderstehlich wilde Naturkraft des ungebrochenen Barbarenthums bewahrten.

Childerich hätte, wie schon bemerkt, wenn ihm bloß der rohe Ehrgeiz und Sucht nach Glanz und Genuß einwohnte, wie den meisten seiner zeitgenössischen Stammverwandten, sich leicht eine für den Augenblick ergiebigere Laufbahn eröffnen können als ihm seine in so vieler Hinsicht beschränkte Stellung als fränkischer Fürst bot, falls er ganz und gar in römische Dienste hätte eintreten wollen. Es würde ihm nicht schwer geworden sein, zu den höchsten Würden im römischen Reiche emporzusteigen, ebenso wie jene Burgunden, Sueven, Alanen und Hunnen, die damals an den Höfen von Ravenna und Konstantinopel allmächtig geboten. Wenn er sich tüchtiger und kühner als sie alle fühlte, warum sollte ihm nicht sogar in der Ferne das kaiserliche Diadem winken? — Oder er hätte auch in Gallien eine Erobererlaufbahn betreten können, auf der er eben solchen Erfolg und weniger Hindernisse gefunden haben würde, als ein Alarich, Wallia, Geiserich. Statt dessen blieb er, was er war — ein durch vielerlei Rücksichten auf sein Volk und auf sein

mit innigster Durchdringung beider Elemente zu neuen, lebendigen Gebilden geworden, als solche weder deutsch noch römisch, sondern fränkisch, gleichviel ob der Name der einen aus der naiven Rohheit der deutschen Urzustände und der Name der anderen aus der raffinirten Eleganz von Konstantinopel entlehnt sein mag.

Die fränkischen Könige werden auf Münzen und anderen Denkmalen mit dem byzantinisch-römischen Schmuck der Majestät, mit der Krone oder dem Diadem und mit langen Prachtgewanden abgebildet; aber das wallende Haupthaar, das Symbol der edelsten und freiesten Abstammung, versinnbildlicht den Zusammenhang mit einer mythischen Vergangenheit, wo noch keine römischen Einflüsse diese an sich so geringfügigen Aeußerlichkeiten berührt hatten. So erinnern noch mitten in dem Prunk und Glanz späterer Tage die schweren, mit Rindern bespannten Wagen, auf denen sie zu großen Festlichkeiten des Volkes oder in feierlichem Conduct von einem ihrer Schlösser zu dem anderen zu fahren pflegten, an die heiligen Gespanne, die einst in der Zeit des Heidenthums die Bilder der nationalen Götter in den großen Festzeiten von einem geweihten Ort zu dem anderen gebracht hatten, und denen sich auch wohl die Stammeshäupter als Priester und Fürsten des Volkes in einer Person bedienen durften.

Freilich blieb man sich in diesen und anderen Dingen nur selten des äußeren Zusammenhanges mit der Vergangenheit lebhaft bewußt, aber man bemühte sich auch nicht, Traditionen, die eben nichts als Traditionen waren, aus purer Reflexion künstlich aufrecht zu erhalten. Was sich noch mehr oder weniger metamorphosirtes Alterthümliches in eine spätere Zeit, streng Nationales in eine Periode der mannigfachsten Durchdringung verschiedenster Bildungselemente hatte fortpflanzen können, war durch einen unbewußten Instinkt des Volksgeistes gerettet worden, und wurde von diesem ohne alle Affectation als ein Stück seines Wesens gehegt, ohne daß der Verstand darüber nachdachte, wie es zu der übrigen Physiognomie des gleichzeitigen Lebens harmonirte, und weshalb gerade dies so achtungsvoll respectirt wurde, während doch so viel anderes gänzlich verklungen war.

In dem eigentlichen Kern des Wollens und Strebens der ersten Fürsten, welche die ganze Kraft des fränkischen Volkes in Bewegung zu setzen berufen waren, wird es nicht schwer halten, gleichfalls

eine solche Verbindung und Vermittelung deutscher und römischer Eigenthümlichkeit nachzuweisen. Wenn sie auch noch so roh, noch so kindlich naiv vollzogen war, so war sie doch kräftig und selbstwüchsig, in entschiedenem Styl gehalten, und der specifisch-fränkische Typus verläugnete sich auch hierin nirgends.

Die höchsten Ziele ihrer Politik, die Grundlagen ihres Wollens und Strebens, blieben insofern ihrer nationalen Herkunft treu, als zur Ausbreitung ihrer Macht ein rastloser Ehrgeiz und eine ungemessene Habsucht im großen Style, und der Glaube, daß den Kühnen, daß den Franken alles möglich sei, nach wie vor anfeuerten. Dieselben Motive hatten auch andere deutsche Fürsten und Heerführer dieser wilden Zeit auf die Höhe der Geschichte emporgehoben, und insofern wäre hier nichts specifisch Fränkisches zu entdecken. Aber eigenthümlich war und blieb den fränkischen Fürsten, welche die Größe ihres Hauses und ihres Volkes begründeten, im Gegensatz zu den Mitteln, die andere Barbaren zu denselben Zwecken in Anwendung brachten, jene geduldige Selbstbeschränkung in der Erfindung und Benutzung der Hülfsmittel, welche zur Realisirung ihrer hochfliegenden Ideen dienen sollten, während diese selbst sich, trotz jener specifischen Beimischung, die aus römischer Schule stammt, doch noch die ganze unwiderstehlich wilde Naturkraft des ungebrochenen Barbarenthums bewahrten.

Childerich hätte, wie schon bemerkt, wenn ihm bloß der rohe Ehrgeiz und Sucht nach Glanz und Genuß einwohnte, wie den meisten seiner zeitgenössischen Stammverwandten, sich leicht eine für den Augenblick ergiebigere Laufbahn eröffnen können als ihm seine in so vieler Hinsicht beschränkte Stellung als fränkischer Fürst bot, falls er ganz und gar in römische Dienste hätte eintreten wollen. Es würde ihm nicht schwer geworden sein, zu den höchsten Würden im römischen Reiche emporzusteigen, ebenso wie jene Burgunden, Sueven, Alanen und Hunnen, die damals an den Höfen von Ravenna und Konstantinopel allmächtig geboten. Wenn er sich tüchtiger und kühner als sie alle fühlte, warum sollte ihm nicht sogar in der Ferne das kaiserliche Diadem winken? — Oder er hätte auch in Gallien eine Erobererlaufbahn betreten können, auf der er eben solchen Erfolg und weniger Hindernisse gefunden haben würde, als ein Alarich, Wallia, Geiserich. Statt dessen blieb er, was er war — ein durch vielerlei Rücksichten auf sein Volk und auf sein

eigenthümliches Verhältniß zu den legitimen Vertretern des römischen Reiches beschränkter Fürst von nicht geringem Einfluß und berühmtem Namen, aber beides nur in einem kleineren Kreiß und zufrieden trotz seines glühenden Ehrgeizes der Zukunft zwar nicht auffällig, aber desto gründlicher vorgearbeitet zu haben.

Chlodwig konnte sich nicht mehr besinnen, ob er dem Königthum über die Franken oder der Laufbahn eines römischen Emporkömmlings sein Schicksal anvertrauen wollte: ihm war seine Bestimmung im ganzen durch die Lage der Verhältnisse vorgezeichnet, jedoch noch immer im einzelnen die Möglichkeit dahin oder dorthin zu lenken im umfassenderen Sinn, als es sonst für menschliche Dinge gilt, belassen. Er konnte, wenn er bloß dem nächsten Ehrgeiz sich hingab und das Ziel seiner Thätigkeit in unmittelbarer Greifbarkeit vor sich sehen wollte, in Süden und Westen von Gallien alles das finden, was einen Eroberer gewöhnlichen Schlages anlocken mochte, von wo aus sich denn ein unermeßlicher Horizont nach allen Seiten hin eröffnete. Seine ersten großen, schon in einem Alter von zwanzig Jahren vollbrachten Kriegsthaten, die Besiegung des Syagrius und die Eroberung des römischen Galliens, beweisen, daß ihm der Muth und die Leidenschaft zu einer solchen Benutzung der gegebenen Gelegenheit im eminenten Maße eigen waren. Aber mitten in dem starken Zuge nach Süden und Westen, den zu empfinden er ebenso befähigt war, wie die Seelen aller damaligen deutschen Eroberer, verstand er es doch inne zu halten und den Blick nach rückwärts zu dem eigentlichen Quelle seiner Macht zu lenken.

Der scheinbar so gleichgültige Umstand, daß es neben ihm noch andere Fürsten der Franken gab, daß ihm nicht das ganze fränkische Volk, sondern ein verhältnißmäßig nur geringer Theil davon unmittelbar gehorchte, beschäftigte ihn mitten unter den großartigen Erfolgen und noch großartigeren Plänen, deren Object die gallisch-römische Culturwelt, die überschwänglich reichen und lockenden Länder an der Loire und Rhone waren. Man kann nicht umhin, hierin einen höheren politischen Instinkt zu erkennen, der über den nächsten und natürlichsten Hang der bloßen, einfachen Eroberungslust und Habsucht den Sieg davon trug. Diese hätte sich ja am kürzesten und leichtesten, so zu sagen am anschaulichsten nach jener Seite hin austummeln können. So geschah es, daß ihm die Befestigung und die Ausbreitung seiner Macht

in den eigentlich deutschen Ländern ebenso das Ziel seiner Thätigkeit wurde, wie die Eroberung Galliens, wenn ihn auch diese, wie natürlich, mehr anzog und seine Phantasie wohlthuender beschäftigte als jene. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn er die Geisteskraft und die äußeren Hülfsmittel, welche er zu dem Zwecke der Beherrschung aller Franken verwandte, bloß nach der anderen Seite hin, nach dem ihm vom Schicksal aufbewahrten Theil von der Beute der römischen Welt hätte concentriren wollen, er noch ganz andere Resultate erzielt haben würde, als er bei einer solchen Spaltung seiner Kräfte erzielte. Aber er arbeitete damit auf eine schwer nach ihrer vollen Bedeutung zu schätzende Weise der Zukunft seines Hauses und seines Reiches vor, gerade so wie sein Vater Childerich in seiner Weise derselben vorgearbeitet hatte. Er leitete eine unauflösliche Verbindung ein zwischen den deutschen Völkern, die noch gar nicht oder unbedeutend von dem römischen Wesen berührt und umgebildet worden waren, und dem Mittelpunkte der fränkischen Herrschaft, der seit seiner Zeit auf romanischem Boden gesucht werden mußte. Sie bedingte die eigenthümliche welthistorische Bedeutung des fränkischen Reiches sehr wesentlich und führte diesem zunächst und fortwährend eine Fülle noch unerschöpfter Kräfte zu, die es ganz unmöglich machte, daß es auch den Franken erging, wie es allen anderen deutschen Völkern ergangen war, die bis dahin Versuche zur Staatenbildung innerhalb des römischen Reiches gemacht hatten. Diese waren ohne Ausnahme zuletzt immer an ihrer Abgetrenntheit von den physischen und geistigen Lebensbedingungen ihrer Heimath und ihrer Urzustände zu Grunde gegangen, so recht von innen heraus vertrocknet. Dem fränkischen Reich dagegen stand fortwährend durch die Fülle des noch naturwüchsig gesunden deutschen Wesens in seiner noch fast unberührten Barbarei oder alterthümlichen Naivetät ein Strom von frischen Kräften zu Gebot, die notorisch in kritischen Augenblicken, z. B. während des Kampfes mit dem von Spanien aus nach Frankreich vordringenden Islam, ihm Rettung brachten, wo sonst alles verloren gewesen wäre.

Gewiß geschah, was von Chlodwig in dieser Hinsicht gethan wurde, nicht in Folge einer klaren staatsklugen Ueberlegung, eines großen politischen Systems, sondern ganz unwillkürlich durch denselben inneren Drang, der ihn auch in den puren Aeußerlichkeiten

des Lebens nicht ganz in die römische Art aufgehen ließ, trotz ihres mächtig auf ihn wirkenden Eindruckes. Was die staatskluge Reflexion des ostgothischen Theodorichs nicht erreichen konnte, was bei ihm, eben weil es aus bloßer Abstraction geboren war, immer ein unfruchtbarer Gedanke blieb, das wirkte hier mit der ganzen Mächtigkeit eines natürlichen Triebes und eines natürlichen Verhältnisses, und ward so das eigentlich befruchtende Element für die Zukunft des fränkischen Reiches, ja von ganz Europa, wenn man die Folgen erwägt, die sich aus der Einwirkung der durch die Franken vermittelten christlichen Cultur auf das eigentliche Deutschland ergaben.

So beseitigte er zuerst die anderen kleinen Fürsten oder Könige der fränkisch-sigambrischen Abtheilung des großen fränkischen Volkes, die bis zu seiner Zeit neben den größeren Territorien, als die er als fränkischer König unmittelbar gebot, noch kleine Gebiete in einer gewissen Selbstständigkeit beherrschten, wenn schon in Chlodwigs Hause die Oberfeldherrschaft und dann das Oberkönigthum über alle sigambrischen Franken hergebracht gewesen zu sein scheint.[9]

---

9) Das Verhältniß dieser zahlreichen fränkischen Fürsten zu Chlodwig und dem eigentlichen regierenden Hause gehört zu denjenigen Punkten der älteren fränkischen Geschichte, die am häufigsten besprochen und am dunkelsten geblieben sind. Gregor nennt sie alle zusammen, Sigebert von Austrasien mit eingerechnet, parentes Chlodwigs. Sigebert erscheint übrigens bei ihm durchaus als ein ganz unabhängiger Fürst eines großen und mächtigen Volkes, der nur im Schutz- und Trutzbündniß mit Chlodwig steht. Die von Gregor gleichfalls reges Francorum genannten Ragnacharius und Chararich dagegen waren Chlodwig, wie man aus seiner Darstellung sieht, wenigstens zur beständigen Heeresfolge verpflichtet, und damit schon nicht in dem Sinne souverän, wie etwa oder Sigebert. Ragnachar hatte seinen Sitz zu Cambray, das schon Chlodio erobert haben soll. Wenn dies begründet — und mit unseren geschichtlichen Hülfsmitteln läßt sich wenigstens kein directer Gegenbeweis führen — so konnte er ebenso gut, wie Chlodwig selbst, von Chlodio abstammen. Er war vielleicht auch ein Sohn oder Enkel jenes fränkischen Fürsten in der Mitte des fünften Jahrhunderts, der mit seinem Bruder über die Nachfolge im väterlichen Reiche, d. h. über die Erbtheilung stritt. Der ältere Bruder rief [illegible] die Hülfe des Attila an, der jüngere wandte sich an Aetius; Attila benutzte das Gesuch des älteren zu einem Vorwand für seinen Einbruch in Gallien, s. Prisc. Legat. 8. Der jüngere Bruder wurde von Aetius adoptirt. Die Namen der beiden Brüder, sowie ihres Vaters, sind nicht überliefert, und so mag es denn erlaubt sein, den jüngeren mit Childerich zu identificiren, der, [illegible]

Allerlei Mittel sehr verwerflicher Art vom Standpunkt humaner Moral, erlaubte von seinem aus und dem seiner Zeit, welche die rücksichtslose Ueberlegenheit des Individuums allein schätzte und zu verwerthen wußte, dienten zu ihrem Untergang. Darnach kam auch die andere Hauptabtheilung des fränkischen Stammes, die ripuarischen Franken, an die Reihe ihm unterthänig zu werden. Die Aufgabe war ungleich wichtiger, aber auch schwieriger. Er löste sie durch eine seltene Verbindung kalter Perfidie und feuriger männlicher Thatkraft, und wurde an der Stelle des von ihm betrogenen und geopferten Königs Sigebert und seines Sohnes König der Ripuarier. Die ripuarischen Könige hatten bis dahin außer über den nächsten Kreis ihres Stammes auch über die ehemaligen Chatten und andere größere und kleinere Völker, die den Collectivnamen der Franken trugen, geherrscht, eine Stellung, die von selbst nun auf Chlodwig überging. So war er wirklich und völlig König aller Franken, die bis dahin niemals in der Geschichte unter einer einheitlichen Leitung gestanden hatten.

Man möchte fast zu der Annahme versucht sein, daß ihm bei diesen Bestrebungen das in eigenthümlicher Stärke entwickelte Nationalbewußtsein und der unbefriedigte Ehrgeiz dieser Völker wenn auch nicht gerade anfänglich schon fördernd und aufmunternd entgegengekommen, doch wenigstens später hülfreich zur Seite gestanden sei, als sie sich durch ihn zu großartiger und nach ihrer Sinnesweise im höchsten Maße lohnender Thätigkeit in Bewegung gesetzt sahen. So nahm die scheinbar zufällige und durch den Ehrgeiz eines Einzelnen zu Stande gebrachte, ja zusammengezwungene Ver-

---

vermuthet wurde, selbst ein Sohn Chlodios ist. Vielleicht wäre für den älteren der Name des Meroveus festzuhalten, der, so viel sich sehen läßt, auch in diese Zeit und in die nächste Verwandtschaft mit Chlodio und Childerich gehört. Gregor (II. 42) erwähnt neben Ragnachar und Chararich noch zwei Brüder des ersten, Richar und Rignomeris. Ob aber der letztere zu Le Mans König gewesen, oder nur daselbst hingerichtet worden sei, geht aus Gregors Worten nicht deutlich hervor. Ruinart interpungirt so, daß der erste Sinn herauskommt, und Cointius ad ann. 477 folgt Ruinart. Davon sind dann die meisten Neueren abhängig, welche dieses Verhältnisses Erwähnung gethan haben. Es ist aber an und für sich sehr unwahrscheinlich, daß Le Mans schon vor Chlodwigs Zeit den Franken unterworfen gewesen sein sollte, wie man doch in diesem Fall annehmen müßte.

bindung bald eine solche solide Haltbarkeit an, als wenn sie der natürliche Zug der Dinge und ein unwillkürlicher geschichtlicher Proceß hervorgerufen hätte.

Es war aber auch zugleich eine Erscheinung, die in der bisherigen Geschichte der deutschen Stämme noch gar nicht vorgekommen war. Alle Kräfte einer der größeren Abtheilungen des deutschen Gesammtvolkes, eines Hauptstammes, mit so großer Entschiedenheit nach einem Centrum hin strebend und von einem Centrum aus bewegt, war etwas wesentlich Unterschiedenes von dem lockeren, mehr negativen als positiven Zusammenhang der bis dahin unter den Gliedern eines Stammes bestanden hatte. Dieser reichte höchstens auf kurze Zeit aus um gegen einen gefährlichen äußeren Feind Front zu machen, kaum zu einem Angriffskrieg, niemals um irgend eine dauernde Aufgabe der Geschichte zu ergreifen und zu lösen. Und wenn auch eine spätere Zeit jene Centrifugalkräfte, die damals und immerdar im deutschen Volksleben so verhängnißvoll mächtig sich erwiesen, wieder entband und gefährliche Explosionen veranlaßte, die alles wieder in das frühere Chaos der Vereinzelung zurückschleudern zu wollen schienen, so wirkte im Stillen doch die Kraft der einmal glücklich organisirten Cohäsion in den von der Natur selbst zu einer dauernden Gegenseitigkeit bestimmten Elementen fruchtbar fort und verhinderte wenigstens auf lange hinaus und bis in eine wesentlich auf andere Voraussetzungen gegründete Periode der Geschichte eine totale Zerklüftung.

Am wichtigsten aber war es, daß Chlodwig durch eine geschichtliche Nothwendigkeit fortgerissen nicht einmal an der allernächsten natürlichen Grenze seines Verhältnisses zu den eigentlich deutschen Völkern Halt machen konnte. Schon ehe er die letzte Hand an die Vernichtung des ripuarischen Königshauses und die Vereinigung seines Erbes mit dem salisch-fränkischen Reiche legte, machte es sich ihm unbedingt nöthig, die gefährlichsten Feinde desselben, die Alamannen, zu bändigen, welche ohne sein Dazwischentreten dieses deutsch-fränkische Reich unfehlbar vernichtet haben würden. Mit seiner gewöhnlichen großartigen Energie begnügte er sich nicht sie zurückzutreiben und seine Stammverwandten einstweilen sicher zu stellen, sondern er brachte ihnen so schwere Schläge bei, daß sich der größte Theil dieses wilden und ungebändigten Volkes, das einst Jahrhun-

derte lang der Schrecken der Römer gewesen, ihm unterwerfen und der fränkischen Oberherrschaft huldigen mußte.

Für Chlodwigs Nachfolger war es von der größten Bedeutung, daß sie sich von dem ruhmgekrönten Begründer ihrer Macht, dessen Vorbild selbstverständlich ihnen allen, wenn auch nur um es äußerlich zu copiren, vorschwebte, diese Richtung mit so großer Entschiedenheit vorgezeichnet sahen. Sie hielten dieselbe, gleichviel ob von demselben gesunden Instinkt wie ihr Ahn geleitet, oder weil er es so gethan, besonders in den nächsten Generationen auch wirklich mit nicht geringer Thatkraft und überraschendem Erfolge fest, und wurden dabei durch das Bedürfniß der innern deutschen Völker nach einem möglichst festen Stützpunkt, an den gelehnt sie sich gegen äußere Feinde der gefährlichsten Art und von fremdem Ursprung, die Avaren und Slaven, zu behaupten versuchten, wesentlich gefördert. Damit wurde den Wechselbeziehungen zwischen den Franken und den innern deutschen Völkern, die für beide die Grundbedingung ihrer weiteren geschichtlichen Entwicklungen bilden sollten, eine reale Basis von unzerstörbarer Festigkeit unterbreitet, die allein die lange und innige Dauer derselben ermöglichte.

In allen diesen so wichtigen Beziehungen war es, wie sich ergiebt, vorzugsweise doch die Persönlichkeit Chlodwigs, die den Gang der geschichtlichen Thatsache bestimmte, und nicht die natürliche Schwerkraft der Massen, an deren Spitze er stand. Vielmehr wußte er sich diese hierin und in anderen Dingen soweit dienstbar zu machen, als sie nach der von ihm gegebenen Anregung mit eigener innerer Genugthuung sich in Thätigkeit setzen lassen konnten. Er muthete ihnen mit feinem Gefühle für ihre Neigungen und Kraft nichts zu, was nicht mit beiden harmonirte, was sie nicht selbst im dunkeln gehaltlosen Drang als ihr natürliches Wollen und Können empfanden. —

Zwölftes Capitel.

Das Verhältniß der fränkischen Könige zu dem Christenthum bis zu Chlodwigs Bekehrung.

Die ersten fränkischen Könige von allgemein gefeierten Namen und wahrhafter geschichtlicher Bedeutung, ein Chlodio und Childerich, die Gründer der Größe des fränkischen Volkes, waren noch dem Heidenthum treu geblieben, obgleich sie der Zug ihrer Eroberungen in ein schon lange christliches Land mit einer streng kirchlich gesinnten Bevölkerung führte. Schon in der älteren Heimath der Franken, in dem Lande an der Schelde, müssen sich christliche Elemente vorgefunden haben, als es von ihnen erobert wurde, denn es ist unzweifelhaft, daß in den belgischen und rheinischen Provinzen schon im Laufe des dritten Jahrhunderts eine nicht geringe Anzahl christlicher Gemeinden bestand. Aber zugleich mit der römisch-keltischen Bevölkerung wurde von den heidnischen Franken auch das Christenthum ausgerottet und keine Spur weist darauf hin, daß sich Ueberreste des letzteren neben dem deutschen Heidenthum, das hier bald ebenso ausschließlich und kräftig, wie in dem Boden seines Ursprunges wucherte, erhalten hätten, noch weniger, daß sich das Christenthum irgend einen Einfluß auf das fränkische Volk zu erwerben wußte. Unter den zahlreichen Kriegsgefangenen, die als Knechte und Handwerker im Lande lebten, waren ohne Zweifel Christen, wie auch anderwärts auf deutschem Boden in dieser Schicht der Bevölkerung zuerst das Christenthum heimisch wurde, allein es blieb nur auf sie beschränkt und das eigentliche Volksleben war davon, soviel sich erkennen läßt, ganz unberührt.

In den seit Chlodio neueroberten Landschaften bis zur Somme blieb dagegen ein römischer Stock der Bevölkerung auch nach der fränkischen Besitznahme.[1]) Allerdings brachte dieselbe hie und da schwere Kriegsleiden mit sich und verminderte die Bevölkerung einzelner Orte und durchweg die des platten Landes um ein Beträchtliches. Aber das römische Blut wurde dadurch nicht vertilgt, so wenig wie das Christenthum, das in diesen Gegenden bereits als herrschende Religion galt, neben der sich nur noch in versteckten Schlupfwinkeln Reste des römischen und vielleicht auch noch des keltischen Heidenthums erhalten hatten. Auch die christliche Kirche ging bei den Leiden, die durch die fränkische Eroberung über diese Landstriche kamen, nicht leer aus und es mag nicht an einzelnen Ausbrüchen des heidnischen Fanatismus gefehlt haben, wodurch ihre Diener und ihre heiligen Gebäude schwer gefährdet wurden. Aber es waren doch immer nur locale Bedrängnisse, meist auch von kurzer Dauer, auf die Zeit des eigentlichen Krieges beschränkt und darnach von selbst wieder aufhörend. Sobald eine gewisse Ordnung der Verhältnisse eingetreten war, genoß die christlich-römische Bevölkerung einer unbeeinträchtigten Glaubensfreiheit, gerade so, wie sie sich in weltlicher Hinsicht eines ausreichenden Rechtsschutzes erfreute. Doch mußte sie es ruhig geschehen lassen, daß sich eine zahlreiche heidnische Bevölkerung in ihrer Mitte ansiedelte und daß das Heidenthum wieder als die eigentlich herrschende Religion auftrat, weil es die Religion des herrschenden Volkes war. Das platte Land wurde jetzt wie überwiegend fränkisch, so auch überwiegend heidnisch und auch einzelne größere Städte, die vor der fränkischen Eroberung durch und durch christlich gewesen waren, erhielten allmälig wieder eine Beimischung heidnischer Bevölkerungselemente, die nach und nach sogar die christlichen an Zahl und Bedeutung überwogen. Dies fand namentlich da Statt, wo die christlich-römische Bevölkerung in Folge einer hartnäckigen Belagerung, die der Einnahme durch die Franken vorherging, oder in Folge einer Eroberung mit stürmender Hand und allen Greueln damaliger roher Kriegsführung sehr zusammengeschmolzen war. Geschah es dann noch, daß die fränkischen Fürsten in einer solchen Stadt gelegentlich ihren Wohnsitz nahmen, so war es ganz natür-

1) S. o. S. 290.

lich, daß von ihrem ursprünglichen römisch-christlichen Typus wenig übrig blieb. So war es nachweislich der Fall in Arras, Cambray und Tournay, Städten, die einst ganz römisch und ganz christlich, nach ihrer Eroberung durch die Franken so vorwiegend deutsch und heidnisch wurden, daß wenigstens die beiden erstgenannten ihren deutschen oder fränkischen Charakter niemals wieder bis auf diesen Tag verloren haben und daß das Heidenthum in allen dreien noch auf Jahrhunderte hinaus seine Existenz zu fristen vermochte.[2])

Im Ganzen blieben auch während der Herrschaft Chilberichs die äußeren Züge bestehen, welche das Verhältniß zwischen der christlichen und heidnischen Bevölkerung des fränkischen Gebietes schon zur Zeit Chlodios bestimmt hatten. Er und sein Volk waren dem Heidenthum ergeben, selbst als jetzt immer mehr christliche Städte und Landschaften dem bisher doch noch überwiegend heidnischen Gebiete der fränkischen Herrschaft zugefügt wurden; doch die christlichen Römer blieben in ihrem Glauben unbehelligt.

Aber noch mehr als das. Chilberich ging auch hier, wie auf einem anderen Gebiet des Wechselverhältnisses zwischen römischem und deutschem Wesen[3]), über die bisher von den Franken eingehaltene bloß passive Duldung und Schonung der römischen Nationalität hinaus bis zu einer Art Befreundung und Verständigung mit derselben. Eifrige Christen bildeten einen geehrten und freundlich angesehenen Theil seiner nächsten Umgebung. Bischöfe und Priester sowohl aus den seiner unmittelbaren Herrschaft unterworfenen gallischen Landschaften, wie aus den andern, welche noch unter römischer Botmäßigkeit standen, pflogen jetzt einen intimen Verkehr mit dem heidnischen König eines heidnischen Volkes, und es war keineswegs eine bloße politische Speculation, eine kühle Berechnung des mächtigen Einflusses, den sie für oder gegen ihn bei ihren Landsleuten und Glaubensgenossen in die Waagschaale legen konnten, was

---

2) Dies geht aus den noch näher zu besprechenden Zeugnissen über die Existenz einer beinahe ohne Ausnahme heidnischen Bevölkerung dieser Städte und ihrer Umgebung während des sechsten und Anfangs des siebenten Jahrhunderts hervor. Von der Eroberung Cambrays sagt die Hist. Epit. IX.: Chlodio missis exploratoribus ad urbem Camaracum, perlustrans omnia, ipse sequitur, Romanos proterit, civitatem capit. — Haec generatio fanaticis usibus culta est.

3) S. o. S. 289 ꝛc.

ihn zur Anknüpfung und Hegung solcher Verhältnisse bestimmte, sondern wiederum derselbe instinktive ahnungsvolle Zug nach dem römischen Wesen, der seine ganze Stellung zu dem römischen Reiche und den Provinzialen beherrschte.

So stand er nicht bloß einmal und auf vorübergehende Augen- blicke, sondern wiederholt und dauernd in einem sehr nahen Verkehr mit der heiligen Genovefa, die schon bei ihren Lebzeiten einer allgemeinen Verehrung und des Rufes genoß, mit wunderthätiger Kraft wegen der Reinheit und Heiligkeit ihres Wandels begnadigt zu sein. Sie lebte für gewöhnlich zu Paris, das wenigstens eine Zeit lang damals von dem fränkischen König beherrscht wurde.[4]) Ihr Einfluß auf ihn machte sich ganz in der herkömmlichen Weise solcher Verhältnisse geltend. Es war natürlich nicht möglich, daß sich sein ganzes Wesen den Forderungen streng christlicher Lebensanschauungen, welchen die heilige Frau für sich selbst mit einem penibeln Rigorismus Genüge zu leisten suchte, anbequemte. Die Substanz seines Charakters war und blieb heidnisch und barbarisch. Allein sein Gemüth war doch in so weit von ihr abhängig, daß sie durch ihre ebenso sanfte als muthige und eindringliche Vermittelung harten Ausbrüchen seines Naturells gelegentlich die Spitze abzubrechen vermochte. In so weit fügte er sich denn auch gewöhnlich ihren Wünschen und Ermahnungen, wie denen anderer hervorragender Vertreter der kirchlichen Frömmigkeit. Allerdings mußten sie von ihrem Standpunkte aus es heiß ersehnen, daß sich die Grenzen ihrer Einwirkungen noch viel weiter ausdehnen möchten, aber doch konnten sie immerhin schon mit einiger Genugthuung auf das schauen, was ihnen zu gelingen pflegte. Denn sein Gemüth war doch schon in so weit gebändigt, daß von seiner Seite aus nicht bloß alle wirklichen Conflicte zwischen dem fränkischen Heidenthum und dem Christenthum vermieden, oder, wo solche entstanden, schnell ausgeglichen wurden, sondern daß er auch in solchen Fällen, wo seine Neigung oder seine Grundsätze es ihm unmöglich zu machen schienen, den Bitten seiner christlichen Freunde zu willfahren, seiner Weigerung alles Verletzende zu nehmen sich bestrebte. Ja das furchtlose Herz dieses heidnischen Kriegsfürsten fühlte stets eine scheue Verlegenheit, wenn es galt, seiner heiligen

6. Genovefa.

4) S. die nächste Anm.

Freundin Genovefa geradezu entgegen zu handeln. In ihrer Lebensgeschichte ist ein sehr charakteristischer Zug dieser Art enthalten. Sie hatte ihn einst, als er gerade in Paris anwesend war, inständigst um die Begnadigung zweier zum Tode verurtheilter Verbrecher gebeten. Childerich wollte ihnen unter keiner Bedingung das Leben schenken, aber er fühlte so wenig Kraft in sich, der Heiligen eine geradezu abschlägige Antwort zu ertheilen, daß er heimlich die Stadt verließ und den strengsten Befehl ertheilte, nach seiner Entfernung die Thore für Jedermann bis nach vollzogener Hinrichtung geschlossen zu halten. Genovefa hätte indessen den Namen einer Heiligen nicht verdient, wenn sie nicht ein solches Hinderniß in ihrem frommen Vorhaben zu besiegen gewußt hätte; die Thore öffneten sich ihr, sie fand den König auf und erhielt von ihm die Begnadigung der Missethäter. [5])

Auch bezeugte er selbst für die große Masse des Volkes, das für die mehr innerliche Seite seines Verhältnisses zu dem römischen Christenthum wenig Urtheilsfähigkeit besitzen mochte, seine wohlgeneigte Gesinnung gegen die Kirche und ihre Diener auf die allgemein verständlichste Art, indem er bei verschiedener Gelegenheit Kirchen und Geistliche reich beschenkte.

Childerichs Grab.

Das Grab Childerichs [6]), das nach dem Ablauf von [...]

---

5) Vita Genov. (da mir der betreffende Band der A. S. Boll. gerade nicht zur Hand ist, so citire ich nach Sur. I. Cap. XIII.) Childericus rex Francorum tametsi non esset Christiana religione intentus, virginem hanc sanctissimam singulari veneratione prosecutus est. Nam cum aliquando quosdam reos decrevisset occidere, ne S. Genovefae precibus posset flecti ad misericordiam ex urbe egressus jussit portas occludi. At ubi S. Genovefae nuntiatum est, festina ad regem pervenit atque adveniente illa ad portas obseratas, confestim ei stupefactis custodibus quasi ad quoddam jubentis imperium reseratae sunt – ne miseri illi capite plecterentur obtinuit. Aus dieser Stelle geht zugleich mit unzweifelhafter Gewißheit hervor, daß damals die Stadt Paris in der Gewalt der Franken war. Denn urbs schlechtweg bezeichnet in dieser Vita immer den Aufenthaltsort der Heiligen, eben Paris. Die harte Belagerung der Stadt durch die Franken, die Cap. XV. erwähnt wird, scheint sie in die Hand Childerichs gebracht zu haben, aber nicht durch Sturm, sondern durch Vertrag. – Die Authenticität dieser Vita ist, wie aus der Com. praev. der Bolland. hervorgeht, über allen Zweifel erhaben.

6) S. darüber J. J. Chiffletś Anastasis Childerici, wo der merkwürdige jetzt zum größten Theil wieder zu Grunde gegangene Fund mit erschöpfender Ausführlichkeit beschrieben ist.

zwölfhundert Jahren 1653 zu Tournay wieder aufgefunden wurde, bezeugt, daß er trotz alledem doch bis zu seinem Ende Heide blieb. Aber es bezeugt auch, wie sein ganzes Leben, daß sein Heidenthum nur noch eine fast ausgelebte Form war, die sich ohne Bedenken mit entschieden christlichen Umgebungen vertragen und christliche Einflüsse auf sich wirken lassen konnte. Heidnischer Sitte gehören in jenem Grabe das Streitroß und die Waffen an, die mit ihm beerdigt wurden. Nichts deutet jedoch unter den zahlreichen Schmuckgegenständen, die sich vorfanden, auf eine lebendige Beziehung zu specifisch deutsch-heidnischen Vorstellungen hin. Goldene Bienen, wohl der Schmuck seines königlichen Gewandes, und goldene Stierhäupter, die den Stirnschmuck seines Streitrosses bildeten, mögen vielleicht auf antike mythologische Vorstellungen deuten, die von der Kunst auch in der christlichen Zeit noch immer festgehalten wurden, aber an das deutsche Heidenthum erinnern sie nicht[7], ja sie sind nicht einmal ein Beweis, daß der, dessen Grab sie zieren, überhaupt nur irgend einer Form des Heidenthums angehört habe. Friedlich liegen römische Goldmünzen von christiichen und heidnischen Kaisern neben einander, die einst zum Halsschmuck des Königs gedient haben mögen. Eine Schreibtafel daneben, die das Zeichen des Kreuzes trägt, weist direct auf seinen Verkehr mit christlichen Römern, und man könnte sagen, daß sie symbolisch das wahre Verhältniß des Königs zu dem christlich-römischen Geist der Zeit und seiner Unterthanen vergegenwärtigt.

---

7) Das bubulum caput aureum ex equi regii fronte sive capistro pendulum ist von Chifflet und den Aelteren kurzweg für ein idolum erklärt worden und zwar für den egyptischen Apis. In neuerer Zeit hat Müllenhoff an der oben (S. 291 Anm. 8.) cit. Stelle eine scharfsinnige, aber sehr gezwungene Erklärung versucht, wodurch er es mit der mythischen Genealogie der Merovinger, jenem Minotaurus der Histor. Epit., in Verbindung setzt. Aber so wenig wie Adler, Löwen, Greifen und andere anderswo allerdings der Mythologie angehörige Thiere auf barbarischen Grabdenkmälern oder Schmucksachen dieser Zeit auf einen deutschen Thiercultus, auf eine Stammesmythe deuten, so wenig dieses bubulum caput als Stirnschmuk des Pferdes. Es mag allerdings als Amulet gegolten haben, wie der cristallinus globus, der sich in dem Grabe gefunden hat, aber ohne alle Beziehungen zu deutscher Mythe. Die Arbeit weist hier, wie bei den andern Schmucksachen, ohnedem auf römische Fabriken hin und wahrscheinlich war es, wie die Münzen, die Schreibtafel etc., das Geschenk eines vornehmen Römers.

Aber von einer andern Seite her hatte das christliche Glaubensbekenntniß doch Eingang in das Haus und in die Familie des heidnischen Königs der Franken gefunden. Zwei seiner Töchter, Lantchild und Audofled, waren Christinnen und zwar, merkwürdig genug, arianische Christinnen. Es läßt sich wohl voraussetzen, daß der Arianismus, der alle deutschen Völker mit einem gewissen Rechte als seine natürliche Domäne ansah, so weit sie noch dem Heidenthume angehörten, es auch nicht an Versuchen zur Bekehrung der Franken wird haben fehlen lassen.[8]) Daß es ihm, trotz der unzweifelhaften Gegenbemühungen der katholischen Umgebung des königlichen Hauses, wenigstens theilweise damit gelang, mag als ein neuer Beweis für den Satz angesehen werden, daß sich allerdings bis dahin eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen dem deutschen Element und dieser Fassung des christlichen Glaubens überall bethätigte, die ihr den Vorzug vor dem Katholicismus verschaffte, auch wo demselben gleich günstige äußere Umstände hülfreich zur Seite standen.[9])

Chlodwig und Chlotilde.

Auch Chlodwig blieb, was sein Vater gewesen, dem Namen nach Heide, in der That aber in denselben engen Beziehungen zu christlichen Bischöfen und kirchlich gesinnten Laien, die Childerich angeknüpft hatte und damit auch in derselben respectvollen und wohlgesinnten Haltung, wie sie etwa ein Constantin der Große einst vor seinem definitiven Uebertritt zum Christenthum eingenommen hatte.

Seine Heirath mit Chlotilde, der Tochter des burgundischen Königs Chilperich, war der erste entscheidende Schritt, nicht zu einer positiven Annäherung an den Katholicismus, aber, was in seinen Consequenzen auf ein und dasselbe hinauslief, zu einer definitiven Zerstörung aller der Hoffnungen, mit welchen sich der Arianismus trug. Eingebürgert in dem königlichen Haus, begünstigt noch überdies durch die nahe Verwandtschaft, die Chlodwig

8) Audofled, die Gemahlin des arianischen Theodorichs, des ostgothischen Königs, erscheint überall als eine Arianerin. Es ist nirgends von ihrem Uebertritt zum Arianismus in Folge ihrer Heirath die Rede, daher wird sie gemeinschaftlich mit Lantchild aus dem Heidenthum sogleich zum arianischen Christenthum übergetreten sein.

9) S. o. Cap. IX.

mit dem Haupte der arianischen Germanen verknüpfte, mit dem König Theodorich der Ostgothen, der sich mit Chlodwigs Schwester Audofled vermählt hatte, mochte er nun ganz fest darauf rechnen, auch Chlodwig selbst seiner Gemeinschaft zuzuführen. Allein Chlotilde war eine eifrige Katholikin, die Tochter eines ebenso eifrigen katholischen Vaters, der von seinem arianischen Bruder Gundobald[10]) auf die grausamste Weise seiner Herrschaft und seines Lebens beraubt worden war. Der Gegensatz des Glaubensbekenntnisses gab allerdings nicht die wahre Veranlassung zu dieser schnöden Gewaltthat her, sie war, wie es scheint, nur das Ergebniß rohen Ehrgeizes und gewissenloser Habsucht, der beiden Hauptlaster des damaligen Barbarenthums. Allein Niemand konnte die katholische Bevölkerung Galliens oder die gesammte katholische Welt verhindern, vorauszusetzen, daß Glaubenshaß das Motiv zu dem Brudermorde gewesen sei. Chlotilde galt ihr demgemäß als die Tochter eines Märtyrers und sie begrüßte ihre Heirath mit dem fränkischen König als das vollgültigste Zeichen, daß er auf ewig von dem Arianismus durch das ungesühnte Blut seines Schwiegervaters geschieden sei.

Chlodwig selbst scheint, wenn man aus den folgenden Ereignissen sich einen Schluß auf seine damalige Stimmung erlauben darf, in dieser Heirath eine starke Bürgschaft für das positiv friedliche und achtungsvolle Verhältniß zu der katholischen Kirche gesehen zu haben, zu dem bereits sein Vater den Grund gelegt hatte und das er selbst als eine der Hauptstützen seiner Macht anzusehen gewohnt war. Aber noch kräftiger mag eine andere Aussicht auf ihn gewirkt haben. Es verstand sich nach den Begriffen seiner Zeit von selbst, daß er von nun an zur Blutrache gegen den burgundischen König berechtigt und sogar verpflichtet war, wenn er nicht durch weichherzige Nachgiebigkeit dem Heldenruhm, den er sich durch sein erstes Auftreten bereits zu erwerben begonnen, einen unaustilgbaren Makel zufügen wollte. Dazu kam noch, daß in den Traditionen seiner Familienpolitik die Aussicht auf eine dereinstige Eroberung von ganz Gallien obenan stand. Denn mit Ehrgeiz war das fränkische Geschlecht ebenso reichlich wie jedes andere Eroberergeschlecht unter den damaligen Deutschen ausgestattet, nur wußte er besser als alle andere, seine Kräfte und

10) Ueber seinen Arianismus, sowie über seine Familie s. o. Cap. X.

Hülfsmittel der Realität der Verhältnisse anzupassen. Eine bessere Veranlassung, um das burgundische Reich zum nächsten Ziel seiner ehrgeizigen Pläne zu machen, als die, die sich ihm so gewissermaßen durch Nothwendigkeit der Natur bot, ließ sich nicht denken, und er war ganz und gar der Mann dazu sie vollständigst auszubeuten, aber nicht eher, bis die Umstände ihm eine hinreichende Bürgschaft für das Gelingen boten.

Chlotilde, obwohl ein Weib und eine Christin, sah auch in Chlodwig zuerst nur den Bluträcher ihres Geschlechtes. Die sagenmäßig ausgebildete, aber in ihren Grundzügen wahre Erzählung von ihrer Brautfahrt, [11]) die Gregor von Tours giebt, beweist, daß sie unversöhnliche Todfeindschaft gegen ihren Oheim und sein Volk, als die pflichtmäßige Grundstimmung ihrer Seele ihrem Gemahl zubrachte. Sie benutzte den großen Einfluß, den ihr ihre Schönheit und ihr Seelenfeuer bald bei ihrem Gemahl verschaffte, um ihn in diesem Sinne noch mehr aufzustacheln, wenn er noch einer Aufstachelung bedurft hätte. Doch ging sie nicht ausschließlich in diesen einen Gedanken auf, was als das vollgültigste Zeugniß für ihre eminente geistige Begabung angesehen werden darf, denn eine weniger reich ausgestattete Natur würde vollkommen daran genug zu thun gehabt haben, um sich durch eine so wilde Gluth des unbefriedigten Hasses und Rachedurstes nicht völlig aufreiben zu lassen, geschweige denn, daß ihr noch Kraft zu andern Thätigkeit geblieben wäre.

Sie wirkte mit allen Mitteln, die ihrer gewaltigen Persönlichkeit zu Gebote standen, um den König zu dem letzten entscheidenden Schritt eines förmlichen Uebertrittes zu dem katholischen Glauben zu bewegen. Aber sie traf bei ihrem Gemahl doch noch auf so hartnäckigen Widerstand, daß sie sich Jahre lang nur mit Concessionen begnügen mußte, ohne in der Hauptsache einen wirklichen Erfolg zu erreichen. Chlodwig ließ den ersten Sohn, den ihm Chlotilde gebar, taufen, aber er starb kurz nach der Geburt. Schon nach dem Tode des ersten wurde es der Königin schwer, die Bedenken, die in Chlodwig aufstiegen, zu beseitigen, noch schwieriger ward ihre Stellung, als ein zweiter Sohn geboren und ebenfalls getauft wurde, aber bald darauf tödtlich erkrankte. Es

---

11) Greg. Tur. II, 26.

war dem Heiden zu nahe gelegt, an der Kraft, oder an der hülfereichen Gesinnung des Gottes zu zweifeln, den er zu dem Herrn seiner Seele und seiner Thaten erkiesen sollte. Es lag ihm allzunahe, zu glauben, daß seine väterlichen Götter gnädiger gegen ihn sich erzeigt haben würden, falls er seine Kinder ihrem Schutze hätte anvertrauen wollen. Daß sie sich jetzt in Zorn von ihm abkehrten, konnte er ihnen nicht zum Vorwurf machen, denn er hatte sie ja selbst von sich gestoßen. Deshalb war es ein Ereigniß von weitgreifender Bedeutung, als das tödtlich erkrankte Kind dennoch genas und der christliche Gott seine Allmacht und seine Güte glänzend bewährte.[12])

Aber noch immer blieb Chlodwig Heide. Erst in einem Moment der äußersten Gefahr, in welchem die eigne Kraft, dem hereinbrechenden Untergang gegenüber, sich als ohnmächtig erkannte und als damit auch dem Gemüth der Schutz der Götter, an denen es bisher doch noch immer aus alter Tradition gehangen, gänzlich gewichen war, fühlte er, jedes andern Haltes beraubt, die überlegene Kraft des christlichen Gottes in der ganzen Fülle ihrer Majestät. Alles, was er bisher halb gläubig, halb ungläubig davon vernommen hatte, durchschauerte nun mit einem Male wie in einer Art von Offenbarung oder Verzückung seine Seele. Er betete zum ersten Male zu dem Gott der Christen und gelobte, sich ihm fortan ganz zu weihen, wenn er ihn diesmal retten wollte. Und er rettete ihn und gab ihm den vollständigsten Sieg über seine Feinde. Es war die Schlacht gegen die heidnischen Alamannen im Jahre 496, in welcher sich dies ereignete, und es verstärkte in jedem Sinn den gewaltigen Eindruck, den dies Ereigniß auf Chlodwig und auf die Franken machte, daß der christliche Gott so sichtbarlich und augenblicklich die Niederlage seiner Feinde und Verächter gewirkt hatte.

---

12) Greg. Tur. II, 31 erzählt diese Vorgänge in seiner unübertrefflichen Art, wo man die handelnden Personen in vollster Lebendigkeit ganz ohne irgend welche Beimischung von subjectiver Auffassung, oder auch nur einer Darstellung, wie sie sonst in der Geschichtsschreibung gebräuchlich, sich selbst offenbaren sieht und wo die größte Formlosigkeit den unschätzbaren Werth einer in dieser Art selten sich findenden Unmittelbarkeit hat.

Dreizehntes Capitel.

Die nächsten Folgen der Bekehrung Chlodwigs.

Als Chlodwig so in einem entscheidenden Augenblick thatsächlich die höhere Macht des christlichen Gottes hatte anerkennen müssen, führte er mit seiner gewöhnlichen energischen Thatkraft, die neben einer ebenso großen Zähigkeit und elastischen Fügsamkeit in die Nothwendigkeit der Verhältnisse als ein Erbtheil seines Vaters Childerich, gewissermaßen als Familiencharakter, auf ihn übergegangen war, auch seine wirkliche Hingabe in den Dienst des christlichen Gottes aus. Der heilige Remigius von Rheims taufte ihn alsbald. Schon vor Chlodwigs Taufe war er die Seele der Bekehrungsversuche gewesen, welche jedoch damals immer noch an den traditionellen nationalen Reminiscenzen, trotz der mächtigen Unterstützung durch den Einfluß der Königin Chlotilde und trotz der zahlreichen christlichen und römischen Umgebung des Königs, gescheitert waren.

Die Bekehrung zum Katholicismus erschien Chlodwig vielleicht selbst anfänglich nicht in der außerordentlichen Folgenwichtigkeit, die sich bald für seine eigene Stellung nach allen Seiten hin daran knüpfte. Wäre er im Stande gewesen, sie vorauszusehen, oder auch nur zu ahnen, so ließe sich sein langes Zögern, bis er den entscheidenden Schritt that, nicht recht begreifen, da ja eine wirklich positive Ergebenheit an das nationale Heidenthum, die dasselbe allein erklärlich machen könnte, bei ihm nicht angenommen werden darf, bei ihm, dem Sohne Childerichs, des verehrungsvollen Freundes der heil. Genovefa und vieler christlichen Bischöfe, der selbst von Jugend

auf im innigsten Verkehr mit eifrigen Christen aufgewachsen war und eine Chlotilde zur Gemahlin hatte. Es war nur noch die Passivität des Herkommens und des nationalen Selbstgefühls in ihm zu überwinden, die wohl schwerlich vor der unendlichen Perspective, die sich, nach der gegebenen Weltlage durch seine Bekehrung zum katholischen Christenthum seinem Ehrgeiz eröffnen konnte, Stand gehalten hätte.

Der Eindruck, den seine Bekehrung in der ganzen katholischen Welt hervorbrachte, die schon längst das Auge auf ihn und auf die Franken abwechselnd in ängstlicher Spannung und freudiger Hoffnung gerichtet hielt, öffnete ihm, wie es scheint, erst den Blick für seine neue Bedeutung. Die Kirche selbst war es hauptsächlich, die durch einige ihrer Hauptvertreter ihm eine legitime Basis ohne Gleichen in seinem katholischen Glaubensbekenntnisse für den ungemessensten Flug seiner ehrgeizigen Phantasie unterbreitete und ihn jene allgemeinen Ideale des Ruhmes und der Herrschaft, die sich bis dahin nur zu einem sehr kleinen Theil verwirklicht hatten, in eine unmittelbare Greifbarkeit nahe brachte. Dies bezeugt vor allem das glückwünschende Schreiben, welches der Metropolit Avitus von Vienne, unbedingt der einflußreichste Mann im burgundischen Reich nach dem König Gundobald, vielleicht auch noch vor ihm, an Chlodwig richtete, als dieser ihm seine Taufe gemeldet hatte. Er identificirte geradezu die Zukunft des Königs und des Katholicismus, und da er den letztern naturgemäß als das einzige zur weltlichen Herrschaft berechtigte Glaubensbekenntniß ansah, erschien ihm Chlodwig als der legitime Herrscher der Zukunft, auch da wo bis jetzt noch Ketzer, d. h. arianische Deutsche, die katholische Kirche in Unterdrückung hielten, also in dem ganzen Abendland. Der rechtgläubige Kaiser im Osten und der rechtgläubige König im Westen: um diese beiden sollte nach dieser Anschauungsweise sich die Welt bewegen, weil sie allein durch ihren Glauben zur Herrschaft berechtigt waren.[1]) Die nächste Umgebung

---

1) S. Epist. Aviti Ep. Vienn. (am besten bei Mans. Conc. VIII, 175 f.): invenit quippe tempori nostro arbitrum divina provisio — vestra fides nostra victoria est. — Gaudeat ergo quidem Graecia habere se principem legis nostrae, sed non jam quae tanti muneris dono sola mereatur illustrari: quod non desit et reliquo orbi claritas sua. Siquidem et occiduis partibus in rege novo non

des Königs, die christlichen Bischöfe seines Reiches, Remigius an der Spitze, die nun die letzte Scheidewand, die sie von Chlodwig trennte, hatten fallen sehen, urtheilten selbstverständlich ebenso und der König fügte sich natürlich mit Freuden einer Anschauungsweise, die er, so lange er noch nicht den letzten Schritt zum Christenthum gethan hatte, unmöglich innerlich lebendig ergreifen konnte. Auch jetzt war es ihm nicht zuzumuthen, die weitläufigen Voraussetzungen und casuistischen Deductionen, mit welchen diese streng katholisch-kirchliche Auffassung unterstützt wurde, in ihren Einzelheiten zu verstehen, dazu wäre erforderlich gewesen, daß die kirchliche Atmosphäre schon länger seine eigentliche Lebensluft gewesen wäre. So verstand er auch von den umfangreichen Deductionen des Avitus nichts weiter, als daß ihm als unveräußerliches, von Gott selbst gegebenes und beschütztes Recht, als Lohn für seine Taufe, die Besiegung aller ketzerischen und heidnischen Feinde zuertheilt sei, daß er, um sich dieser Gabe würdig zu machen, die Kirche im Allgemeinen als seine mächtigste Bundesgenossin ehren und den Willen ihrer erlauchtesten Vertreter sich fügen müsse, so weit sie Schutz und Ehre für die Kirche von ihm beanspruchten, daß er der unterdrückten katholischen Kirche in Gallien, als dem nächsten Object seiner Lebensthätigkeit, Sieg über ihre Bedränger verschaffen müsse und um diesen Preiß für sich und sein Haus alle die Ehre und die Gunst des Glückes in Anspruch nehmen dürfe, wovon er vorher wohl auch geträumt hatte, ohne es als seinen rechtmäßigen und ihm gebührenden Lohn von den höheren Mächten, deren Gewalt er fürchtete, ohne daß sich sein Herz für sie erwärmte, fordern zu können.

Die katholische Kirche in Gallien ließ es nicht bloß bei Zuschriften, Ergebenheitsversicherungen und eifrigen Wünschen für Chlodwigs Heil und Größe bewenden. Sie organisirte eine über alle Begriffe mächtige praktische Agitation, um ihrem Schützling und Beschützer und damit sich selbst zu ihrem Recht gegen ihre bisherigen Feinde und Verfolger zu verhelfen. Die burgundischen und westgothischen katholischen Bischöfe waren im Augenblick allerdings vor den Gewaltthätigkeiten einer früheren Zeit sicher. Gun-

novi jubaris lumen effulgurat. Tangit etiam nos felicitas: quotiescunque illic pugnatis, vincimus.

dobald und Alarich hatten mehr gedrängt durch die innere Nothwendigkeit der Verhältnisse[2]), als in Folge freiwilligen Entschlusses das System der Begünstigung ihres nationalen Glaubens, des Arianismus, bereits fallen lassen und wehrten allen übermüthigen und rohen Uebergriffen von Seiten der herrschenden Nation gegen die Kirche der beherrschten Römer. Aber diese war damit nicht versöhnt. Sie kannte nach wie vor nur einen Kampf auf Leben und Tod gegen den Arianismus und diese Vorstellung war so in das Allerinnerste der kirchlichen Gesinnung und Bestrebungen eingedrungen, daß jede Connivenz gegen den Arianismus, soweit sie nicht bloß in einer nach den Umständen eingerichteten weltklugen Vertagung des Kampfes bestand, als der ärgste und schlechthin unverzeihlichste Verrath am Glauben angesehen wurde. So war der katholische Fanatismus, der lange genug durch die wehrlose Stellung der Kirche nach innen zurückgedrängt gewesen, jetzt im westgothischen und burgundischen Reiche im Begriffe, schonungslos zu explodiren, sobald nur eine äußere Gelegenheit dazu sich bieten wollte. Auch die durch die Ereignisse der Völkerwanderung und die Ansiedlung deutscher Stämme in dem politischen und socialen Leben ganz unpraktisch gewordene Vorstellung von der Einheit Galliens, an welcher die romanische Bevölkerung nichts desto weniger noch immer zähe genug fest hielt, trat jetzt als ein nicht unwesentliches Moment zu diesem Bunde der gesammten gallischen Kirche für die Herstellung des Katholicismus heran. So fand der fränkische katholische König in seiner Richtung gegen die römische Welt auf diesem festen Boden der Thatsächlichkeit die natürliche Grenze seines Ehrgeizes und seiner Größe. Seine Eroberungspläne dehnten sich zwar nicht über den Bereich Galliens oder der gallischen Kirche hinaus, aber es beseelte ihn auch das feste Vertrauen, sie genau bis zu dieser natürlichen Grenze durchführen zu können, während er vor seiner Bekehrung nur ganz im Allgemeinen Eroberungsgedanken, zunächst in Gallien, hegen, aber nicht wissen konnte, in wie weit hülfreiche gegebene Verhältnisse ihre Ausführung möglich machen würden.

Zu dem nach Chlodwigs Anschauungsweise so mächtigen Beweggrunde der Blutrache, der seinen leidenschaftlichen Zorn gegen das burgundische Königshaus kehrte, war nun noch ein neuer

Burg. Krieg.

---

2) S. o. S. 266 und 273.

hinzugekommen, dessen politische Bedeutung jedenfalls um vieles schwerer wog, weil er ihm auch in der Mitte des feindlichen Landes unzählige Verbündete schuf, die ihm zwar nicht mit den Waffen, aber durch tausendfältige andere Hülfsmittel eine unendliche Ueberlegenheit über seine Feinde geben mußten. Der schon erwähnte Hauptvertreter der burgundischen katholischen Kirche, Avitus von Vienne, hatte es vor seinem eigenen König Gundobald kein Hehl, daß er den fränkischen Waffen den Sieg wünsche, und daß er glaube, daß sie siegen müßten, weil der Beistand Gottes mit ihnen sei.[3] Daraus kann man schließen, wie hinter dem Rücken des Königs von der burgundischen Kirche zu Chlodwigs Gunsten gedacht und gehandelt wurde. Jetzt erhob der qualificirte Hochverrath, den die Kirche selbst gegen einen ungläubigen Landesherrn in der Theorie immer mißbilligte, freilich aber so lau, daß ihre wahre unmittelbare Absicht immer deutlich genug zu erkennen blieb, fast unter den Augen des Königs ungescheut sein Haupt, und der König, der nach dem innern Verhängniß der ganzen Situation in diese unhaltbare Stellung, wie andere deutsche Herrscher in den römischen Provinzen, gerathen war, sowohl gegen seine Landsleute wie gegen seine römischen Unterthanen, gebot über keine Mittel

---

3) Der merkwürdige Versuch, der etwa im Jahre 500 non contradicente rege Gundobaldo wie es in den actenmäßigen Berichten heißt, aber, wie sich aus der Darstellung selbst ergiebt, auf sein eifriges Betreiben hin von einigen katholischen kirchlichen Würdenträgern gemacht wurde, die arianische Landeskirche durch ein Religionsgespräch mit einigen ihrer Häupter von ihren Irrthümern zu überzeugen und mit dem Katholicismus auf billige Bedingungen wieder zu vereinigen, scheiterte, wie sich denken ließ, an dem siegesfreudigen Stolz der Katholiken, vor allem an der herben Hartnäckigkeit des Avitus, der sich auch nicht zu der geringsten Concession gegen die Arianer verstehen wollte, sondern unbedingte Unterwerfung forderte. — Der König, der nicht bloß das Gespräch veranlaßt hatte, sondern auch die Verhandlungen gewissermaßen leitete, äußerte unter anderm: si vestra fides est vera, quare episcopi vestri non impediunt regem Francorum, qui mihi bellum indixit et se cum inimicis meis sociavit, ut me destrueret? Tunc humiliter respondit dominus Avitus, faciem habens angelicam ut et sermonem: Ignoramus, o Rex, quo consilio et qua de causa rex Francorum facit quod dicitis; sed scriptura nos docet, quod propter derelictionem legis Dei saepe subvertuntur regna et suscitantur inimici omni ex parte illis qui se inimicos adversus Deum constituunt. Sed redite cum populo vestro ad legem Dei et ipse dabit pacem in finibus vestris; nam si habetis pacem cum illo, habebitis cum ceteris et non praevalebunt inimici vestri. S. Mansi VIII, 241.

um sich dagegen zu wahren. Es blieb nichts übrig, als weitere Concessionen gegen den Katholicismus, die bis an die äußerste Grenze des Möglichen gingen. Aber damit war für ihn nichts gewonnen, da der letzte Schritt, den die Kirche mit unerbittlicher Strenge forderte, ein offener Uebertritt zum Katholicismus, von ihm nicht gethan wurde. Um diesen Preiß stellte ihm Avitus mit verblümten Worten, aber noch immer verständlich genug, die Unterstützung der einflußreichsten Macht in seinem Staate, der katholischen Kirche, zu Gebote, ohne sie ihm gewiß versprechen zu können; denn wahrscheinlich ahnte er selbst, daß die Kirche, selbst wenn sie es wollte, nunmehr nicht auf dem halben Wege stehen bleiben und daß nur eine vollständige Verbindung mit dem fränkischen König oder, was dasselbe war, eine wirkliche Vernichtung der Selbstständigkeit des burgundischen Staates, ihre Zukunft verbürgen konnte.

So nahm der Krieg Chlodwigs gegen Gundobald den Verlauf, den dieser selbst sowie Jedermann in Gallien vorausgesehen hatte. Das burgundische Reich fristete zwar noch nach anfänglichen herben Niederlagen auf dem Schlachtfeld seinen Bestand durch die bewaffnete Demonstration, die das Haupt der arianischen deutschen Völker der Zeit, Theodorich, von Italien aus unter der Form bundesgenossenschaftlicher Hülfe für seinen Schwager Chlodwig, mit seiner gewöhnlichen Kraft und Umsicht durchführte. Aber seine Existenz blieb nach diesem einen Schlag doch gebrochen und sein Untergang erfolgte genau durch dieselben Motive, die Chlodwigs Angriff veranlaßt hatten, durch das Gebot der Blutrache und das katholische Siegesbewußtsein des fränkischen Königshauses, dem die Burgunder zuletzt nichts weiter als eine ohnmächtige Reaction des arianisch-nationalen innerlich so ganz zerfressenen Elementes entgegensetzen konnten. [4])

Chlodwig selbst faßte den Ausgang des burgundischen Kriegs ganz in dem Sinne auf, wie es die katholische Kirche in Gallien that. Der Sieg war ihm, weil er im Namen Gottes und der Kirche focht, geworden; daß ihm die vollen Früchte desselben durch politische Verhältnisse entzogen wurden, brach dem neuen Schwung seines Selbstvertrauens nichts ab, das jetzt des unwandelbaren Beistandes

---

4) S. o. S. 276.

des mächtigsten Gebieters der ganzen sichtbaren und unsichtbaren Welt sicher war.

Westgoth. Krieg.

Der Krieg gegen die Westgothen, der einige Jahre auf den burgundischen folgte, legte davon eine glänzende Probe ab. Hier war die Macht der Feinde eine ganz andere, als bei den Burgunden, denn unter allen germanischen Reichen galt das westgothische traditionell als das erste und angesehenste, und dieser herkömmlichen Auffassung entsprach in der That der Umfang seines Gebietes, der Ruhm früherer Könige und Helden, der das ganze Volk noch fortwährend überstrahlte, der Reichthum und die Pracht des königlichen Hofes. Mit dem Aufsteigen der Ostgothen durch Theodorich verdunkelte sich allerdings dieser Glanz in den Augen der Zeit in etwas und für die Katholiken des Westens noch mehr, als Chlodwig einer der ihrigen geworden war. Aber noch mußte eine bloße äußere Abschätzung der Kräfte den Westgothen eine große Ueberlegenheit über die Franken zugestehen und Chlodwig selbst wäre, wenn man ihn sich auch in dem Besitz derselben oder noch größerer materieller Hülfsmittel denkt, die er im Beginn des Krieges wirklich verwenden konnte, früher gewiß nicht so tollkühn gewesen, damit den Kampf gegen das westgothische Reich aufzunehmen, so lange er noch nicht durch seine Bekehrung neue und unendliche Hülfsmittel in seinem eigenen gesteigerten Selbstvertrauen und in der offenkundigen Zuneigung der Katholiken im ganzen Abendland erhalten hatte. Es wurde ihm allein durch seinen Katholicismus möglich und diesem allein auch verdankte er den Sieg. Allerdings erfolgte derselbe nicht so, daß sich ohne Schwertstreich bloß durch die Conspiration der Katholiken die Macht der Westgothen zerbröckelte, sondern eine Reihe harter Schlachten und Belagerungen mußte ihm den Weg bahnen; aber die höhere, rein geistige Kraft, die von seiner Stellung zu der Kirche ausging, war es, die seinem Schwerte jene Wucht gab, vor der die westgothischen Heere erlagen. Er konnte in der That keinen andern Beweggrund zu dem Kriege anführen, als den, welchen Gregor von Tours mit seiner gewöhnlichen unvergleichlichen Naivetät dem König in den Mund legt: „es reut mich, daß diese Ketzer einen so schönen Theil Galliens besitzen. Auf, mit Gottes Hülfe, wir wollen das Land für uns erobern.“ Aber dieser Grund allein genügte, um ihm selbst das Bewußtsein der Unwiderstehlichkeit zu geben und ihn von der

katholischen Bevölkerung südlich von der Loire als den ersehnten Befreier von einem in der Wirklichkeit gar nicht mehr vorhandenen Druck empfangen zu lassen. Die katholischen Bischöfe Volusianus, Verus, Quintianus, Cäsarius und andere, die wegen ihrer ungestümen Propaganda für den fränkischen König, also aus rein politischen Gründen, und zwar aus Gründen der erlaubtesten Selbsterhaltung von dem König Alarich abgesetzt oder bestraft worden waren, erschienen der Welt als ächte Märtyrer des katholischen Glaubens und konnten nach ihrer eigenen Auffassung mit Recht dafür gelten, denn es war in der That die ganz abstracte Begeisterung für den weltlichen Sieg der rechtgläubigen Kirche, nicht eine Rücksicht auf einen partiellen Vortheil, am wenigsten auf einen im gewöhnlichen Sinne äußerlichen, der sie die sonst hergebrachte weltliche Vorsicht hoher kirchlicher Würdenträger hatte vergessen und mit dem fränkischen König in eine Verbindung treten lassen, die offenbarer Hochverrath war. Die katholische Bevölkerung selbst konnte ebenfalls von den Franken äußere Vortheile irgend einer Art nicht erwarten, und die gewöhnlichen Leiden des Kriegs, so wie die Rache ihrer bisherigen Herren fast mit Sicherheit vor Augen sehen. Das fränkische Heer, das im Namen des wahren Gottes zu ihrer Befreiung kam, übte schonungslos die hergebrachten Verwüstungen des Kriegs, trotz aller Bemühungen des Königs, es zu zähmen und besonders alles, was unmittelbar oder mittelbar mit der katholischen Kirche in Berührung stand, zu schützen. Eine spätere Zeit konnte sich den Widerspruch zwischen den Zwecken des Feldzugs und diesen Vorgängen nur so erklären, daß die Schuld davon auf die Heiden in dem fränkischen Heere gewälzt wurde, die allerdings nicht gehalten waren, aus freudiger und uneigennütziger Aufopferungslust für die Kirche zu streiten, sondern wie anderwärts, so auch in diesem Krieg, Mord, Raub und Brand suchen durften.

Alarich selbst war in der ersten Hauptschlacht, wie es später dargestellt wurde, von der Hand Chlodwigs gefallen. Auf diesen concentrirte sich damit der ganze concrete Ruhm der Besiegung und Vernichtung der Ketzer. Nicht bloß sein guter Wille und seine allgemeine Thätigkeit, sondern seine schrankenlose persönliche Hingabe, der mannhafte Einsatz seines Lebens gegen das des Hauptes der Ketzer, hatte den Kampf entschieden, natürlich unter directem Beistand des Gottes, der bisher schon seine Schritte gelenkt und ge-

an und für sich der Sieg gehöre, daß sie nur sein Arm, sein Werkzeug seien, um diesen herbeizuführen. Daher ihre überreizte Erbitterung, die nur in einer Ahnung der eignen Schwäche und der Unzulänglichkeit ihrer Kampfmittel wurzelte. Davon ist bei Chlodwig nichts zu entdecken, nicht als ob er vom Anfang an die gleiche Innigkeit des Glaubens, dasselbe feste Vertrauen in die Unwiderstehlichkeit und Uebermacht seines Gottes gehabt hätte, aber ein Vorgang genau von der Art, die den gewaltigsten Eindruck auf diese Individualität machen mußte, das Wunder in der Alamannenschlacht, hatte gleich zuerst sein Gemüth kräftig gebannt und die späteren geschichtlichen Ereignisse, die alle nur als potenzirte Beweise für das, was er schon damals hatte anerkennen müssen, von ihm und seinen Zeitgenossen verstanden wurden, brachten es vollends dahin, daß sein Geist mit unlösbaren Banden zur Unterthänigkeit gegen den einmal zum Herrn gewählten Gott der Römer und der katholischen Kirche gefesselt wurde.

Die Bekehrung Chlodwigs kann vollständig genannt werden, wenn man, wie es sich einer verständigen Betrachtung geschichtlicher Ereignisse geziemt, nur die Individualität und die geschichtliche Situation, die ihre eigenthümliche Gestaltung bedingten, in Rechnung bringt. Vollständig war sie deshalb, weil sie alle die Regungen und Gefühle des Königs, welche sich auf sein Verhältniß zu den höheren Mächten bezogen, ergriff und dem neuen Glauben unterwarf. Keine Spur in den äußeren geschichtlichen Zeugnissen, oder in den Thatsachen selbst, weist darauf hin, daß sich ein Rest des alten Heidenthums in seiner bestimmt heidnischen Gestalt neben dem Christenthum und seinen religiösen Formen in der Seele Chlodwigs erhalten hat. Er ist nach der Taufe nach seinem eignen Glauben ganz und vollkommen Christ und sein ferneres geschichtliches Handeln bezeugt, daß die Worte des heil. Remigius bei seiner Taufe: verbrenne was du angebetet hast, bete an was du verbrannt hast, in ihm in dem Maße zur Wahrheit wurden, als es überhaupt nach den Vorbedingungen seines Wesens, seiner Persönlichkeit und geschichtlichen Stellung denkbar war. Durch diese straffe, warme Einheit seines religiösen Lebens wurde ihm allein auch der Schwung seiner Thatkraft gegeben, der mit unerschütterlicher Naivetät überall des Schutzes des allgewaltigen Christen-Gottes sicher sein durfte, weil er ihm seine ganze Seele hingegeben hatte.

Aber freilich wäre es weit gefehlt, das beliebte allgemein gültige, in der That freilich nirgends recht passende Schema christlicher Gesinnung auf den Neubekehrten anwenden zu wollen. Faßt man es ganz allgemein auch nur als eine innere Umwandlung der sittlichen Grundlagen des Empfindens und Wollens nach den Gesetzen der christlichen Moral, so waren diese weder durch die Bekehrung, noch nach der Bekehrung bei Chlodwig verändert, oder auch nur berührt worden. Es handelte sich in seinen innern Kämpfen vor der Bekehrung ja immer nur um die traditionell von ihm festgehaltene Macht der Götter, denen er bisher diente, und die durch ein Zusammentreffen aller möglichen Einflüsse nahe gerückte Vorstellung von der Existenz eines noch gewaltigeren Gottes, der jenen minder mächtigen so feindlich gegenüberstand, daß sich ihr Dienst und sein Dienst zusammen vertrugen, daß die einen zürnten, wenn nicht andere freundlich gesinnt waren, der eine Verderben drohte, wenn der andere seinen Diener segnete. Als durch ein gewaltiges Ereigniß die Uebermacht des einen über die andern für sein Gefühl entschieden war, gehörte er diesem einen ganz an und stand mit ihm den andern feindlich gegenüber, er focht für ihn die Kriege gegen alle seine Feinde und erhielt von ihm, wie billig, den Sieg. Das war alles, was er von seinem neuen Gotte forderte, da sein ganzes Leben in die eine Seite der ehrgeizigen Thätigkeit nach außen hin aufging. Damit war ihm zugleich auch alle innere Befriedigung, die er von seinem Herrn verlangte, gegeben, denn diese bestand eben in der glänzenden Bethätigung und Erfüllung dieser einen vorwiegenden Leidenschaft. Hätte man von außen her mehr von ihm gefordert, etwa eine Aenderung seiner Lebensgewohnheiten nach den gewöhnlichen Normen, die für ein streng christliches Leben damals galten, hätte man in ihm eine innere Gebrochenheit unter der Last seiner Sünden als Vorbedingung zur Aufnahme in die christliche Gemeinschaft setzen wollen, oder verlangt, daß er in seiner politischen und kriegerischen Thätigkeit streng die Gebote der christlichen Sittlichkeit einhielte, hätte man mit einem Worte ihm durch die Bekehrung eine andere Substanz seines Wesens aufzwingen wollen, so würde er wahrscheinlich nicht einmal begriffen haben, um was es sich handelte, und weshalb diese Forderung, die in seinem Innern nirgends einen Anknüpfungspunkt fand, an ihn gestellt wurde. Es kam auch in der That den Personen, die auf seine Bekehrung den hauptsäch-

an und für sich der Sieg gehöre, daß sie nur sein Arm, sein Werkzeug seien, um diesen herbeizuführen. Daher ihre überreizte Erbitterung, die nur in einer Ahnung der eignen Schwäche und der Unzulänglichkeit ihrer Kampfmittel wurzelte. Davon ist bei Chlodwig nichts zu entdecken, nicht als ob er vom Anfang an die gleiche Innigkeit des Glaubens, dasselbe feste Vertrauen in die Unwiderstehlichkeit und Uebermacht seines Gottes gehabt hätte, aber ein Vorgang genau von der Art, die den gewaltigsten Eindruck auf diese Individualität machen mußte, das Wunder in der Alamannenschlacht, hatte gleich zuerst sein Gemüth kräftig gebannt und die späteren geschichtlichen Ereignisse, die alle nur als potenzirte Beweise für das, was er schon damals hatte anerkennen müssen, von ihm und seinen Zeitgenossen verstanden wurden, brachten es vollends dahin, daß sein Geist mit unlösbaren Banden zur Unterthänigkeit gegen den einmal zum Herrn gewählten Gott der Römer und der katholischen Kirche gefesselt wurde.

Die Bekehrung Chlodwigs kann vollständig genannt werden, wenn man, wie es sich einer verständigen Betrachtung geschichtlicher Ereignisse geziemt, nur die Individualität und die geschichtliche Situation, die ihre eigenthümliche Gestaltung bedingten, in Rechnung bringt. Vollständig war sie deshalb, weil sie alle die Regungen und Gefühle des Königs, welche sich auf sein Verhältniß zu den höheren Mächten bezogen, ergriff und dem neuen Glauben unterwarf. Keine Spur in den äußeren geschichtlichen Zeugnissen, oder in den Thatsachen selbst, weist darauf hin, daß sich ein Rest des alten Heidenthums in seiner bestimmt heidnischen Gestalt neben dem Christenthum und seinen religiösen Formen in der Seele Chlodwigs erhalten hat. Er ist nach der Taufe nach seinem eignen Glauben ganz und vollkommen Christ und sein ferneres geschichtliches Handeln bezeugt, daß die Worte des heil. Remigius bei seiner Taufe: verbrenne was du angebetet hast, bete an was du verbrannt hast, in ihm in dem Maße zur Wahrheit wurden, als es überhaupt nach den Vorbedingungen seines Wesens, seiner Persönlichkeit und geschichtlichen Stellung denkbar war. Durch diese straffe, warme Einheit seines religiösen Lebens wurde ihm allein auch der Schwung seiner Thatkraft gegeben, der mit unerschütterlicher Naivetät überall des Schutzes des allgewaltigen Christen-Gottes sicher sein durfte, weil er ihm seine ganze Seele hingegeben hatte.

Aber freilich wäre es weit gefehlt, das beliebte allgemein gültige, in der That freilich nirgends recht passende Schema christlicher Gesinnung auf den Neubekehrten anwenden zu wollen. Faßt man es ganz allgemein auch nur als eine innere Umwandlung der sittlichen Grundlagen des Empfindens und Wollens nach den Gesetzen der christlichen Moral, so waren diese weder durch die Bekehrung, noch nach der Bekehrung bei Chlodwig verändert, oder auch nur berührt worden. Es handelte sich in seinen innern Kämpfen vor der Bekehrung ja immer nur um die traditionell von ihm festgehaltene Macht der Götter, denen er bisher diente, und die durch ein Zusammentreffen aller möglichen Einflüsse nahe gerückte Vorstellung von der Existenz eines noch gewaltigeren Gottes, der jenen minder mächtigen so feindlich gegenüberstand, daß sich ihr Dienst und sein Dienst zusammen vertrugen, daß die einen zürnten, wenn nicht andere freundlich gesinnt waren, der eine Verderben drohte, wenn der andere seinen Diener segnete. Als durch ein gewaltiges Ereigniß die Uebermacht des einen über die andern für sein Gefühl entschieden war, gehörte er diesem einen ganz an und stand mit ihm den andern feindlich gegenüber, er focht für ihn die Kriege gegen alle seine Feinde und erhielt von ihm, wie billig, den Sieg. Das war alles, was er von seinem neuen Gotte forderte, da sein ganzes Leben in die eine Seite der ehrgeizigen Thätigkeit nach außen hin aufging. Damit war ihm zugleich auch alle innere Befriedigung, die er von seinem Herrn verlangte, gegeben, denn diese bestand eben in der glänzenden Bethätigung und Erfüllung dieser einen vorwiegenden Leidenschaft. Hätte man von außen her mehr von ihm gefordert, etwa eine Aenderung seiner Lebensgewohnheiten nach den gewöhnlichen Normen, die für ein streng christliches Leben damals galten, hätte man in ihm eine innere Gebrochenheit unter der Last seiner Sünden als Vorbedingung zur Aufnahme in die christliche Gemeinschaft setzen wollen, oder verlangt, daß er in seiner politischen und kriegerischen Thätigkeit streng die Gebote der christlichen Sittlichkeit einhielte, hätte man mit einem Worte ihm durch die Bekehrung eine andere Substanz seines Wesens aufzwingen wollen, so würde er wahrscheinlich nicht einmal begriffen haben, um was es sich handelte, und weshalb diese Forderung, die in seinem Innern nirgends einen Anknüpfungspunkt fand, an ihn gestellt wurde. Es kam auch in der That den Personen, die auf seine Bekehrung den hauptsäch-

lichsten Einfluß hatten und ihn auch nach seiner Bekehrung innerhalb gewisser Grenzen stets als ihren gehorsamen und devoten Verehrer lenken konnten, auch nicht entfernt in den Sinn dergleichen von ihm zu verlangen. Ihnen lag nur daran, wie ihm selbst, daß er in gläubiger allgemeiner Hingabe an ihren Gott die gewaltigen Kräfte, durch welche er sich als Heide einen weithin gefeierten Namen gegründet hatte, im Dienst des christlichen Gottes gegen seine Feinde, Arianer und Heiden, gebrauchte und damit glänzender, als irgend ein Fürst und Held seiner Zeit oder der Vergangenheit der Kirche zu ihrem Recht gegen jene verhalf.

Natürlich war aber bei einer so warmen Hingabe an den neuen Glauben, selbst wenn die eigentliche Substanz des Geistes nicht verwandelt, sondern in ihrer alten ungebrochenen Selbstwüchsigkeit geschont wurde, eine Reihe von Verpflichtungen für das äußere Benehmen und ein gewisser Typus für die Formen des innern Lebens gegeben, an deren freudiger und vollständiger Einhaltung sich für die Kirche und den Neubekehrten selbst die völlige Herrschaft des christlichen Elementes erproben sollte. Dies bestand zunächst in der eifrigen und gewissenhaften Beobachtung der christlichen Cultusformen im weitesten Sinne des Wortes und in der äußern und innern Ehrerbietung gegen die Kirche und ihre Vertreter. An der einen wie an den andern ließ es Chlodwig nicht fehlen, nicht weil er durch Reflexion sich hätte dazu gewöhnen müssen, sondern beides war nur die für ihn selbst ganz unwillkürliche innerlich nothwendige Consequenz des Gehorsams, den er dem christlichen Gott schuldig war. Die complicirten Formen des Cultus nahm er in ihrer Totalität mit dem Act der Taufe auf sich, wie er die Totalität des christlichen Dogmas und der christlichen Sittenlehre, ohne daß das Einzelne davon als Einzelnes je seinem Geiste nahe gekommen und mit ihm vermittelt worden wäre, als selbstverständliche Folge seines Glaubensbekenntnisses aufgenommen hatte.

Seine Andacht gegen die Kirche und ihre Vertreter gab er bei jeder Gelegenheit in den herkömmlichen Formen, mit denen sich die Kirche vollständig begnügte, zu erkennen. Eine Reihe von anschaulichen Zügen aus seinem Leben zeigt ihn als den aufmerksamen Verehrer und Beschützer der Kirche seines Landes und der gesammten katholischen Kirche, so weit sein unmittelbarer Einfluß reichte. Er besucht die besonders geweihten Stätten, wie das Grab des heil.

Martinus zu Tours, mit ganz besonderer Devotion, erweist dessen Angehörigen, d. h. dem Klerus von Tours und dem Besitz dieser Kirche alle möglichen Ehren und Vortheile, er empfiehlt seinem Heere in den Kriegszügen gegen die Westgothen auf das nachdrücklichste ihre besondere Schonung. Er bemüht sich auch sonst, die rohen und verwüstenden Kriegsgebräuche seiner Zeit, an denen er im allgemeinen so wenig wie an andern Ausbrüchen des nationalen Geistes Anstoß nahm, weil er selbst genau auf derselben Stufe geistiger und sittlicher Bildung stand wie sein übriges Volk, wenigstens soweit die Kirchen und ihre Diener unmittelbar davon berührt werden, aufzuheben oder möglichst zu beschränken. Auf seine Berufung hin versammelt sich eine Landessynode der Bischöfe seines Reiches im Jahre 511 zu Orleans. Er baut und dotirt Kirchen und spendet überall hin an heilige Stätten reiche Geschenke aus der Beute seiner Kriege, die er im Namen des katholischen christlichen Gottes geführt hat, und wird endlich in der von ihm und Chlotilde gebauten und dotirten Apostelkirche in Paris begraben. In seiner Umgebung nehmen geistliche Würdenträger, vor allem der h. Remigius, die ehrenvollste Stelle ein und er beobachtet gegen sie die ganze herkömmliche Courtoisie solcher Verhältnisse. Er überhäuft sie mit Beweisen seiner Freundschaft und Devotion. Auch sorgt er dafür, daß seine ganze Familie dem katholischen Christenthum zugeführt wird. Von den Kindern seiner rechtmäßigen Gemahlin Chlotilde ist es begreiflich genug, aber auch sein ältester Sohn aus nicht ebenbürtiger Ehe, Theodorich, wird im strengen Katholicismus erzogen, obgleich seine Mutter, wie Chlodwig selbst bei seiner Geburt noch dem Heidenthum zugethan war. Sogar seine beiden in seinem Hause lebenden Schwestern Albofled und Lantchild traten zu dem Glauben ihres Bruders über, die erste aus dem Heidenthum, die letztere aus dem Arianismus, und damit war das ganze Königshaus der Franken, so wie es die Kirche ersehnt hatte, dem Katholicismus gewonnen.

In seiner nächsten Umgebung blieben freilich nach wie vor einzelne Heiden; die vornehmen Franken, die dem Beispiel des Königs nicht folgten, traten deshalb nicht alle aus den intimen Beziehungen des Hofdienstes, in welchen sie bisher zu dem König gestanden waren, und es kam weder dem König noch seiner eifrig christlichen Umgebung in den Sinn Gewaltmaßregeln zu ihrer Be-

kehrung anzuwenden. Beide waren zu sehr von der Unthunlichkeit derselben überzeugt, wenn sie auf die gegebenen Verhältnisse Rücksicht nahmen, als daß sie sich zu solchen Schritten fortreißen ließen, die nach der eigenen Ansicht der Kirche der Glaubenseifer allenfalls entschuldigte, aber keineswegs rechtfertigte und noch weniger als Pflicht gebieten konnte. Der rechtgläubige König erschien der Kirche und seinen katholischen Unterthanen trotzdem doch immer in derselben Glorie, wie der große christliche Heros, der Kaiser Constantin, der ja auch, wie bekannt, nirgends zu wirklichen Gewaltmaßregeln gegen das Heidenthum schritt und nichts desto weniger doch unter allen geschichtlichen und mythischen Heroen am meisten als Beförderer und Verbreiter des wahren Glauben gefeiert wurde. Es genügte einstweilen nach dieser Seite hin der Kirche vollkommen die christliche Haltung des Königs und seines Hauses, seine persönliche vollständige Entfremdung von allen offenbar heidnischen Formen und Namen, die christliche Färbung, die im Ganzen seine äußere Umgebung überzog; und dann hatte er ja auch dem Heidenthum als politische Form überall bei den Franken durch die Besiegung oder Ueberlistung der noch in gewissem Maße oder ganz unabhängigen heidnischen Fürsten und Stämme ein Ende gemacht. Ragnachar, Richar, Sigebert waren noch Heiden, als er ihre Länder mit dem fränkischen Reiche vereinigte; selbst Chararich,[5] den er nebst seinem Sohne scheeren ließ, als er ihn in seine Gewalt bekam, und ihn somit ohne Weiteres in den geistlichen Stand versetzte, ist deshalb nicht nothwendig vor seiner Besiegung ein Christ gewesen. Und noch über das fränkische Gebiet hinaus hatte er durch die Unterwerfung der heidnischen Alamannen die äußere Herrschaft des Christenthums verbreitet und damit den Mahnungen des Bischofs Avitus, auch über die fernen Heidenvölker den Samen

---

5) Warscheinlich erhielten Chararich und sein Sohn gegen das Versprechen ihres Uebertrittes zum Christenthum Schonung ihres Lebens, aber um sie in politischer Beziehung ganz unschädlich zu machen, mußten sie ihre Waffen ablegen und ihre Haare abschneiden lassen, also auf die Symbole der männlichen Vollkraft und Freiheit und der fürstlichen Abstammung verzichten. Um den Verzicht dauernd zu machen, ließ sie Chlodwig der Kirche einverleiben, die dadurch gewissermaßen die Verpflichtung erhielt, über ihr ferneres Verhalten zu wachen. Doch fühlte sich Chlodwig nicht ganz sicher und eine unbedachte Aeußerung kostete beiden trotz ihrer Weihe das Leben. Greg. II, 41.

des Christenglaubens auszustreuen, in dem Sinn, in welchem er selbst diese Mahnungen verstehen konnte und wie sie allein nach den gegebenen Verhältnissen zu verstehen waren, hinlänglich genügt.[6])

6) Ep. Aviti l. c. p. 176: Ulterioribus quoque gentibus, quas in naturali adhuc ignorantia constitutas nulla pravorum dogmatum germina corruperunt, de bono thesauro vestri cordis fidei semina porrigatis nec pudeat pigeatque etiam directis in rem legationibus adstruere partes Dei, qui tantum vestras erexit. —

Vierzehntes Capitel.

Das Christenthum und das fränkische Volk in ihren ersten Wechselbeziehungen.

Wie die Könige und ihr Haus war auch das fränkische Volk selbst, als es schon geraume Zeit untermischt mit einer christlichen Bevölkerung gelebt hatte, doch noch fast ausnahmslos dem Heidenthum treu geblieben. Einzelne christliche Franken werden allerdings schon seit Anfang des vierten Jahrhunderts erwähnt, allein sie gehören der langen Reihe von Emporkömmlingen im römischen Hof- und Militärdienst an,[1]) die durch einen Glaubenswechsel ihren übrigen brauchbaren Eigenschaften erst das rechte Relief zu geben pflegten. Wer sich so ganz des Zusammenhanges mit seiner Heimath und seinem Volke entäußerte, wie es mit dem Eintritt in den römischen Dienst nothwendiger Weise verbunden war, konnte sich auch leicht zu einer Hingabe an den Dienst des Gottes der Römer verstehen. Doch blieben auch immer noch einzelne aus der Zahl dieser Abenteurer dem Heidenthume treu, so jener Arbogastes, einst der allmächtige Gebieter am Hofe des christlichen Kaisers Valentinian II. Sein Heidenthum war noch so energisch, daß er, als die Besetzung des kaiserlichen Thrones nach einer Palastrevolution, die dem Kaiser Valentinian das Leben kostete, in seine Hand gelegt war, den Heiden Eugenius hauptsächlich deswegen auf den Thron erhob, weil er ein Heide war. Doch läßt sich nicht wahrnehmen, ob er sich den Formen des antiken Glaubens und Cultus fügte,

---

1) S. o. 286.

oder ob er sich seine heimischen Götter auch noch in der Fremde nahe genug fühlte, um sich mit ihrem Schutze zu befriedigen. Da in den römischen Dienst Männer aus allen Schichten der deutschen Bevölkerung einzutreten pflegten, — Arbogastes stammte aus dem salisch-fränkischen Fürstenhause, der berüchtigte Usurpator Magnentius[2]) dagegen war von der niedrigsten Herkunft, wahrscheinlich ursprünglich ein Unfreier, — so gab es auch in allen Lebensverhältnissen des fränkischen Volkes directe Beziehungen zu dem Christenthum. Denn selbst die fürstliche Geburt hinderte, wenn man überhaupt in eine nähere Beziehung zu dem römischen Staate treten wollte, nicht an dem Wechsel des Glaubens, obgleich natürlich Leuten von sehr hoher Abstammung ein solcher Schritt wegen der Rücksichten, die sie doch immer noch auf die öffentliche Meinung ihrer Landsleute zu nehmen gewohnt waren, um vieles schwerer fallen mußte, als einem niedrig gebornen und unbekannten Menschen, der für sein Thun und Lassen sich höchstens dem kleinen Kreis seiner nächsten Angehörigen verantwortlich fühlen mochte. Aber auch zur Zeit Childerichs, als das Geschick des römischen Reiches fast schon erfüllt war, wandte sich ein Mann aus dem königlichen Hause der sigambrischen Franken, ein naher Verwandter des Königs selbst, Arbogastes, gleichnamig mit jenem älteren Arbogastes, dem Christenthum zu, nachdem er in den römischen Kriegsdienst eingetreten war. Er galt seinen Zeitgenossen als ein eifriger und gebildeter katholischer Christ, mit welchem die hervorragendsten Vertreter der katholischen Kirche in Gallien, darunter selbst ein Sidonius Apollinaris, im vertrautesten und achtungsvollsten Verkehr standen.[3])

Daß sich das Heidenthum des salisch-fränkischen Volkes seit seiner Ausbreitung über christliche Gebiete nicht mehr zu jenem vernichtungslustigen Fanatismus erhob, den es bei anderen deutschen Stämmen in dieser oder der vorhergegangenen Zeit wohl noch zu erzeugen fähig war, hat sich bereits ergeben.[4]) Die ihnen unterworfene römisch-christliche Bevölkerung wurde meist und ungekränkt ruhig in ihrem Glauben und in der Ausübung ihres Gottesdienstes be-

---

2) S. o. S. 189.

3) S. über diesen jüngeren Arbogastes die wichtigsten Notizen zusammengestellt u. a. auch bei Rettberg I, 272, das. Note 7.

4) S. o. Cap. XI.

lassen und wo die Christen als solche von ihren heidnischen Sie-
gern mißhandelt wurden, erklärte es sich immer durch ganz beson-
dere, nur für den einen Fall maßgebende Umstände, meist aus einer
durch hartnäckigen Widerstand und mühsamen Sieg gereizten Er-
bitterung, die an und für sich nichts mit den religiösen Gegen-
sätzen zu thun hatte, wenn diese auch unwillkürlich mit hineinspiel-
ten und die Wuthausbrüche der Sieger noch grausamer und zer-
störender werden ließen, als sie ohnedem geworden wären. Dieser
negative Zug, dieser Mangel an einem wirklichen Religionsfanatis-
mus, ist fast das Einzige, was sich zur Charakteristik des fränkischen
Heidenthums mit überzeugender Gewißheit angeben läßt; alles
andere, was hierher noch weiter gehört, kann nur durch Analogien
und Muthmaßungen gewonnen werden. Die Trümmer des frän-
kischen Heidenthums sind uns so spärlich überliefert, daß man dar-
aus nicht einmal eine specifische Färbung desselben im Großen
und Ganzen zu erkennen vermag, die es doch einstens ohne Zwei-
fel besaß. Denn ebenso wie sich in der übrigen geschichtlichen
Thätigkeit des Volkes ein scharf ausgeprägter individueller Cha-
rakter deutlich zu erkennen giebt, muß der nationale Geist es auch im
Gebiet seiner religiösen Schöpfungen zu Gebilden zu bringen ver-
mocht haben, die sich durch eine specifisch fränkische Ausführung von
der allgemeinen deutschen Basis der Mythologie wohl abheben. Nur
weniger läßt sich über Einzelnes davon etwas Genügendes entnehmen.

Daß das fränkische Heidenthum mit derselben inneren Regel-
mäßigkeit, wie das der übrigen deutschen Völker, seine verschiedenen
Phasen durchlaufen hat und zwar ungefähr gleichzeitig mit den
Hauptentwicklungsepochen, die sich anderwärts finden, darf viel-
leicht aus den wenigen Blicken geschlossen werden, die uns in sei-
nen Auflösungsproceß zu thun verstattet sind. Dieser war zu der
Zeit, als sich durch dauernde, in größerem Maßstab gemachte An-
siedelungen ganz unwillkürliche Wechselbeziehungen zwischen den
fränkischen Heiden und einer eifrig katholischen römischen Bevöl-
kerung bildeten, schon so weit fortgeschritten, daß fast keine Seite
des menschlichen Gemüthes sich in ganz unmittelbarer Abhängig-
keit von dem Glauben der Vorzeit fühlte, sondern daß beide, das
Großleben des Volkes und des Seelenleben des Einzelnen, sich im
Wesentlichen unabhängig von jeder religiösen Basis zu constituiren
versuchten.

Heidnisches in der Lex Salica.

Für das erstere liegt ein merkwürdiger Beweis in dem Inhalt des alten Gesetzbuches des fränkischen Volkes, in der Lex Salica, die in ihrer ursprünglichen Fassung noch unzweifelhaft den heidnischen Zeiten angehört.[5]) Nur eine einzige directe Hinweisung auf den nationalen Glauben findet sich in ihren ziemlich umfangreichen und eine Menge von Verhältnissen berührenden Bestimmungen. Es ist die Erwähnung des zu dem großen Frühlingsopfer gewählten Ebers, des Majalis sacrivus, und auch daraus läßt sich nichts weiter entnehmen, als daß einige Cultusformen einer früheren Zeit sich auch damals noch in Uebung erhalten hatten.[6])

5) Es mag genügen, hierüber auf Waitz, das alte Recht der sal. Franken S. 75 u. folgende zu verweisen, wo mit genügender Begründung dargethan ist, daß der älteste Text der lex Salica noch dem Heidenthum angehört. Es liegt in der Natur der Sache, daß sich nach der Vergangenheit hin keine so genaue Grenze feststellen läßt und daß man sich mit dem allgemeinen Resultate ihrer Abfassung vor der Bekehrung Chlodwigs genügen lassen muß, wenn man auf dem Boden directer historischer Zeugnisse bleiben will. Doch kann man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß man nicht weiter als bis zu den letzten Jahren der Herrschaft König Chlodios hinaufsteigen darf. Denn schon in dem ältesten Texte umfaßt das Gebiet des fränkischen Reiches nicht mehr bloß die alte Heimath der salischen Franken, sondern dehnt sich nach Tit. XLVII. auch südlich der silva carbonaria und jenseits des Ligeris aus, eine Ausdehnung, die es durch den eben genannten König erst erhalten hatte. Aus inneren Gründen möchte man jedoch geneigt sein, die Abfassung des Gesetzes in die letzten Jahre der Regierung Childerichs herabzurücken. Die eigenthümliche Stellung der königlichen Gewalt und die rechtlichen und socialen Verhältnisse der Römer weisen auf diese Zeit. Vielleicht bezieht sich auch eine merkwürdige Wendung des längeren Prologs auf ein wichtiges Ereigniß im Leben Childerichs und in der Geschichte des fränkischen Volkes, auf seine gewaltsame Vertreibung, in Folge deren er mehrere Jahre im Exil bei den Thüringern verlebte, und auf die Herrschaft des Aegidius über die Franken: haec est enim gens, quae fortis dum esset et valida, Romanorum jugum durissimum de suis cervicibus excusserunt, und dann wäre es doch gewissermaßen das, wofür es sich ausgiebt, ein Pactus legis salicae, d. h. eine Rechtsaufzeichnung, die mit der Restitution des nationalen Königshauses zusammenhing und die Grundlage der Verfassung — nur nicht im heutigen Sinn des Wortes genommen — zu bilden bestimmt war.

6) Ueber den Majalis votivus oder sacrivus (L. Sal. Tit. II, 13) s. deutsche Mythol. v. J. Grimm, S. 44 und 194. An keltische Einwirkungen ist dabei nicht zu denken. Daß er mit dem Cultus eines deutschen Gottes zusammenhängt, ist nach den Mythologie l. c. gesammelten Zeugnissen mehr als wahrscheinlich.

Wäre das nationale Heidenthum wirklich noch in seiner alten Vollkraft erhalten gewesen, so würde es dem Gesetze ein anderes Gepräge aufgedrückt haben. So aber rollt sich in ihm das Bild eines Zustandes vor uns auf, dessen Fundamente jeder religiösen Weihe entkleidet sind. Nirgends findet sich eine Spur, daß bei Institutionen, die einstmals unmittelbar aus dem religiösen Bewußtsein hervorgegangen waren, wie vor allem bei den Gottesurtheilen, die doch in der Gerichtspflege dieser Zeit so häufig in Anwendung kamen, diese unmittelbare Beziehung auf den Glauben oder gar auf ein concretes Gebild der religiösen Vorstellungen empfunden wurde; höchstens ahnte man noch im Allgemeinen die Abhängigkeit gewisser Vorgänge von einer höheren Macht, deren lebendiger Begriff längst verschwunden war.

Aber mit der Entäußerung von den lebendigen Beziehungen des alten Glaubens in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens war man doch nicht soweit gekommen, daß zugleich auch die religiöse Bedürftigkeit der Gemüther aufgehoben worden wäre. Vielmehr kann man behaupten, daß sie sich hier, wie es auch anderwärts in der Periode des verfallenden deutschen Heidenthums geschah,[7] noch erhöhte. Die Trümmer des nationalen Glaubens fristeten in dieser Beschaffenheit der Gemüther ihren Bestand, aber sie selbst war unfähig, sich durch sich selbst wieder aufzurichten und das zerstörte und verfallene durch innere Kraft wieder zu ergänzen, und ebenso wenig war der Volksgeist dafür organisirt. Ein solcher Zustand beförderte allein das Wachsthum der nächtigen Elemente in den religiösen Vorstellungen. Zauberei, Hexenwesen wucherte jetzt auf das allerüppigste und die Menschen strengten sich umsonst an, durch äußerliche Vorkehrungen ledig des Schreckens und der Sorgen zu werden, welche durch das Umsichgreifen dieses dämonischen Unfugs über sie kamen, ohne daß ihnen in einem kräftigen Anschluß an hülfreiche göttliche Mächte eine Waffe dagegen geboten war.[8]

Die Schärfe des gesammten nationalen Gegensatzes, herausgekehrt durch eine unabsehbare Folge von Thaten des wildesten Hasses, war bei den meisten deutschen Völkern, die mit den Römern und dem Christenthum in Berührung traten, mächtig genug,

---

7) S. o. Cap. VI.
8) S. o. Cap. VII.

um sich mit Ingrimm von der Hingabe an das letztere abzukehren und sich an den Resten des heimischen Glaubens mit einer Hartnäckigkeit anzuklammern, die sonst gänzlich unbegreiflich gewesen wäre. Den Franken war ein so tödtlicher Haß gegen das römische Wesen, die Religion der Römer inbegriffen, seit langem unbekannt und doch vermochte das Christenthum auch bei ihnen den Widerstand ihres an und für sich so kraftlosen Heidenthums lange und selbst dann noch nicht zu besiegen, als ihm alle und jede äußere Gelegenheit geboten war, auf das fränkische Volk umfassend einzuwirken. Eine große passive Zähigkeit des nationalen Selbstbewußtseins, die sich recht wohl mit den friedlichen und freundlichen Beziehungen vertrug, in welche man zu der römischen Art gewöhnlich getreten war, sicherte dem Volksleben in socialer und politischer Hinsicht seine Eigenthümlichkeit und auch auf dem religiösen Gebiet war sie es allein, welche sich dem entschiedenen Zug der Gemüther nach einer Befriedigung und Beruhigung, die ihnen in dem heimischen Glauben, wie er einmal beschaffen war, versagt blieb, mit aller Macht entgegenstemmte. —

Chlodwigs Stellung.

Als der König Chlodwig, sonst in jeder Hinsicht der potenzirte Typus der damaligen fränkischen Nationalität, endlich so weit gebracht war, daß das Schwanken zwischen seinem überlieferten Heidenthum und dem Glauben der Römer in ihm die heftigsten Seelenkämpfe zu Wege brachte, fühlte er wohl, daß er einen sehr weitgreifenden Schritt über den Kreiß hinaus zu thun gesonnen sei, in dem bis dahin das Geheimniß seiner Größe und der Kraft seines Volkes beschlossen gewesen war. Möglichste Schonung des römischen Wesens, vollständigste Bewahrung der eigenthümlichen Züge, die die Franken eben zu Franken stempelten — daraus allein war es zu erklären, daß das noch vor wenigen Menschenaltern fast vergessene fränkische Volk jetzt schon weit und breit genannt wurde, daß sein eigenes königliches Haus sich aus dem Dunkel dürftiger Verhältnisse bis zu einem der glänzendsten Plätze unter den damaligen Herrschergeschlechtern emporgearbeitet hatte. Volk und Fürsten waren in allen Hauptdingen bis dahin denselben Weg gegangen und beide dadurch groß und berühmt geworden. Wenn aber der König in einem so unendlich wichtigen Verhältniß, wie es der Glaube war, sich von seinem Volke trennte, konnte es um die Zukunft beider geschehen sein.

Allerdings war der Entwicklungsgang der Geschichte des fränkischen Volkes seit Chlodio der Art gewesen, daß die Bedeutung der königlichen Person — nicht eigentlich der königlichen Würde als solcher — mit einem Gewicht sich geltend machen durfte, von dem früher keine Rede sein konnte. Der König mochte in allen großen Dingen unbedenklich die Initiative ergreifen, nur mußten sie nicht in schroffem Widerspruch zu den nationalen Gefühlen und Gewohnheiten stehen. Childerichs, des eigenen Vaters, Lebensgeschicke konnten Chlodwig in dieser Hinsicht vor jeder Maßlosigkeit warnen. Er hatte, weil er seinem fränkischen Volke Unleidliches zumuthete, mit einem zeitweiligen Sturze und der Verbannung aus der Heimath büßen müssen. Es war sehr ernstlich zu bedenken, ob nicht das fränkische Volk der Gegenwart den förmlichen Uebertritt seines Königs zum römischen Christenthum, die förmliche Verleugnung seines nationalen Glaubens gleichfalls als etwas Unleidliches empfinden und ähnlich wie einstmals bestrafen werde.

Die Kämpfe und Zweifel, von denen die Seele des Königs hin und her getrieben wurde, lösten sich durch eine plötzliche Katastrophe zu einem vollständigen Sieg des christlichen Glaubens auf. Nach der Alamannenschlacht war für Chlodwig selbst keine Umkehr möglich; er hatte ein für allemal mit den heimischen Göttern gebrochen und den Gott der Christen zum Herrn seines Lebens und seiner Thaten erkoren. Ob es der mächtige Eindruck dieses Ereignisses war, oder ob die Persönlichkeit Chlodwigs mehr als er selbst wußte Kraft besaß, um die Gemüther über ihre gewöhnlichen Schranken hinaus mit sich fortzureißen, bleibe dahin gestellt. Es genügt die Thatsache, daß die Bekehrung des Königs nicht isolirt blieb und daß sie seinem lebendigen Zusammenhang mit dem Volksgeiste keinen Eintrag that, nicht einmal für vorübergehende Augenblicke.

Gregor von Tours [9]) läßt dem feierlichen Taufact, durch wel-

9) S. Greg. II, 31. Er schöpft hier, wie er ausdrücklich sagt, aus den früh verlorenen Acten des h. Remigius. Schon Hincmar von Rheims konnte sie, als er seine Vita Remigii schrieb, nicht mehr benutzen. Ihr Verfasser muß den erzählten Begebenheiten so nahe gestanden haben, daß ihn die Neigung, die Thatsachen im kirchlichen Sinn und zu Ehren seines Heiligen auszuputzen, oder gar umzumodeln, doch nie allzuweit von der geschichtlichen Wahrheit abkommen ließ.

chen Chlodwig in die christliche Gemeinschaft aufgenommen ward, eine Ansprache des Königs an sein Volk vorhergehen, worin er ihm seinen Entschluß verkündete und es aufforderte seinem Beispiel zu folgen. Ehe er noch ausgeredet hatte, scholl ihm nach dieser Erzählung begeisterter Beifall entgegen: Ja, wir wollen die sterblichen Götter verlassen und dem unsterblichen Gott, den uns Remigius verkündigt, dienen. Dreitausend Franken ließen sich auch wirklich zugleich mit dem König taufen.

Ohne Zweifel läßt sich hier der Styl der Legende, nicht der einer wirklichen Geschichtschreibung erkennen. Allein Gregor hat wie gewöhnlich mit seinem naturwüchsigen Instinkt für den Kern der Ereignisse doch den Hauptpunkt, auf den es bei der Bekehrung des fränkischen Volkes ankam, deutlich genug hervorgehoben. Das Beispiel des Königs allein war mächtig genug um gleich im Anfang zahlreiche Nachahmung unter seinem Volke zu Wege zu bringen. Weder offene Gewalt, noch auch nur indirecter Zwang und Verlockung durch irgend welche Vortheile materieller Art, aber auch nicht der individuelle Drang der einzelnen Täuflinge, hat die erste massenhafte Bekehrung unter dem fränkischen Volke bewirkt. Sie traten nicht deswegen von dem heimischen Glauben ab und zu dem christlichen, weil sie sich durch die Erfahrungen des eigenen äußeren und inneren Lebens von der Nichtigkeit ihrer Götter, von den Irrthümern ihrer religiösen Vorstellungen und von der Wahrheit der christlichen Glaubenssätze und der Macht des christlichen Gottes zu überzeugen Veranlassung gefunden hatten. Weil der große König, der sieggekrönte Held, der sein ganzes Volk mit Glanz umstrahlte und Jedem, der sich seinem Dienste widmete, Ehre und Reichthum schaffte, selbst anerkannt hatte, daß er dem unüberwindlichen Arm des christlichen Gottes die Rettung und den Sieg da verdankte, wo alle andere Kraft erlahmt war, weil er ihm deshalb als dem höchsten Herrn im Himmel und auf Erden, als dem allmächtigen Vertheiler aller Gaben, die das Menschenherz begehrte, zu huldigen sich gezwungen gesehen hatte, dankten ihm auch und huldigten ihm diese dreitausend Franken. Wenn man dies erwägt, so kann es nicht befremden, daß die neubekehrten Christen aus der Mitte des fränkischen Volkes auch nach ihrer Bekehrung dem christlichen Gott doch noch um einen Schritt ferner standen, als ihr König. Er blieb der, der ihr Verhältniß zu dem neuen obersten

Herrn vermittelte, wie er es gewesen war, der sie zur Huldigung gegen denselben geführt hatte. Folgen von der tiefgreifendsten Bedeutung gingen aus dieser eigenthümlichen Haltung des Volkes und seines Königs hervor und geschichtliche Erscheinungen, die außerdem ganz unverständlich bleiben, lassen sich allein daraus, aber auch vollständig erklären.

Es wäre indessen in jedem Sinne, selbst in dem alleräußerlichsten, unstatthaft die Bekehrung sogleich als eine vollständige, das ganze Volk umfassende sich zu denken. Ausdrücklich wird überliefert, daß unmittelbar nach der Taufe des Königs sich viele Franken, die von ihrem Heidenthum nicht lassen wollten und die Taufe des Königs als eine Art von Verrath gegen sein Volk ansahen, zu Ragnachar in Cambray wandten, der wie die meisten Glieder des merovingischen Hauses noch Heide geblieben war.[10]) Dieser erhielt dadurch plötzlich eine Bedeutung als Rivale des Königs, an die vorher, ehe die Glaubensspaltung das fränkische Volk theilte, nicht gedacht werden konnte. Auch blieben viele vornehme Franken dem Heidenthum und zugleich dem König Chlodwig treu. Doch folgte nach und nach die Mehrzahl der angesehenen Familien besonders aus der nächsten Umgebung des Königs seinem Beispiel und von hier aus verbreitete sich die christliche Atmosphäre immer weiter bis in die mittleren und unteren Kreise des Volkes herab. Auch nach Zahlen abgeschätzt, mag noch bei Chlodwigs Lebzeiten die größte Hälfte des ganzen salisch-fränkischen Stammes das Christenthum förmlich angenommen haben und diejenigen, die noch dem Heidenthum zugethan blieben, fanden es wenigstens ganz naturgemäß, daß auch die Kraft ihres Armes und ihre Schwerter für Aufgaben, die nach der Vorstellung des Königs und seiner Zeitgenossen wesentlich mit dem christlichen Bekenntnisse zusammenhingen oder sich unmittelbar daraus ableiteten, verwandt wurden.

So konnte man im höheren Sinne doch mit Recht sagen,

10) Diese Notiz findet sich bei Hincmar l. c. Hincmars Werk ist in seinen thatsächlichen Bestandtheilen zusammengesetzt aus der Vita Remigii des Venantius Fortunatus, aus Gregor von Tours und der historia epitomata. Was es außerdem enthält, ist bei dem Charakter seines Verfassers mit großem Bedenken anzusehen. Indessen hat gerade diese Erzählung so viel innere Wahrscheinlichkeit für sich, daß man sie wohl gelten lassen darf.

wie es damals schon häufig und später allgemein geschah, als die zufälligen Einzelheiten der Ereignisse vor ihrem wesentlichen Gehalt zu verschwinden begannen, daß Chlodwig mit seinem ganzen Volke das Christenthum bekannt habe. Man konnte dies mit größerem Rechte sagen, als es kirchliche Schriftsteller, wie Orosius und Sokrates z. B. von den zu ihrer Zeit bekehrten Burgunden thaten, oder wie man sich den Uebertritt der 376 im oströmischen Reich aufgenommenen Westgothen als einen allgemeinen zu denken gewöhnt hatte. Das Heidenthum war, ohne daß eine gewaltsame Katastrophe es von seinem bisherigen Platze verdrängte, doch schon durch die Taufe Chlodwigs stillschweigend bei Seite geschoben und zwar für alle Zeiten. Und wenn auch noch eine Zeitlang das Zahlenverhältniß zwischen den Anhängern der beiden Glaubensformen entschieden günstig für das Heidenthum sich gestalten mochte, änderte dies nichts an dem nun ein für allemal feststehenden Satz, daß der christliche Glaube die Religion des fränkischen Königs und des fränkischen Volkes, so weit es in die geschichtliche Entwickelung eingriff, geworden war. Das Heidenthum, seines bisherigen Vorrangs als Nationalreligion des herrschenden Volkes im fränkischen Reiche entkleidet, durfte sich zufrieden geben, wenn die neue Nationalreligion, das Christenthum, dieselbe passive Duldung gegen dasselbe zu üben sich geneigt zeigen wollte, die es allerdings schon seit geraumer Zeit, als es noch für die herrschende Religion des Staates gelten konnte, dem Christenthum gewöhnlich zu zeigen pflegte. Alle Uebergriffe und Brutalitäten, die es daneben doch auch gelegentlich gegen das Christenthum, seine Diener und seine heiligen Gebäude einmal selbst noch zu Chlodwigs Zeit ausgeübt hatte, waren nun für immer ihm unmöglich gemacht.[11] — Nur um den Preiß vollständigster Friedfertigkeit und bescheidener Zurückhaltung mochte sich das fränkische Heidenthum jetzt darauf Rechnung machen ignorirt zu werden.

Nach Außen hin sah sich das Volksleben durch die Annahme des neuen Glaubens ähnlich berührt und gehoben, wie Chlodwig selbst. Auch unter dem fränkischen Volke erhöhte sich mächtig der Glaube an die ihm einwohnende Kraft und Unwiderstehlichkeit

---

11) S. Gregor. Tur. II, 27: eo tempore (485) multae ecclesiae a Chlodovechi exercitu depraedatae sunt, quia erat ille adhuc fanaticis erroribus involutus.

durch das Vertrauen auf den neugewonnenen gewaltigen Beschützer im Himmel, dessen Hand ihm so sichtbar Gedeihen und Sieg auf Erden verlieh. Dies Bewußtsein schuf den Franken von nun an in ihren Kämpfen mit den Heiden und Arianern eine Fülle von Kräften, die in kurzer Zeit die Herrschaft des fränkischen Namens bis an die Pyrenäen, bis an die Elbe und bis an die mittlere Donau ausbreiteten. Die Verheißung des Avitus erfüllte sich schon in den nächsten Generationen nach Chlodwig in größerem Umfange, als er selbst sie wohl gemeint hatte. Das fränkische Reich im Westen und das römische im Osten, dies waren die beiden großen Weltmächte, neben denen die anderen Staaten und Völker Europas nur einen untergeordneten Rang einnahmen. Die Anschauungsweise dieser Zeit brachte es mit sich, daß sich diese beiden Mächte dazu noch durch das stolze Bewußtsein gehoben fühlten, die einzigen legitimen des damaligen Europas zu sein. Daraus ergab sich die Folgerung, daß nur sie von Gottes und Rechts wegen zur Beherrschung aller Völker, die ihnen noch nicht unterthänig waren, berufen seien. So konnte wenigstens in den allgemeinsten Umrissen und zunächst freilich mehr in der idealen Auffassung der Wirklichkeit als in dieser selbst die alte Ordnung des christlichen Erdkreißes, die Einheit des römischen Reiches, die zugleich der Einheit der katholischen Kirche entsprach, als wiederhergestellt gelten. Auch einstmals war es in eine westliche und östliche Hälfte getheilt und von mehreren Herrschern regiert worden, ohne daß deswegen sich der Begriff seiner Einheit und Ganzheit den damaligen Zeitgenossen verdunkelt hätte. So legten sich die Franken selbst in stolzer Selbstschätzung das Sachverhältniß zurecht. Nachdem sie sich der katholischen Kirche zugewandt, wiederholt für den Glauben gekämpft und gesiegt hatten, ihr König von der Hand des Kaisers mit den höchsten Würden der weltlichen Hierarchie geschmückt war, durften sie sich wohl nicht bloß für legitim, sondern für ebenso legitim in ihrem Kreiße, im Abendland, ansehen, wie die Byzantiner ihnen für den Osten galten. Daß aber von byzantinischer Seite eine solche Gleichberechtigung der Franken nicht statthaft gefunden werden konnte, war bei den dort eingewurzelten Vorstellungen von der durch göttliche und natürliche Fügung für alle Ewigkeit bestimmten Ueberordnung des Römerthums über alles Barbarenthum begreiflich. Nach der Ansicht des Hofes und des Volkes im oströmischen Reiche sollten ohnedem die Franken selbst

in gebührender Bescheidenheit auf eine solche Gleichstellung ein für allemal verzichtet haben, als der fränkische König Chlodwig im Jahre 508 von dem oströmischen Kaiser die Würde eines Patricius und Proconsuls erhalten und angenommen hatte.[12]) Wie Chlodwig selbst

12) Aus der Hauptstelle Gregor. II, 38 ist der Titel, mit dem Chlodwig geehrt wurde, nicht deutlich zu erkennen. Er sagt codicillos de consulatu accepit und dann: ab eo die tanquam consul et Augustus est vocitatus. Für et hat Ruinart gegen die Hdſ. und gegen den Sprachgebrauch des Schriftstellers aut in den Text gebracht. Die letzteren Worte scheinen darauf hinzuweisen, daß Gregor selbst den eigentlichen Titel, der dem König ertheilt ward, nicht recht kannte. Daß aber damit dem König in seinen eigenen Augen eine große Ehre ertheilt ward, zeigt jedes Wort der Erzählung dieses Vorganges. — Wäre der längere Prolog der L. Salica nicht allzu großen kritischen Bedenken unterworfen, so könnte man den Titel proconsul, der daselbst Chlodwig gegeben wird, für den von Gregor ungenau überlieferten halten. — Es kann nicht in Verwunderung setzen, daß bei einer solchen Beschaffenheit der Quellenzeugnisse die Ansichten der älteren und neueren Historiker sehr weit auseinander gehen. So läßt z. B. Le Cointe Chlodwig durch den oströmischen Kaiser Anastasius zum Kaiser des Abendlandes erhoben werden; Valesius behauptet, daß ihm nur der Titel eines römischen Patricius ertheilt worden, wie dieser dem Odoaker, Theodorich, Sigismund von Burgund und andern deutschen Fürsten auf römischem Reichsgebiet gegeben wurde. Ruinart denkt an das wirkliche Consulat. Neuerlich ist hauptsächlich durch Sybel die Annahme sehr verbreitet worden, daß Chlodwig, wie es der längere Prolog der L. Salica angiebt, zum Proconsul ernannt worden sei. Doch legt er und wer ihm beistimmt, z. B. Waitz, Verfass.-Gesch. II, 50 und 128, zu viel Nachdruck gerade auf die in dem Prolog enthaltene Notiz, der man, wie schon bemerkt, alle directe geschichtliche Beweiskraft mit geringer Mühe streitig machen kann. Gregor erwähnt neben der schon besprochenen an sich unklaren Notiz über den Titel ausführlich der Insignien, die Chlodwig in der Kirche des heil. Martin zu Tours anlegte, als ihm eine feierliche Botschaft vom Kaiser Anastasius seine Standeserhöhung notificirt hatte. Es waren die Insignien des Patriciats; insbesondere muß man in dieser Hinsicht auf das Diadem, dessen ausdrücklich Erwähnung geschiebt, das gehörige Gewicht legen. Dies wurde nie einem Consul, wohl aber dem Patricius gegeben und ihm gewöhnlich von dem Kaiser selbst aufgesetzt. Gelegentlich konnte es wohl ein Stellvertreter des Kaisers, wie hier der Fall war, thun. Darnach wäre also die Ansicht des Valesius die wahrscheinliche. Allein auf einem uralten Denkmale, an der Hauptthüre der Kirche St. Germain aux prés, die schon 559 vollendet war, sieht man Chlodwig zwar auch mit den Insignien des Patriciates, dem Diadem und der Chlamys abgebildet, doch trägt er noch dazu den Consularstab in der Hand. Dieses unschätzbare Monument ist sorgfältig abgebildet und weitläufig commentirt in Ruinarts Ausgabe des Gregor S. 1371. Da an der Authenticität dieser Darstellung, die deutlich einem in jeder Beziehung gebildeten römischen Künstler ihren Ursprung verdankt, nicht

Ja, er kann sogar, so glaubte man damals wenigstens allgemein, auf die Eroberung des ganzen oströmischen Reiches.[14]) Dann wäre der alte römische orbis terrarum wieder in eine Hand vereinigt worden und die Franken mochten denselben Rang für diese und die kommenden Zeiten beanspruchen, den man damals den alten Römern, den Eroberern des ganzen Erdkreißes zugestand, ein Ruhm, dessen bloßer Abglanz stark genug war, ihre entarteten und bedrängten Nachkommen mit einem Nimbus von Größe und Macht zu umgeben, der, so wenig er auch der Wirklichkeit der Verhältnisse entsprach, doch auf diese noch immer bedeutenden Einfluß ausübte.

Ein gewisser Ehrenvorrang des Alters und des Namens, den man dem oströmischen Reiche dieser Zeit zugestand, eine Pietät, wie man sie im Einzelleben einem Veteranen zu widmen pflegt, hinderte jedoch die Franken nicht, in der Beurtheilung der Oströmer mit unendlicher Geringschätzung auf ihren Mangel gerade an denjenigen Vorzügen herabzusehen, die nach ihren eigenen Begriffen ihnen am höchsten standen. Feig, weibisch, kraftlos waren die gewöhnlichen Epitheta, mit denen ihre Charakteristik von dieser Seite her erschöpft schien, eine vernichtende, aber keineswegs unwahre Charakteristik, welcher von der anderen Seite nichts gleich schwerwiegendes entgegengestellt werden konnte. Und nicht einmal auf dem eben dem fränkischen Unternehmungsgeist und leidenschaftlichen Ehrgefühl erschlossenen Gebiete der Kirche und der specifisch katholischen oder christlichen Interessen wollte sich der stolze Sinn des Volkes eine Unterordnung unter die Römer gefallen lassen. Diese, von der Voraussetzung ausgehend, daß bei ihnen die wahre Heimath der Kirche sei, sahen auf das Christenthum der Franken als auf eine Pflanzung herab, deren Verdienst ihnen allein zukam. Von selbst ergab sich daraus die Vorstellung einer gewissen allgemeinen Superiorität des römischen Christenthums über das fränkische. Sie zuzugeben, fiel den Franken ebenso lästig, als die weltliche Ueberordnung des römischen Reiches unbedingt zuzugestehen, und doch mußten sie hier den so wohl begründeten Ansprüchen der Römer anfangs ebenso eine sie selbst zur Anerkennung und Huldigung zwingende Berechtigung zugestehen als dort. Doch fand ihr stolzes Selbstgefühl auch hier einen Ausweg,

14) Wie Agathias I, 5, verglichen mit Procop. bell. Goth. III, 33 beweist.

der mit naiver, aber sie selbst vollkommen überzeugender Dialektik es ihnen möglich machte, die Ansprüche der Römer anzuerkennen und sich doch wieder über sie hinaus auf eine noch bedeutendere Höhe zu erheben. So, während die Römer auf das Alter ihres Christenthums hinwiesen, sagten ihnen die Franken, daß es einst eine Zeit gegeben habe, wo durch die Römer unzählige Bekenner des wahren Glaubens hingeopfert, verstümmelt, geköpft, gekreuzigt, verbrannt, oder den Bestien im Circus vorgeworfen worden seien, während ihre eigene Vergangenheit, obwohl dem Heidenthum angehörig, sich doch niemals mit dem Blute der Heiligen befleckt habe. Im Gegentheil waren sie jetzt, so kurz nach ihrer Bekehrung, eifrig darauf bedacht, zur Sühne des Frevels, der auf den Römern von einstmals und selbst noch auf ihren Nachkommen lastete, die Gebeine dieser Märtyrer in glänzenden Ruhestätten niederzulegen, mit Gold und kostbaren Steinen zu schmücken und ihnen die höchste Verehrung zu erweisen. [15])

Es mag als das beste Zeugniß für die Intensität des fränkischen Selbstgefühls in seiner eigenthümlichen Mischung aus wesentlich heidnisch-nationalen und christlich-kirchlichen Elementen angesehen werden, daß sich nach und nach selbst der traditionelle Stolz der Byzantiner zwar nicht zur Anerkennung ihrer Gleichheit oder gar ihrer Ueberlegenheit, aber doch so weit herabließ, ihnen eine ehrende Ausnahmestellung neben der allgemeinen Kategorie der Barbaren anzuweisen. Die einzelnen Thatsachen, aus denen sich ein solches verhältnißmäßig überaus günstiges Urtheil der Byzantiner am nächsten bilden konnte, waren freilich nicht geeignet, die Franken in irgend einer Beziehung besser als die übrigen Barbaren erscheinen zu lassen. Als die fränkischen Könige und Heere während des Kampfes zwischen Oströmern und Gothen bald als Verbündete, bald als Feinde des Kaisers zu wiederholten Malen

---

15) S. den längeren Prolog der L. Salic.: haec est enim gens quae post agnitionem baptisimi sanctorum martyrum corpora, quae Romani ipsi cremaverunt vel ferro truncaverunt vel bestiis lacerandum projecerunt, Franci super eas aurum et lapides pretiosos honoraverunt. So rühmt auch Theodebald von Theodebert gegen Justinian Bouq. l. c. 58: Christianae religionis intuitu non ut scribitis loca sacrosancta destituit, sed magis Paganorum consumpta excidio suis Christo auctore temporibus in meliori cultu revocavit.

Ja, er sann sogar, so glaubte man damals wenigstens allgemein, auf die Eroberung des ganzen oströmischen Reiches.[14]) Dann wäre der alte römische orbis terrarum wieder in eine Hand vereinigt worden und die Franken mochten denselben Rang für diese und die kommenden Zeiten beanspruchen, den man damals den alten Römern, den Eroberern des ganzen Erdkreißes zugestand, ein Ruhm, dessen bloßer Abglanz stark genug war, ihre entarteten und bedrängten Nachkommen mit einem Nimbus von Größe und Macht zu umgeben, der, so wenig er auch der Wirklichkeit der Verhältnisse entsprach, doch auf diese noch immer bedeutenden Einfluß ausübte.

Ein gewisser Ehrenvorrang des Alters und des Namens, den man dem oströmischen Reiche dieser Zeit zugestand, eine Pietät, wie man sie im Einzelleben einem Veteranen zu widmen pflegt, hinderte jedoch die Franken nicht, in der Beurtheilung der Oströmer mit unendlicher Geringschätzung auf ihren Mangel gerade an denjenigen Vorzügen herabzusehen, die nach ihren eigenen Begriffen ihnen am höchsten standen. Feig, weibisch, kraftlos waren die gewöhnlichen Epitheta, mit denen ihre Charakteristik von dieser Seite her erschöpft schien, eine vernichtende, aber keineswegs unwahre Charakteristik, welcher von der anderen Seite nichts gleich schwerwiegendes entgegengestellt werden konnte. Und nicht einmal auf dem eben dem fränkischen Unternehmungsgeist und leidenschaftlichen Ehrgefühl erschlossenen Gebiete der Kirche und der specifisch katholischen oder christlichen Interessen wollte sich der stolze Sinn des Volkes eine Unterordnung unter die Römer gefallen lassen. Diese, von der Voraussetzung ausgehend, daß bei ihnen die wahre Heimath der Kirche sei, sahen auf das Christenthum der Franken als auf eine Pflanzung herab, deren Verdienst ihnen allein zukam. Von selbst ergab sich daraus die Vorstellung einer gewissen allgemeinen Superiorität des römischen Christenthums über das fränkische. Sie zuzugeben, fiel den Franken ebenso lästig, als die weltliche Ueberordnung des römischen Reiches unbedingt zuzugestehen, und doch mußten sie hier den so wohl begründeten Ansprüchen der Römer anfangs ebenso eine sie selbst zur Anerkennung und Huldigung zwingende Berechtigung zugestehen als dort. Doch fand ihr stolzes Selbstgefühl auch hier einen Ausweg,

14) Wie Agathias I, 5, verglichen mit Procop. bell. Goth. III, 33 beweist.

Welt geurtheilt haben. Was gegen diese Auffassungsweise stritt, z. B. eben jene mehr als heidnischen und barbarischen Thaten in Italien, oder alles das, was man von dem Blut und Greuel in dem königlichen Hause vernahm, wurde entweder von dem einmal befangenen Urtheil ignorirt, oder doch wenigstens im Vergleich mit dem, was zu ihrem Vortheil sprach, als geringfügig angesehen. Namentlich konnte sich auch die gebildetere römische Welt nie von der Vorstellung emancipiren, auf welcher zumeist der Glaube des fränkischen Volkes an sich und seine Zukunft beruhte, daß es ganz und wahrhaftig sich dem Christenthum, dem wahren Glauben hingegeben habe, denn in der Definition des Begriffes rechter Glaube und wahres Christenthum wichen Franken und Römer gemeinhin viel weniger von einander ab, als man nach dem sonstigen Unterschied ihrer nationalen Anlagen und ihrer Bildung hätte voraussetzen dürfen.

Eine solche Beurtheilung von Seite der auswärtigen Völker konnte ihre Rückwirkung auf die Franken nicht verfehlen. Sie faßten nun selbst die Summe ihrer Existenz in eine Formel, die ganz dazu geschaffen war, ihren nationalen Stolz bis zu einem wahrhaft alttestamentlichen Fanatismus der nationalen Selbstüberschätzung zu erhitzen. Gott selbst hatte ihr Volk, als es noch heidnisch war, erwählt, weil er es wegen seiner Kraft, Schönheit und Klugheit vor allen anderen seiner Gnade würdig hielt. Er hatte es aus seiner Dienstbarkeit unter der Herrschaft der Römer befreit, ihm durch Chlodwig Sieg über alle heidnischen und ketzerischen Feinde gegeben, weil es seinem Rufe Folge geleistet und sich zu dem wahren Glauben bekehrt hatte. Für alle Ewigkeit war ihm dafür sein besonderer Schutz versprochen; er wollte es kräftig, schön von Leib und Angesicht, tapfer und klug erhalten, unbefleckt von aller Ketzerei. Gott selbst war also der Gründer und Erhalter des Volkes und es konnte mit einem Nachdrucke ohne Gleichen von sich sagen: Christus liebt und beschützt die Franken. [19])

---

19) S. den schon öfter citirten Prolog der L. Sal. im Eingang. Gens Francorum inclita, Deo auctore condita, ad catholicam fidem conversa et immunis ab heresi — inspirante Deo inquirens scientiae clavem etc. Vivat qui Francos diligit Christus, eorum regnum custodiat, rectores eorum lumine suae graciae repleat, exercitum protegat, fidei munimentum tribuat, pacem gaudia et felicitatem — dominus Iesus Christus concedat. —

Italien überschwemmten, offenbarten sie eine Brutalität, die die furchtbarsten Scenen der Züge eines Rhadagais oder eines Attila vor den Augen der entsetzten Zeitgenossen wiedererstehen ließ, die alles Frühere an Methode im Zerstörungstrieb noch überbieten zu wollen schien.[16] Ja selbst die vielgerühmte kirchliche Gesinnung des Volkes und seiner Herrscher hielt vor den Versuchungen der rücksichtslosesten Beutegier und blinden Mordlust nicht Stand. Es zeigte sich sogar, daß unter den Fahnen eines specifisch-christlichen Königs Leute fochten, die dem rohesten Heidenthum ergeben waren, die sogar noch dem ärgsten heidnischen Greuel der Menschenopfer ungescheut in der Mitte eines christlichen Landes und einer christlichen Bevölkerung fröhnten.[17]

Trotzdem vermochte der byzantinische Historiker Agathias, ein Zeitgenosse dieser Vorgänge und auch sonst von den inneren Zuständen im fränkischen Volke so gut oder so schlecht unterrichtet, als es für einen Oströmer möglich war, von den Franken zu rühmen, daß sie an Bildung alle Barbaren überragten und sich eigentlich in nichts von dem Volke der Cultur und Humanität, den Byzantinern, unterschieden, als in ihrer Sprache und Tracht.[18] So blendete ihn der rasche Erfolg ihrer kriegerischen Thaten, der Ruhm ihres orthodoxen Katholicismus und ohne Zweifel auch ihr eigenes maßloses Selbstgefühl, das stets einer Art von magnetischer Wirkung selbst auf Fremde und Widerstrebende sicher sein darf. So wie er, mag auch im Ganzen die öffentliche Meinung der römischen

---

16) Zeugniß davon geben Agathias und Procopius an allen den Stellen, wo sie von diesen deutschen Schaaren sprechen.

17) Procop. II, 25 bürdet es den Franken im Allgemeinen auf, während Agathias zwar nicht bei dieser Gelegenheit, wohl aber bei dem Zug des Leutharis und Buccelinus (I, 7) nur die Alamannen als wilde Heiden schildert.

18) Ag. I, 2 *Χριστιανοὶ γὰρ ἅπαντες τυγχάνουσιν ὄντες καὶ τῇ ὀρθοτάτῃ χρώμενοι δόξῃ* etc. *ἔμοιγε δοκοῦσι σφόδρα εἶναι κόσμιοί τε καὶ ἀστειότατοι καὶ οὐδέν τι ἔχειν τὸ διαλλάττον, ἢ μόνον τὸ βαρβαρικὸν τῆς στολῆς καὶ τὸ τῆς φωνῆς ἰδιάζον.* Daran schließt sich eine pathetische Lobpreisung ihrer Tugenden, unter denen *ἡ εἰς ἀλλήλους δικαιοσύνη τε καὶ ὁμονοία* besonders gerühmt werden, was so schlechtweg verstanden und mit den bekannten Zügen der damaligen fränkischen Geschichte zusammengehalten, einen komischen Eindruck macht. Doch meint Agathias etwas ganz anderes, als er zu sagen scheint, nämlich das starke Gefühl für die Größe des fränkischen Volkes und den lebendigen Zusammenhalt gegen auswärtige Feinde.

Welt geurtheilt haben. Was gegen diese Auffassungsweise stritt, z. B. eben jene mehr als heidnischen und barbarischen Thaten in Italien, oder alles das, was man von dem Blut und Greuel in dem königlichen Hause vernahm, wurde entweder von dem einmal befangenen Urtheil ignorirt, oder doch wenigstens im Vergleich mit dem, was zu ihrem Vortheil sprach, als geringfügig angesehen. Namentlich konnte sich auch die gebildetere römische Welt nie von der Vorstellung emancipiren, auf welcher zumeist der Glaube des fränkischen Volkes an sich und seine Zukunft beruhte, daß es ganz und wahrhaftig sich dem Christenthum, dem wahren Glauben hingegeben habe, denn in der Definition des Begriffes rechter Glaube und wahres Christenthum wichen Franken und Römer gemeinhin viel weniger von einander ab, als man nach dem sonstigen Unterschied ihrer nationalen Anlagen und ihrer Bildung hätte voraussetzen dürfen.

Eine solche Beurtheilung von Seite der auswärtigen Völker konnte ihre Rückwirkung auf die Franken nicht verfehlen. Sie faßten nun selbst die Summe ihrer Existenz in eine Formel, die ganz dazu geschaffen war, ihren nationalen Stolz bis zu einem wahrhaft alttestamentlichen Fanatismus der nationalen Selbstüberschätzung zu erhitzen. Gott selbst hatte ihr Volk, als es noch heidnisch war, erwählt, weil er es wegen seiner Kraft, Schönheit und Klugheit vor allen anderen seiner Gnade würdig hielt. Er hatte es aus seiner Dienstbarkeit unter der Herrschaft der Römer befreit, ihm durch Chlodwig Sieg über alle heidnischen und ketzerischen Feinde gegeben, weil es seinem Rufe Folge geleistet und sich zu dem wahren Glauben bekehrt hatte. Für alle Ewigkeit war ihm dafür sein besonderer Schutz versprochen; er wollte es kräftig, schön von Leib und Angesicht, tapfer und klug erhalten, unbefleckt von aller Ketzerei. Gott selbst war also der Gründer und Erhalter des Volkes und es konnte mit einem Nachdrucke ohne Gleichen von sich sagen: Christus liebt und beschützt die Franken. [19])

---

19) S. den schon öfter citirten Prolog der L. Sal. im Eingang. Gens Francorum inclita, Deo auctore condita, ad catholicam fidem conversa et immunis ab heresi — inspirante Deo inquirens scientiae clavem etc. Vivat qui Francos diligit Christus, eorum regnum custodiat, rectores eorum lumine suae graciae repleat, exercitum protegat, fidei munimentum tribuat, pacem gaudia et felicitatem — dominus Iesus Christus concedat. —

Aber alles war in dieser Gedankenreihe von der Festigkeit im wahren Glauben abhängig gemacht und das Volk durfte die unendlichen Vorzüge, die es vor allen anderen in der Welt auszeichneten, nur in diesem Sinne als sein Eigenthum ansehen. Machte es sich der göttlichen Gnade und des unmittelbaren Schutzes Christi nach wie vor würdig, so öffnete sich ihm der Blick in eine unermeßliche Zukunft voll Ehre, Freude und Glanz, ebenso wie alles zu Nichte werden mußte, wenn die große Grundbedingung, unter der es ihm einzig und allein gegeben war, nicht mehr erfüllt wurde. Genau so dachte auch Chlodwig und sein Geschlecht von sich selbst, nur daß hier, entsprechend der höheren Stellung, die das Königthum dem Volke gegenüber einnahm, auch ein erhöhter Schutz der göttlichen Macht als Lohn für erhöhte Verdienste in Anspruch genommen ward. Aber dafür mußten auch die Forderungen, die der Einzelne an sich selbst zu stellen hatte, hier mit gesteigerter Nachdrücklichkeit empfunden werden, wenn nicht diese Bevorzugung des königlichen Hauses und der königlichen Würde entschwinden sollte.

Wo man die Grundlagen der nationalen Existenz so positiv, so warm und füllereich auffaßte, wie es bei den Franken geschah, war freilich schon die Bürgschaft einer gedeihlicheren Zukunft gegeben, als sie sich die deutschen Völker bisher zu gestalten vermocht hatten. Wie sehr unterscheidet sich der, wenn auch rohe, dafür desto energischere Idealismus des fränkischen Nationalbewußtseins von jener innerlich so lauen und flauen Stimmung und Haltung der arianischen Deutschen. Allerdings mußten auch sie, wenn ihr Glaube überhaupt einen Sinn haben sollte, von der Gnade ihres Gottes das abhängig machen, was ihnen als Summe ihrer Wünsche und Bedürfnisse, als das höchste Gut erschien, Sieg und Herrschaft; aber keinem ihrer Helden und Führer, noch weniger dem eigentlichen Nationalbewußtsein kam es in den Sinn, Gott selbst in dem allerunmittelbarsten Verhältniß zu sich und sich durch eine directe Fügung der göttlichen Vorsehung zur Weltherrschaft berufen zu fühlen. Ihr Kampf und Sieg über die Römer war nicht mit einer durch religiöse Aufregung erzeugten Energie geführt worden, sondern mit Kräften, die so weit als möglich von allen religiösen Motiven abgelöst waren. Als sie sich dem Arianismus zuwandten, geschah es weniger, weil er ihnen innerlich näher als der Katholicismus gestanden hatte, als weil sie in ihm instinktiv ein Mittel

erkannten, um wenigstens den Hauptheil ihrer nationalen Geistes-abgeschlossenheit gegen die römisch-christliche Weltanschauung festzuhalten, nachdem ihre einstmalige totale Unzugänglichkeit sich an so vielen Stellen des Eindringens fremdartiger Elemente doch nicht mehr zu erwehren vermocht hatte. Aber die Vandalen, Westgothen und andere deutsche Arianer glaubten sich nicht deshalb den Römern überlegen, weil sie Arianer und diese Katholiken waren, sondern weil ihnen ihre eigene Kraft und Tüchtigkeit größer als die der Römer erschien. — Sollte ihnen der Arianismus eine ähnliche Vertiefung und Entflammung des Nationalbewußtseins verleihen, wie der Katholicismus den Franken, so hätte sich jedes einzelne arianische deutsche Volk auch als das einzig durch göttliche Fügung mit dem wahren Glauben begnadigte ansehen müssen, was ganz und gar außer dem Bereiche der möglichen Selbsttäuschung lag, da der Augenschein allzudeutlich erwies, daß in dieser Hinsicht keins vor dem andern sich bevorzugt halten durfte. So mochte immerhin jedes einzelne Volk, die Vandalen so gut wie die West- und Ostgothen für sich selbst nach einer möglichst großen Ausdehnung seiner Macht vor allen auf Kosten aller anderen, gleichviel ob Arianer, Katholiken oder Heiden, streben, aber keinem kam es in den Sinn, sich von Gottes und Rechts wegen ausschließlich zur Weltherrschaft berufen zu glauben und den Besitz aller anderen als eine bloße Usurpation zu betrachten, weil es allein dem wahren Gott diente und allein an dem wahren Glauben festhielt. Das Gefühl des specifischen Gottesschutzes, das in den Franken so lebendig war, trat darum hier niemals als ein spirituelles Motiv von unberechenbarer Wichtigkeit zu den anderen niederen Trieben nach Beute, Reichthum, Genuß, Sieg, Glanz und Ruhm hinzu, die durch dasselbe doch immer eine gewisse ideale, die Phantasie und das Gemüth befriedigende und zugleich erhebende Verklärung erhielten, wenn auch ihre Aeußerungen zunächst noch ebenso brutal blieben, wie in der Zeit, wo sie in roher Nacktheit der rein irdischen Selbstsucht die Menschen beherrscht hatten.

Religiöser Fanatismus sowohl, wie das volle Ungestüm eines ziel- und maßlosen Barbarengeschlechtes, dem die ganze Welt kaum groß genug für seine begehrliche Phantasie erscheint, haben sich schon von jeher geeignet erwiesen, die größten Erschütterungen in der Geschichte zu bewirken. Beide Elemente waren in dem fränkischen

Wesen dieser Zeit in hinreichender Fülle vertreten. Wenn die Franken sich fähig erweisen sollten, einerseits ihre nationalen Anlagen und Kräfte ganz und gar in den Dienst der religiösen Motive zu geben, wenn andrerseits die neue Religion ganz und gar in diese Anlagen und Kräfte des Volksgeistes aufzugehen und das gesammte Volksleben eine völlig harmonische Einheit von beiden darzustellen vermochte, so gab es in der ganzen damaligen Welt nichts, was sich dem Expansivstreben eines solchen Volkes hätte entgegenstellen können. —

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Culturgeschichte

des

deutschen Volkes

in der Zeit

des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum.

Von

Heinrich Rückert,
Prof. an der Universität Breslau.

Zweiter Theil.



Leipzig,
T. O. Weigel.
1854.

Als äußerer Rahmen für diese Erörterungen ist die Zeit des sechsten und der Anfänge des siebenten Jahrhunderts festgehalten. Diese zeitliche Ausdehnung genügt, wie schon die bekanntesten geschichtlichen Thatsachen beweisen, um ein Bild der ersten Wechselwirkung der Kirche in ihrer damals entwickeltsten Gestalt als Katholicismus und der deutschen Nationalität in ihrer gleichfalls entwickeltsten Gestalt als fränkisches Wesen zu zeichnen.

Eine Fortsetzung dieser Untersuchungen in späteren Entwickelungsphasen der Kirche und der deutschen Nationalität, namentlich eine zusammenhängende Betrachtung der Geschichte des Christenthums unter den im eigentlichen Deutschland wohnenden deutschen Stämmen in der Periode des früheren und des eigentlichen Mittelalters, behalte ich einer anderen Zeit vor. Die außerordentliche Schwierigkeit einer solchen Aufgabe schreckt ebenso sehr zurück, wie sie anregt.

Abgesehen von dem Zug der subjectiven Neigung, der mich immer wieder darauf hinführt, ermuntert mich einigermaßen die so freundliche Aufnahme, die der 1. Band dieses Werkes gefunden hat, den Plan einer solchen Arbeit im einzelnen immer wieder durchzubilden und die darauf bezüglichen Studien von dem schon hier gewonnenen Standpunkt fortzusetzen, bis sich dereinst Gelegenheit zu ihrer Veröffentlichung findet.

Vorwort.

Diesem 2. Bande schicke ich zunächst eine Hinweisung auf das voraus, was ich im Eingange des 1. über die Aufgabe der ganzen Arbeit gesagt habe. Sie soll eine Darstellung 1) des inneren Auflösungsprocesses des deutschen Heidenthums, 2) der Aufnahme des Christenthums in die deutsche Nationalität zuerst in einer äußerlich und innerlich unzureichenden Form, in der des Arianismus, dann in einer zukunftreicheren, in der des Katholicismus, geben. Der 1. Theil der Aufgabe ist in dem 1. Bande vollständig erledigt, ebenso ein Stück des 2. Theiles, nämlich alles, was sich auf das Verhältniß von Arianismus und Germanenthum bezieht. Es sind endlich sogar schon die äußeren und inneren Modalitäten erörtert, unter denen der erste Anstoß zur Aufnahme des Katholicismus vor sich ging. Der 2. Band ist daher nur auf die entfaltende Darstellung des Bekehrungswerkes selbst beschränkt. Das Verhältniß zwischen dem Christenthum und dem Nationalgeist oder zwischen Kirche und Volk soll hier nach allen Richtungen auseinandergesetzt werden. Der Gang der Untersuchung und Darstellung wird also überall durch die Fragen zusammengehalten: 1) was bietet die Kirche dem Volke als Christenthum, 2) wie wird dies Gebotene verstanden und dem Volksgeist assimilirt, 3) welche Resultate ergeben sich daraus für die Substanz und Form beider Factoren, der Kirche und der deutschen Nationalität.

Als äußerer Rahmen für diese Erörterungen ist die Zeit des sechsten und der Anfänge des siebenten Jahrhunderts festgehalten. Diese zeitliche Ausdehnung genügt, wie schon die bekanntesten geschichtlichen Thatsachen beweisen, um ein Bild der ersten Wechselwirkung der Kirche in ihrer damals entwickeltsten Gestalt als Katholicismus und der deutschen Nationalität in ihrer gleichfalls entwickeltsten Gestalt als fränkisches Wesen zu zeichnen.

Eine Fortsetzung dieser Untersuchungen in späteren Entwickelungsphasen der Kirche und der deutschen Nationalität, namentlich eine zusammenhängende Betrachtung der Geschichte des Christenthums unter den im eigentlichen Deutschland wohnenden deutschen Stämmen in der Periode des früheren und des eigentlichen Mittelalters, behalte ich einer anderen Zeit vor. Die außerordentliche Schwierigkeit einer solchen Aufgabe schreckt ebenso sehr zurück, wie sie anregt.

Abgesehen von dem Zug der subjectiven Neigung, der mich immer wieder darauf hinführt, ermuntert mich einigermaßen die so freundliche Aufnahme, die der 1. Band dieses Werkes gefunden hat, den Plan einer solchen Arbeit im einzelnen immer wieder durchzubilden und die darauf bezüglichen Studien von dem schon hier gewonnenen Standpunkt fortzusetzen, bis sich dereinst Gelegenheit zu ihrer Veröffentlichung findet.

Inhalt.

Fünfzehntes Capitel.

Allgemeine Stellung der neubekehrten Franken zu dem theoretischen und praktischen Inhalt des Christenthums.

Rückblick auf die Motive u. den Gehalt der Bekehrung der Franken.

Das fränkische Volk hatte ebenso wie sein König Chlodwig den christlichen Glauben in raschem Entschluß auf einmal und im Ganzen zu dem seinigen gemacht. Dem Christenthum war hier weder Zeit noch Gelegenheit geboten worden auf dem sicheren, aber langsamen und mühseligen Wege der individuellen Vermittlung die Gemüther zu erreichen und zu unterwerfen. Alles, was ihm bis zur Taufe Chlodwigs gelungen war, bestand, einzelne Ausnahmefälle abgerechnet, im Allgemeinen nur darin, daß der active nationalheidnische Fanatismus der Franken bis auf einige unschädliche Funken ausgebrannt war, daß das religiöse Gefühl des Volkes an der Existenz des Christenthums und der christlichen Kirche keinen Anstoß mehr nahm und daß die ganze Art und Haltung einiger Vertreter der christlichen Kirche in Mitte der Barbaren bei diesen das Bewußtsein ihrer rohen Ueberkraft zurückgedrängt und an dessen Stelle ein aus Scheu und Hochachtung gemischtes Gefühl der eigenen geistigen und sittlichen Unterordnung erzeugt hatte.

Es konnte also hier bei dem Massenübertritt der Franken von einem innern Bekehrungsprocesse keine Rede sein, wenn man das Wort in seinem gewöhnlichen Sinne brauchen will. Denn nichts von allem dem, was zu einer solchen innern Bekehrung gehört, war hier erfolgt. Kein Gebilde christlicher Anschauung und Gesinnung war dem Volke so nahe getreten, hatte sich seiner Seele so vollständig bemächtigt, daß es mit leiser, aber sicherer Hand die heidnischen Formen des Denkens und Fühlens bei Seite zu schie-

und den Tendenzen des damaligen Christenthums lag die unabweisbare Nothwendigkeit zu einem innigeren und durchdringenderen Wechselverhältniß, als das, welches unmittelbar nach der Bekehrung genügte um beiden Theilen die Ueberzeugung zu geben, daß sie in ihren gegenseitigen Leistungen einander vollkommen gerecht geworden seien.

Ursachen, welche die Franken und die Kirche zu innerlicherer Berührung trieben.

Die geschichtlichen Verhältnisse, unter denen die Bekehrung vor sich gegangen war, hatten es mit sich gebracht, daß man von Seite der Kirche zunächst ausschließliches Gewicht auf Schutz und Beistand gegen den Arianismus, so wie auf eine definitive Sicherstellung ihrer äußeren weltlichen Position in dem neuen Organismus des fränkischen Reiches legen mußte. In diesen Beziehungen vollbrachte der kirchliche Eifer der Franken alles was ihm zugemuthet wurde und sogar noch mehr als dies. Gewaltige Aufregungen, wie sie die entweder im unmittelbaren oder mittelbaren Interesse der Kirche ausgeführten Kämpfe Chlodwigs und seiner nächsten Nachfolger über das ganze Volk brachten, lenkten die ganze Seelenthätigkeit, so weit sie sich überhaupt auf das Verhältniß des Einzelnen zu den Anforderungen des neuen Glaubens bezog, nach dieser äußerlichen Richtung hin. Allein es war und blieb doch noch immer das schon vor der Bekehrung deutlich bemerkbare mehr innerlich religiöse Bedürfniß zu befriedigen übrig. Dieses hatte sich mitten in dem Auflösungsprocesse des nationalen Glaubens erhalten, ja man behauptet wohl nicht zu viel, wenn man annimmt, daß es sogar eben damals und eben dadurch an Intensität zugenommen habe. Der Volksgeist wollte nicht bloß ein gewissermaßen willenloses Werkzeug, das Schwert in der Hand der Kirche, vorstellen und nicht bloß gewisse Gebote der äußeren Lebenshaltung als Gebote des neugewonnenen Herrn und Gottes erfüllen, sondern er strebte auch nach einer selbstthätigen und umfassenden Aufnahme neuer religiöser Gebilde, welche in die unheimliche Verwirrung und Verstörung der Seele die einstmals vorhandene und nun so lange verlorene Beruhigung und Sicherheit zurückbringen sollten.[4] Wie der christliche Gott erwiesenermaßen das fränkische Volk zum Siege über seine Feinde führte, so war er es auch, von dem die Verscheuchung der Schreckbilder ausgehen sollte, die das Gemüth

4) S. Bd. I. S. 186 u. f.

des Volkes verdüstert hatten. Es existirte in der That ein aufrichtig gemeintes Streben in diesen Gemüthern, über das Aeußerliche und Einzelne der Verbindung, in welche sie durch ihre Bekehrung getreten waren, hinüber zu gehen und in ein möglichst allseitiges Verhältniß zu dem Christenthume zu gelangen. Aber es ward dabei auch ohne irgend ein Wanken die Vorstellung festgehalten, daß dadurch denjenigen Kräften und Thätigkeiten des gesammten Volks und Einzellebens kein Eintrag geschehen dürfe und könne, die in dem unmittelbaren Nationalbewußtsein als das unantastbare Nationaleigenthum gefühlt wurden.

Das Christenthum seinerseits unterschied sich damals wie zu jeder anderen Zeit von anderen das Postulat eines gewissen Universalismus in sich tragenden Religionen hauptsächlich darin, daß es sich nicht mit der theilweisen Unterthänigkeit der Geister unter seine Forderungen zufrieden geben konnte. Niemals vermochte es, auch nicht unter dem Einflusse ganz eigenthümlicher geschichtlicher Situationen seinen Grundcharakter zu verläugnen, der es dazu trieb, sich mit schrankenloser Activität nach allen Seiten hin ganz und vollkommen zugleich als Substanz und als Form des ganzen geistigen Lebens seiner Bekenner durchzusetzen. Sein religiöses und sittliches Ideal war zu allen Zeiten ein absolutes Postulat an jeden, der überhaupt sich in seinem Bereiche befand. Es mußte dieser charakteristische Zug des Christenthums auch hier zum Vorschein kommen, mit oder gegen den Willen aller dabei betheiligten Persönlichkeiten, der Bekehrer sowohl wie der Bekehrten. Es war sehr natürlich, daß sich die damaligen Vertreter der katholischen Kirche anfänglich gerne mit einer Bekehrung genügen ließen, die in einigen Hauptformen allerdings den Typus der christlichen Regelrichtigkeit zeigte, aber freilich im Wesen den Zustand der Bekehrten von den innerlichsten und feinsten Fäden des Geistes und Gefühls an bis zu den concretesten Aeußerlichkeiten des täglichen Lebens und Treibens noch unberührt ließ. Offenbar wurde schon damit so unendlich viel für die Kirche gewonnen, und die Resultate, die aus dieser Situation hervorgingen, waren so groß und glänzend, daß sich der Fall recht wohl hätte denken lassen, daß man sich damit überhaupt nicht bloß für den ersten Anfang zufrieden gegeben und gar nichts Weiteres verlangt hätte. Ohnedies war es selbst bei dem geringsten Maß von psychologischer Beurtheilungs-

fähigkeit vorauszusehen, daß jede weitere Forderung auf Widerstand in den äußeren Verhältnissen des Lebens und in der Denk- und Gefühlsweise der jetzt innerhalb eines gewissen Kreises so fügsamen und so hingebungsvollen Neubekehrten stoßen müßte. Gewiß gab es viele Angehörige der Kirche, die sich und den Neubekehrten gerne jede weitere Mühe und Gefahr in dieser Hinsicht erspart hätten. Allein so sehr sie dies auch wünschen mochten, so wenig durften sie es doch wagen einem solchen Wunsche ihren eigenen christlichen Genossen und dem kirchlichen Gesammtbewußtsein gegenüber Rechnung zu tragen oder ihn überhaupt nur laut werden zu lassen, weil er so ganz und gar dem innersten Zug des Christenthums zuwiderlief.

So wohl nun auch die Kirche mit dem bisherigen Verhalten und dem Eifer und der Hingebung der Franken zufrieden sein mochte, so sah sie sich doch genöthigt anzuerkennen und zu erklären, daß mit allem dem nur ein geringer Theil der Anforderungen des Christenthums erfüllt sei, und daß dasselbe noch ganz andere Gebote an sie stelle als die Kraft ihres Armes gegen die Ketzer in Bewegung zu setzen. Diese weiteren Gebote waren eben diejenigen, die sich aus dem Begriffe des Christenthums, aus seinem Postulat einer vollkommenen theoretischen und praktischen Beherrschung des menschlichen Geisteslebens ergaben. Ihre Aufstellung und Geltendmachung im Einzelnen war allerdings abhängig von den Fähigkeiten, dem Charakter, der Thatkraft und dem Muthe der einzelnen bevollmächtigten Vertreter in der Kirche, während ihre Gesammtsumme und System durchaus dem allgemeinen kirchlichen und religiösen Zeitbewußtsein angehörte. Im Einzelnen gab es somit noch sehr verschiedenartige Weisen, unter denen diese Forderungen den Neubekehrten nahe treten konnten, während im Ganzen und Großen das Postulat selbst unerschütterlich fest stand und ihnen auch durch die allergeschickteste persönliche Vermittlung die Größe und Strenge desselben nicht durchaus verborgen gehalten werden konnte.

So strebten beide Elemente, der deutsche Volksgeist und der Geist des Christenthums, mit unabweisbarer Nothwendigkeit einander zu, um sich möglichst innig mit einander zu berühren und zu verschmelzen. Aber damit war auch ganz nothwendig die Aussicht auf tiefgehende Conflicte zwischen beiden gegeben, wenn beide sich nicht selbst im höchsten Grade untreu werden sollten. Beide

waren ungefähr von gleicher positiver Lebenskraft erfüllt, beide glaubten unbedingt sowohl an ihre Zukunft wie auch an die absolute Berechtigung der Grundlagen ihres Daseins. Und wenn auch der Kreiß, welcher nach dem Volksbewußtsein diejenigen Lebensäußerungen umfaßte, auf denen die vollgültige Existenz des Einzelnen und der Nation beruhte, nicht sehr ausgedehnt war und durchaus nicht eine Entwickelung ganz neuer, noch ungeahnter Momente ausschloß, so war doch auch sein verhältnißmäßig beschränkter Inhalt groß und bedeutsam genug, um der erobernden und unterwerfenden Tendenz des Christenthums auf jedem Schritte die ernstlichsten Schwierigkeiten entgegenzustellen. Die alte Integrität des Volkslebens in Glaube, Sitte und Recht war zwar schon längst zusammengebrochen, allein die active Kraft des Volksgeistes damit doch nicht untergegangen. Vielmehr schien sie, wie die geschichtlichen Thatsachen beweisen, an roher Wucht dadurch erst recht zugenommen zu haben. Aus den Trümmern der Vergangenheit und unter den Einflüssen der verschiedenartigsten Verhältnisse, welche im Laufe der Zeit auf den Volksgeist eingewirkt hatten, war eine neue fränkische Nationalität entstanden, die zwar nicht mehr, wie jene der grauen Urzeit, in allem und jedem dem Wesen des Christenthums diametral entgegengesetzt genannt werden konnte, denn sonst wäre überhaupt der Vorgang der ersten Massenbekehrung und Chlodwigs eigener Uebertritt unmöglich gewesen, die aber doch noch die alte heidnische Substanz des deutschen Wesens zu ihrer letzten Grundlage und Voraussetzung behielt. Die umgestaltende Thätigkeit des Christenthums mußte sich darum nicht bloß auf die Summe der Formen beziehen, in denen das fränkische Volksleben zur Erscheinung kam, sondern ganz direct auf den innersten Kern und Geist, der diese Formen erzeugt hatte und belebte. Je größer die Zähigkeit war, mit welcher das Nationalbewußtsein an jenen festhielt, desto heftiger mußte sich auch der Andrang des Christenthums gestalten, um ihrer in seinem Sinne Herr zu werden. Denn eine bewußte Transaction war hier von vornherein durch das Christenthum selbst ausgeschlossen, welches das Postulat einer absoluten Durchsetzung seines religiösen und sittlichen Ideals auch an diese Neubekehrten heranbrachte. Es kam dabei freilich immer darauf an, in wie weit die Kirche und ihre Vertreter dieses christliche Ideal auf der einen Seite und auf der andern das umzubildende Volks-

leben tief und geistig auffaßten oder in wie weit ihre Fassungskraft nach beiden Seiten hin mehr an Aeußerlichkeiten und Einzelheiten haftete ohne in die innersten Tiefen des Geistes einzudringen. Aber gewiß ließ sich voraussehen, daß sie durch eine über ihnen stehende Macht getrieben wurden, das, was ihnen als christliches Ideal galt, unbedingt durchzusetzen und das, was sie im Wesen der Neubekehrten als demselben feindlich oder als heidnisch zu erkennen im Stande waren, unbedingt zu bekämpfen.

Nächste Resultate dieses Verhältnisses.

Die Contraste und Conflicte, die aus einer solchen Beschaffenheit der beiden auf einander angewiesenen Kräfte hervorgehen mußten, konnten indessen in keinem Falle der unzerstörbaren Dauer dieses Wechselverhältnisses Gefahr bringen. Denn es stand nun ein für allemal in dem Bewußtsein beider Theile fest, daß sie durch Gottes Rathschluß selbst für alle Ewigkeit mit einander verbunden seien. Die große weltgeschichtliche Fügung, auf welcher alle weitere Entwickelung der nächsten Zeiten beruhte, war in dieser concreten Fassung eben so fest ein Eigenthum der neubekehrten Franken wie ihrer Bekehrer geworden, und eine große und glänzende Reihe von Thatsachen überhob sie und die ganze Mitwelt jedes Zweifels und jedes Wankens an diesem ersten und wichtigsten Satze ihres geschichtlichen und nationalen Bewußtseins. Aber auch eine andere Möglichkeit war von vornherein ausgeschlossen. Es konnte nicht geschehen, daß die Kirche und das Christenthum ihr absolutes Postulat wirklich realisirten, daß sie den Kern der deutschen Nationalität ganz umschufen und in ihr eine durchgreifende und allseitige Neugestaltung des Denkens, Fühlens und Wollens, der Institutionen des nationalen Großlebens und der Haltung des Einzellebens nach dem Schema ihres christlichen Idealismus zu Stande brachten. In Anbetracht der zähen Widerstandskräfte, welche die fränkische Nationalität einem solchen Versuche entgegenzusetzen vermochte, der doch hinwiederum von Seite der Kirche nicht unterlassen werden durfte, war vorauszusehen, daß auch in verhältnißmäßig langer Zeit und unter Begünstigung aller möglichen äußeren und inneren Einflüsse, der Erfolg der Kirche nur ein relativ genügender sein werde, sogar auch dann, wenn sie alle ihr zu Gebote stehende Kraft nach dieser einen Seite hin verwandte.

Es war somit nach der eigenthümlichen Natur dieses Wechselverhältnisses eine unabsehbare Reihe von Modalitäten gegeben,

unter denen sich die angestrebte Vermittlung enger oder weiter, innerlicher oder äußerlicher, früher oder später vollziehen konnte. Aber so viel stand von Anfang an fest, daß eine wirkliche endliche Vermittlung nur durch bewußte oder unbewußte Concessionen von beiden Seiten, nicht bloß von einer von beiden zu Stande kommen könne. Auch hier konnte es der Kirche nicht vergönnt sein, ihr christliches Ideal auf einem neuen und deshalb von ihr so eifrig in Anbau genommenen Boden zu verwirklichen, so wenig wie sie es etwa in der christlich gewordenen römischen Welt durchzusetzen vermocht hatte. Unzählige Male mußten es ihre größten Vertreter aussprechen, daß ihr im Großen und Ganzen ihre Jahrhunderte lange Arbeit doch eigentlich mißglückt sei, wenn sie schon äußerlich einen vollständigen Sieg über das Heidenthum der alten Welt und die Ketzereien im Innern ihres eigenen Kreißes erfochten habe. Sie eigneten der bodenlosen Verdorbenheit dieser römischen Welt die letzte Schuld davon zu, ohne je auf den für spätere Betrachtung sehr nahe liegenden, für die ihrige aber innerlich unmöglichen Gedanken geführt zu werden, ob diese Schuld nicht auch an einer anderen Stelle, in dem Gehalt jenes absoluten christlichen Idealismus gesucht werden dürfe. Oft hatte sich an dieses Bekenntniß die Behauptung angeschlossen, daß der christlichen Kirche das unter den Barbaren gelingen werde, was ihr unter den Römern mißlungen war, wofern nur jene nicht von vornherein durch das Gift der in den römischen kranken Säften entsprungenen Ketzerei angesteckt und verdorben würden. Jetzt war der Kirche Gelegenheit gegeben, die Richtigkeit dieser Ansicht aus eigener Erfahrung auf einem nach ihrem eigenen Zugeständniß vollkommen gut und untadelhaft vorbereiteten Boden zu erproben, und es sollte sich ergeben, daß sie auch hier nur sehr relativ mit ihren Ergebnissen zufrieden sein durfte.

Aber auch den Franken konnte es nicht verstattet bleiben, in dem ersten frischen Behagen ihrer vollen Christlichkeit und zugleich in der vollen Ungestörtheit ihres bisherigen Wesens weiter fortzuleben. Auch sie mußten sich trotz ihres Widerstrebens bequemen in dem neuaufgenommenen Princip ihres nationalen Daseins eine reale Macht anzuerkennen, der sie sich bis auf eine gewisse Grenze hinzugeben gedrungen fühlten, wenn sie überhaupt dieselbe ihr Eigenthum nennen wollten, was sich doch als Voraussetzung ihrer ganzen

Gegenwart und Zukunft als Volk und Individuen so von selbst verstand, daß sie nicht einmal über die Möglichkeit sich ihrer wieder zu entäußern zu reflectiren im Stande waren. Auch sie empfanden die Anforderungen des christlichen Elementes als eine berechtigte Thatsache in allen möglichen Verhältnissen ihres äußeren und inneren Lebens und fühlten, daß in demselben eine Kraft liege, die sie zwar durchaus nicht als eine unbedingte und unabweisbar siegreiche Beherrscherin ihres ganzen Wesens anerkennen mochten, die ihnen aber doch so imposant erschien, daß sie sich gern oder ungern dazu verstanden, sie als objective Norm der Verhältnisse zu betrachten, welche sie als zu ihrem Herrschaftsbereiche gehörig beanspruchte. An und für sich betrachtet schien aber das Uebergewicht begünstigender Momente durchaus auf Seite der Kirche zu sein und es war demgemäß zu erwarten, daß in dem sich dereinst ergebenden Compromiss zwischen dem Volksgeist der Franken und dem Geiste des Christenthums jener bedeutendere Concessionen werde machen müssen als dieser. Der Kirche standen für ihre Zwecke die größten geistigen und materiellen Hülfsmittel zu Gebote; sie vermochte bei ihren Bestrebungen vollkommen planmäßig und umfassend zu Werke zu gehen; sie befand sich dazu in der von vornherein so günstigen aggressiven Stellung, während sich die Franken ganz unwillkürlich in die Defensive gedrängt sahen. Dieser Defensive mußte alle äußerlich organisirte Einheit und Planmäßigkeit fehlen und sie konnte sich nur auf den unausgesprochenen Instinct der Einzelnen und der Massen stützen. Dazu kam noch, daß jeder Neubekehrte, sobald er über sein Verhältniß zu den Anforderungen des Christenthums und zu den Geboten der christlichen Priester nachzudenken begann, unbedingt zugeben mußte, daß er zu ihrer vollständigen Erfüllung verpflichtet sei, trotz alles Widerstrebens des eigenen Inneren und der Formen des äußeren Lebens. Den möglichen Widerstandsversuchen des Volksgeistes war also doch immer das Bewußtsein beigemischt, daß damit etwas an und für sich Unberechtigtes geschehe. Und wenn auch dies Bewußtsein je nach der Art der Individuen und der einzelnen Situationen des Lebens sehr tief vergraben liegen mochte, so gab es doch voraussichtlich bald hier bald dort eine Gelegenheit, wo man von Seite der Kirche es aus seinem Schlummer erwecken und wo man sich seiner gleichsam als des mächtigsten Bundesgenossen mitten im Lager der Feinde

erfolgreich bedienen konnte. Denn es stand ja als allgemeiner Grundsatz über das Verhältniß zur Kirche bei den Neubekehrten fest, daß sie freiwillig die unbedingte Geltung alles dessen, was ihnen als Inhalt des Christenthums von ihren Bekehrern geboten wurde, anerkannt und auf sich genommen hatten.

Selbst der instinctive Widerstand des Volksgeistes richtete sich nicht gegen die Gesammtsumme dessen, was man als Inhalt des Christenthums betrachten konnte. Zum großen Theil war er den Gemüthern der Neubekehrten keineswegs innerlich unzugänglich, so fremdartig er ihnen auch fast durchweg erscheinen mußte. Es war hauptsächlich die ethische Seite des Christenthums und auch diese wieder nicht vollständig, gegen die sich der Instinct des Volkes zu wehren versuchte, während ihm die Reflexion sagte, daß es auch dieser sich zu fügen verpflichtet sei, weil es überhaupt das ganze Christenthum auf sich genommen habe. Nach dem Grundtypus des Christenthums und nach seiner geschichtlichen Entwickelung war es ferner unmöglich, eine Trennung zwischen diesen beiden Hauptgebieten zu machen, dem eigentlich religiösen, was sich zunächst auf das menschliche Gefühl und die Phantasie bezog, und dem ethischen, welches den Willen und die That für sich beanspruchte; mit dem einen war das andere durch unzählige innere Fäden unauflöslich verkettet. Wo aber in der Seele eines Volkes sich die Fähigkeit vorfand, die Gebilde des einen Bereiches, des eigentlich religiösen, aufzunehmen und sich in sie hineinzuleben, war ganz unwillkürlich auch den Gebilden des anderen Bereiches, des ethischen, der Weg gezeigt um sich Zugang zu eröffnen. Der Act der Bekehrung selbst, so wie die ersten Ergebnisse der von christlichen Einflüssen bewegten und christlichen Interessen dienstbar gewordenen Thätigkeit des fränkischen Volkes hatten bewiesen, daß seinem Wesen die Empfänglichkeit für gewisse Gebilde jener Phantasie- und Gefühlsseite des christlichen Glaubens in hohem Grade einwohne. Gelang es der Kirche an diese Momente anzuknüpfen und damit anderes aus demselben Bereiche zu vermitteln, was zu der Phantasie und dem Gefühle der Neubekehrten anfänglich ferner und kälter stand, so war damit auch der Weg gezeigt, auf dem sie zur Durchsetzung der ethischen Forderungen des Christenthums vorwärts gehen konnte.

Bei der großen Glaubensbedürftigkeit der Neubekehrten, in

denen das bisherige religiöse Leben wesentlich zersetzt, aber die religiöse Anlage keineswegs vertilgt, sondern im Gegentheil verstärkt worden war, konnte es darum der Kirche, wenn sie nur einigermaßen klug und methodisch zu Werke ging, nicht so schwer werden, den eigentlich religiösen Inhalt des Christenthums, auch da, wo er vielleicht nach seinem innersten Wesen der Gefühls- und Phantasiehaltung der Neubekehrten sehr ferne stand, doch allmählich zu einem Eigenthume des Volksgeistes zu machen. Je innerlicher diese Seite des Christenthums die feinsten Nerven des Seelenlebens der Neubekehrten zu berühren und in Spannung zu erhalten verstand, desto wahrscheinlicher war es auch, daß sich in den unausbleiblichen Conflicten, welche die ethischen Gebote des Christenthums erregen mußten, immer mehr Seelenkräfte an dieselben gefangen geben würden, weil die nächsten Regionen der geistigen Thätigkeit mehr und mehr unter dem Banne christlicher Vorstellungen und christlicher Stimmungen sich befanden. Es wurde dabei freilich immer vorausgesetzt, daß die Kirche selbst den Zusammenhang zwischen der gefühlsmäßigen und der ethischen Seite des Christenthums nicht aus den Augen verlor, denn auf ihrer in jedem Sinne passenden Vermittlung beruhte es überhaupt, wenn dieser Zusammenhang den geistig abhängigen Neubekehrten fortwährend lebendig bleiben sollte.

Für eine baldige und tiefgehende Vermittlung der religiösen Seite des Christenthums war es sehr wichtig, daß sich im Laufe der Entwickelung der Kirche eine Menge Züge auf diesem Gebiete herausgebildet hatten, welche sich mit den traditionellen religiösen Vorstellungen und Gebilden der Neubekehrten, so weit sie noch vollständig oder in einzelnen Trümmern ihre Phantasie und ihr Gefühl beherrschten, sehr nahe berührten. Im letzten Grunde lag allerdings immer noch die unendliche Kluft dazwischen, die das Christenthum von jeder anderen Religion und insbesondere von dem deutschen Heidenthume trennte. Allein diese machte sich doch nicht sowohl bemerklich in den Formen, welche der religiösen Phantasie, oder in den Stimmungen, welche dem religiösen Gefühl geboten wurden, als vielmehr in der Art und Weise, wie diese Gestaltungen nun als ethische Postulate an den Willen und die Handlungen des Menschen herantraten. Unläugbar war der christliche Glaube dieser Zeit, insofern man ihn nur auf jenes Gebiet beschränkt, in vielen Dingen einer heidnischen Anschauungsweise um

vieles näher gerückt, als in der Zeit, wo das Christenthum zum ersten Mal mit dem deutschen Heidenthume zusammengekommen, aber eben wegen des Mangels aller Vermittlungs- und Berührungspunkte demselben fern geblieben war.[5] Es konnte nicht schwer halten, den Neubekehrten begreiflich zu machen, daß ihnen jetzt das in vollkommener und reiner Gestalt geboten wurde, wovon sie bisher nur verwirrte und trübe Ahnungen gehabt hatten, daß die neuen Bilder, mit denen sich jetzt ihre Seele füllen sollte, ihnen nicht ganz neu, sondern bisher nur in dämonischer Verzerrung bekannt gewesen seien. Die Kirche selbst ging ja durchweg von dieser Ueberzeugung aus, für sie war also eine solche Auffassungsweise keineswegs bloß ein klug berechneter Kunstgriff, um zu den Seelen ihrer Untergebenen Zugang zu gewinnen, sondern ein Theil ihrer gesammten geistigen und sittlichen Existenz, ein Satz, dessen Unumstößlichkeit ebenso fest stand, wie die aller anderen Bestandtheile dessen, was als Glaube galt. Sie konnte sich also dieses Hülfsmittels mit der ganzen erfolgreichen Wärme bedienen, wie sie nur aus wahrhafter Ueberzeugung, aber nie aus einer reflectirten Anbequemung an irgend eine Vorstellungsweise hervorströmt, und es war vorauszusehen, daß die Neubekehrten bei ihrem früher so unbefriedigten und doch so stark entwickelten religiösen Gefühlsleben sich sehr gerne einer solchen Anschauungsweise fügen würden, die ihren Seelen in demselben Kreiße und mit denselben, nur geläuterten und verklärten Hülfsmitteln Befriedigung zu geben versprach, welche von jeher einen gleichsam unabtrennbaren Bestandtheil ihrer nationalen Existenz gebildet hatten.

---

5) S. Bd. I. S. 24 u. f. Ich habe an der angeführten Stelle auseinanderzusetzen versucht, daß sich das Urchristenthum und das noch ungebrochene Germanenthum trotz der Möglichkeit äußerer Berührung aus rein innerlichen Gründen ferne bleiben mußten. Denn das dort gleichfalls erwähnte Moment, auf das von mir großes Gewicht gelegt wird, daß das Christenthum, schon weil es von den Römern und bald auch als Religion der Römer den Germanen gebracht wurde, keinen Eingang in dem damaligen deutschen Volksgeiste finden konnte, scheint ein bloß äußeres Moment zu sein, ist aber in der That gleichsam die symbolische Form für ein sehr tief empfundenes, wesentlich innerliches Verhältniß.

Erinnerung der unmittelbar nach jener Zeit des Druckes lebenden Generation gestaltete sich daraus doch das Bild einer Periode unermeßlicher Leiden und hartnäckiger Kämpfe.

So wenig wie Urheber großer und gefährlicher Ketzereien aus dem Schooße der gallischen Kirche hervorgegangen waren, eben so wenig konnte sie sich aber auch früher rühmen, kirchliche Lehrer vom allerersten Rang hervorgebracht zu haben. Es war dies nur die Kehrseite jener erwähnten Erscheinung der strengen und untadelhaften Rechtgläubigkeit dieser Landeskirche. Ueberall wo wir in die Entwickelungsgeschichte der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte blicken, stehen große Kirchenlehrer und große Ketzer im innigsten und nothwendigsten Wechselverhältniß zu einander. Beide zusammen lassen mit Sicherheit den Schluß machen, daß auf dem Boden, aus dem sie hervorgegangen sind, die Seite des kirchlich-religiösen Lebens am intensivsten sich entfaltete, die überhaupt der allgemeinen Entwickelung der christlichen Geistesthätigkeit bis etwa zum Ende des vierten Jahrhunderts ein charakteristisches Gepräge verleiht. Wenn man es kurz bezeichnen will, so besteht dies in einem Vorwiegen der theosophischen, überhaupt der religionsphilosophischen Speculation über andere in dem Wesen des Christenthums gleichfalls liegende Momente, die allerdings auch daneben nie ganz außer Augen verloren wurden. Es ist schwer, sich über die Ursachen Rechenschaft zu geben, welche es veranlaßten, daß sich die gallische Kirche der früheren Zeit so wenig genial-schöpferisch an dieser unendlich ausgebreiteten Entwickelungsreihe betheiligte, die in den griechischen Provinzen des römischen Reiches, in Syrien, Aegypten, Afrika, ja selbst in Spanien und Britannien, die Geister so mächtig ergriff und sie bis in ihre innersten Tiefen aufwühlte. Es auf Rechnung der nationalen Eigenthümlichkeit des gallischen Elementes überhaupt zu bringen, würde wohl nichts weiter heißen, als eine unerklärbare Erscheinung mit einer andern gleichfalls unerklärbaren erklären wollen. Aber ebensowenig ist es statthaft, dabei nur an den Einfluß äußerer Momente zu denken. In dieser Hinsicht könnte man etwa anführen, daß sich in den mittleren und nördlichen Theilen von Gallien bis zu Ende des vierten Jahrhunderts noch sehr bedeutende Reste des Heidenthums erhalten hatten, daß also die Aufmerksamkeit der Kirche zunächst auf deren Ausrottung gerichtet sein mußte. Erst mit der Wirksamkeit des heiligen Martinus beginnt

gegen Ende des vierten Jahrhunderts ein vollständiger Sieg des Christenthums in diesen Landschaften, und dies ist zugleich die Zeit, wo jene speculative Richtung des christlich-kirchlichen Geistes ungefähr zum Abschluß kam. Allein auch anderwärts gab es früher noch Reste des Heidenthums genug, ohne daß sich deswegen die geistige Productivität der Kirche dort von der einmal eingeschlagenen Hauptrichtung hätte abziehen lassen oder in ihr weniger groß und genial aufgetreten wäre. Außerdem gilt das erwähnte Verhältniß nur für einen bestimmten Theil Galliens; der ganze Süden konnte schon in dem Anfang des vierten Jahrhunderts für durchaus christlich angesehen werden, aber auch hier bemerkt man denselben Mangel an Gestalten, die in großem Maßstabe in die Geschichte der kirchlichen Entwickelung eingreifen.[2])

Umschwung in der gall. Kirche.

Aber als ungefähr mit dem Ende des vierten Jahrhunderts ein wesentlicher Umschwung in der allgemein kirchlichen Entwickelung eintrat, trat auch die gallische Kirche in größerer Selbstthätigkeit und in allen Stücken selbständiger und selbstbewußter hervor. Dieser Umschwung knüpfte sich für das Gesammtgebiet der Kirche an die Person des heil. Augustinus, der nach der speculativen Ver-

2) Es gehört diese Frage in ein noch wenig beachtetes Gebiet der culturgeschichtlichen Forschung. Zu ihrer genaueren Erörterung müßte man einmal, falls man in formaler wissenschaftlicher Strenge zu Werke gehen wollte, die innere Geschichte des nationalen gallischen Elementes unter den Einflüssen der römischen Herrschaft genau untersuchen. Aus den bisher für die Geschichte der gallischen Provinzen unter der römischen Herrschaft benutzten Notizen ist eine solche Einsicht nicht wohl zu gewinnen. Denn sie sind an und für sich sehr dürftig und geben nur nach einer Seite hin charakteristische Resultate. Aus diesen geht der in seiner Allgemeinheit für unsere Zwecke ganz unbrauchbare Satz hervor, daß die nationalen Elemente im Lande, wenn auch fortwährend ohne Erfolg, doch fortwährend mit großer Zähigkeit gegen den eigentlich römischen Typus reagirten, bis endlich seit dem dritten Jahrhundert eine Art von innerer Verschmelzung stattgefunden hat. Dabei scheint das Christenthum einen nicht unwichtigen Einfluß ausgeübt zu haben. Damit wäre dann das zu verbinden, was wir über Religion, Sitte und Verfassung Galliens vor seinem Verhältnisse zu den Römern wissen. — Mit leichterer Mühe könnte man zu einer freilich nur subjectiv befriedigenden Einsicht hierüber gelangen, wenn man die spätere Erscheinung des französischen Nationalcharakters, wo er sich in der geschichtlichen Action zeigt, mit den ältesten beglaubigten Zeugnissen über das gallische Naturell vergliche und daraus ein Bild über seine Haltung in der ersten Zeit des Christenthums zu gewinnen suchte.

gangenheit der Kirche hin alle Ergebnisse zusammenfaßte und zugleich der neuen Richtung mit der größten Kraft und weltgeschichtlichem Erfolge Bahn brach. Der sittlich-praktische Gehalt des Christenthums trat nun entschieden in den Mittelpunkt des kirchlichen Denkens und aller kirchlichen Bestrebungen. Ueberhaupt war schon von jeher im Charakter der occidentalischen Kirche ein starker Zug nach dieser Seite hin zu bemerken, der sich namentlich in den erfolgreichen Bemühungen für den Ausbau und die feste Gestaltung der kirchlichen Verfassung offenbarte. Es schien, als wenn der so großartig begabte praktische Sinn des Römerthums nun wieder in diesem Gebiete lebendig werden und in neuer Form, aber in altem Geiste den Kreiß ausfüllen sollte, der ihm einst Gelegenheit zu seiner Bethätigung gegeben hatte.

Von dieser Zeit an begann ein Aufschwung in der gallischen Kirche sich unverkennbar zu bethätigen. Es schien, als wenn sie jetzt erst durch den allgemeinen Geist der Kirche, von dem sie sich jetzt so gut wie früher im strengsten Sinne abhängig bekannte, auf das ihr zusagende Feld theoretischer und praktischer Thätigkeit gewiesen worden sei. Es war sehr wichtig, daß diese Entwickelungsphase mit dem Beginn des lebhafter gefühlten Gegensatzes zum Arianismus zusammenfiel, denn im Anfang des fünften Jahrhunderts ließen sich die Massen arianischer Westgothen und andere arianisch-deutsche Völkertrümmer allerwärts in Gallien nieder. Der nothwendig sich daraus ergebende Kampf denn nothwendig war er auch ohne daß er von dem Arianismus zuerst provocirt wurde, sobald sich dieser in den Schooß eines katholischen Landes eindrängte — fand aber in dem Bewußtsein der gallischen Kirche an einer ganz anderen Stelle als früher seinen Schwerpunkt. Die dogmatisch-theoretische Seite des Gegensatzes zwischen beiden Bekenntnissen war in der bereits abgeschlossenen Periode der kirchlichen Entwickelung vollständig erörtert worden, und die katholische Kirche hatte sich hierin nur der schon fertigen Waffen zu bedienen. Aber es kam darauf an, in dem sittlich-praktischen Gebiete des Christenthums etwaigen Gefahren von Seite der Ketzerei zu begegnen und von hier aus die Hauptangriffe gegen dieselbe zu führen. Der gallischen Kirche gelang es nun, diese im Einzelnen oft sehr schwierige Aufgabe mit dem größten Erfolge zu lösen und sich die Bewunderung der ganzen christlichen Welt zu verdienen, die früher wenig Notiz von ihr genommen hatte.

Die hervorragendsten Vertreter der gallischen Kirche zeichneten sich auch jetzt nicht durch irgend welche theoretische Productionen auf dem Felde der sittlich-praktischen Interessen des Christenthums und der Kirchenverfassung aus, sondern sie wirkten durch ihre unerschütterliche Rechtgläubigkeit, durch ihren praktischen Sinn, ihr exemplarisches Leben, in denen sich sämmtliche christliche Tugenden nach der Auffassungsweise der Zeit verkörpert fanden, durch ihren Einfluß auf die einzelnen Personen ihrer näheren und ferneren Umgebung unter Klerikern und Laien, und die Erfolge dieser wesentlich praktischen Thätigkeit waren es, die das Maß der Verehrung und des Einflusses bestimmten, dessen sie sowohl in ihrem Vaterland wie auch auswärts in allen der rechtgläubigen Kirche angehörigen Ländern genossen. Daneben betheiligte sich die gallische Kirche allerdings auch lebhafter als früher an der kirchlichen Literatur, also an einer Seite des kirchlichen Geisteslebens, die man aus formalen Gründen dem theoretischen Gebiete zuweisen könnte. Allein auch hier herrschten praktische Tendenzen vor und Werke von Angehörigen der gallischen Kirche dieser Zeit, die sich schnell eine große Bedeutung in der gesammten occidentalischen Kirche erwarben, wie das Commonitorium des Victor von Lerins und Salvians Buch de gubernatione Dei,[3]) waren nicht sowohl geschrie-

---

3) Salvian in seiner damals sehr berühmten und sehr viel gelesenen Schrift, deren vollständiger Titel lautet: De gubernatione et de justo Dei praesentique judicio verfolgt den Zweck, durch die Betrachtung der damaligen geschichtlichen Ereignisse sowohl innerhalb des römischen Staates, wie innerhalb der Kirche, die strafende Macht der göttlichen Gerechtigkeit in ihrem directen, schnellen und unwiderstehlichen Eingreifen in die Schicksale der Welt anschaulich zu machen. Die Schrift ist ausdrücklich zur Bekämpfung der weitverbreiteten Ansicht verfaßt, wie der Verfasser I, 1 und öfter sagt, als wenn Gott nicht immer hier schon als gerechter Richter und Herrscher die Guten belohnen, die Bösen bestrafen wolle oder könne. Denn das allgemeine Verderben, was über der römischen Welt liege, sei deutlich als ein schon hier sich vollziehendes Strafgericht für ihre bodenlose Sündhaftigkeit hereingebrochen. Er bezeichnet die Absicht seiner Schrift in ihrer durchaus praktischen Haltung selbst ganz klar in der Widmung an den Bischof Salonius mit folgenden Worten: in scriptiunculis nostris — remedia esse volumus, quae scilicet non tam ociosorum auribus placeant (von seinem Standpunkt aus würden etwa auch dialektische Untersuchungen über irgend eine bereits von der kirchlichen Autorität festgestellte dogmatische Form unter den Bereich der Dinge gehören, die ociosorum auribus genehm sind) quam aegrotorum mentibus prosint. — Ebenso durch-

ben, um, wie andere Literaturerzeugnisse, zur Lösung irgend welcher theoretischer Fragen zu dienen, als vielmehr an der Stelle des

---

weg praktischer Tendenz ist die andere Hauptschrift desselben Kirchenvaters, contra avaritiam, die zu ihrer und zu der folgenden Zeit gleichfalls große Wirkung gethan hat, obgleich sie niemals so berühmt geworden ist, wie sein Buch de gubernatione Dei. das sich so eindringlich an das allgemeine Sündenbewußtsein der Zeit wandte.

Die unter dem Titel Commonitorium und unter dem Pseudonym Peregrinus von Victor von Lerins verfaßte Schrift ist jedenfalls das charakteristischste Erzeugniß der damaligen gallischen kirchlichen Literatur und von ganz unermeßlichem Einfluß auf die Richtung der Zeitgenossen gewesen. Der Name erklärt sich, nach der eigenen Angabe des Verfassers, dahin, daß er in diesen Blättern sich selbst in kurzen Zügen den wesentlichen Inhalt der christlichen Glaubenslehre vor die Seele stellen wolle, daß er gewissermaßen ein Compendium für seine Privat-Repitition schreiben wolle. cf. C. II: Sed jam in nomine Domini quod instat aggrediar, ut scilicet a majoribus tradita et apud eos deposita describam relatoris fide potius quam auctoris praesumpta, hac tamen scribendi lege servata, ut nequaquam omnia, sed tantum necessaria quaeque perstringerem, vero sublevandae recordationis, vel potius oblivionis meae gratia commonitorium mihimet parasse sufficeret. Diese Worte sind zugleich ein anscheinlicher Beleg für das, was oben in Beziehung auf die aller Speculation abgeneigte Haltung der Kirche gesagt worden ist. Die nothwendige Folge davon war, daß man sich den Inhalt der ganzen Glaubenslehre, wenn man es schroff ausdrücken will, als eine Gedächtnißarbeit vorstellte und wirklich die Furcht hegen durfte, man möge etwas davon im Laufe der Zeit vergessen, was dann der Seligkeit zum größten Nachtheil gereichen konnte. Wie man bei einer solchen Geisteshaltung über die dialektische Behandlung dogmatischer Gegenstände denken mußte, lehrt Cap. XXI: Quae cum ita sint (d. h. weil nun der ganze Glaubensinhalt durch Schrift und Tradition, durch die bisherige Geistesarbeit der Kirche gegeben ist) iterum atque iterum eadem mecum revolvens et reputans mirari satis nequeo tantam quorundam hominum vesaniam, tantam excaecatae mentis impietatem, tantam postremo errandi libidinem, ut contenti non sint tradita semel et accepta antiquitus credendi regula, sed nova ac nova in dies quaerant, semperque aliquid gestiant religioni addere, mutare, detrahere, quasi non caeleste dogma sit, quod semel revelatum esse sufficiat. Zwar verwirft er dabei nicht das Nachdenken über diese Dinge, aber nach einer solchen Grundanschauung ist es doch höchstens nur von subjectivem Werthe, und jedenfalls ist alles das, was unter die Rubrik praktisches Christenthum gehört, dem bei weitem vorzuziehen. Auch verwirft er nicht die Möglichkeit eines Fortschrittes in der Kirche, wie wir uns etwa ausdrücken wollen, auch sogar nicht eines Fortschrittes in der Erkenntniß der Glaubenslehren, wie die in der neokatholischen Polemik so emphatisch hervorgehobene und berühmt gewordene Stelle Cap. XXIV: Sed forsitan aliquis dicit: nullusne ergo in ecclesia Christi profectus habebitur religionis? habeatur plane et maximus etc. deutlich beweist. Allein er stellt

lebendigen Wortes die Erweckung und Beförderung einer auf praktische Bethätigung gerichteten christlichen und kirchlichen Gesinnung zu veranlassen. Allein dieser Tendenz verdankten sie das Gewicht, mit dem sie sich in dieser Zeit geltend machten. Selbst die kirchliche Historiographie eines andern Repräsentanten der Literatur der gallischen Kirche, des Sulpicius Severus, gelangte gerade durch den ihr innewohnenden praktisch-erbaulichen Zweck zu der großen Anerkennung, die sie damals gefunden hat, nicht durch irgend sonstige Verdienste, wie sie damals an der Geschichtsschreibung geschätzt wurden. Ueberall schlug so der praktische Sinn der Zeit und speciell der gallischen Kirche unverkennbar durch, und man kann behaupten, daß sich in dieser gallischen Kirche des fünften Jahrhunderts im Ganzen und Großen das Ideal der christlichen Theokratie, das die Kirche jener Zeit zwar noch nicht mit der Präcision einer späteren Zeit, etwa des neunten oder des eilften Jahrhunderts, sich formirt hatte, das ihr aber doch schon als letztes Ziel ihrer auf das Diesseits gerichteten Thätigkeit vorschwebte, besser verwirklichte, als irgendwo in der damaligen christlichen Welt.

Bei einer solchen Haltung mußte die speculativ-religiöse Seite des Christenthums durchweg als ein abgeschlossener und vollkommen abgerundeter Organismus empfunden werden. Die gesammte abend-

---

sich diesen Fortschritt als eine Art von Naturproceß vor, der alle bewußte Mitwirkung der menschlichen Kraft ausschließt und durch das Hereingreifen einer solchen nur gestört werden kann. Kein einziger der Begründer und Vorkämpfer der modernen sog. historischen Schule hat den Begriff des „organischen Fortschrittes“ in so geistreicher, faßlicher, glänzender und, was nicht vergessen werden darf, so compendiöser Weise zu entwickeln vermocht, als dieser gallische Mönch des fünften Jahrhunderts. Die Stelle gehört unbedingt zu den besten Erzeugnissen der gesammten Literatur. — Uebrigens tritt neben dieser so durch und durch praktischen Tendenz der Arbeit Victors auch noch ein anderes praktisches Moment hervor, das als die letzte geistige Begründung des ganzen Werkes angesehen werden darf. Er warnt nicht bloß sich selbst und Andere — denn die Beschränkung der Schrift auf den eigenen Gebrauch des Verfassers ist nur eine damals in der kirchlichen Literatur besonders seit Augustins Confessiones gebräuchlich gewordene Form — vor aller unzeitigen Speculation, er bemüht sich nicht nur an deren Stelle indirect den Werth des praktischen Christenthums hervorzuheben, sondern er ist sich auch bewußt durch die Arbeit, die er auf diese Schrift verwandt hat, ein gutes Werk, das ihm einstmals zu Statten kommen soll, gethan zu haben, weil es eine Arbeit, eine That, wenn gleich nicht im allerelementarsten Sinne des Wortes ist. —

im Norden lag, wo sich die katholische Kirche nicht unter der Herrschaft von Arianern befand, so konnten sie schon aus diesem Grunde zu keinem belangreichen Einfluß sich erheben.

Germanus von Auxerre, Lupus von Troyes.

Wie sehr den im Lande und außerhalb geehrtesten Vertretern der gallischen Kirche die Herstellung des kirchlichen Friedens in dieser Frage oder vielmehr die Formulirung einer alle Parteien zufrieden stellenden Fassung dieser Lehren am Herzen lag, zeigte das Beispiel der Bischöfe Germanus von Auxerre und Lupus von Troyes, die sich nicht bloß in ihrem nächsten kirchlichen Kreiße und in Gallien selbst darum bemühten, sondern auch mühselige und gefahrvolle Reisen nach Britannien, einst dem Ausgangspunkte des Pelagianismus und damals noch dem Sitze seiner hartnäckigsten Verkämpfer, nicht scheuten. Ihre Erfolge dabei durften nicht nach dem bloß äußeren Maßstabe des von ihnen wirklich zu Stande Gebrachten gemessen werden, wenigstens kam dem Bewußtsein der gallischen Kirche von einer solchen Hingebung ihrer ersten Glieder viel mehr zu Gute, wie der bloße Buchstabe einer Formel der Verständigung. Sie fühlte sich in diesen ihren Vertretern zum ersten Male gewissermaßen in den Mittelpunkt der kirchlichen Bewegung gestellt und leitete diesen Vorzug nach ihrer damaligen Anschauungsweise ganz consequent von der Reinheit und Festigkeit ab, mit der sie den Begriff der einheitlichen und allgemeinen Kirche zu ihrem innersten Lebensprincip gemacht hatte.

So konnte die gallische Kirche den Franken mit der aufrichtigsten und kräftigsten Ueberzeugung von der Einheit und Abgeschlossenheit dessen, was ihr als Glaubensinhalt galt, entgegentreten. Es wurde an dieser Ueberzeugung nichts durch die noch schwebenden Unklarheiten in einzelnen Punkten geändert. Dieselben mochten wohl an und für sich bedeutsam genug erscheinen und in Gemäßheit dieser auch damals wohl verstandenen Bedeutsamkeit das Denken der einzelnen Glieder der Kirche ernstlichst in Anspruch nehmen. Allein weil man sie eben nur als einzelne Punkte anzuschauen pflegte, konnten sie der sonst nach dem Bewußtsein der Kirche durchgängig vorhandenen organischen Harmonie des Glaubens keine Störung bringen. Nach außen hin, im Verhältniß zu den eben erst der Kirche gewonnenen Seelen, durften sie nun vollends nicht in Betracht kommen; denn hier kam es, wie die elementarsten Sätze der Pastoralklugheit dieser Zeit lehrten, erst

darauf an, die Hauptzüge der eigentlichen Kirchenlehre den Gemüthern fest einzuprägen. Die eigentliche Kirchenlehre fiel aber nach den damaligen Begriffen zusammen mit dem, was sich als sicheres Resultat der bisherigen dogmatischen und praktischen Entwickelung der Kirche herausgestellt hatte, denn jetzt wagte die Subjectivität nicht mehr wie sie es in früheren Entwickelungsphasen der Kirche gethan hatte und thun mußte, ihren eigenen auf die Lösung religiöser Probleme gerichteten Denkproceß für ein Stück des kirchlichen Gesammtbewußtseins auszugeben.

So war es möglich, daß in allen den einzelnen Individuen der Kirche, welche sich an der Bekehrung der Franken betheiligten und auch nach dem ersten Erfolg derselben einflußreich auf die weiteren Verhältnisse der Bekehrten zu dem Christenthum wurden, doch ein durchaus gemeinsamer Geist herrschte, vor dem alle individuellen und subjectiven Momente nicht bloß theoretisch, sondern auch thatsächlich zurücktraten. Das Gepräge der geistigen und sittlichen Einheit in der gallischen Kirche war so stark, daß die natürlich immer vorhandenen subjectiven Einflüsse sich nur als die dem feststehenden und alles beherrschenden Objectiven Wärme und Schwung gebenden Elemente äußern konnten.

Da die Kirche dieser Zeit und besonders wieder die Kirche Galliens in ihrem eigenen unmittelbaren Gefühle sich am meisten von der sittlich-praktischen Seite des Christenthums berührt und beschäftigt sah, so ergab sich daraus ganz von selbst schon, daß der andere Haupttheil des Gesammtchristenthums, der speculative, sowohl in dem geistigen Verkehr der Kirche unter sich, als auch in der Mittheilung nach außen jetzt ganz anders behandelt wurde, als früher. Es wäre falsch zu sagen, daß er eine untergeordnete Stellung eingenommen hätte. Im Gegentheil trat er auch jetzt noch überall an die Spitze, wo es galt, die Gesammtsumme des christlichen Bewußtseins darzustellen. Allein er that dies doch mehr in traditioneller, formelhafter Weise, als in der unmittelbaren, alles Denken und Fühlen ergreifenden Lebendigkeit einer früheren Periode. Die kirchliche Bildung dieser Zeit fühlte zwar noch immer, falls sie den Anforderungen, die man an sie stellen konnte, wirklich Genüge leisten wollte, die unabweisbare Nothwendigkeit sich so viel als möglich mit dem speculativen Processe bekannt zu machen, der zu der Erreichung der als feststehend angenommenen Ergebnisse des Dog-

er dies nicht, so mußte er nothwendigerweise dem Christenthume in seiner damaligen Beschaffenheit gerade in dem Gebiete fremd bleiben, auf das es selbst damals den größten Werth legte. Man darf wohl annehmen, daß diese eigenthümlichen formalen Forderungen und Voraussetzungen des damaligen Christenthums neben allerdings noch viel wirksameren inneren Gründen seiner Ausbreitung gelegentlich hinderlich werden konnten. Jetzt war eine solche Vorbildung der Neueintretenden durchaus nicht mehr erforderlich, weil die Kirche selbst diese Geistesrichtung im Wesen aufgegeben hatte. Der Neueintretende wurde weder im ersten Anfange seiner Bekanntschaft mit dem Christenthume, noch auch später von Seite der Kirche zu formell-geistigen Anstrengungen veranlaßt, denen er nach den Voraussetzungen seiner bisherigen geistigen und äußerlichen Umgebungen allerdings auch jetzt nicht gut hätte gewachsen sein können.

Geistige Vorbildung, die bei den Neubekehrten vorausgesetzt ward.

Es konnte den Lehrern der neubekehrten Franken gar nicht in den Sinn kommen, ihre Lehrlinge auch nur in die ersten Räume des Labyrinthes der eigentlichen kirchlichen Speculation zu führen, schon weil ihnen ihr eigenes Gefühl zu verstehen gab, daß sie sich selbst nicht mehr darinnen zurecht zu finden im Stande waren. Es ergab sich daraus auch, daß man von Seite der Kirche grundsätzlich überhaupt es für sachgemäß hielt, besonders im Anfange nur die Grundzüge der eigentlichen Dogmatik vorzutragen, ohne sich auf die Ausführung des Details einzulassen. So zweckmäßig dies auch, ganz im Allgemeinen betrachtet, genannt werden mußte, so wäre es doch in einer anderen Periode der Kirche innerlich unmöglich gewesen diesen zweckmäßigen Weg zu finden und einzuhalten, während er ihr jetzt durch ihre eigene veränderte Haltung wie von selbst vorgezeichnet war. Nur da, wo das unmittelbar praktische Bedürfniß eine größere Ausführlichkeit forderte, mochte man von dieser epitomatorischen und starr positiven Art der Unterweisung in etwas abweichen. So lange die Seelen der zu Bekehrenden noch in Gefahr waren, von den Schlingen des Arianismus oder irgend einer anderen Ketzerei umgarnt zu werden, war es nothwendig, sie mit einem möglichst vollständigen Rüstzeug von Glaubensmaterial dagegen zu wahren.

So wenig wie in der Zeit des deutschen Heidenthums in dem Geiste des Volkes ein Bedürfniß nach einer umfassenderen gedan-

kenmäßigen Begründung und Verarbeitung, geschweige denn nach einer eigentlich speculativen Vermittlung seines Glaubensinhaltes sich kund gegeben hatte, ebenso wenig wurde ein solches Bedürfniß jetzt durch die bloße Thatsache der Berührung mit dem Christenthume geweckt. In dem Heidenthume hatte sich der Volksgeist durchaus gefühlsmäßig receptiv gegen seine eigenen Gebilde verhalten, deren Entstehungsproceß ihm natürlich unbekannt war und die als objective Autorität von ihm nur gläubige Hingabe des Gemüthes, aber keineswegs irgend eine wirkliche Reflexion voraussetzten. Allerdings konnte auch hier das Gefühl durch einen reflexionslosen Proceß an einem Punkt anlangen, wo es bei aller seiner religiösen Bedürftigkeit doch zu einem Bruch mit dem positiven Gehalte seines bisherigen Glaubens geführt wurde. Aber auch in einer solchen Katastrophe, die in der Geschichte unseres Heidenthums sehr deutlich wahrzunehmen ist,[5]) machte sich nicht die Reflexion des Verstandes, sondern bloß die Unmittelbarkeit der Empfindung geltend, die sich nicht mehr so warm oder so beruhigend von den feststehenden Gebilden der religiösen Vorstellungen berührt fühlte, als sie es bedurfte. Es war also auch bei einem ganz innerlich erfolgenden Bruch mit dem Heidenthume noch nicht einmal der Anfang von wirklich speculativem und systematischem Denken gemacht worden. Da jetzt die Kirche selbst an eine solche Forderung nicht mehr denken konnte, so verstand es sich von selbst, daß es sich der Geist der Neubekehrten sehr gerne gefallen ließ, zu den neugebotenen religiösen Anschauungen in dasselbe Verhältniß der bloßen gefühlsmäßigen Aufnahme zu treten, in dem sie früher zu ihren nationalen religiösen Gebilden gestanden hatten.

Was also den Neubekehrten unter dem Gesammtbegriffe christlicher Glaubenssätze geboten wurde, bedurfte, um bei diesen Eingang zu finden durchaus nicht eines im gewöhnlichen Sinne systematisch und speculativ begründeten Zusammenhanges. Das Wesentlichste war auch hierbei einmal die Autorität, die allen diesen einzelnen Sätzen als feststehenden unantastbaren Normen des Glaubens einwohnte. Diese Autorität ruhte sichtbarlich in der persönlichen Vertretung, welche die Lehrer der Neubekehrten den von ihnen mitgetheilten Glaubenssätzen zu Theil werden ließen. Die

5) S. o. B. 1, 108 u. f.

stellungen besitzen sollten, zufließen müßten. Ließen sich dieselben durch Anlehnung an schon berührte Seiten des Gemüthes warm und innerlich vermitteln, so war das, von diesem Standpunkte aus betrachtet, ein Vortheil, der den Individuen sehr zu Statten kommen, sie sehr in der Wärme und Energie des Glaubens fördern konnte, aber die objective Unantastbarkeit und Allgemeingültigkeit der Glaubenssätze, die einer solchen Vermittlung ihrer Natur nach entbehrten, stand überall eben so fest, wie die der anderen, für die sich eine solche Vermittlung gefunden hatte, und es wurde den Gemüthern mit unnachsichtlicher Strenge zugemuthet, jene eben so sehr zu ihrem innersten Seeleneigenthume, zur Substanz ihres geistigen Daseins zu machen, wie diese. Und wenn sie sich auf ihr ganzes Verhältniß zu dem Inhalte des christlichen Glaubens besannen, mußten sie selbst zugestehen, daß sie zur Erfüllung dieser Verpflichtung durch ihr Gewissen genöthigt seien. Woher sie die Fähigkeit nehmen sollten, dieser Verpflichtung gerecht zu werden, war von diesem Standpunkte aus ganz gleichgültig.

Für die weltgeschichtliche Stellung der Neubekehrten zu dem Christenthume, auf die sich nach ihrer eigenen Ansicht überhaupt ihre nationale und weltgeschichtliche Bedeutung gründete, erwies sich die unbedingt statuirte Autorität der Kirche besonders folgenreich in Beziehung auf das Verhältniß zu den möglichen Abweichungen von dem orthodoxen Glaubenssysteme. Es war nach den Voraussetzungen der geistigen Zustände der Neubekehrten keine andere Möglichkeit gegeben, sie streng innerhalb des Kreißes der Orthodoxie zu halten, als wenn sich der Begriff von einer abgeschlossenen Totalität des christlichen Glaubens auf die persönliche Autorität der Vertreter der Kirche stützen konnte. Sie selbst waren durchaus nicht im Stande, die an manchen Stellen ziemlich subtilen Unterschiede des orthodoxen Dogmas und ketzerischer Ansichten wahrzunehmen, wenn es gleich nicht schwer hielt ihnen etwa die Hauptunterscheidungslehren von einer so scharf pronoucirten Ketzerei wie der Arianismus formelhaft einzuprägen. So aber stand bei ihnen die Ueberzeugung fest, daß das, was ihnen als Inhalt des Glaubens mitgetheilt wurde, auch wirklich dessen ganzer Inhalt sei, und daß alles, was davon abwich, oder auch nur nicht ausdrücklich damit übereinstimmte, ebendeshalb verwerflich sein müsse. Ergaben sich wirklich einmal zweifelhafte Fälle,

so war der natürliche Recurs an die lebendige Autorität der Kirche gegeben, der sie schnell aller Bedenklichkeiten und aller Gefahren für ihr kostbarstes Eigenthum, ihre Rechtgläubigkeit, überhob. Auf diese Rechtgläubigkeit hatten sie ja selbst ihre ganze Zukunft gestellt. Wenn ihnen diese durch eigene oder fremde Schuld angetastet wurde, mußten auch die großen Verheißungen, die sich in dem Volksbewußtsein daran knüpften, verloren gehen.[7])

Das Christenthum vermittelt durch die Berührung mit dem römischen Volke.

Doch neben der Autorität, der Kirche kam auch noch, der Einfluß einer anderen Autorität wenn man sie so nennen darf, in Rechnung. Es war dies das religiöse Bewußtsein in dem eigentlichen christlichen Volke der Gegenden, die den Franken entweder schon länger zur Heimat geworden waren oder ihnen kurz vor und nach der Zeit der ersten Bekehrungen zur Heimat wurden. An sich möchte es scheinen, als sei die Bedeutung dieser Einwirkungen sehr hoch anzuschlagen; denn wenn auch die Kirche wenigstens anfänglich eine unglaubliche Rührigkeit und Wachsamkeit entfaltete, um überall bei der Hand zu sein, um dem großen Werke, der größten Aufgabe, die sie nach ihrem eigenen Gefühle damals zu lösen hatte, möglichst vollständig Genüge zu leisten, so war sie doch nicht allgegenwärtig, ihre Wirksamkeit vielmehr immer nur an

7) S. Bd. I. S. 351 und besonders die dort erwähnte Stelle aus dem Prologe der Lex salica. Es kann unmöglich die eigenthümliche Vorstellungsweise der Franken von ihren Verhältnissen zu der katholischen Kirche prägnanter und zugleich plastischer ausgedrückt werden, als hier geschieht und deshalb wird dieser Prolog fortwährend seine culturgeschichtliche Bedeutung im vollen Sinne behalten, selbst wenn ihm seine äußerliche Authenticität abgesprochen werden muß. Ebenso gehört auch der Brief des Nicetius an die Clodswintha, Tochter Chlotar's I., Gemahlin des arianischen Alboin, Königs der Longobarden, zu den wichtigsten Belegen für diese Auffassung von der weltgeschichtlich-politischen Bedeutung der Rechtgläubigkeit des fränkischen Volkes, vor allem des fränkischen Königshauses. Hier heißt es (Mansi IX, 770): Audisti ab avia tua bonae memoriae Chrothilde, qualiter in Franciam venerit, quomodo Dominum Chlodoveum ad legem Catholicam adduxerit, et cum esset astutissimus, noluit acquiescere antequam vera agnosceret. Cum ista, quae supra dixi (über den Unterschied des Katholicismus und Arianismus) probata cognovit, humilis baptizari se sine mora permisit. Qui baptizatus quanta in haereticos Alaricum vel Gundobaldum Reges fecerit audistis, qualia bona ipse vel filii eius in seculo possederunt non ignoratis. Talis ornatus, talis vir qualis Alboinus Rex esse dicitur, — quare non convertitur? — Et tu Domina Chlodosvintha — incessanter clama, canta — Vigila, vigila — sic agas, ut et gentem Langobardorum fortem super inimicos facias.

stellungen besitzen sollten, zufließen müßten. Ließen sich dieselben durch Anlehnung an schon berührte Seiten des Gemüthes warm und innerlich vermitteln, so war das, von diesem Standpunkte aus betrachtet, ein Vortheil, der den Individuen sehr zu Statten kommen, sie sehr in der Wärme und Energie des Glaubens fördern konnte, aber die objective Unantastbarkeit und Allgemeingültigkeit der Glaubenssätze, die einer solchen Vermittlung ihrer Natur nach entbehrten, stand überall eben so fest, wie die der anderen, für die sich eine solche Vermittlung gefunden hatte, und es wurde den Gemüthern mit unnachsichtlicher Strenge zugemuthet, jene eben so sehr zu ihrem innersten Seeleneigenthume, zur Substanz ihres geistigen Daseins zu machen, wie diese. Und wenn sie sich auf ihr ganzes Verhältniß zu dem Inhalte des christlichen Glaubens besannen, mußten sie selbst zugestehen, daß sie zur Erfüllung dieser Verpflichtung durch ihr Gewissen genöthigt seien. Woher sie die Fähigkeit nehmen sollten, dieser Verpflichtung gerecht zu werden, war von diesem Standpunkte aus ganz gleichgültig.

Für die weltgeschichtliche Stellung der Neubekehrten zu dem Christenthume, auf die sich nach ihrer eigenen Ansicht überhaupt ihre nationale und weltgeschichtliche Bedeutung gründete, erwies sich die unbedingt statuirte Autorität der Kirche besonders folgenreich in Beziehung auf das Verhältniß zu den möglichen Abweichungen von dem orthodoxen Glaubenssysteme. Es war nach den Voraussetzungen der geistigen Zustände der Neubekehrten keine andere Möglichkeit gegeben, sie streng innerhalb des Kreißes der Orthodoxie zu halten, als wenn sich der Begriff von einer abgeschlossenen Totalität des christlichen Glaubens auf die persönliche Autorität der Vertreter der Kirche stützen konnte. Sie selbst waren durchaus nicht im Stande, die an manchen Stellen ziemlich subtilen Unterschiede des orthodoxen Dogmas und ketzerischer Ansichten wahrzunehmen, wenn es gleich nicht schwer hielt ihnen etwa die Hauptunterscheidungslehren von einer so scharf prononcirten Ketzerei wie der Arianismus formelhaft einzuprägen. So aber stand bei ihnen die Ueberzeugung fest, daß das, was ihnen als Inhalt des Glaubens mitgetheilt wurde, auch wirklich dessen ganzer Inhalt sei, und daß alles, was davon abwich, oder auch nur nicht ausdrücklich damit übereinstimmte, ebendeshalb verwerflich sein müsse. Ergaben sich wirklich einmal zweifelhafte Fälle,

so war der natürliche Recurs an die lebendige Autorität der Kirche gegeben, der sie schnell aller Bedenklichkeiten und aller Gefahren für ihr kostbarstes Eigenthum, ihre Rechtgläubigkeit, überhob. Auf diese Rechtgläubigkeit hatten sie ja selbst ihre ganze Zukunft gestellt. Wenn ihnen diese durch eigene oder fremde Schuld angetastet wurde, mußten auch die großen Verheißungen, die sich in dem Volksbewußtsein daran knüpften, verloren gehen.[7])

Das Christenthum vermittelt durch die Berührung mit dem römischen Volke.

Doch neben der Autorität, der Kirche kam auch noch, der Einfluß einer anderen Autorität wenn man sie so nennen darf, in Rechnung. Es war dies das religiöse Bewußtsein in dem eigentlichen christlichen Volke der Gegenden, die den Franken entweder schon länger zur Heimat geworden waren oder ihnen kurz vor und nach der Zeit der ersten Bekehrungen zur Heimat wurden. An sich möchte es scheinen, als sei die Bedeutung dieser Einwirkungen sehr hoch anzuschlagen; denn wenn auch die Kirche wenigstens anfänglich eine unglaubliche Rührigkeit und Wachsamkeit entfaltete, um überall bei der Hand zu sein, um dem großen Werke, der größten Aufgabe, die sie nach ihrem eigenen Gefühle damals zu lösen hatte, möglichst vollständig Genüge zu leisten, so war sie doch nicht allgegenwärtig, ihre Wirksamkeit vielmehr immer nur an

7) S. Bd. I. S. 351 und besonders die dort erwähnte Stelle aus dem Prologe der Lex salica. Es kann unmöglich die eigenthümliche Vorstellungsweise der Franken von ihren Verhältnissen zu der katholischen Kirche prägnanter und zugleich plastischer ausgedrückt werden, als hier geschieht und deshalb wird dieser Prolog fortwährend seine culturgeschichtliche Bedeutung im vollen Sinne behalten, selbst wenn ihm seine äußerliche Authenticität abgesprochen werden muß. Ebenso gehört auch der Brief des Nicetius an die Clodswintha, Tochter Chlotar's I., Gemahlin des arianischen Alboin, Königs der Longobarden, zu den wichtigsten Belegen für diese Auffassung von der weltgeschichtlich-politischen Bedeutung der Rechtgläubigkeit des fränkischen Volkes, vor allem des fränkischen Königshauses. Hier heißt es (Mansi IX, 770): Audisti ab avia tua bonae memoriae Chrothilde, qualiter in Franciam venerit, quomodo Dominum Chlodoveum ad legem Catholicam adduxerit, et cum esset astutissimus, noluit acquiescere antequam vera agnosceret. Cum ista, quae supra dixi (über den Unterschied des Katholicismus und Arianismus) probata cognovit, humilis baptizari se sine mora permisit. Qui baptizatus quanta in haereticos Alaricum vel Gundobaldum Reges fecerit audistis, qualia bona ipse vel filii eius in seculo possederunt non ignoratis. Talis ornatus, talis vir qualis Alboinus Rex esse dicitur, — quare non convertitur? — Et tu Domina Chlodosvintha — incessanter clama, canta — Vigila, vigila — sic agas, ut et gentem Langobardorum fortem super inimicos facias.

stellungen besitzen sollten, zufließen müßten. Ließen sich dieselben durch Anlehnung an schon berührte Seiten des Gemüthes warm und innerlich vermitteln, so war das, von diesem Standpunkte aus betrachtet, ein Vortheil, der den Individuen sehr zu Statten kommen, sie sehr in der Wärme und Energie des Glaubens fördern konnte, aber die objective Unantastbarkeit und Allgemeingültigkeit der Glaubenssätze, die einer solchen Vermittlung ihrer Natur nach entbehrten, stand überall eben so fest, wie die der anderen, für die sich eine solche Vermittlung gefunden hatte, und es wurde den Gemüthern mit unnachsichtlicher Strenge zugemuthet, jene eben so sehr zu ihrem innersten Seeleneigenthume, zur Substanz ihres geistigen Daseins zu machen, wie diese. Und wenn sie sich auf ihr ganzes Verhältniß zu dem Inhalte des christlichen Glaubens besannen, mußten sie selbst zugestehen, daß sie zur Erfüllung dieser Verpflichtung durch ihr Gewissen genöthigt seien. Woher sie die Fähigkeit nehmen sollten, dieser Verpflichtung gerecht zu werden, war von diesem Standpunkte aus ganz gleichgültig.

Für die weltgeschichtliche Stellung der Neubekehrten zu dem Christenthume, auf die sich nach ihrer eigenen Ansicht überhaupt ihre nationale und weltgeschichtliche Bedeutung gründete, erwies sich die unbedingt statuirte Autorität der Kirche besonders folgenreich in Beziehung auf das Verhältniß zu den möglichen Abweichungen von dem orthodoxen Glaubenssysteme. Es war nach den Voraussetzungen der geistigen Zustände der Neubekehrten keine andere Möglichkeit gegeben, sie streng innerhalb des Kreißes der Orthodoxie zu halten, als wenn sich der Begriff von einer abgeschlossenen Totalität des christlichen Glaubens auf die persönliche Autorität der Vertreter der Kirche stützen konnte. Sie selbst waren durchaus nicht im Stande, die an manchen Stellen ziemlich subtilen Unterschiede des orthodoxen Dogmas und ketzerischer Ansichten wahrzunehmen, wenn es gleich nicht schwer hielt ihnen etwa die Hauptunterscheidungslehren von einer so scharf pronoucirten Ketzerei wie der Arianismus formelhaft einzuprägen. So aber stand bei ihnen die Ueberzeugung fest, daß das, was ihnen als Inhalt des Glaubens mitgetheilt wurde, auch wirklich dessen ganzer Inhalt sei, und daß alles, was davon abwich, oder auch nur nicht ausdrücklich damit übereinstimmte, ebendeshalb verwerflich sein müsse. Ergaben sich wirklich einmal zweifelhafte Fälle,

so war der natürliche Recurs an die lebendige Autorität der Kirche gegeben, der sie schnell aller Bedenklichkeiten und aller Gefahren für ihr kostbarstes Eigenthum, ihre Rechtgläubigkeit, überhob. Auf diese Rechtgläubigkeit hatten sie ja selbst ihre ganze Zukunft gestellt. Wenn ihnen diese durch eigene oder fremde Schuld angetastet wurde, mußten auch die großen Verheißungen, die sich in dem Volksbewußtsein daran knüpften, verloren gehen.[7])

Das Christenthum vermittelt durch die Berührung mit dem römischen Volke.

Doch neben der Autorität, der Kirche kam auch noch, der Einfluß einer anderen Autorität wenn man sie so nennen darf, in Rechnung. Es war dies das religiöse Bewußtsein in dem eigentlichen christlichen Volke der Gegenden, die den Franken entweder schon länger zur Heimat geworden waren oder ihnen kurz vor und nach der Zeit der ersten Bekehrungen zur Heimat wurden. An sich möchte es scheinen, als sei die Bedeutung dieser Einwirkungen sehr hoch anzuschlagen; denn wenn auch die Kirche wenigstens anfänglich eine unglaubliche Rührigkeit und Wachsamkeit entfaltete, um überall bei der Hand zu sein, um dem großen Werke, der größten Aufgabe, die sie nach ihrem eigenen Gefühle damals zu lösen hatte, möglichst vollständig Genüge zu leisten, so war sie doch nicht allgegenwärtig, ihre Wirksamkeit vielmehr immer nur an

---

7) S. Bd. I. S. 351 und besonders die dort erwähnte Stelle aus dem Prologe der Lex salica. Es kann unmöglich die eigenthümliche Vorstellungsweise der Franken von ihren Verhältnissen zu der katholischen Kirche prägnanter und zugleich plastischer ausgedrückt werden, als hier geschieht und deshalb wird dieser Prolog fortwährend seine culturgeschichtliche Bedeutung im vollen Sinne behalten, selbst wenn ihm seine äußerliche Authenticität abgesprochen werden muß. Ebenso gehört auch der Brief des Nicetius an die Clodswintha, Tochter Chlotar's I., Gemahlin des arianischen Alboin, Königs der Longobarden, zu den wichtigsten Belegen für diese Auffassung von der weltgeschichtlich-politischen Bedeutung der Rechtgläubigkeit des fränkischen Volkes, vor allem des fränkischen Königshauses. Hier heißt es (Mansi IX, 770): Audisti ab avia tua bonae memoriae Chrothilde, qualiter in Franciam venerit, quomodo Dominum Chlodoveum ad legem Catholicam adduxerit, et cum esset astutissimus, noluit acquiescere antequam vera agnosceret. Cum ista, quae supra dixi (über den Unterschied des Katholicismus und Arianismus) probata cognovit, humilis baptizari se sine mora permisit. Qui baptizatus quanta in haereticos Alaricum vel Gundobaldum Reges fecerit audistis, qualia bona ipse vel filii eius in seculo possederunt non ignoratis. Talis ornatus, talis vir qualis Alboinus Rex esse dicitur, — quare non convertitur? — Et tu Domina Chlodosvintha — incessanter clama, canta — Vigila, vigila — sic agas, ut et gentem Langobardorum fortem super inimicos facias.

stellungen besitzen sollten, zufließen müßten. Ließen sich dieselben durch Anlehnung an schon berührte Seiten des Gemüthes warm und innerlich vermitteln, so war das, von diesem Standpunkte aus betrachtet, ein Vortheil, der den Individuen sehr zu Statten kommen, sie sehr in der Wärme und Energie des Glaubens fördern konnte, aber die objective Unantastbarkeit und Allgemeingültigkeit der Glaubenssätze, die einer solchen Vermittlung ihrer Natur nach entbehrten, stand überall eben so fest, wie die der andern, für die sich eine solche Vermittlung gefunden hatte, und es wurde den Gemüthern mit unnachsichtlicher Strenge zugemuthet, jene eben so sehr zu ihrem innersten Seeleneigenthume, zur Substanz ihres geistigen Daseins zu machen, wie diese. Und wenn sie sich auf ihr ganzes Verhältniß zu dem Inhalte des christlichen Glaubens besannen, mußten sie selbst zugestehen, daß sie zur Erfüllung dieser Verpflichtung durch ihr Gewissen genöthigt seien. Woher sie die Fähigkeit nehmen sollten, dieser Verpflichtung gerecht zu werden, war von diesem Standpunkte aus ganz gleichgültig.

Für die weltgeschichtliche Stellung der Neubekehrten zu dem Christenthume, auf die sich nach ihrer eigenen Ansicht überhaupt ihre nationale und weltgeschichtliche Bedeutung gründete, erwies sich die unbedingt statuirte Autorität der Kirche besonders folgenreich in Beziehung auf das Verhältniß zu den möglichen Abweichungen von dem orthodoxen Glaubenssysteme. Es war nach den Voraussetzungen der geistigen Zustände der Neubekehrten keine andere Möglichkeit gegeben, sie streng innerhalb des Kreißes der Orthodoxie zu halten, als wenn sich der Begriff von einer abgeschlossenen Totalität des christlichen Glaubens auf die persönliche Autorität der Vertreter der Kirche stützen konnte. Sie selbst waren durchaus nicht im Stande, die an manchen Stellen ziemlich subtilen Unterschiede des orthodoxen Dogmas und ketzerischer Ansichten wahrzunehmen, wenn es gleich nicht schwer hielt ihnen etwa die Hauptunterscheidungslehren von einer so scharf pronocirten Ketzerei wie der Arianismus formelhaft einzuprägen. So aber stand bei ihnen die Ueberzeugung fest, daß das, was ihnen als Inhalt des Glaubens mitgetheilt wurde, auch wirklich dessen ganzer Inhalt sei, und daß alles, was davon abwich, oder auch nur nicht ausdrücklich damit übereinstimmte, ebendeshalb verwerflich sein müsse. Ergaben sich wirklich einmal zweifelhafte Fälle,

so war der natürliche Recurs an die lebendige Autorität der Kirche gegeben, der sie schnell aller Bedenklichkeiten und aller Gefahren für ihr kostbarstes Eigenthum, ihre Rechtgläubigkeit, überhob. Auf diese Rechtgläubigkeit hatten sie ja selbst ihre ganze Zukunft gestellt. Wenn ihnen diese durch eigene oder fremde Schuld angetastet wurde, mußten auch die großen Verheißungen, die sich in dem Volksbewußtsein daran knüpften, verloren gehen. [7])

Das Christenthum vermittelt durch die Berührung mit dem römischen Volke.

Doch neben der Autorität, der Kirche kam auch noch, der Einfluß einer anderen Autorität wenn man sie so nennen darf, in Rechnung. Es war dies das religiöse Bewußtsein in dem eigentlichen christlichen Volke der Gegenden, die den Franken entweder schon länger zur Heimat geworden waren oder ihnen kurz vor und nach der Zeit der ersten Bekehrungen zur Heimat wurden. An sich möchte es scheinen, als sei die Bedeutung dieser Einwirkungen sehr hoch anzuschlagen; denn wenn auch die Kirche wenigstens anfänglich eine unglaubliche Rührigkeit und Wachsamkeit entfaltete, um überall bei der Hand zu sein, um dem großen Werke, der größten Aufgabe, die sie nach ihrem eigenen Gefühle damals zu lösen hatte, möglichst vollständig Genüge zu leisten, so war sie doch nicht allgegenwärtig, ihre Wirksamkeit vielmehr immer nur an

7) S. Bd. I. S. 351 und besonders die dort erwähnte Stelle aus dem Prologe der Lex salica. Es kann unmöglich die eigenthümliche Vorstellungsweise der Franken von ihren Verhältnissen zu der katholischen Kirche prägnanter und zugleich plastischer ausgedrückt werden, als hier geschieht und deshalb wird dieser Prolog fortwährend seine culturgeschichtliche Bedeutung im vollen Sinne behalten, selbst wenn ihm seine äußerliche Authenticität abgesprochen werden muß. Ebenso gehört auch der Brief des Nicetius an die Clodswintha, Tochter Chlotar's I., Gemahlin des arianischen Alboin, Königs der Longobarden, zu den wichtigsten Belegen für diese Auffassung von der weltgeschichtlich-politischen Bedeutung der Rechtgläubigkeit des fränkischen Volkes, vor allem des fränkischen Königshauses. Hier heißt es (Mansi IX, 770): Audisti ab avia tua bonae memoriae Chrothilde, qualiter in Franciam venerit, quomodo Dominum Chlodoveum ad legem Catholicam adduxerit, et cum esset astutissimus, noluit acquiescere antequam vera agnosceret. Cum ista, quae supra dixi (über den Unterschied des Katholicismus und Arianismus) probata cognovit, humilis baptizari se sine mora permisit. Qui baptizatus quanta in haereticos Alaricum vel Gundobaldum Reges fecerit audistis, qualia bona ipse vel filii eius in seculo possederunt non ignoratis. Talis ornatus, talis vir qualis Alboinus Rex esse dicitur, — quare non convertitur? — Et tu Domina Chlodosvintha — incessanter clama, canta — Vigila, vigila — sic agas, ut et gentem Langobardorum fortem super inimicos facias.

nehmen werde. Ueberhaupt umhüllte die Kirche und ihre Diener, wenigstens zur Zeit der ersten Massenbekehrung, ein solcher Nimbus von Weihe und einer beinahe Furcht einflößenden geistigen Ueberlegenheit, daß schon darum diejenige Art von Vertraulichkeit zwischen ihren Angehörigen und den Deutschen nicht aufkommen konnte, wie sie für einen solchen Verkehr unumgänglich nöthig war. Auch ist nicht zu läugnen, daß sich die Männer der Kirche selbst nicht ganz frei von einer gewissen Befangenheit gegenüber ihren neugewonnenen geistlichen Söhnen fühlten. Es waren oft noch dieselben Menschen, jedenfalls dasselbe Geschlecht, das man früher als grimmige Feinde der Kirche Gottes und der Römer so sehr gehaßt und gefürchtet hatte. Ohne Bedenken that man, was man irgend nothwendig für die Vollendung des Bekehrungswerkes hielt, und scheute dabei auch die möglichen Gefahren nicht. Denn noch war in der gallischen Kirche der Heldenmuth zum Martyrium nicht erloschen, wiewohl kein geschichtliches Zeugniß darauf hinweist, daß sie genöthigt gewesen sei ihn gerade jetzt zu bethätigen. Aber es war doch immer das Gefühl aus ihrer Seele nicht ganz zu verdrängen, welches den natürlichen Menschen ergreift, wenn er sich allein einem eben gezähmten Raubthiere gegenüber befindet, obgleich sie sich ernstlichst bemühten nichts davon in ihrer Wirksamkeit offenbar werden zu lassen.

Damit wäre der Vermittlung des Christenthums auf einem andern Wege immerhin noch ein weites Feld geblieben. Wenn auch von dem gewöhnlichen Verkehre zwischen Franken und Römern nicht zu erwarten stand, daß er das Mittel sein werde, um jenen an sich unverständliche oder durch die Form ihrer Darstellung unfaßlich gewordene Glaubenssätze zu erläutern, so mochte er doch wenigstens Gelegenheiten genug geben, wo die unmittelbare Anschauung des christlichen Lebens und der christlichen Gewöhnung, wie sie in das Volk der gallischen Provinzialen eingedrungen war, gewissermaßen mit der ansteckenden Macht des guten Beispiels auf die Deutschen wirken mußte. Auch bot sich bei der so wesentlich religiösen Stimmung der Gemüther unendlich oft Veranlassung zu vertraulichem Eingehen auf diese oder jene Glaubenslehre oder diesen oder jenen Bestandtheil der ganzen christlichen Lebensform. Und wenn auch an eine eigentlich systematische Erörterung solcher Dinge auf diesem Wege nicht zu

denken war, so konnten hier doch mächtige Eindrücke auf das Gefühl wirken, die dann die systematischere Arbeit der Kirche erleichterten. Unendlich viel mag das Bekehrungswerk auf diese Weise, die sich der geschichtlichen Beobachtung gewöhnlich entzieht, weil sie ganz in das Feld des Privatlebens gehört, gefördert worden sein. An einigen Stellen lassen sich die Spuren davon noch wohl nachweisen,[10]) aber auch hier ist es nicht möglich diesen Vermittlungsproceß im Detail zu verfolgen.

Doch wäre es verkehrt, wenn man nicht gewisse allgemeine Schranken berücksichtigen wollte, die auch dieser Art von Vermittlung des Christenthums entgegenstanden. Denn zwischen Römern und Deutschen fand trotz allen den tausendfältigen Beziehungen des täglichen Verkehres doch noch keine eigentliche Vertrautheit in dem Sinne statt, wie sie unter gewissen Bedingungen das geistige Leben zweier Individuen oder auch ganzer Schichten der Gesellschaft mit einander in innigste Verbindung setzen kann. Es gab noch immer zwei öffentliche Meinungen in dem einen Reiche der Franken, die eine, die ihre Herrschaft auf die Franken erstreckte, die andere, die von den Römern ausging und sie beherrschte. In manchen Dingen waren beide mit einander schon identisch, beide hatten einander Concessionen gemacht, und zwar die öffentliche Meinung der Franken viel größere und wichtigere vor allem dadurch, daß sie den Gott der Römer auch als den Gott der Franken anerkannte; aber in anderen Dingen bestanden noch sehr große Contraste und wenn man gleich diese Dinge meist unter die Rubrik der äußerlichen und unwesentlichen setzen darf, so ist es doch bekannt, daß gerade auf solche Verschiedenheiten das Volksbewußtsein seine zähesten Antipathien gründet. In den Augen der Franken erschienen die Römer, obgleich man sie duldete und schonte, und ihren Gott ehrte, doch noch immer nicht viel besser als einstmals;[11]) ein Urtheil, das ihnen im Stillen von den Römern reichlich vergolten wurde. Was die Römer sagten und thaten, machte, auch wenn man es als richtig und wahr anerkennen mußte, doch einen viel geringern Eindruck, als wenn es Andere gethan und gesagt hätten, die keine Römer gewesen wären. Als eigentliche Autorität wirkte daher auch das

10) S. unten das Nähere bei einigen sehr wichtigen kirchlichen Lehren.
11) S. Bd. I. S. 348.

wissen Beklommenheit die Möglichkeit nicht ganz ausschließen konnten trotz ihrer aufrichtigst gemeinten Hingabe an die katholische Lehre doch einmal in die Schlingen einer ketzerischen Ansicht hier in diesem Angelpunkt des ganzen kirchlichen Systems zu gerathen, war die natürliche Folge einerseits der außerordentlichen Subtilität in der Einzelentwickelung dieses Dogmas, andererseits ihrer eigenen wesentlich passiven Haltung bei seiner dialektischen Begründung und Ausführung. Wären sie selbst noch zu wirklicher Productivität auf diesem Felde, oder auch nur zu einer wahrhaft lebendigen Reproduction fähig gewesen, so wäre auch zu einer solchen befangenen Aengstlichkeit gar keine Veranlassung gewesen. Man mußte aber von Seite der gallischen Kirche damals um so mehr im Besitze des ganzen Apparates der orthodoxen Auffassung sein, weil sich fortwährend im fünften und sechsten Jahrhundert Gelegenheit zu seiner praktischen Anwendung gegen die anmaßlichen Angriffe der Arianer ergab. Diese hörten selbst dann nicht auf, als ihre politische Stellung in Gallien durch die Vertreibung der Westgothen und die Auflösung des burgundischen Reiches verloren gegangen war. In Gallien selbst hielten sich einzelne Reste der früher zahlreicheren arianischen Bevölkerung und es fand ein fortwährender Verkehr mit Ländern statt, in denen der Arianismus wenigstens vorläufig noch die Oberhand behielt. Aus dem Reiche der bis in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts überwiegend arianischen Westgothen, aus dem neuen longobardischen Reiche in Italien, in dem, so weit es überhaupt für ein christliches gelten durfte, der Arianismus herrschte, ging ein sehr lebhafter Verkehr aller Art nach dem fränkischen Reiche, und so konnte es die Kirche nicht vermeiden, daß sie innerhalb ihres heimatlichen Bodens ihren ärgsten Feinden in einer Stellung begegnete, die es ihr unmöglich machte ihre ketzerischen Ansichten durch andere Mittel als durch die einer Polemik durch das lebendige Wort zu bekämpfen um zu verhüten, daß sie nicht ansteckend in dem Kreiße der rechtgläubigen Bevölkerung wirkten. Denn wenn ein solcher Fremdling unter dem Schutze der staatsrechtlichen Beziehungen, die zwischen seinem Heimatlande und dem fränkischen Reiche existirten, in dem letzteren verkehrte, so konnte man ihn von Seite der Kirche so wenig an dem Bekenntniß seines nationalen Glaubens, wie von Seite des Staates an dem Genusse seines nationalen Rechtes be-

hindern. Umgeben von einer meist sehr eifrig katholisch gesinnten Bevölkerung, fühlte er sich um so mehr zu einer besonderen Betonung seines Glaubensbekenntnisses geneigt, weil er gerade in diesem Stücke sich selbst in der Fremde den Genuß seiner vollen Individualität nicht verkümmern lassen wollte. Es wurden deshalb Gelegenheiten, mit Angehörigen der katholischen Kirche über die Hauptcontroversen zu disputiren, von solchen fremden Arianern keineswegs vermieden, im Gegentheil, wie es scheint, häufig provocirt, und in solchen Fällen galt es auf Seite der Kirche ernstlich zu wachen, damit nicht plötzlich ein unberechenbarer Schade an dem Seelenheile ihrer Untergebenen entstehe.

Es fand sogar häufig statt, daß solche Laien und Geistliche der arianischen Kirche, die sich aus irgend einer Veranlassung vorübergehend im fränkischen Reiche aufhielten, eine förmliche Polemik mit den Häuptern der katholischen Landeskirche aufnahmen.[1]) Solche Vor-

1) Ich hebe hier einen der spätesten, aber zugleich charakteristischsten Vorgänge dieser Art hervor, die Disputation, die Gregor von Tours mit Agila, dem Gesandten Leovigilds, des westgothischen Königs, über die Hauptdifferenzen zwischen beiden Glaubensbekenntnissen zu bestehen hatte. Greg.Tur.V,43. Iniqua enim, sagt Agila, der nach Gregor's Darstellung die Polemik ganz ungereizt beginnt, fuit antiquorum episcoporum lata sententia, quae aequalem adseruit filium patri; nam qualiter, inquit, poterit esse patri aequalis in potestate, quia et Pater maior me est? Non est ergo aequum ut ei similis aestimetur quo se minorem dicit, cui tristitiam mortis ingemuit, cui postremo moriens spiritum quasi nulla praeditus potestate commendat. Unde patet eum et aetate et potestate paterna minorem. Ad haec ego interrogo, si crederet Jesum Christum filium dei esse, si eundemque esse dei sapientiam, si lumen, si veritatem, si vitam, si justitiam fateretur. Qui ait Credo haec omnia esse filium dei. Et ego Dic ergo mihi, quando pater sine sapientia? quando sine lumine? quando sine vita? quando sine veritate? quando sine justitia fuerit? sicut enim pater sine istis esse non potuit, ita et sine filio esse non potuit, quae maxime et dominici nominis mysterium coaptantur: sed nec pater esset utique, si filium non haberet. Quod autem eum dixisse ais, Pater major me est, scias eum hoc ex adsumptae carnis humilitate dixisse, et cognoscas non potestate, sed humilitate te redemptum fuisse; nam tu qui dicis, Pater major me est, oportet te meminisse quod alibi ait, Ego et pater unum sumus; nam et mortis timor et commendatio spiritus ad infirmitatem corporis est referenda, ut sicut verus deus, ita et verus homo credatur. Et ille Cuius quis implet voluntatem, eo et minor est; semper filius minor est patre, quia ille facit voluntatem patris, nec pater illius voluntatem facere comprobatur. Ad haec ego Intellige quia pater in filio, et filius in patre, in una semper deitate subsistit; nam ut cognoscas patrem facere filii

wissen Beklommenheit die Möglichkeit nicht ganz ausschließen konnten trotz ihrer aufrichtigst gemeinten Hingabe an die katholische Lehre doch einmal in die Schlingen einer ketzerischen Ansicht hier in diesem Angelpunkt des ganzen kirchlichen Systems zu gerathen, war die natürliche Folge einerseits der außerordentlichen Subtilität in der Einzelentwickelung dieses Dogmas, andererseits ihrer eigenen wesentlich passiven Haltung bei seiner dialektischen Begründung und Ausführung. Wären sie selbst noch zu wirklicher Productivität auf diesem Felde, oder auch nur zu einer wahrhaft lebendigen Reproduction fähig gewesen, so wäre auch zu einer solchen befangenen Aengstlichkeit gar keine Veranlassung gewesen. Man mußte aber von Seite der gallischen Kirche damals um so mehr im Besitze des ganzen Apparates der orthodoxen Auffassung sein, weil sich fortwährend im fünften und sechsten Jahrhundert Gelegenheit zu seiner praktischen Anwendung gegen die anmaßlichen Angriffe der Arianer ergab. Diese hörten selbst dann nicht auf, als ihre politische Stellung in Gallien durch die Vertreibung der Westgothen und die Auflösung des burgundischen Reiches verloren gegangen war. In Gallien selbst hielten sich einzelne Reste der früher zahlreicheren arianischen Bevölkerung und es fand ein fortwährender Verkehr mit Ländern statt, in denen der Arianismus wenigstens vorläufig noch die Oberhand behielt. Aus dem Reiche der bis in die zweite Hälfte des sechsten Jahrhunderts überwiegend arianischen Westgothen, aus dem neuen longobardischen Reiche in Italien, in dem, so weit es überhaupt für ein christliches gelten durfte, der Arianismus herrschte, ging ein sehr lebhafter Verkehr aller Art nach dem fränkischen Reiche, und so konnte es die Kirche nicht vermeiden, daß sie innerhalb ihres heimatlichen Bodens ihren ärgsten Feinden in einer Stellung begegnete, die es ihr unmöglich machte ihre ketzerischen Ansichten durch andere Mittel als durch die einer Polemik durch das lebendige Wort zu bekämpfen um zu verhüten, daß sie nicht ansteckend in dem Kreiße der rechtgläubigen Bevölkerung wirkten. Denn wenn ein solcher Frembling unter dem Schutze der staatsrechtlichen Beziehungen, die zwischen seinem Heimatlande und dem fränkischen Reiche existirten, in dem letzteren verkehrte, so konnte man ihn von Seite der Kirche so wenig an dem Bekenntniß seines nationalen Glaubens, wie von Seite des Staates an dem Genusse seines nationalen Rechtes be-

hindern. Umgeben von einer meist sehr eifrig katholisch gesinnten Bevölkerung, fühlte er sich um so mehr zu einer besonderen Betonung seines Glaubensbekenntnisses geneigt, weil er gerade in diesem Stücke sich selbst in der Fremde den Genuß seiner vollen Individualität nicht verkümmern lassen wollte. Es wurden deshalb Gelegenheiten, mit Angehörigen der katholischen Kirche über die Hauptcontroversen zu disputiren, von solchen fremden Arianern keineswegs vermieden, im Gegentheil, wie es scheint, häufig provocirt, und in solchen Fällen galt es auf Seite der Kirche ernstlich zu wachen, damit nicht plötzlich ein unberechenbarer Schade an dem Seelenheile ihrer Untergebenen entstehe.

Es fand sogar häufig statt, daß solche Laien und Geistliche der arianischen Kirche, die sich aus irgend einer Veranlassung vorübergehend im fränkischen Reiche aufhielten, eine förmliche Polemik mit den Häuptern der katholischen Landeskirche aufnahmen.[1]) Solche Vor-

---

1) Ich hebe hier einen der spätesten, aber zugleich charakteristischsten Vorgänge dieser Art hervor, die Disputation, die Gregor von Tours mit Agila, dem Gesandten Leovigilds, des westgothischen Königs, über die Hauptdifferenzen zwischen beiden Glaubensbekenntnissen zu bestehen hatte. Greg.Tur.V,43. Iniqua enim, sagt Agila, der nach Gregor's Darstellung die Polemik ganz ungereizt beginnt, fuit antiquorum episcoporum lata sententia, quae aequalem adseruit filium patri; nam qualiter, inquit, poterit esse patri aequalis in potestate, quia et Pater maior me est? Non est ergo aequum ut ei similis aestimetur quo se minorem dicit, cui tristitiam mortis ingemuit, cui postremo moriens spiritum quasi nulla praeditus potestate commendat. Unde patet eum et aetate et potestate paterna minorem. Ad haec ego interrogo, si crederet Jesum Christum filium dei esse, si eundemque esse dei sapientiam, si lumen, si veritatem, si vitam, si justitiam fateretur. Qui ait Credo haec omnia esse filium dei. Et ego Dic ergo mihi, quando pater sine sapientia? quando sine lumine? quando sine vita? quando sine veritate? quando sine justitia fuerit? sicut enim pater sine istis esse non potuit, ita et sine filio esse non potuit, quae maxime et dominici nominis mysterium coaptantur: sed nec pater esset utique, si filium non haberet. Quod autem eum dixisse ais, Pater major me est, scias eum hoc ex adsumptae carnis humilitate dixisse, et cognoscas non potestate, sed humilitate te redemptum fuisse; nam tu qui dicis, Pater major me est, oportet te meminisse quod alibi ait, Ego et pater unum sumus; nam et mortis timor et commendatio spiritus ad infirmitatem corporis est referenda, ut sicut verus deus, ita et verus homo credatur. Et ille Cuius quis implet voluntatem, eo et minor est; semper filius minor est patre, quia ille facit voluntatem patris, nec pater illius voluntatem facere comprobatur. Ad haec ego Intellige quia pater in filio, et filius in patre, in una semper deitate subsistit; nam ut cognoscas patrem facere filii

gänge nahmen nach der Stimmung der Zeit von selbst die Natur wichtiger öffentlicher Ereignisse an, die nicht bloß innerhalb des engeren kirchlichen Kreißes, sondern weit und breit im Lande einen

voluntatem, si in te fides evangelica, audi quid ipse Jesus deus noster cum ad resuscitandum venit Lazarum ait Pater gratias ago tibi, quoniam audisti me: et ego sciebam, quia semper me audis: sed propter turbam quae circumstat dixi, ut credant quia tu me misisti. Sed et cum ad passionem venit ait Pater clarifica me claritate quam habui apud te ipsum, priusquam mundus fieret. Cui pater de caelo respondet Et clarificavi et iterum clarificabo. Aequalis est ergo filius in deitate, non minor: sed neque aliquid minus habens; nam si deum confiteris, necesse est integrum fatearis, et nihil egentem; si vero integrum esse negas, deum esse non credis. Et ille Ex adsumpto homine coepit dei filius vocitari, nam erat, quando non erat. Et ego Audi David dicentem ex persona patris Ex utero ante luciferum genui te. Et Joannes evangelista ait In principio erat verbum, et verbum erat apud deum, et deus erat verbum: hoc ergo verbum caro factum est et habitavit in nobis: per quem facta sunt omnia; nam vos caecati veneno persuasionis, nihil dignum de deo sentitis.

Et ille Numquid et spiritum sanctum deum dicitis, aut aequalem patri filioque decernitis? Cui ego Una in tribus est voluntas, potestas, operatio: unus deus in trinitate, et trinus in unitate. Tres personae, sed unum regnum, una majestas, una potentia omnipotentiaque. Et ille Spiritus sanctus, inquit, quem aequalem patri profertis ac filio, utrisque minor accipitur, quia et a filio promissus, et a patre legitur missus; nemo enim promittit, nisi quod suae dominationi subsistit: et nemo mittit, nisi inferiorem se, sicut ipse ait in evangelio Nisi ego abiero, paracletus ille non veniet: si autem abiero, mittam illum ad vos. Ad haec ego respondi Bene filius ante passionem ait, quia nisi ille ad patrem victor remeaverit, ac proprio sanguine redempto mundo dignum deo ex homine praeparet habitaculum, non potest sanctus spiritus idem deus in pectore fanatico et originalis criminis labe infecto descendere. Spiritus enim sanctus, ait Salomon, fugiet fictum. Tu autem si spem aliquam resurrectionis habes noli loqui adversus spiritum sanctum, quia iuxta sententiam domini spiritum sanctum blasphemanti non remittetur, neque in hoc seculo, neque in futuro. Et ille Deus est qui mittit, non est deus qui mittitur. Ad haec ego interogo, si crederet doctrinam Petri Paulique apostolorum. Respondente autem eo Credo, adjeci Cum argueret Petrus apostolus Ananiam pro fraude fundi, vide quid dicat Quid tibi visum est mentiri spiritui sancto? non es enim mentitus hominibus, sed deo. Et Paulus, cum gratiarum spiritualium distingueret gradus Haec omnia, inquit, operatus unus atque idem spiritus, dividens unicuique ut vult. Qui enim quod voluerit facit, in nullius redigitur potestatem; nam vos ut superius dixi, nihil recte de trinitate sancta sentitis, et quam iniqua sit huius sectae perversitas, ipsius auctoris vestri, id est Arii, expressit interitus. Worauf dann die Disputation wie gewöhnlich einen leidenschaftlichen persönlichen Charakter annimmt und beide Theile in höchstem Zorne von einander scheiden. Aber der Sieg ist nicht bloß für das unmittelbare Gefühl auf Seiten des Ver-

tiefen Eindruck machten und ernstlichst besprochen wurden. Da kam es nun vollends darauf an, daß die Vertreter der katholischen Kirche in aller Schlagfertigkeit ihren übermüthigen Herausforderern entgegentraten und durch eine möglichst eindrucksvolle Handhabung der wissenschaftlichen Waffen der Polemik bei sich und allen Zuschauern des Kampfes die feste Ueberzeugung hervorriefen, daß ihre Sache über alle Angriffe erhaben sei. Es gab zwar auch noch einen anderen der innersten Gefühlsrichtung der Zeit viel zusagenderen Weg, auf dem man katholischer Seits die orthodoxe Sache vertheidigen konnte. Dieser bestand darin, daß man den unmittelbaren Beistand Gottes zur sichtbaren Verklärung seines wahren Glaubens in Anspruch nahm, der sich dann in der Form eines Wunders manifestirte. Allein nach dem durchschnittlichen Instinct der Kirche konnte dieser Weg nur im alleräußersten Falle betreten werden, wenn der andere der gewöhnlichen Polemik wegen der Verstocktheit des gegenüberstehenden Ketzers bei diesem zu keinem Resultate geführt hatte. Dem eigenen kirchlichen Bewußtsein der Ueberlegenheit über den Arianismus mußte erst durch eine Recapitulation der dialektischen Begründung der orthodoxen Ansicht und durch eine ebenfalls dialektische Vernichtung der Einwürfe des Feindes Genüge geschehen, es mußte damit gewissermaßen die Pflicht der menschlichen Vertreter der Kirche vollständig erfüllt sein, ehe ein solches unmittelbares Einschreiten Gottes stattfinden konnte. —

Auch den Neubekehrten durfte von Seite der Kirche in dem

---

kämpfers des Katholicismus, sondern wird dadurch noch ganz vollständig für das gesammte katholische Bewußtsein, daß Agila später, wie Gregor erzählt, cum in Hispaniam reversus fuisset, infirmitate debilitatus, ad nostram religionem necessitate cogente conversus est. — Damit vergleiche man einen ganz ähnlichen, nur späteren Vorgang, einen Religionsdisput, den derselbe Gregor mit Oppila, einem Gesandten Leovigilds an Chilperich, hatte, Hist. VI, 40, worin sich Oppila gleichfalls sehr wohl bewandert in den geläufigen Formen der arianisch-katholischen Polemik zeigt.

Fast ebenso interessant ist die Instruction, die Nicetius, Bischof von Trier, der Chlodswintha, Tochter des Chlotar I., Gemahlin des großen arianischen Königs Alboin, gab, wie sie ihren Gemahl auf dialektischem Wege von den Irrthümern seines Glaubens überzeugen solle, wo auch alle die möglichen, d. h. damals gewöhnlichen Einwürfe des Ketzers höchst umsichtig beachtet werden; s. Mansi, Concil. T. IX. p. 770 ff.

Bereiche dieses Dogmas wenigstens eine allgemeine Kenntniß der hauptsächlichsten Begriffe zugemuthet werden, um die es sich hier handelte. Man konnte sich hier durchaus nicht mit einer ganz zusammengepreßten Formel genügen lassen, einmal wegen der hohen, ja höchsten Stellung, die diese Lehre im ganzen Glaubenssysteme einnahm, dann weil es, wegen der immer noch zu fürchtenden Gefahren von Seite des Arianismus, sich nothwendig machte, daß auch die Laien einigermaßen gegen solche Anfechtungen durch ihre eigene Kraft, d. h. durch die ihnen zu Gebote stehenden dogmatischen und polemischen Formeln geschützt seien. Was man von den älteren Angehörigen der Kirche, der römisch-katholischen Bevölkerung, freilich leichter fordern konnte, wurde auch den bekehrten Franken nicht ganz erspart. Wie nöthig dies war, ergab ein Hinblick auf die Zeit unmittelbar vor Chlodwig's Uebertritt zum Katholicismus. Damals hatte der Arianismus, ohne daß es sich jetzt noch nachweisen ließe auf welchem Wege, begonnen Wurzel auch unter diesem deutschen Volke zu schlagen. Sogar bis in die königliche Familie hatte er Proselyten gemacht.[2]) Das Verhängniß, das sich auch hier zu vollziehen gedroht hatte, daß das Christenthum nur unter dieser Form unter den deutschen Stämmen Eingang gewinnen sollte, war nun zwar glücklich durch das unmittelbare Eingreifen Gottes abgewandt, allein es war vorauszusehen, daß es auch fernerhin nicht an Verlockungen zum Abfall fehlen werde, denn die Emissäre der Ketzerei, und als solche mußte die Kirche alle auswärtigen Arianer deutschen Stammes betrachten, die sich zufällig im fränkischen Reiche aufhielten, waren keineswegs ferne zu halten, und den Neubekehrten schon deswegen voraussichtlich be-

2) Ueber die Spuren des Arianismus unter den Franken vor Chlodwigs Bekehrung s. B. I. S. 314. Wäre über das Leben des h. Eleutherius, des Jugendfreundes und Zeitgenossen des h. Medardus, der von 487—532 Bischof von Tournay war und fortwährend mit Ketzern zu kämpfen hatte, eine authentische Quelle vorhanden, oder wären auch nur seine bekannten Sermonen gegen die Arianer echt, so würde man die Spuren dieses Arianismus besser verfolgen können. Die Möglichkeit ihrer Erklärung ist, da ja fast die gesammte germanische Welt, die mit den Franken in Verbindung stand, dem Arianismus angehörte, eine sehr weit ausgedehnte. Wahrscheinlich waren westgothische Priester im Spiele, die wohl auch bei der ungefähr gleichzeitigen Bekehrung der Burgunder zum Arianismus sehr große Thätigkeit entwickelten, wie ja überhaupt dieser burgund. Arianismus äußerlich von den Westgothen abgeleitet werden muß; s. Bd. I. S. 272.

sonders gefährlich, weil sie in ihrem sonstigen Wesen und Wirken durch die Aehnlichkeit ihrer nationalen Art mit der der Franken bei diesen an vielen Stellen Zugang finden mußten, wohin der Einfluß der im Ganzen doch immer durch eine so tiefe Kluft von den Neubekehrten geschiedenen Kirche nicht reichte. Die Neubekehrten gaben allerdings das lauteste und unzweideutigste Zeugniß von ihrem ernsten Willen, dem rechten Glauben unerschütterlich treu zu bleiben, aber gegen etwaige Verführungen war es doch sehr nothwendig, sie mit der von der Kirche als genügend anerkannten Schutzwehr zu sichern, die nur eine etwas genauere Kenntniß der controversen Punkte zu gewähren vermochte.

Die Glaubensforderung, die in Beziehung auf die Dreieinigkeitslehre an die Neubekehrten gemacht wurde, konnte recht eigentlich zum Beweise dienen, daß es überhaupt in ihrem Verhältnisse zu den christlichen Lehren nur auf eine positive Hingabe an die festausgeprägten, rein dogmatisch gehaltenen Resultate eines ihnen innerlich ganz fremdartigen Gedankenkreißes, und nicht auf deren auch nur relative verstandesmäßige Begründung ankam. Aber daß sie nicht bloß keinen Anstoß nahmen an der Unmöglichkeit einer solchen Vermittlung, sondern sich sogar mit einer gewissen Begeisterung an eine ihnen in jeder Hinsicht so ferne liegende Vorstellung hinzugeben vermochten, war in der That eine Folge gerade dieser Unmöglichkeit, dem christlichen Hauptdogma mit Hülfe der ihnen selbst zu Gebote stehenden Geisteskräfte nahe zu kommen. Es wirkte durch und durch als ein Mysterium und mit der ganzen dämonischen Macht eines solchen. Um aber als solches wirken zu können, war es nothwendig, daß es wenigstens von dieser und jener Seite her der unmittelbaren Empfindung und der Phantasie der neuen Christen Zugang verstattete, daß es nicht durchweg in unzugänglicher Starrheit der Unbegreiflichkeit die Seelen von sich zurückstieß. Dafür boten nun die specielleren Seiten des christlichen Gottesbegriffes die erwünschte Vermittlung. In diesen fand sich vieles, was sich an die den Seelen schon eingeprägten Vorstellungen über göttliches Wirken und Wesen im Allgemeinen und Einzelnen zwar nicht begriffsmäßig, aber mit Hülfe der Phantasie und Empfindung anschließen ließ, anderes, was ohne eine solche Verwandtschaft doch sehr leicht in den Gemüthern Zugang finden mußte, weil es überhaupt dem menschlichen Gemüthe und Gefühle

im Allgemeinen so homogen war. Von dem specielleren Theile des Gottesbegriffes strömte dann auch Licht und Wärme an die unzugänglichen Geheimnisse der Dreieinigkeitslehre heran, nicht so viel, um auch sie dem lebendigen Flusse des menschlichen Seelenlebens zu vermitteln, aber doch genug, um sie als nothwendigen und unablösbaren Hintergrund der zugänglicheren Theile des christlichen Gottesbegriffes, nicht als eine abgeschlossene Vorstellung für sich empfinden zu lassen.

Wenn überhaupt das verstandesmäßige Denken hier nach der ganzen geistigen Anlage und Bildungsgeschichte der Neubekehrten hätte vorwalten können, so wäre es an dem Postulate in dem Trinitätsbegriffe einmal die vollständigste Einheit des göttlichen Wesens und dann wieder die Individualitäten dreier so selbständig gedachter göttlicher Personen festzuhalten, nothwendig in ganz unlösbare Wirren verwickelt worden. Aber indem diese ganze Vorstellung als Mysterium hingenommen wurde, ließ sich der Geist auch das gefallen, was ihm, sobald er selbständig zu denken begonnen, unerträglich gewesen wäre, ja er klammerte sich mit wahrem Enthusiasmus gerade daran fest.

Die Dreiheit des göttlichen Wesens.

Wenn die unmittelbare religiöse Empfindung die eine Seite des Trinitätsbegriffes, das Postulat der drei in ihrer Art selbständigen göttlichen Personen, hervorheben wollte, so war dies ohne große Schwierigkeiten möglich. Das Gemüth der Neubekehrten fragte ohne Zweifel nicht viel, warum nur gerade diese drei, warum nicht mehr oder nicht weniger von ihm als göttliche Mächte anerkannt werden sollten. Ihm genügte es, wenn es in dem Wesen dieser drei Züge fand, die es erwärmten und erhoben, beruhigten und sicherten. Damit war ihm für sein unmittelbares Weben und Sinnen schon die Existenz derselben und die Nothwendigkeit ihrer Existenz in der Form, in der sie einmal feststand, hinlänglich bezeugt. Sobald sich irgendwie die Reflexion erhob, war hier wie anderwärts die Autorität des Satzes an und für sich hinreichend, um jeden möglichen Widerspruch von dieser Seite, jeden Zweifel oder jedes Bedenken niederzuhalten. Ob auch die symbolische Bedeutung der Dreizahl selbst, die schon in dem deutschen Heidenthume hervorgetreten war,[3]) die Geister zu der An-

3) S. Bd. I. S. 110, Anm. 2.

nahme gerade dieser Zahl höchster göttlicher Wesen einigermaßen vorbereitet und daher zur Einbürgerung dieses christlichen Begriffes das Ihrige mit beigetragen habe, ist nicht mehr ersichtlich und im Grunde ohne wesentliche Bedeutung, weil auch ohne eine solche Vorbereitung durch nationale Vorstellungen schon genugsam für ihre unumstößliche Festsetzung in den Seelen der Neubekehrten von anderer Seite her gesorgt war. Aber diese unmittelbare Empfindung, die den göttlichen Begriff nach Anleitung der kirchlichen Lehre und durchaus getragen von dem herrschenden Bewußtsein ihrer vollständigsten Hingabe an die kirchliche Autorität, also auch an ihre eigene vollständige Orthodorie, in eine Anzahl göttlicher Mächte zu zerlegen sich angetrieben sah, mußte sich immer durch die Reflerion corrigiren lassen, welche sie warnte, daß sie sich darüber nicht die Einheit und Untheilbarkeit des Gottesbegriffes, die andere Seite des orthodoxen Postulats, abhanden kommen ließe. Sobald die Seelen über ihre Haltung zu dieser Hauptlehre zu reflectiren begannen, so mußte man erschrecken, wenn man die Gefahr erwog, in die man sich durch eine allzustarke Betonung der selbständig geschiedenen göttlichen Personen begeben hatte. Man sah sich hier unläugbar auf dem Wege, nicht bloß von dem orthodoxen Christenthume, sondern überhaupt von dem Christenthume abzukommen und wieder dem Heidenthume zuzufallen. Denn die maßgebende und allergewöhnlichste Vorstellung von dem Unterschiede zwischen Christenthum und Heidenthum war ja die, daß in dem ersteren der eine Gott, in dem anderen eine Vielheit von Göttern herrschte. In dem Begriffe der Einheit Gottes wollten und mußten alle, die sich überhaupt Christen nannten, übereinstimmen, und es verschwand in diesem Bereiche aller sonstiger Unterschied der Orthodorie und der anderen ketzerischen Auffassungen der christlichen Lehre. Es war daher der härteste Vorwurf, den der Arianismus dem Katholicismus zu machen wußte, daß er ihm in der Entwickelung seiner Dreinigkeit polytheistische Vorstellungen Schuld gab. Die Todfeindschaft zwischen beiden Glaubensbekenntnissen erklärte sich auch gerade daraus, denn es war damit eine Anklage ausgesprochen, die nicht bloß die Rechtgläubigkeit, sondern etwas noch viel Höheres und Wichtigeres, die Christlichkeit des Katholicismus überhaupt direct angriff. Man bot darum von Seite der Kirche alles auf, um diesen Vorwurf als einen nichtigen erscheinen zu lassen und in der

wissenschaftlichen Speculation war namentlich durch Augustinus nicht bloß die Gleichheit des Wesens der göttlichen Personen, sondern auch die Gleichheit ihrer Substanz ausgesprochen worden. Damit war man freilich nun wieder zu weit gekommen, so daß sich die nothwendige Personen-Fixirung nicht wohl mehr vollziehen ließ, wenn man alle Consequenzen dieser strengen Zusammenfassung der Trinität zugeben wollte. Nach allen Seiten hin war man hier der Gefahr ausgesetzt in längst beseitigte Ketzereien zu gerathen, in denen einst ebenfalls die Einheit des Gottesbegriffes als das eigentliche Wesen desselben festgehalten worden war. Daher setzte man der Speculation vorsichtig hier eben nur sehr enge Grenzen, so daß sie weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin die der Kirche nothwendig gewordene Auffassung des Trinitätsbegriffes gefährden konnte, und so vermochte die Ueberzeugung in der Kirche selbst festzustehen, daß dieses Postulat der Doppelseitigkeit in dem obersten Gottesbegriffe wirklich und vollständig in der Kirchenlehre gelöst sei, so weit es sich überhaupt von der menschlichen Erkenntniß lösen lasse. Aber es war nothwendig zum eigenen Schutze und zum Schutze der untergebenen Seelen, immer auf der Hut zu sein, daß sich auch wirklich die beiden wesentlichen Seiten der ganzen Vorstellung, der Einheit und der wahren Persönlichkeit der drei einzelnen göttlichen Wesen, zusammen vorfanden. Für das wissenschaftlich gebildete Denken, selbst noch in seiner formelhaften Befangenheit dieser Zeit, lag die Gefahr näher, die Selbständigkeit der einzelnen Personen über dem Einheitsbegriff zu verabsäumen; für die gewöhnliche Vorstellungsweise aber war eher das Umgekehrte zu besorgen, und daher konnte auch den neubekehrten Franken nicht oft genug eingeschärft werden, daß sie an einen einzigen Gott glaubten, selbst wenn ihnen dieser einzige einheitliche Gott in der Form dreier Personen entgegentrete; daß gerade an dem Festhalten an der Einheit Gottes erkannt werden solle, ob sie wirklich und wahrhaftig den christlichen Glauben auf sich genommen. Wie zum Troste wurden sie zugleich bedeutet, daß an der völligen Ergründung dieses Mysteriums auch die Weisheit der tiefsten Geister scheitern müsse und daß es recht eigentlich deshalb da sei, um diese menschliche Weisheit zu Schanden zu machen.

Sobald man nun mit festem Glauben diese an und für sich unbegreifliche festgeschlossene Einheit und persönliche Selbständigkeit

in der Dreiheit des höchsten Gottesbegriffes als einen wirklich vorhandenen Bestandtheil der religiösen Vorstellungen zu besitzen sich bewußt war, wobei es gar nicht weiter darauf ankam, ob die speculative Vermittlung irgendwie versucht wurde, oder ob sich nicht einmal die Ahnung der Möglichkeit einer solchen vorfand, konnte man dem unmittelbaren religiösen Gefühle, was von diesen verwirrenden und ängstigenden Begriffsdeductionen nicht befriedigt zu werden vermochte, und das für sich doch vor allem Beachtung verlangte, weil in ihm die geistige Vermittlung zu dem christlichen Dogma sich wesentlich vollziehen mußte, auch sein gutes Recht angedeihen lassen. Für dieses unmittelbare Gefühl lebte der Gottesbegriff nur in seiner concreten persönlichen Ausbildung. Ihm also trat eine Dreiheit von göttlichen Wesen entgegen, die nur dadurch wieder zu einer Einheit verbunden wurden, daß die Macht des Einflusses jeder einzelnen göttlichen Person in gewissen Lagen des Gefühles so groß war, daß sie als die alleinige, alles beherrschende göttliche Substanz empfunden wurde.

Sobald man die Dreieinigkeit als einen Complex göttlicher Personen empfand, war es ganz natürlich, daß sich für das unmittelbare Gefühl eine gewisse Abstufung derselben nach ihrer größeren oder geringeren Bedeutung ergab. Dadurch ward der feststehende Glaubenssatz, daß die drei göttlichen Personen gleich ewig, gleich allmächtig, überhaupt gleich in allen Beziehungen und Eigenschaften ihres Wesens, und zwar in der allerenergischsten Bedeutung des Wortes gleich seien, nicht im geringsten beeinträchtigt. Es geschah dies so wenig, wie der Satz von der Einheit Gottes durch die reale Empfindung aufgehoben ward, die sich an die einzelnen Personen der Gottheit anschloß. Eine solche Abstufung ergab sich mit unabweisbarer Nothwendigkeit, sobald man die einzelnen göttlichen Personen zunächst in einem eben nach ihrer persönlichen Substanz bestimmten Kreiße von Beziehungen und Thätigkeiten sich manifestiren ließ. Eine Abstufung aber war noch keine Unterordnung; diese war selbst für rohe Geister ausgeschlossen durch die unendliche Fülle des Inhalts, der sich an den Gottesbegriff nach der kirchlichen Auffassung und Darstellung anschloß. Wo nur überhaupt diese Merkmale der Göttlichkeit dem menschlichen Bewußtsein entgegentraten, mußten sie den Eindruck erzeugen, daß sie zu gewaltig, zu unendlich seien, um eine wirkliche Unterordnung oder

ihrer Untergebenen irgend Eintrag durch seine oben erwähnte Anlehnung an die Menschlichkeit gethan. Aber seine reine Geistigkeit blieb im Ganzen nur ein Glaubenspostulat, zu welchem es für die Seelen keinen eigentlichen Zugang gab. Nur als ihren allgemeinsten Niederschlag erzeugte sie die Empfindung, daß dieser Gott des Christenthums schon wegen der Unfaßbarkeit seines Inhaltes und seines Wesens an Macht und Gewalt um vieles größer sein müsse als die Götter, die man bisher gekannt hatte. Denn da die Thatsache seiner Existenz überhaupt feststand und keineswegs eines Beweises bedurfte — der Beweis war schon vollkommen genügend in allen den großen geschichtlichen Ereignissen und Verhältnissen gegeben, an welchen den Franken überhaupt die sieghafte Stärke des Christenthums und seines Gottes aufgegangen war — so fiel seine Unfaßbarkeit von selbst mit der Vorstellung seiner unendlichen Größe zusammen und die die Seelen beherrschende Gewalt des Mysteriums bethätigte sich gerade hier sehr folgenreich.

Einzelne göttl. Eigenschaften.

Die Einheit und Unendlichkeit des Gottesbegriffes nach christlicher Auffassung hatte es jedoch nicht ausgeschlossen, daß die Lehre der Kirche einzelne Momente desselben als besondere Eigenschaften des göttlichen Wesens entwickelte und deren gläubige Aufnahme forderte. Wie die Kirche sich selbst bewußt blieb, war man hier, um eigentlich unfaßbare und unsagbare Dinge menschlich zu fassen und zu sagen, von selbst zu einer Anlehnung an menschliches Wesen gekommen. Es hatte sich also eine Art von Anthropomorphismus hier in dem rein spirituellen christlichen Gottesbegriff festgesetzt. Allein er zerstörte seinen Spiritualismus nicht, so lange man sich bewußt blieb, daß diese ganze menschliche Betrachtungsweise bloß symbolisch, jedenfalls bloß relativ erschöpfend war. Auch schadete er noch aus einem anderen Grunde nichts. Der ganze Anthropomorphismus hielt sich auf rein psychischem und ethischem Gebiete, also in der Sphäre der bloßen menschlichen Geistigkeit, und stieß alle und jede materialistische Einmischung stark und consequent von sich ab, wenigstens dann, wenn man sich selbst in strenger Einheit mit dem allgemein kirchlichen Bewußtsein halten wollte. So kam man also, selbst wenn man vergaß — wie sich dies von selbst ergab, sobald man sich in die Betrachtung der einzelnen Eigenschaften Gottes verlor — daß man nur mit unzulänglicher Symbolik in ihrer Erforschung und Darstellung verfuhr, doch niemals in Gefahr,

sonders gefährlich, weil sie in ihrem sonstigen Wesen und Wirken durch die Aehnlichkeit ihrer nationalen Art mit der der Franken bei diesen an vielen Stellen Zugang finden mußten, wohin der Einfluß der im Ganzen doch immer durch eine so tiefe Kluft von den Neubekehrten geschiedenen Kirche nicht reichte. Die Neubekehrten gaben allerdings das lauteste und unzweideutigste Zeugniß von ihrem ernsten Willen, dem rechten Glauben unerschütterlich treu zu bleiben, aber gegen etwaige Verführungen war es doch sehr nothwendig, sie mit der von der Kirche als genügend anerkannten Schutzwehr zu sichern, die nur eine etwas genauere Kenntniß der controversen Punkte zu gewähren vermochte.

Die Glaubensforderung, die in Beziehung auf die Dreieinigkeitslehre an die Neubekehrten gemacht wurde, konnte recht eigentlich zum Beweise dienen, daß es überhaupt in ihrem Verhältnisse zu den christlichen Lehren nur auf eine positive Hingabe an die festausgeprägten, rein dogmatisch gehaltenen Resultate eines ihnen innerlich ganz fremdartigen Gedankenkreißes, und nicht auf deren auch nur relative verstandesmäßige Begründung ankam. Aber daß sie nicht bloß keinen Anstoß nahmen an der Unmöglichkeit einer solchen Vermittlung, sondern sich sogar mit einer gewissen Begeisterung an eine ihnen in jeder Hinsicht so ferne liegende Vorstellung hinzugeben vermochten, war in der That eine Folge gerade dieser Unmöglichkeit, dem christlichen Hauptdogma mit Hülfe der ihnen selbst zu Gebote stehenden Geisteskräfte nahe zu kommen. Es wirkte durch und durch als ein Mysterium und mit der ganzen dämonischen Macht eines solchen. Um aber als solches wirken zu können, war es nothwendig, daß es wenigstens von dieser und jener Seite her der unmittelbaren Empfindung und der Phantasie der neuen Christen Zugang verstattete, daß es nicht durchweg in unzugänglicher Starrheit der Unbegreiflichkeit die Seelen von sich zurückstieß. Dafür boten nun die specielleren Seiten des christlichen Gottesbegriffes die erwünschte Vermittlung. In diesen fand sich vieles, was sich an die den Seelen schon eingeprägten Vorstellungen über göttliches Wirken und Wesen im Allgemeinen und Einzelnen zwar nicht begriffsmäßig, aber mit Hülfe der Phantasie und Empfindung anschließen ließ, anderes, was ohne eine solche Verwandtschaft doch sehr leicht in den Gemüthern Zugang finden mußte, weil es überhaupt dem menschlichen Gemüthe und Gefühle

im Allgemeinen so homogen war. Von dem specielleren Theile des Gottesbegriffes strömte dann auch Licht und Wärme an die unzugänglichen Geheimnisse der Dreieinigkeitslehre heran, nicht so viel, um auch sie dem lebendigen Flusse des menschlichen Seelenlebens zu vermitteln, aber doch genug, um sie als nothwendigen und unablösbaren Hintergrund der zugänglicheren Theile des christlichen Gottesbegriffes, nicht als eine abgeschlossene Vorstellung für sich empfinden zu lassen.

Wenn überhaupt das verstandesmäßige Denken hier nach der ganzen geistigen Anlage und Bildungsgeschichte der Neubekehrten hätte vorwalten können, so wäre es an dem Postulate in dem Trinitätsbegriffe einmal die vollständigste Einheit des göttlichen Wesens und dann wieder die Individualitäten dreier so selbständig gedachter göttlicher Personen festzuhalten, nothwendig in ganz unlösbare Wirren verwickelt worden. Aber indem diese ganze Vorstellung als Mysterium hingenommen wurde, ließ sich der Geist auch das gefallen, was ihm, sobald er selbständig zu denken begonnen, unerträglich gewesen wäre, ja er klammerte sich mit wahrem Enthusiasmus gerade daran fest.

Die Dreiheit des göttlichen Wesens.

Wenn die unmittelbare religiöse Empfindung die eine Seite des Trinitätsbegriffes, das Postulat der drei in ihrer Art selbständigen göttlichen Personen, hervorheben wollte, so war dies ohne große Schwierigkeiten möglich. Das Gemüth der Neubekehrten fragte ohne Zweifel nicht viel, warum nur gerade diese drei, warum nicht mehr oder nicht weniger von ihm als göttliche Mächte anerkannt werden sollten. Ihm genügte es, wenn es in dem Wesen dieser drei Züge fand, die es erwärmten und erhoben, beruhigten und sicherten. Damit war ihm für sein unmittelbares Weben und Sinnen schon die Existenz derselben und die Nothwendigkeit ihrer Existenz in der Form, in der sie einmal feststand, hinlänglich bezeugt. Sobald sich irgendwie die Reflexion erhob, war hier wie anderwärts die Autorität des Satzes an und für sich hinreichend, um jeden möglichen Widerspruch von dieser Seite, jeden Zweifel oder jedes Bedenken niederzuhalten. Ob auch die symbolische Bedeutung der Dreizahl selbst, die schon in dem deutschen Heidenthume hervorgetreten war,[3]) die Geister zu der An-

3) S. Bd. I. S. 110, Anm. 2.

nahme gerade dieser Zahl höchster göttlicher Wesen einigermaßen vorbereitet und daher zur Einbürgerung dieses christlichen Begriffes das Ihrige mit beigetragen habe, ist nicht mehr ersichtlich und im Grunde ohne wesentliche Bedeutung, weil auch ohne eine solche Vorbereitung durch nationale Vorstellungen schon genugsam für ihre unumstößliche Festsetzung in den Seelen der Neubekehrten von anderer Seite her gesorgt war. Aber diese unmittelbare Empfindung, die den göttlichen Begriff nach Anleitung der kirchlichen Lehre und durchaus getragen von dem herrschenden Bewußtsein ihrer vollständigsten Hingabe an die kirchliche Autorität, also auch an ihre eigene vollständige Orthodoxie, in eine Anzahl göttlicher Mächte zu zerlegen sich angetrieben sah, mußte sich immer durch die Reflexion corrigiren lassen, welche sie warnte, daß sie sich darüber nicht die Einheit und Untheilbarkeit des Gottesbegriffes, die andere Seite des orthodoxen Postulats, abhanden kommen ließe. Sobald die Seelen über ihre Haltung zu dieser Hauptlehre zu reflectiren begannen, so mußte man erschrecken, wenn man die Gefahr erwog, in die man sich durch eine allzustarke Betonung der selbständig geschiedenen göttlichen Personen begeben hatte. Man sah sich hier unläugbar auf dem Wege, nicht bloß von dem orthodoxen Christenthume, sondern überhaupt von dem Christenthume abzukommen und wieder dem Heidenthume zuzufallen. Denn die maßgebende und allergewöhnlichste Vorstellung von dem Unterschiede zwischen Christenthum und Heidenthum war ja die, daß in dem ersteren der eine Gott, in dem anderen eine Vielheit von Göttern herrschte. In dem Begriffe der Einheit Gottes wollten und mußten alle, die sich überhaupt Christen nannten, übereinstimmen, und es verschwand in diesem Bereiche aller sonstiger Unterschied der Orthodoxie und der anderen ketzerischen Auffassungen der christlichen Lehre. Es war daher der härteste Vorwurf, den der Arianismus dem Katholicismus zu machen wußte, daß er ihm in der Entwickelung seiner Dreinigkeit polytheistische Vorstellungen Schuld gab. Die Todfeindschaft zwischen beiden Glaubensbekenntnissen erklärte sich auch gerade daraus, denn es war damit eine Anklage ausgesprochen, die nicht bloß die Rechtgläubigkeit, sondern etwas noch viel Höheres und Wichtigeres, die Christlichkeit des Katholicismus überhaupt direct angriff. Man bot darum von Seite der Kirche alles auf, um diesen Vorwurf als einen nichtigen erscheinen zu lassen und in der

wissenschaftlichen Speculation war namentlich durch Augustinus nicht bloß die Gleichheit des Wesens der göttlichen Personen, sondern auch die Gleichheit ihrer Substanz ausgesprochen worden. Damit war man freilich nun wieder zu weit gekommen, so daß sich die nothwendige Personen-Fixirung nicht wohl mehr vollziehen ließ, wenn man alle Consequenzen dieser strengen Zusammenfassung der Trinität zugeben wollte. Nach allen Seiten hin war man hier der Gefahr ausgesetzt in längst beseitigte Ketzereien zu gerathen, in denen einst ebenfalls die Einheit des Gottesbegriffes als das eigentliche Wesen desselben festgehalten worden war. Daher setzte man der Speculation vorsichtig hier eben nur sehr enge Grenzen, so daß sie weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin die der Kirche nothwendig gewordene Auffassung des Trinitätsbegriffes gefährden konnte, und so vermochte die Ueberzeugung in der Kirche selbst festzustehen, daß dieses Postulat der Doppelseitigkeit in dem obersten Gottesbegriffe wirklich und vollständig in der Kirchenlehre gelöst sei, so weit es sich überhaupt von der menschlichen Erkenntniß lösen lasse. Aber es war nothwendig zum eigenen Schutze und zum Schutze der untergebenen Seelen, immer auf der Hut zu sein, daß sich auch wirklich die beiden wesentlichen Seiten der ganzen Vorstellung, der Einheit und der wahren Persönlichkeit der drei einzelnen göttlichen Wesen, zusammen vorfanden. Für das wissenschaftlich gebildete Denken, selbst noch in seiner formelhaften Befangenheit dieser Zeit, lag die Gefahr näher, die Selbständigkeit der einzelnen Personen über dem Einheitsbegriff zu versäumen; für die gewöhnliche Vorstellungsweise aber war eher das Umgekehrte zu besorgen, und daher konnte auch den neubekehrten Franken nicht oft genug eingeschärft werden, daß sie an einen einzigen Gott glaubten, selbst wenn ihnen dieser einzige einheitliche Gott in der Form dreier Personen entgegentrete; daß gerade an dem Festhalten an der Einheit Gottes erkannt werden solle, ob sie wirklich und wahrhaftig den christlichen Glauben auf sich genommen. Wie zum Troste wurden sie zugleich bedeutet, daß an der völligen Ergründung dieses Mysteriums auch die Weisheit der tiefsten Geister scheitern müsse und daß es recht eigentlich deshalb da sei, um diese menschliche Weisheit zu Schanden zu machen.

Sobald man nun mit festem Glauben diese an und für sich unbegreifliche festgeschlossene Einheit und persönliche Selbständigkeit

in der Dreiheit des höchsten Gottesbegriffes als einen wirklich vorhandenen Bestandtheil der religiösen Vorstellungen zu besitzen sich bewußt war, wobei es gar nicht weiter darauf ankam, ob die speculative Vermittlung irgendwie versucht wurde, oder ob sich nicht einmal die Ahnung der Möglichkeit einer solchen vorfand, konnte man dem unmittelbaren religiösen Gefühle, was von diesen verwirrenden und ängstigenden Begriffsdeductionen nicht befriedigt zu werden vermochte, und das für sich doch vor allem Beachtung verlangte, weil in ihm die geistige Vermittlung zu dem christlichen Dogma sich wesentlich vollziehen mußte, auch sein gutes Recht angedeihen lassen. Für dieses unmittelbare Gefühl lebte der Gottesbegriff nur in seiner concreten persönlichen Ausbildung. Ihm also trat eine Dreiheit von göttlichen Wesen entgegen, die nur dadurch wieder zu einer Einheit verbunden wurden, daß die Macht des Einflusses jeder einzelnen göttlichen Person in gewissen Lagen des Gefühles so groß war, daß sie als die alleinige, alles beherrschende göttliche Substanz empfunden wurde.

Sobald man die Dreieinigkeit als einen Complex göttlicher Personen empfand, war es ganz natürlich, daß sich für das unmittelbare Gefühl eine gewisse Abstufung derselben nach ihrer größeren oder geringeren Bedeutung ergab. Dadurch ward der feststehende Glaubenssatz, daß die drei göttlichen Personen gleich ewig, gleich allmächtig, überhaupt gleich in allen Beziehungen und Eigenschaften ihres Wesens, und zwar in der allerenergischsten Bedeutung des Wortes gleich seien, nicht im geringsten beeinträchtigt. Es geschah dies so wenig, wie der Satz von der Einheit Gottes durch die reale Empfindung aufgehoben ward, die sich an die einzelnen Personen der Gottheit anschloß. Eine solche Abstufung ergab sich mit unabweisbarer Nothwendigkeit, sobald man die einzelnen göttlichen Personen zunächst in einem eben nach ihrer persönlichen Substanz bestimmten Kreiße von Beziehungen und Thätigkeiten sich manifestiren ließ. Eine Abstufung aber war noch keine Unterordnung; diese war selbst für rohe Geister ausgeschlossen durch die unendliche Fülle des Inhalts, der sich an den Gottesbegriff nach der kirchlichen Auffassung und Darstellung anschloß. Wo nur überhaupt diese Merkmale der Göttlichkeit dem menschlichen Bewußtsein entgegentraten, mußten sie den Eindruck erzeugen, daß sie zu gewaltig, zu unendlich seien, um eine wirkliche Unterordnung oder

Abhängigkeit ertragen zu können, also auch nicht die von einem ihnen gleichen oder ähnlichen Wesen. Das Heidenthum mit seinem so unendlich dürftigen Gottesbegriff hatte folgerichtig auch Abhängigkeit und Unterordnung seiner einzelnen göttlichen Gestalten wenigstens bis zu einem gewissen Grade herausgebildet, aber eine solche Auffassung war nun für immer ausgeschlossen. Diese Abstufung in dem christlichen Gottesbegriff war also nur so zu sagen ein Vorzug der Ehre, nicht der wirklichen Ueberlegenheit. —

Ganz anders aber mußte es sich verhalten, wenn man den unmittelbaren Einfluß der einen oder der anderen göttlichen Person auf das menschliche Gemüth erwog. Hier konnte durch die mannichfaltigsten Erregungen der feinsten Gefühlsnerven eine besonders warme Beziehung des menschlichen Herzens zu der einen oder anderen der göttlichen Personen entsprießen, die als eine ganz individuelle Angelegenheit mit dem immer objectiven Glaubensgebote durchaus nicht in Conflict zu kommen nöthig hatte. Da sich hier die Individualität in ihrer ganzen unberechenbaren Vielgestaltigkeit geltend machen konnte, so möchte es scheinen, als wenn überhaupt diese Erscheinung außerhalb des Gebietes der geschichtlichen Wahrnehmung läge. Allein bei aller Autonomie der Individualitäten auf diesem, wie man a priori behaupten möchte, autonomsten Gebiete wuchsen doch auch hier allgemein herrschende Stimmungen hervor, die wohl bei dem Einzelnen in letzter Instanz durch die Freiheit des individuellen Gefühlslebens eine subjective Färbung erhielten, über welche sich vom Standpunkt der geschichtlichen Beobachtung aus keine weitere Rechenschaft geben läßt, während man im Großen und Ganzen auch hier allgemein gültige Vorgänge nachweisen kann. —

Die Superiorität der einen göttlichen Person der Dreieinigkeit ward von der Kirche selbst auf die ehrwürdigste und wärmste Art durch die Bezeichnung Gott der Vater ausgedrückt. Schon in diesem Namen, der das wichtigste Moment dieses christlich-kirchlichen Gottesbegriffes enthielt, war alle abstracte und kalte Jenseitigkeit in dem Gottesbegriffe überhaupt ausgeschlossen. Für die aus anderen religiösen Gebieten in das Christenthum eintretenden Seelen lag darin die Möglichkeit eines innerlichsten Anschlusses, die um so mehr in Anschlag gebracht werden muß, weil außerdem die so durch und durch spiritualistische Substanz des Gottes, den sie nun als den höchsten anerkennen sollten, sie zur Aufnahme einer Man-

ihrem Fassungsvermögen höchst fremdartiger Begriffe nöthigte. Allerdings durften sie es nicht wagen ihre herkömmlichen mythologischen Vorstellungen, in denen das Prädicat Vater verschiedenen göttlichen Gestalten in ihren verschiedensten Beziehungen unter einander und zu der Welt gegeben wurde, unmittelbar an diesen Gott den Vater des christlichen Glaubens anzulehnen. Denn mit unnachsichtiger Strenge forderte die kirchliche Lehre den Ausschluß aller an menschlich sinnlicher Erscheinung haftenden Vorstellungen bei ihrem höchsten Gottesbegriffe. Diese für das unmittelbare Empfinden aller Zeiten und aller Individualitäten eigentlich unmögliche Sonderung war hier von den eben erst aus dem Heidenthum Gekommenen doch vielleicht in weiterem Umfange zu realisiren, als von einem seit vielen Generationen dem Christenthum unterthänigen Geschlechte. Das Gefühl, daß man aus dem bisherigen Kreiße von religiösen Bildern und Empfindungen heraus und in einen neuen, und eben deshalb auch äußerlich und innerlich vollkommen davon abweichenden eintreten müsse, erleichterte es zwar nicht, den Gedanken eines rein geistigen Gottes zu fassen, aber es zeigte der Seele den Weg, um sich den Grundsatz einzuprägen, daß sie hier in dem neuen Glauben alle jene menschlich-sinnlichen Beziehungen zu unterdrücken habe, ohne die man sich einst die Existenz göttlicher Wesen nicht vorzustellen vermocht hatte. So war es ermöglicht, wenigstens zu einer negativen Geistigkeit des Gottesbegriffes auch ohne irgendwie entwickeltes speculatives Denken zu gelangen. So wurde es auch möglich, den Begriff des göttlichen Vaters von allen den groben anthropomorphistischen Accidenzien rein zu halten, die sich aus der Erinnerung des Heidenthums, wie es schien, mit so unabweisbarer Nothwendigkeit herandrängten. Es blieb dann nichts übrig als die allerallgemeinste Basis des Gefühls, ein möglichst feiner und geistiger Extract aus dem Rohmaterial jener älteren Vorstellungen, dem allerdings nicht die kräftige sinnliche Wärme derselben einwohnen mochte. Aber sobald nur überhaupt noch die Seelen an dieser feineren und dünneren Vorstellung festhalten konnten, war ihnen doch nicht alle Möglichkeit abgeschnitten, dem höchsten christlichen Gott schon von dieser Seite her gemüthlich näher zu kommen.

Der unendlichen Geistigkeit der christlichen Gottesvorstellung wurde weder im Bewußtsein der Kirche, noch in der Empfindung

ihrer Untergebenen irgend Eintrag durch seine oben erwähnte Anlehnung an die Menschlichkeit gethan. Aber seine reine Geistigkeit blieb im Ganzen nur ein Glaubenspostulat, zu welchem es für die Seelen keinen eigentlichen Zugang gab. Nur als ihren allgemeinsten Niederschlag erzeugte sie die Empfindung, daß dieser Gott des Christenthums schon wegen der Unfaßbarkeit seines Inhaltes und seines Wesens an Macht und Gewalt um vieles größer sein müsse als die Götter, die man bisher gekannt hatte. Denn da die Thatsache seiner Existenz überhaupt feststand und keineswegs eines Beweises bedurfte — der Beweis war schon vollkommen genügend in allen den großen geschichtlichen Ereignissen und Verhältnissen gegeben, an welchen den Franken überhaupt die sieghafte Stärke des Christenthums und seines Gottes aufgegangen war — so fiel seine Unfaßbarkeit von selbst mit der Vorstellung seiner unendlichen Größe zusammen und die die Seelen beherrschende Gewalt des Mysteriums bethätigte sich gerade hier sehr folgenreich.

Einzelne göttl. Eigenschaften.

Die Einheit und Unendlichkeit des Gottesbegriffes nach christlicher Auffassung hatte es jedoch nicht ausgeschlossen, daß die Lehre der Kirche einzelne Momente desselben als besondere Eigenschaften des göttlichen Wesens entwickelte und deren gläubige Aufnahme forderte. Wie die Kirche sich selbst bewußt blieb, war man hier, um eigentlich unfaßbare und unsagbare Dinge menschlich zu fassen und zu sagen, von selbst zu einer Anlehnung an menschliches Wesen gekommen. Es hatte sich also eine Art von Anthropomorphismus hier in dem rein spirituellen christlichen Gottesbegriff festgesetzt. Allein er zerstörte seinen Spiritualismus nicht, so lange man sich bewußt blieb, daß diese ganze menschliche Betrachtungsweise bloß symbolisch, jedenfalls bloß relativ erschöpfend war. Auch schadete er noch aus einem anderen Grunde nichts. Der ganze Anthropomorphismus hielt sich auf rein psychischem und ethischem Gebiete, also in der Sphäre der bloßen menschlichen Geistigkeit, und stieß alle und jede materialistische Einmischung stark und consequent von sich ab, wenigstens dann, wenn man sich selbst in strenger Einheit mit dem allgemein kirchlichen Bewußtsein halten wollte. So kam man also, selbst wenn man vergaß — wie sich dies von selbst ergab, sobald man sich in die Betrachtung der einzelnen Eigenschaften Gottes verlor — daß man nur mit unzulänglicher Symbolik in ihrer Erforschung und Darstellung verfuhr, doch niemals in Gefahr,

die wahrhaft geistige Sphäre des Gottesbegriffes ganz zu verlassen und den wesentlichsten Charakter der speculativen Seite des Christenthums aufzugeben.

Gewiß vermochten die Neubekehrten nicht den Deductionen über den Zusammenhang der einzelnen Attribute und Eigenschaften Gottes mit seinem Begriffe irgendwie zu folgen, auch bei der Auseinandersetzung dieser einzelnen Momente mußte ihnen das Meiste nicht blos im gewöhnlichen Sinne unverständlich bleiben, denn in diesem Sinne war es ja überhaupt unverständlich, sondern es konnte nicht einmal soweit einen Eindruck auf ihre Seelen machen, daß es als Glaubensformel wahres Glaubenspostulat in ihrem Bewußtsein geworden wäre. Es gab auch für die Kirche hier keine besondere Veranlassung, ausführlicher und eindringlicher in ihrer Unterweisung zu verfahren. Das Wichtigste in diesem Bereiche war es, daß die Geistigkeit des Gottesbegriffes festgehalten wurde Dies erfolgte durch die Hervorhebung des Contrastes des wahren Gottes mit den eben verlassenen falschen, deren geistige Substanz sich nirgends von ihrer sinnlichen Basis trennen ließ. Dann kam es ferner darauf an, daß gewisse Aeußerungen des göttlichen Wesens als seine unmittelbare Bethätigung gefaßt wurden. Es waren dies diejenigen, an welche das menschliche Gemüth die Vorstellung von der alles überwältigenden und alles bedingenden Größe und Kraft Gottes am unwillkürlichsten anlehnte. Denn es stand ja als Hauptpostulat des Gottesglaubens ebensowohl die vollständige Jenseitigkeit oder Geistigkeit des Gottesbegriffes, wie auch seine vollständige Diesseitigkeit fest. Er sollte in allen und jeden Beziehungen der Welt und der Menschen, sie mochten Namen haben wie sie wollten, sich schrankenlos bethätigen können. Die einzelnen Eigenschaften Gottes in ihrer gewöhnlichen Definition waren gewissermaßen nur eben so viel Brücken, welche die Kluft zwischen der Jenseitigkeit und Diesseitigkeit Gottes überspannten und so zur Erfüllung dieses erwähnten Postulates dienten. Man konnte aber sehr wohl nur an dieser oder jener Stelle für sich selbst den Zusammenhang zwischen diesen beiden Seiten des göttlichen Begriffes herstellen, ohne eine wesentliche Lücke in der Verbindung selbst zu fühlen, und es war auch keineswegs erforderlich, daß sich der menschliche Geist bewußt wurde, wie diese Verbindung auf dem Wege des Denkens zu Stande kam, wenn sie ihm nur hier und

ihrer Untergebenen irgend Eintrag durch seine oben erwähnte Anlehnung an die Menschlichkeit gethan. Aber seine reine Geistigkeit blieb im Ganzen nur ein Glaubenspostulat, zu welchem es für die Seelen keinen eigentlichen Zugang gab. Nur als ihren allgemeinsten Niederschlag erzeugte sie die Empfindung, daß dieser Gott des Christenthums schon wegen der Unfaßbarkeit seines Inhaltes und seines Wesens an Macht und Gewalt um vieles größer sein müsse als die Götter, die man bisher gekannt hatte. Denn da die Thatsache seiner Existenz überhaupt feststand und keineswegs eines Beweises bedurfte — der Beweis war schon vollkommen genügend in allen den großen geschichtlichen Ereignissen und Verhältnissen gegeben, an welchen den Franken überhaupt die sieghafte Stärke des Christenthums und seines Gottes aufgegangen war — so fiel seine Unfaßbarkeit von selbst mit der Vorstellung seiner unendlichen Größe zusammen und die die Seelen beherrschende Gewalt des Mysteriums bethätigte sich gerade hier sehr folgenreich.

Einzelne göttl. Eigenschaften.

Die Einheit und Unendlichkeit des Gottesbegriffes nach christlicher Auffassung hatte es jedoch nicht ausgeschlossen, daß die Lehre der Kirche einzelne Momente desselben als besondere Eigenschaften des göttlichen Wesens entwickelte und deren gläubige Aufnahme forderte. Wie die Kirche sich selbst bewußt blieb, war man hier, um eigentlich unfaßbare und unsagbare Dinge menschlich zu fassen und zu sagen, von selbst zu einer Anlehnung an menschliches Wesen gekommen. Es hatte sich also eine Art von Anthropomorphismus hier in dem rein spirituellen christlichen Gottesbegriff festgesetzt. Allein er zerstörte seinen Spiritualismus nicht, so lange man sich bewußt blieb, daß diese ganze menschliche Betrachtungsweise bloß symbolisch, jedenfalls bloß relativ erschöpfend war. Auch schadete er noch aus einem anderen Grunde nichts. Der ganze Anthropomorphismus hielt sich auf rein psychischem und ethischem Gebiete, also in der Sphäre der bloßen menschlichen Geistigkeit, und stieß alle und jede materialistische Einmischung stark und consequent von sich ab, wenigstens dann, wenn man sich selbst in strenger Einheit mit dem allgemein kirchlichen Bewußtsein halten wollte. So kam man also, selbst wenn man vergaß — wie sich dies von selbst ergab, sobald man sich in die Betrachtung der einzelnen Eigenschaften Gottes verlor — daß man nur mit unzulänglicher Symbolik in ihrer Erforschung und Darstellung verfuhr, doch niemals in Gefahr,

die wahrhaft geistige Sphäre des Gottesbegriffes ganz zu verlassen und den wesentlichsten Charakter der speculativen Seite des Christenthums aufzugeben.

Gewiß vermochten die Neubekehrten nicht den Deductionen über den Zusammenhang der einzelnen Attribute und Eigenschaften Gottes mit seinem Begriffe irgendwie zu folgen, auch bei der Auseinandersetzung dieser einzelnen Momente mußte ihnen das Meiste nicht blos im gewöhnlichen Sinne unverständlich bleiben, denn in diesem Sinne war es ja überhaupt unverständlich, sondern es konnte nicht einmal soweit einen Eindruck auf ihre Seelen machen, daß es als Glaubensformel wahres Glaubenspostulat in ihrem Bewußtsein geworden wäre. Es gab auch für die Kirche hier keine besondere Veranlassung, ausführlicher und eindringlicher in ihrer Unterweisung zu verfahren. Das Wichtigste in diesem Bereiche war es, daß die Geistigkeit des Gottesbegriffes festgehalten wurde Dies erfolgte durch die Hervorhebung des Contrastes des wahren Gottes mit den eben verlassenen falschen, deren geistige Substanz sich nirgends von ihrer sinnlichen Basis trennen ließ. Dann kam es ferner darauf an, daß gewisse Aeußerungen des göttlichen Wesens als seine unmittelbare Bethätigung gefaßt wurden. Es waren dies diejenigen, an welche das menschliche Gemüth die Vorstellung von der alles überwältigenden und alles bedingenden Größe und Kraft Gottes am unwillkürlichsten anlehnte. Denn es stand ja als Hauptpostulat des Gottesglaubens ebensowohl die vollständige Jenseitigkeit oder Geistigkeit des Gottesbegriffes, wie auch seine vollständige Diesseitigkeit fest. Er sollte in allen und jeden Beziehungen der Welt und der Menschen, sie mochten Namen haben wie sie wollten, sich schrankenlos bethätigen können. Die einzelnen Eigenschaften Gottes in ihrer gewöhnlichen Definition waren gewissermaßen nur eben so viel Brücken, welche die Kluft zwischen der Jenseitigkeit und Diesseitigkeit Gottes überspannten und so zur Erfüllung dieses erwähnten Postulates dienten. Man konnte aber sehr wohl nur an dieser oder jener Stelle für sich selbst den Zusammenhang zwischen diesen beiden Seiten des göttlichen Begriffes herstellen, ohne eine wesentliche Lücke in der Verbindung selbst zu fühlen, und es war auch keineswegs erforderlich, daß sich der menschliche Geist bewußt wurde, wie diese Verbindung auf dem Wege des Denkens zu Stande kam, wenn sie ihm nur hier und

da als ein unmittelbarer Eindruck auf sein Gefühl entgegentrat, als eine geistige Realität.

Von diesem Standpunkt aus wird es begreiflich, wie an und für sich so abstracte und schwierige Vorstellungen wie die von der Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit und Ewigkeit Gottes doch sich ganz unmittelbar mit der einmaligen gläubigen Hingabe an den Gottesbegriff überhaupt in den Seelen festsetzten. Sie in ihrer ganzen Ausdehnung und Consequenz durchzudenken und mit einander und den übrigen Vorstellungen, die man von dem göttlichen Wesen hatte, rationell in Verbindung zu bringen, fand sich der Volksgeist durchaus nicht veranlaßt, aber er abstrahirte sich auf seine Weise doch eine Art von lebendigem Gesammtbild des göttlichen Wesens, wenigstens insoweit es durch die Beziehung zu concreteren Dingen, zu der Welt und zu dem Menschendasein überhaupt eine concretere Berührung der Phantasie und des Gefühles hervorzubringen vermochte.

Dieser Complex von Eigenschaften des göttlichen Wesens ward am energischsten in der Phantasie lebendig durch ein weiteres kirchliches Hauptprädicat Gottes des Vaters. Sie bezeichnete ihn als den allmächtigen Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde, aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge. Diese Vorstellung war nicht bloß dazu geschaffen, dem Geiste mächtig zu imponiren, sondern ihm auch in einem Gebiete, wo alle bisherigen religiösen Gestaltungsversuche dem innersten geistigen Bedürfniß kein Genüge gethan hatten, eine Art von fester Haltung zu geben. Nach den Voraussetzungen ihrer nationalen heidnischen Traditionen war den Neubekehrten bis dahin noch keine Ahnung von einer solchen Einheit in dem Grunde aller Dinge, die sie umgaben, oder von denen sie wußten, aufgegangen. Auch ihre nationalen Götter waren, wenn auch noch so mächtig und in gewissem Sinne allmächtig gedacht, noch nicht die eigentlichen Herren der Schöpfung gewesen, sondern nur die Ordner und Bildner der schon fertigen Stoffe derselben. Ja ihr eigener Ursprung reichte nicht hinüber über die schon vorhandenen Elemente. Sie selbst waren aus diesen gebildet, wie sie denn weiter sich derselben, aber auch nur eines Theiles derselben, in ihren Schöpfungen oder Weiterbildungen bedienten, während andere Theile jener elementaren Materie, ihrem Einfluß entzogen, sich selbständig weiter entwickelten. Ein einheitlicher

letzter Urgrund der Dinge war also hier nirgends gefunden, und wo sich scheinbar ein solcher fand, wie etwa in der nationalen Mythe von dem Ursprung des deutschen Volkes,[4]) das sich seiner Herkunft von einem göttlichen Sohne der Erde rühmte, war dieser letzte Grund nur eine sehr beschränkte concrete Vorstellung, die den Geist selbst, ehe er noch an eigentliche Speculation dachte, doch immer weiter zurück zu einer abstracteren und allgemeineren wies. Allein da sich der Geist von seinem Festhalten an concreten Dingen nicht freizumachen wußte, so wußte er auch dieses Problem nicht anders zu lösen, als daß er dem jenseitigen Urgrund durch eine möglichste Hervorhebung seiner Formlosigkeit seine concret-sinnliche Natur zu entziehen und ihn dadurch zu einer allgemein gültigen geistigen Potenz zu erheben suchte. So war man immer nicht weiter, als bis zu einem möglichst nebelhaft vorgestellten Chaos, aber keineswegs zu einer auch nur das damalige Bewußtsein befriedigenden Lösung des Problems gelangt. Von diesem ursprünglichen Mangel aus ergab sich dann auch ganz von selbst für den Geist die Nothwendigkeit, die ewige Existenz der in ihm auf so confuse Weise vollzogenen Schöpfung zu läugnen. Darin war auch schon von vornherein der Untergang der bei der Schöpfung thätigen und sie innerhalb gewisser Kreiße beherrschenden Götter einbegriffen, eine Ansicht, die sich im Gebiete des deutschen religiösen Lebens durch die Begünstigung eigenthümlicher innerer und äußerer Momente verhältnißmäßig sehr schnell und furchtbar concret ausgebildet und wesentlich zu der allgemeinen innerlichen Auflösung des deutschen Heidenthums geführt hatte.[5]) Aber nimmermehr wäre es dem Einflusse derselben allein gelungen, den Glauben an einen Untergang der Welt und der Götter als ein nothwendiges Attribut der darauf bezüglichen Vorstellungen hervorzurufen. Da sich die geistige Thätigkeit nun einmal fragend und forschend,

---

4) Ueber diese Vorstellungs- und Sagenreihe verweise ich auf die von mir Bd. I. S. 50 u. f., bes. 51 Anm. 5 gemachten Bemerkungen, wo irrthümliche Ansichten darüber, wie ich glaube, mit triftigen Gründen zurückgewiesen werden.

5) Ueber die religiösen Gebilde in Betreff der letzten Dinge und über ihre Bedeutung für die religiöse und sittliche Haltung des deutschen Volksgeistes verweise ich auf die ausführlichen Erörterungen und möglichst allseitigen Beleuchtungen, die im 5. u. 6. Cap. des Bd. I. gegeben worden sind.

wenn auch noch so roh, nach dieser Seite hin schon angeregt fand, so lag die Aufnahme der jetzt neu herangebrachten Begriffe über Gott den Schöpfer der Welt und den letzten Grund aller Dinge nicht so ferne ab von diesen sonst so wenig zu abstractem Denken befähigten Geistern, als man nach dem speculativen Gehalte dieser christlichen Vorstellungsweise vielleicht anzunehmen geneigt sein dürfte. Auch hier waren es nur einzelne bestimmte Gedanken in rein dogmatischer Haltung, die sich in den Seelen einbürgerten, aber sie wurden nicht wenig durch die noch so wenig geschulte, ganz elementare Verstandesreflexion unterstützt. Diese strebte nach der Auffindung eines wahrhaft letzten Grundes aller Dinge, über den hinaus kein weiteres Fortschreiten der Phantasie möglich war. Er fand sich, sobald man sich streng an die Lehre der Kirche über die Schöpferthätigkeit Gottes hielt. Nach dieser hatte Gott die Welt aus dem Nichts geschaffen. So wenig man sich nun diesen Satz zu weiterer Aufnahme in den Geist zerlegen konnte, so gerne begnügte man sich mit dem allgemein daraus hervorgehenden Resultate, daß damit überhaupt das ganze Problem erledigt sei. Der tiefere Gehalt dieser christlichen Vorstellungsweise, die absolute Herrlichkeit und Kraft des Geistes, wurde von der Empfindung und der Reflexion nicht weiter berührt, denn es war der menschlichen Seele auf lange hinaus genug, daß sie überhaupt an der Stelle der früheren wüsten Confusion, in die sie durch ihre eigenen Versuche, dies Problem zu lösen, gerathen war, nun einen ganz festen und dauerhaften Anhaltspunkt gewonnen hatte.

Mit dieser Vorstellungsreihe verknüpfte sich nun ganz unwillkürlich das, was überhaupt von der Ewigkeit, Allmacht und Allgegenwart Gottes als Glaubensgebot an die Seelen herantrat. An und für sich lagen auch alle diese Ideen weit über das geistige Vermögen der Neubekehrten hinaus. In ihren bisherigen religiösen Ansichten hatten sie die diesen christlichen Begriffen bedingt entsprechenden Vorstellungen noch dazu mehr und mehr beschränkt, indem ihnen die Endlichkeit, Machtlosigkeit und Beschränktheit ihrer Götter mit furchtbarer Anschaulichkeit immer näher getreten war. Aber von dem festgegebenen Punkte der Schöpferthätigkeit Gottes in dem eminenten Sinne, wie er ihnen durch das Christenthum offenbart wurde, führten sich auch diese Begriffe nicht als logische Consequenzen, — denn es fand ja überhaupt kein logischer Geistesproceß

hier statt, — sondern als Consequenzen der Phantasie und Empfindung ein. Sie wurden damit naturgemäß ihrer streng abstracten Basis entkleidet, und eine Vergleichung und Heranziehung des menschlichen Wesens in ächt anthropomorphistischer Weise machte sich nothwendig geltend. Allein damit wurde an dem für diese Seelen in diesem Bereiche wichtigsten Satz der unendlichen Machtfülle des Wesens, welches das Dasein der Welt bedingte, nicht gerüttelt. Denn es gab auch rückwärts für sie keinen Weg logischer Reflexion, der ihnen das verstandesmäßig Unvereinbare ihrer anthropomorphistischen Auffassung und des christlichen Schöpferbegriffes gezeigt hätte, so wenig wie sich ihnen auf einem solchen Wege, der für sie eben ein für allemal nicht vorhanden war, ein Widerspruch in der Auffassung der einzelnen Attribute Gottes und seines Gesammtbegriffes oder des Einheitspostulates im göttlichen Wesen und der Festhaltung seiner einzelnen Personen herausstellte.

Gewiß aber wirkte auch zu einer Anlehnung des religiösen Gefühls an diese Eigenschaften und diese Aeußerungen des Gottes, der den Neubekehrten nun als der einzig wahre gezeigt wurde, ein in dem älteren deutschen Heidenthum deutlich wahrnehmbarer Zug nach dem Unendlichen, Schrankenlosen in den Vorstellungen von den göttlichen Mächten, von denen man sich abhängig bekannte. Jener Zug war dort, eingeengt zwischen die verschiedenartigsten anderen religiösen Bedürfnisse und die gerade nach dem Entgegengesetztesten hin wirkenden Einflüsse der Phantasie einer späteren Zeit, in seiner eigentlichen Kraft geknickt worden und hatte sich zuletzt nur bloß negativ, zerstörend zu bethätigen vermocht. Allein er war und blieb doch, wie immer er auch entstellt und zurückgeschoben sein mochte, ein Eigenthum der Volksseele. Schon in diesen ersten Vorstellungen des christlichen Gottesbegriffes konnte er wieder zu größerer Geltung gelangen, denn sie gaben im Wesen das vollständig, wonach der Volksgeist ursprünglich hätte streben müssen, wenn er sich selbst treu geblieben wäre. Hier wurde eine absolute Geistigkeit und Unendlichkeit des Gottesbegriffes geboten, von der man, so lange sich der Volksgeist mit eigenen Kräften behelfen mußte, so weit abgekommen war. Und wenn auch dieser Volksgeist im Ganzen und im Einzelnen keineswegs vorbereitet war, die ganze Tiefe dieses Begriffes zu fassen, wenn man auch zugeben muß, daß dieser Begriff in der Art, wie er von der Kirche überliefert

Ideal in die immer concreter gewordenen Vorstellungen der göttlichen Mächte hineinzubilden. Das Resultat war zunächst, wie es nicht anders sein konnte, eine vollständige Zersetzung des alten Glaubens auch von dieser Seite her, wie er ja auch von einer anderen Seite her seinem Untergange unrettbar entgegengehen mußte. Aber das, was man die allgemeine religiöse Bedürftigkeit der Gemüther nennen darf, äußerte sich in diesem Kreiße mit der, wenn auch unausgesprochenen und vielleicht auch nur sehr dumpf empfundenen Forderung, daß ihm in einem neuen Glauben, in positiven religiösen Gebilden, ein Gottesbegriff zugeführt werde, welcher die feineren und besseren Regungen des menschlichen Gemüthes nicht verletzte und nicht in so schneidendem Widerspruche mit ihnen stand, wie dies in dem nationalen Heidenthume besonders in seinen letzten Zeiten der Fall gewesen war. Denn obgleich alle möglichen Einflüsse darauf hingewirkt hatten, diese feinen und besseren Regungen, die Basis des sittlichen Gebietes, zu zerstören, so war dies ihnen eben doch nur in bedingter Weise gelungen. Gänzlich ließen sie sich so wenig wie die religiöse Anlage überhaupt aus dem Volksgemüthe austilgen.

Ohne Zweifel war man auf diesem Wege noch sehr weit von der Anerkennung des göttlichen Wesens als der absoluten Sittlichkeit im christlichen Sinne entfernt, und naturgemäß wäre man auch nie von selbst dahin gelangt. Jetzt, wo sie von außen her als ein Glaubenspostulat gegeben wurde, konnte sie sich wenigstens in so weit in den Seelen einbürgern, daß man, ohne ihren eigentlichen Inhalt zu verstehen, doch sich mit dem Instinct an sie hingab, daß hier ein unendlicher Schatz von Befriedigung und Beruhigung des Gemüthes verborgen liege, von dem man einstmals keine Ahnung gehabt hatte.

Der Kirche kam diese wenigstens ganz allgemeine Vorbereitung der Gemüther zur Aufnahme dieses Begriffes wesentlich zu Statten, um daran die weitere Entwickelung desselben in ihrem Sinne zu knüpfen. Auf sie mußte sie einen besonderen Nachdruck legen, weil aus den Consequenzen derselben zuletzt allein die Idee der Kirche und ihre reale Existenz sich begründen ließ. Den Neubekehrten gegenüber war es nun wohl allerdings nicht nöthig in diese Deductionen einzugehen, denn ihnen genügte ja schon die Thatsache ihrer Existenz, um die Berechtigung derselben so weit anzuerkennen,

als es überhaupt für die weltgeschichtliche Stellung beider Factoren nöthig war. Aber das unmittelbare kirchliche Bewußtsein bedurfte auch für sich selbst einer solchen Rechtfertigung, wenn man es so nennen will, um mit der vollen Kraft seiner ewigen und unendlichen, und seiner speciellen und individuellen Berechtigung sich geltend machen zu können.

Für das Verhältniß der Neubekehrten zu dem Glauben war es aber noch viel wichtiger, daß sich nothwendigerweise gerade von diesen Consequenzen des göttlichen Wesens aus die Forderungen an sie ergaben, welche als specifischster und fremdartigster Gehalt des Christenthums am tiefsten in ihr innerstes Wesen einschnitten und in demselben fortwährende unwillkürliche oder bewußte Reactionen hervorriefen. Denn daraus leiteten sich in letzter Instanz alle Forderungen ab, welche von Seite des Christenthums und der Kirche an den Willen und die That der Neubekehrten gemacht wurden, Forderungen, die an und für sich ganz abgesehen von ihrem Inhalte so unendlich schwieriger zu erfüllen waren, als die, welche sich zunächst an das Gefühl oder das Vorstellungsvermögen richteten. In der christlichen Kirchenlehre sollte dieser Zusammenhang mit größter Strenge und mit ewig gleichem Nachdruck festgehalten werden und wurde es auch in der Theorie, wenn auch die Praxis durch mancherlei Einwirkungen häufig von einem ganz anderen Standpunkte aus verfuhr. So lange es aber die Kirche mit ihrer hierher bezüglichen Thätigkeit wahrhaft ernst und streng meinte, konnte sie sowohl für sich selbst als auch für die Neubekehrten gar nicht zu viel Gewicht auf diese ihre Auffassung des Gottesbegriffes legen, denn daraus mußte sie allem Widerstande gegenüber das Gefühl und die Ueberzeugung ihrer inneren Berechtigung und die daraus hervorgehende Gewißheit eines endlichen Sieges über diesen Widerstand schöpfen, so wie die Neubekehrten ihrerseits, sobald auch nur die allgemeinsten Umrisse dieser Auffassung des göttlichen Wesens in ihren Seelen sich festgesetzt hatten, gerade daran eine Macht in sich aufgenommen hatten, die in ihrem wenn auch noch so rohen Gewissen gegen die den christlich-kirchlichen Sittlichkeitsforderungen widerstrebenden Neigungen und Gewohnheiten kämpfte. Es war dies die gewaltigste Bundesgenossin, die nur überhaupt die Sache der Kirche oder des Christenthums vertreten konnte, die sich weder durch Brutalität, noch durch Leicht-

lange nur von dieser göttlichen Eigenschaft ihre Gedanken in Anspruch genommen waren, jede Möglichkeit verschwand gegen die Urtheilssprüche der göttlichen Gerechtigkeit Einsprache zu thun, oder irgend welche Mittel sie zu beschränken, oder sich ihr gänzlich zu entziehen, statthaft zu finden. Nur wenn die Phantasie und der Gedanke sich überhaupt aus diesem Vorstellungskreiße entfernte, ergaben sich möglicherweise Momente, entweder im göttlichen Wesen selbst oder in anderen Dingen, die jenem an und für sich schrankenlosen Begriff der göttlichen Gerechtigkeit gegenüber einigermaßen wieder die menschliche Seele ins Gleichgewicht setzen konnten.

An eine kritische Opposition der Seelen gegen diesen Begriff, der in seinen näheren und ferneren Consequenzen allerdings recht dazu geschaffen war sie bis in ihre tiefsten Grundlagen umzuwühlen, konnte nicht gedacht werden. Denn er war durch dieselbe absolut bannende Macht geschützt, die alle anderen christlichen Begriffe über alle bewußten Anfechtungen des Volksgeistes erhob. Er war ein integrirender Theil der Glaubenslehre und wurde als solcher mit ihren anderen Geboten unbedingt hingenommen, um wenigstens theoretisch fortan als integrirendes Eigenthum des Empfindens, Denkens und Wollens und als Grundlage des davon abhängigen Handelns zu gelten. Auch war er von der Kirche vor allen anderen mit ernstem Nachdruck und mit wahrhaft innerer Ueberzeugung hervorgehoben, die hier nicht, wie so häufig, auf einer bloßen, wenn auch durchaus ehrlich gemeinten Aufnahme und Wiedergabe formelhafter Sätze, sondern auf dem Boden eines wahrhaftigen inneren Erlebnisses ruhte. Denn überall und überall in menschlichen Dingen, wohin nur ein von kirchlichen Voraussetzungen durchdrungener Beobachter seine Blicke richten mochte, fand er die unmittelbarste Bethätigung gerade dieser Eigenschaft des göttlichen Wesens. Und wie für ihn selbst solche Beispiele zu einer neuen Stütze für seinen Glauben wurden, wenn derselbe noch dergleichen bedurft hätte, so gaben sie ihm auch den Lehrlingen gegenüber die wirksamsten Mittel in die Hand, einen nie verlöschenden Eindruck auf ihr Gemüth zu machen.

Die göttliche Gerechtigkeit, als der absolute Wille und die absolute Macht Gottes zu belohnen und zu bestrafen gedacht, setzte den Begriff von gut und bös wenigstens im Allgemeinen voraus. Die Definition beider aber war, wieder ganz allgemein betrachtet,

durch die bloße Autorität schon genügend gegeben, wenn man sich an die gewöhnlichen menschlichen Begriffe über das Verhältniß einer zum Belohnen und zum Bestrafen befähigten Macht erinnerte. Wie diese die Erfüllung ihres Willens freundlich empfinden mußte, und dafür sich auf ihre Weise dankbar zu erweisen pflegte, während sie eine Mißachtung desselben durch irgend welche Nachtheile ahndete, so konnte man sich auch, ohne hier durch anthropomorphistische Regungen mit den christlichen Gottesbegriffen in wirklichen Widerstreit zu gerathen, das Verhältniß des gerechten Gottes zu den Menschen denken. Gott hatte selbst, wie man wußte und worüber man nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch ganz speciell unterwiesen worden war, bestimmte Gebote als seinen Willen gegeben. Als solche standen sie an und für sich ebenso unerschütterlich fest wie seine ganze Existenz, oder wie die Autorität, die sie den Menschen überlieferte. Wer diese Gebote erfüllte, mußte wissen, daß ihm die Verheißungen die daran geknüpft waren zu Theil wurden; wer sie mißachtete, mußte ebenso fest überzeugt sein, daß auf ihn die Strafen fielen, welche Gott vorherbestimmt hatte. Gut und bös hieß also für das allgemeine Verhältniß der Menschen zu der Gerechtigkeit Gottes die Erfüllung oder Versäumung ganz bestimmter Gebote, die man wissen konnte und die man schuldig war zu erfüllen, weil sich überhaupt der Gehorsam des Menschen gegen eine göttliche Macht wie die, die sie durch das Christenthum kennen lernten, von selbst verstand. Die von vornherein so mannigfach beschränkte Macht der ehemaligen heidnischen Götter hatte es sich wohl gefallen lassen müssen, daß die Menschen gelegentlich darüber reflectiren konnten, ob es passend oder nützlich sei ihren Befehlen und Geboten zu gehorchen, aber die absolute Machtvollkommenheit des wahren Gottes schloß alle solche Reflexionen von Anfang an aus, denn wo überhaupt eine Hingabe an diesen Gott stattgefunden hatte, hatte sie auch das Gemüth mit dem Bilde einer über alle bisherigen Vorstellungen hinausliegenden Abhängigkeit erfüllt, aus der man sich nicht mehr lösen konnte. Das Verhältniß zu den Göttern des Heidenthums beruhte dagegen im Wesentlichen darauf, daß man nicht bloß sich selbst von jenen, sondern auch jene in nicht geringem Maße von den Menschen abhängig fühlte. Man konnte es daher auch wohl hie und da einmal wagen, ihren ausdrücklich erkannten Willen unbeachtet

zu lassen, ohne daß sich in dem Gemüthe des Menschen das Bewußtsein der Strafwürdigkeit zeigte, denn man konnte wohl wieder ein ander Mal, indem man ihrem Willen genau nachkam, ihren Zorn zu versöhnen hoffen, und auf keinen Fall war dieser Zorn ohne alle Einschränkungen zu fürchten. Im Bereiche des menschlichen Wesens gab es eine Menge von Mitteln, die sich auch gegen den Willen der Götter zur Paralysirung ihres Zornes brauchen ließen.

Die Götter des Heidenthums hatten ihre Belohnungen und ihre Strafen keineswegs nach dem Maßstabe eines auch für sie objectiven Gesetzes ausgetheilt, wie man nach den christlichen Vorstellungen von der Gerechtigkeit Gottes sich dessen belohnende und strafende Wirksamkeit denken mußte. Es verstand sich von selbst, daß die alten Götter darnach zu belohnen und zu bestrafen pflegten, wie der einzelne Mensch ihren Willen erfüllte oder gegen denselben handelte. Allein dieser Wille war im Grunde immer nur etwas subjectiv Persönliches geblieben, ohne sich durchweg an feste Grundsätze, wenn man so sagen darf, zu binden. Die Stimmung und Verstimmung des Augenblickes, die Leidenschaft, die von irgend einer zufälligen Veranlassung sich erregt sah, vermochten an der gewöhnlichen Norm des göttlichen Handelns sehr wesentliche Aenderungen hervorzubringen. Alle diese echt menschlich beschränkten Züge wurden von dem religiösen Gefühle der früheren Zeit ernstlich in Anschlag gebracht, und der Begriff einer wahrhaftigen göttlichen Gerechtigkeit wurde dadurch, wie sich von selbst versteht, im Wesen ganz zerstört.

Aus dem erhabenen Begriffe des christlichen Gotteswesens waren alle derartigen Einflüsse menschlicher Stimmungen und menschlicher Launen ausgeschlossen. Niemals konnte sich zwar die unmittelbare menschliche Vorstellung einer Uebertragung der Affecte, überhaupt des ganzen menschlichen Seelenprocesses auf Gott, entwöhnen, und unwillkürlich fielen selbst die in abstracterem Denken Geübten in diesen Fehler. Sie wußten ihn zwar immer, sobald sie sich auf die Voraussetzungen ihres Denkens besannen, damit zu corrigiren, daß sie diese Ausdrucksweise für die allein mögliche symbolische erklärten, deren man sich ja auch sonst zu bedienen genöthigt war, wenn man von den eigentlich göttlichen Dingen sprach. In diesem Sinne wurde auch traditionell die rechtgläu-

bige Bibelerklärung gehandhabt, und mit Hülfe dieses Mittels besonders die leicht zu Mißverständnissen führenden Stellen des alten Testamentes mit der absoluten Geistigkeit des kirchlich-wissenschaftlichen Gottesbegriffes in Einklang gebracht. Allein die unmittelbare Empfindung bedurfte eines solchen Vehikels nicht; für sie war das Vorhandensein des ganzen menschlichen Gemüthslebens in Gott die instinctiv nothwendige Voraussetzung, unter der sich allein das menschliche Gemüth mit Gott in Verbindung setzen konnte. Die Hauptaffecte, welche die menschliche Brust bewegten, waren in diese Uebertragung mit derselben Nothwendigkeit eingeschlossen, mit der sie überhaupt stattfand. — Wenn dies eben geschilderte Verhältniß als durchschnittliches Ergebniß für die gewöhnliche menschliche Empfindung gelten muß, so galt es, könnte man behaupten, fast in noch höherem Grade für das religöse Seelenleben der Neubekehrten; diese vermochten sich einen für sie lebendigen Gott ohne eine derartige volle menschliche Anlage unmöglich in Beziehung zu der Welt oder zu den Menschen zu denken. Die reine Geistigkeit des Gottesbegriffes, die alle anthropomorphistischen Vorstellungen und in strenger Consequenz auch diese Affecte ausschloß, war ohnehin ein Postulat, von dem sie innerlich kaum eine Ahnung haben konnten. Sie leisteten in dieser Hinsicht schon beinahe das Unmögliche, wenn sie nur alle sinnlich-körperlichen Vorstellungen von der Person Gottes ferne hielten, allein keine Unterweisung wäre im Stande gewesen ihnen begreiflich zu machen, daß dieser göttliche Geist nicht auf dieselbe Weise den Eindrücken der Außenwelt zugänglich wäre, als der ihrige, daß für ihn die hauptsächlichsten Regungen der menschlichen Seele, Freude und Schmerz, Wohlgefallen und Zorn nicht gelten sollten genau in denselben Situationen, in denen sie für ihr Seelenleben galten. Aber doch erkannten sie einen specifischen Unterschied dieser göttlichen Affecte sowohl von ihren eigenen, wie von denen ihrer früheren göttlichen Gebilde ohne Rückhalt an, wie er von selbst aus der christlichen Grundauffassung Gottes als der absoluten Sittlichkeit und der absoluten Vernunft sich ergab. Wollte man die darauf bezügliche Vorstellung in der allerschlichtesten Weise ausdrücken, so könnte man sagen: sie hielten es als Glaubenssatz fest und empfanden es auch meist als lebendige Ueberzeugung, daß der zürnende Gott nie etwas Anderes den Menschen thun werde, als er auch so ohne er-

regten Affect ihnen nach ihrem eigenen Verhalten gethan haben würde. Es war damit jede Entstellung der Reinheit des göttlichen Wollens und Thuns gänzlich für das menschliche Gefühl ausgeschlossen, und die Affecte des göttlichen Seelenlebens im letzten Grunde doch nichts Anderes als bloße Formen, die dem geistigsten Inhalt zum Leib dienten. Denn das Wesentliche blieb es doch, daß dieser Gott des Christenthums niemals auf das Maß der menschlichen Schwäche oder gar unter das Maß derselben herabsinken konnte, wie es den Göttern des Heidenthums geschehen war.

Der Begriff der göttlichen Gerechtigkeit oder, concreter gefaßt, die Vorstellung von der Belohnung des Guten, d. h. der Erfüllung der göttlichen Gebote, und der Bestrafung des Bösen, d. h. der Mißachtung und Verletzung derselben, konnte daher auch bei sonstiger großer Geistesrohheit doch in seiner letzten und wesentlichsten Energie gefaßt werden. Es war und blieb in ihm auch in der dürftigsten Auffassung ein Abglanz des hohen Gedankens der absoluten Vernunft und der absoluten Sittlichkeit, als der letzten und gewaltigsten Mächte, von denen das Schicksal jedes Einzelnen, nicht bloß das der Welt im Ganzen und Großen, bestimmt wurde. Es war auch für den Kreiß der bloß menschlichen Verhältnisse nicht anders denkbar, als daß in ihre trübe Wüstheit ein Strahl davon hereinfiel und wenn auch noch nicht sie erhellte, so doch ihren harten Contrast gegen die Forderungen Gottes einigermaßen wahrnehmbar werden ließ. Damit war aber dann auch hier der Anfang zu einem neuen Leben eingeleitet, in welchem dieselbe Basis, wie in der Auffassung des sittlichen Gehaltes Gottes, wenigstens als theoretisches Postulat unangefochten Geltung gewann.

Der Begriff der göttlichen Gerechtigkeit rief in der menschlichen Seele eine zwiefache Vorstellungsreihe wach. Sie bethätigte sich sowohl belohnend als bestrafend, und im Allgemeinen konnte sie deshalb das menschliche Herz sowohl mit Hoffnung und Freude, wie mit Angst und Schrecken auf gleiche Weise erfüllen. Allein in den factischen Zuständen dieser neuen Christen, denen die Idee der göttlichen Gerechtigkeit in dem eminenten christlichen Sinne wenigstens ahnungsweise aufgegangen war, lag gleichsam eine zwingende Macht, daß sich die strenge und herbe Seite des Begriffes

vorzugsweise, ja fast ausschließlich, hervorkehrte. Denn Belohnung und Bestrafung hingen in letzter Instanz, sofern sie überhaupt unmittelbar an die Thätigkeit Gottes in der Welt geknüpft waren, von der Erfüllung seiner Gebote ab. Es hielt aber nicht schwer zu der Einsicht zu gelangen, daß Gott in dieser Beziehung fortwährend Veranlassung hatte mit dem Menschen zu zürnen, weil dieser überall jenen Anforderungen nicht Genüge leistete. Der göttliche Arm war also fortwährend mit vollem Rechte zum Strafen erhoben, und der Begriff der göttlichen Gerechtigkeit wurde beinahe identisch mit dem des göttlichen Strafgerichtes, dem jeder Einzelne unwiderbringlich verfallen sein mußte, wenn Gott selbst, wie es ihm als obersten Herrscher und Richter zukam, seine Gesetze unverletzt aufrecht erhalten wollte.

Allerdings war die Autorität der Kirche nicht ohne Schuld an einer solchen Hervorkehrung der schreckhaften Seite in dem Wesen Gottes. Aber sie mußte es für ihre ernsteste Pflicht halten, deren Verletzung oder Verabsäumung sie selbst der furchtbarsten Verantwortung aussetzte, den Neubekehrten die Augen über die wahre Beschaffenheit der göttlichen Macht zu öffnen, so gut wie sie selbst davon unterrichtet war. Es gab in ihrer Auffassung doch zuletzt kein anderes Mittel, um diese der Segnungen des Christenthums theilhaftig werden zu lassen, als wenn man ihnen die ganze Tiefe des Abgrundes zeigte, der sich in ihrem unbekehrten und ungläubigen Zustand vor ihnen öffnete, und dem sie in einem solchen Zustande rettungslos verfallen waren. Die Kirche zitterte ja selbst vor dem Bilde der göttlichen Gerechtigkeit, wenn es in seiner ganzen Größe und Erhabenheit ungemildert durch andere Vorstellungen von der Natur des göttlichen Wesens ihr vor die Seele trat. Und da sie diesen Zustand der Furcht und des Zitterns als eine nothwendige Vorbedingung zur Erlangung alles des Heils betrachtete, das aus dem Christenthum auf die Menschheit strömte, und deshalb ebenfalls auch als ein directes göttliches Gebot von derselben Autorität wie alle übrigen, die sich auf Lehre und Leben bezogen, so mußte sie mit ganz besonderem Eifer darauf hinarbeiten die Seelen der Neubekehrten in diese Stimmung zu versetzen.

Freilich knüpfte sie daran in Beziehung auf die Verhältnisse des Menschen zu Gott die weitere Forderung, daß sich das menschliche Gemüth nicht bloß mit Furcht und Zittern, sondern auch mit

Liebe und freudigem Vertrauen Gott nahen solle. Neben der Gerechtigkeit wohnte dem göttlichen Wesen auch die absolute Gnade und Liebe inne, und die menschliche Seele sollte sich an diese Eigenschaften Gottes mit aller Kraft, deren sie fähig sei, klammern, um nicht vor dem Begriff der Gerechtigkeit in Verzweiflung zu kommen. Allein wenn auch die Gnade und Liebe Gottes durchaus nothwendig für das menschliche Gemüth und gleichsam als Gegengewicht gegen die Schwere der Gerechtigkeit in den Seelen der Neubekehrten als allgewaltige, die ganze Welt zusammenhaltende Mächte empfunden wurden, so war es doch zu viel gefordert, daß sie als unmittelbare Accidenzien derselben Persönlichkeit dem Gefühle nahetreten sollten, der die rückhaltlose Gerechtigkeit, d. h. die Strafgewalt, angehörte. Gehorsam der Autorität weigerte sich die menschliche Seele selbstverständlich nicht, auch diese Eigenschaften Gottes als einen nothwendigen Theil seines Wesens anzuerkennen, aber das unmittelbare Gefühl, dem wieder eine besondere Seelenregion angehörte, das sich wohl durch die kirchliche Autorität weit in den Hintergrund bis in die fernste Verborgenheit drängen, aber nie ganz verdrängen ließ, vermochte es doch nicht über sich, diese schreckhaften und jene sanften Züge zu einem Bilde zu gestalten. So galt der Gott, welcher vorzugsweise der gerechte Gott hieß, in seiner Majestät und Allmacht unbedingt als der Herr aller Existenz, aber als ein solcher Herr aller Existenz, daß sich das menschliche Bewußtsein ihm gegenüber sagen mußte, es sei ihm ein für allemal bloß zur Strafe verfallen. Die Strafe selbst aber erschien wieder im Allgemeinen als eine unendlich große und furchtbare, weil sie von dieser gewaltigen Macht ausging. Es würde sogar der Begriff der alles überwältigenden Größe Gottes gestört worden sein für das religiöse Gefühl und die Phantasie der Neubekehrten, wenn sie wirklich in ihrem unmittelbaren Seelenleben es vermocht hätten, sich ihm nicht bloß mit Furcht und Zittern, sondern auch mit freudiger Zuversicht zu nahen. Denn diese freudige Zuversicht hätte nur entstehen können, wenn sie irgendwo eine Grenze des Machtbereiches Gottes als stillschweigende oder lautgewordene Grundbedingung für sein Verhältniß zu den Menschen festzusetzen sich für berechtigt hätten halten dürfen.

Es wäre auch auf keinem anderen Wege als durch eine solche Beschränkung des göttlichen Wesens oder durch eine besondere Richtung des menschlichen Gefühls auf einen besonderen Kreiß seiner Thä-

tigkeit und seiner Eigenschaften möglich gewesen, zu dem Bewußtsein einer persönlichen Substanz in Gott zu gelangen. Und dieses wurde einerseits von der kirchlichen Autorität mit allem Nachdruck gefordert, andererseits lag es auch als nothwendige Voraussetzung im Seelenleben der Neubekehrten. Denn ohne dasselbe wäre man überhaupt nicht zu einer unmittelbaren, nicht bloß autoritätsmäßigen Anerkennung der Realität des göttlichen Wesens gekommen, wie sie doch thatsächlich in den Geistern der Neubekehrten stattfand.

Außerdem war auch jener weichere und mildere Kreiß göttlicher Eigenschaften, der für das menschliche Gefühl auch in seiner größten Verwilderung, also auch für die ganz verkommenen Seelenzustände der Neubekehrten, als unbedingte Nothwendigkeit galt, so lange sie überhaupt noch die religiöse Bedürftigkeit und religiöse Erregbarkeit nicht gänzlich aufgegeben hatten, in den großen Gebilden der christlichen Religion selbst in concreter Lebendigkeit vertreten in der zweiten der göttlichen Personen, in Gott dem Sohne. Wenn dessen gefühlsmäßig aufgenommenes Bild in voller Plastik, wenn man sich so ausdrücken darf, auf die Seelen wirken sollte, war es nothwendig, daß es sich nicht bloß durch eine äußere Beschränkung der Form, sondern auch durch einen Complex von Eigenschaften innerlich abschloß, die eben nur ihm eigenthümlich waren. Sie allein brachten den geforderten und auch in der Wirklichkeit stattfindenden Eindruck einer wahrhaften Persönlichkeit oder Individualität hervor. Jedes reflexionsmäßige Denken mußte zwar eine solche, ganz nach menschlicher Weise erfolgte Abgrenzung und Trennung der göttlichen Personen als durchaus unstatthaft erkennen, allein von diesem reflectirenden Denken waren die Neubekehrten nicht berührt. Die Resultate desselben hatten sie als Glaubensformular allerdings unweigerlich aufgenommen, allein das unmittelbare Empfindungsleben ging daneben ganz ungestört seinen Gang fort, und wurde erst dann möglicherweise veranlaßt, sich an irgend einer Stelle und in irgend einem seiner Gebilde zu verändern oder sich aller Wahrnehmbarkeit von Seite der äußeren und der eigenen Beobachtung zu entziehen und sich ganz in die Nacht einer bloßen Stimmung und Haltung der Seele zu verbergen, wenn es durch irgend eine laute Kundgebung mit einem jener positiven Glaubenssätze in Conflict gerathen war. Aber

diese positiven Sätze standen so starr und unvermittelt in der Seele, daß es ihr fast immer noch möglich blieb, auf den allerverschlungensten Geheimwegen einem solchen Conflicte auszuweichen und sich selbst sowohl von Seite der Rechtgläubigkeit als von Seite ihrer unmittelbaren religiösen Bedürfnisse vorwurfsfrei zu fühlen. In dem gegebenen Falle war dies leichter als anderwo zu erreichen, denn hier ward auch von der unmittelbaren Haltung der Seele gegenüber den Personen der Gottheit in einer möglichst individuellen Empfindung für dieselben nur das Gebot der Glaubensautorität erfüllt, die ja in aller Strenge wirkliche und wahrhafte Personen in dem Gottesbegriffe unterschieden wissen wollte, und die vorzügliche Hervorhebung bestimmter Seiten in diesen persönlichen Vorstellungen schloß doch die unbeschränkte Anerkennung der Unendlichkeit und Einheit derselben nicht aus. Derselbe Geist, der in dem Bilde Gottes des Vaters zunächst von der Vorstellung des zürnenden und strafenden Weltherrschers und Richters erfüllt wurde, weigerte sich doch keineswegs zu glauben, wie ihm die Lehre der Kirche gebot, daß auch alle anderen Eigenschaften die überhaupt der Gottheit zukamen, vollständig in seinem Wesen vertreten seien. Aber gerade deshalb vermochte er für sein unmittelbares Gefühl den Kreis dieser Eigenschaften so weit zu beschränken, daß sich in ihm eine lebendige Empfindung einer bestimmten Persönlichkeit erzeugte.

Der Gottesbegriff, die menschliche Phantasie u. das religiöse Gefühlsleben.

Will man das allgemeine Ergebniß dieser eigenthümlichen Seelenstimmungen schroff aussprechen, so kann man sagen, der höchste Gott des christlichen Glaubens blieb der Phantasie und der Empfindung der Neubekehrten in einer unermeßlich weiten Ferne. Nicht als wenn sie gewagt hätten, sich seine Wirksamkeit auf die Welt und auf die Einzelnen als eine unendlich ferne und in Folge davon auch wohl als eine weniger bedeutsame vorzustellen. Eine solche Ausflucht vor den schreckenden Gedanken, die sich an diesen Gottesbegriff anreihten, war ihnen in jeder Hinsicht sowohl durch die aufgenommenen Glaubenssätze, als auch durch ihre eigene Empfindung abgeschnitten. Aber das Gemüth konnte sich nicht über die unermeßliche Kluft hinüberranken, die seine stärksten Bedürfnisse und den höchsten Herrn des Himmels und der Erde trennten. Es suchte einen starken, gewaltigen, unendlichen, ewigen Gott, und es verstand diese Sehnsucht so tief wie es überhaupt zu empfinden, und so erhaben wie seine Phantasie überhaupt zu bilden vermochte.

Es wußte mit unerschütterlicher Gewißheit, wenn es auch bei dieser Gewißheit zitterte, daß es diesen Gott wirklich in dem Gotte gefunden habe, den ihm der christliche Glaube als den einzig wahren zeigte.[6]) Aber es war dies doch nur ein Theil von dem, wonach es sich überhaupt zu sehnen gestimmt fühlte. Viele Schrecken, die es bisher verstört hatten, waren nun für immer geschwunden, sobald einmal der Glaube an diesen Gott Wurzel geschlagen hatte, andere aber waren geblieben und neue waren hinzugekommen. Und es wurde bald genug offenbar, daß diese neuen Schreckbilder gewaltiger als die verscheuchten waren. So weit die menschliche Seele bloß in dem Bewußtsein der göttlichen Eigenschaften ruhte, die in dem Begriffe der ersten Person der Dreieinigkeit sich zu einer individuellen göttlichen Gestalt verkörperten, mußte sie sich sagen, daß sie um eine Unendlichkeit furchtbarer den Geist bedrohten, als es jene einst zu thun vermocht hatten. Alle Auswege, die sich sonst das menschliche Gemüth geschaffen hatte, um den göttlichen Zorn und die göttliche Strafe als eine nicht unbedingt den Menschen überwältigende Macht darzustellen, indem es den Begriff des göttlichen Wesens oder der einzelnen Götter durch directe Uebertragung der Schwächen des Menschenthums und durch die Einführung einer vielfachen Abhängigkeit ihres Handelns von äußeren und inneren Beschränkungen in großer Endlichkeit und verhältnißmäßiger Machtlosigkeit gefaßt hatte, waren jetzt für immer verlegt.[7]) Die absolute Kraft und Größe des göttlichen Wesens, wie es durch die christliche Lehre den Gemüthern eingeprägt wurde, schloß die Möglichkeit aller solcher Transactionen der menschlichen Seele aus, wie sie einst die in dem Begriffe der Gottheit selbst liegenden Momente der Schwäche und Beschränkung zu ihrer relativen Sicherung benutzt hatte.

Hätte der christliche Spiritualismus es gestattet, daß sich an den Begriff der Persönlichkeit Gottes irgendwie die Vorstellung einer menschlichen Leiblichkeit anlehnen durfte, so wäre sie von dieser Seite her vielleicht dem menschlichen Gemüthe näher getreten, jedenfalls hätte sich der furchtbare Ernst ihres Inhaltes in etwas dadurch mildern müssen. Denn dieser hätte sich nothwen-

---

6) S. darüber das oben Gesagte.

7) Ich verweise noch einmal auf das oben S. 65, 66 Gesagte.

diese positiven Sätze standen so starr und unvermittelt in der Seele, daß es ihr fast immer noch möglich blieb, auf den allerverschlungensten Geheimwegen einem solchen Conflicte auszuweichen und sich selbst sowohl von Seite der Rechtgläubigkeit als von Seite ihrer unmittelbaren religiösen Bedürfnisse vorwurfsfrei zu fühlen. In dem gegebenen Falle war dies leichter als anderwo zu erreichen, denn hier ward auch von der unmittelbaren Haltung der Seele gegenüber den Personen der Gottheit in einer möglichst individuellen Empfindung für dieselben nur das Gebot der Glaubensautorität erfüllt, die ja in aller Strenge wirkliche und wahrhafte Personen in dem Gottesbegriffe unterschieden wissen wollte, und die vorzügliche Hervorhebung bestimmter Seiten in diesen persönlichen Vorstellungen schloß doch die unbeschränkte Anerkennung der Unendlichkeit und Einheit derselben nicht aus. Derselbe Geist, der in dem Bilde Gottes des Vaters zunächst von der Vorstellung des zürnenden und strafenden Weltherrschers und Richters erfüllt wurde, weigerte sich doch keineswegs zu glauben, wie ihm die Lehre der Kirche gebot, daß auch alle anderen Eigenschaften die überhaupt der Gottheit zukamen, vollständig in seinem Wesen vertreten seien. Aber gerade deshalb vermochte er für sein unmittelbares Gefühl den Kreis dieser Eigenschaften so weit zu beschränken, daß sich in ihm eine lebendige Empfindung einer bestimmten Persönlichkeit erzeugte.

Der Gottesbegriff, die menschliche Phantasie u. das religiöse Gefühlsleben.

Will man das allgemeine Ergebniß dieser eigenthümlichen Seelenstimmungen schroff aussprechen, so kann man sagen, der höchste Gott des christlichen Glaubens blieb der Phantasie und der Empfindung der Neubekehrten in einer unermeßlich weiten Ferne. Nicht als wenn sie gewagt hätten, sich seine Wirksamkeit auf die Welt und auf die Einzelnen als eine unendlich ferne und in Folge davon auch wohl als eine weniger bedeutsame vorzustellen. Eine solche Ausflucht vor den schreckenden Gedanken, die sich an diesen Gottesbegriff anreihten, war ihnen in jeder Hinsicht sowohl durch die aufgenommenen Glaubenssätze, als auch durch ihre eigene Empfindung abgeschnitten. Aber das Gemüth konnte sich nicht über die unermeßliche Kluft hinüberranken, die seine stärksten Bedürfnisse und den höchsten Herrn des Himmels und der Erde trennten. Es suchte einen starken, gewaltigen, unendlichen, ewigen Gott, und es verstand diese Sehnsucht so tief wie es überhaupt zu empfinden, und so erhaben wie seine Phantasie überhaupt zu bilden vermochte.

an. Die weitere Entwickelung der kirchlichen oder christlichen Lehre aber machte es möglich, daß von diesem Namen aus in das Gemüth der Neubekehrten eine unsägliche Fülle von Trost und Zuversicht strömte, ohne daß das Gewicht der göttlichen Majestät und Furchtbarkeit dadurch irgend etwas von seiner Schwere verloren hätte.

---

dig für das Gefühl von selbst in seiner Tiefe und in seinen Wirkungen beschränkt, wenn er eine menschliche Leiblichkeit zu seiner gewöhnlichen Erscheinungsform bedurft hätte. Aber alle solche Vorstellungen waren ein für allemal wahrhaft gründlich selbst bei dem Rohesten der Neubekehrten abgeschnitten, wenn er sich nicht in directen Widerspruch mit dem ersten Glaubensgebot setzen wollte. Jeder derartige Versuch erschien daher als ein schweres Unrecht, was man Gott selbst anthat, und diente nur, wenn sich die Seele doch unwillkürlich auf dem Wege dazu begriffen wahrnahm, dazu um der Kategorie der Vergehen gegen die directen göttlichen Befehle ein neues und höchst verpöntes zuzufügen.

Die christliche Kirchenlehre gab es zwar ausdrücklich zu, daß Gott in gewissen Verhältnissen sich in menschliche Leiblichkeit oder überhaupt in sinnliche Wahrnehmbarkeit gekleidet habe, allein diese Art Leiblichkeit war es nicht, deren man bedurfte, wenn man Gott gemüthlich näher treten wollte. Sie war nichts weiter, als ein zufälliges Kleid der unsichtbaren Geistigkeit, ohne alle innere Nothwendigkeitsbeziehung zu dieser, und bloß in Folge augenblicklicher Zweckmäßigkeit angenommen. Hätten die Neubekehrten diesen von der kirchlichen Lehre selbst nur sehr vorsichtig und schüchtern behandelten Punkt genauer kennen lernen, was nicht zu vermuthen ist, da die Kirche seiner für ihre Lehrzwecke nicht brauchte, so wäre es doch nicht möglich gewesen, daß sich daran ein Anthropomorphismus der äußeren Erscheinung Gottes, wie ihn das Gemüth bedurfte, hätte anheften können. Für einen solchen wäre ein ein- für allemal feststehendes menschliches Bild Gottes unumgängliches Erforderniß gewesen, dessen er sich nicht wie eines Kleides entäußern und beliebig mit einem anderen oder gar keinem vertauschen konnte. —

Aber einen unmittelbaren Anknüpfungspunkt für das Gemüth gab es doch, so daß die Kluft zwischen ihm in seinem unwillkürlichen Leben und der Person des höchsten Gottes nicht ganz ohne eine zu Sicherheit und Befriedigung führende Brücke blieb. Die erste Person der Dreieinigkeit hieß Gott der Vater, und schon dieser Name allein klang auch ohne alle weitere Vermittelung und Verständigung über die Art, in der er nach den Geboten des Glaubens gefaßt werden sollte, mild und tröstlich in den Seelen

an. Die weitere Entwickelung der kirchlichen oder christlichen Lehre aber machte es möglich, daß von diesem Namen aus in das Gemüth der Neubekehrten eine unsägliche Fülle von Trost und Zuversicht strömte, ohne daß das Gewicht der göttlichen Majestät und Furchtbarkeit dadurch irgend etwas von seiner Schwere verloren hätte.

Vaters zum Sohne. Im Bereiche ihrer eigenen Entwickelung hatte sie besonders im Anfang der arianischen Spaltung, aber auch noch dann, als das Interesse der Speculation sich schon anderswohin gewendet hatte, mit den mannigfaltigsten und bedenklichsten Ketzereien in Betreff dieses Punktes zu kämpfen gehabt. In allen officiellen Fassungen der Grundzüge ihres rechtgläubigen Bekenntnisses war daher auch der Satz der wahrhaften Zeugung des Sohnes mit an die Spitze gestellt. Allein die Hauptvertreter der kirchlichen Wissenschaft in einer Periode wo der gesammte christliche Geist noch viel geeigneter zur Lösung speculativer Probleme auf dialektischem Wege gewesen war, hatten wiederholt und mit den energischsten Worten bekannt, daß hier ein Mysterium beschlossen sei, das sich durch menschliche Worte nicht ausdrücken, ja kaum von weiter Ferne im menschlichen Geiste ahnen lasse. Eine spätere Zeit der Kirche, die sich überall so gerne mit der überlieferten Autorität begnügte, war natürlich auch in diesem alles Nachdenken zu Schanden machenden Gebiete sehr geneigt die Hülle des Mysteriums nicht weiter anzutasten und so blieben denn jetzt auch die Neubekehrten mit allen Versuchen einer dialektischen Lösung dieses Problems verschont und durften es in der ihnen so ganz und gar zusagenden Form eines echten, von allen Verstandeszweifeln unangetasteten Mysteriums als positiven Glaubenssatz hinnehmen.

Ihr unmittelbares Gefühls- und Phantasie-Verhältniß zu diesem Glaubenssatze war aber derartig, daß sie zunächst den potenzirten geistigen und sittlichen Gehalt des menschlichen Verhältnisses, welches sie nur aller sinnlichen causalen Beziehungen entkleidet, unbedenklich auf Gott den Vater und Gott den Sohn übertragen durften, ja sogar nach der Autorität der kirchlichen Lehre zu übertragen gehalten waren, vollständig darauf übertrugen. Dieselbe Liebe, welche in dem rein menschlichen gleichnamigen Verhältnisse zwei Menschen mit einander verbindet, der Schutz und die Fürsorge, mit welchem der Vater über den Sohn wacht, der Gehorsam, den dieser jenem leisten muß, alle diese und andere Hauptzüge der concreten menschlichen Zustände übertrugen sich in ihrer vollen menschlichen Substanz, nur, wie sich von selbst verstand, in möglichster Läuterung und idealer Verklärung derselben, auf dieses Grundverhältniß in dem höchsten Gottesbegriffe des Christenthums, und daran knüpften sich die unermeßlichsten Folgen für die Hal-

tung des gesammten menschlichen Gemüthes zu dem Wesen des Gottes, dem es sich von jetzt an als allmächtigem Herrn hingeben sollte.

Zunächst aber ergab sich, daß sich, wo eine solche directe Uebertragung der menschlichen Substanz auf die Gottheit stattfand, das Verhältniß des Sohnes zum Vater dem unmittelbaren menschlichen Gefühle immer als ein gewisses Verhältniß der Abhängigkeit und Unterordnung fühlbar machen mußte. Selbst die Kirche dieser Zeit konnte sich davon nicht ganz frei machen, weil es allzutief mit den innersten Grundbedingungen der menschlichen Empfindung verwachsen war. Allerdings war ihr ganzes Streben recht eigentlich darauf gerichtet die volle, gänzlich gleiche Göttlichkeit Christi zu dem Mittelpunkte ihres eigenen Bewußtseins und dessen der gesammten Christenheit zu machen. Christus galt ihr als gleich allmächtig, gleich ewig, kurz vollkommen gleich mit dem Vater in allen und jeden Beziehungen unter denen überhaupt dem menschlichen Bewußtsein bis dahin das Wesen Gottes entgegengetreten war. Allein sie selbst nannte ihn den von Gott dem Vater erzeugten Sohn. Und wenn sie auch einmal alle irdische Mangelhaftigkeit, die sich an diese Benennung anheften konnte, als furchtbarsten Frevel gegen das göttliche Wesen überhaupt zurückwies, wenn sie ferner durch Hinzufügung der näheren Bestimmung: der einzige Erzeugte Gottes, auch nach dieser Seite hin allen Möglichkeiten der Erhabenheit des Wesens Christi Eintrag zu thun, vorgebeugt hatte, so war und blieb doch das Erzeugtsein selbst ein für das menschliche Bewußtsein nicht auszutilgendes Merkmal eines Abhängigkeitsverhältnisses. Dies erhielt gleichsam erst seine Substanz, sobald man, wie es die Kirche mit aller Consequenz that, die menschliche Substanz des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn, wenn auch in geistig geläutertster Fassung, darauf übertrug.

Sobald man also den Begriff des Vaters und des Sohnes einander gegenüber stellte, war und blieb Gott der Vater für die unmittelbare Anschauung der Größere und Mächtigere, und alle aufrichtigst gemeinten Glaubensformeln und Definitionen vermochten darüber nicht hinwegzuhelfen. Dies mußte natürlich bei den Neubekehrten noch mehr der Fall sein, weil bei ihnen das unmittelbare Gefühl überhaupt noch die einzige Norm der gesammten religiösen Geisteshaltung abgab. Für sie, die an der menschlichen

Substanz des Verhältnisses zwischen den beiden Personen der Gottheit eine so feste Anlehnung hatten, konnte es sich nicht fragen, daß der Vater, wenn man seine Macht ganz im Allgemeinen und ohne auf die concrete Vermittlung derselben mit dem eigenen Gefühle einzugehen, gegen die des Sohnes abwog, der Mächtigere und Größere sein mußte, weil er der Vater war. Daneben blieben die überlieferten Glaubenssätze in denen die Gleichheit des göttlichen Wesens beider so bestimmt und so herb ausgesprochen war, in ihrer vollen Gültigkeit unangetastet in den Seelen stehen. Niemand hätte sich einen bewußten Zweifel daran erlaubt, denn man hatte erfahren, daß gerade hier jeder Zweifel besonders gefährlich und verboten sei, weil er direct zu der Ketzerei der Arianer führte, die begreiflicherweise mehr wie jede andere in der Vorstellung der Neubekehrten als scheußlich und verderblich galt.

Ganz anders aber gestaltete sich die Bedeutung Gottes des Sohnes für das menschliche Gefühl, wenn es demselben unmittelbar nahe trat ohne eine solche Zusammenstellung und Vergleichung mit Gott dem Vater. Denn in seinem Wesen fand sich alles das, dessen das menschliche Herz für seinen wahren, unmittelbaren Gott bedurfte, viel wirksamer und ergreifender, als in dem Begriff Gottes des Vaters, obgleich auch diesem nach der Voraussetzung des Glaubens und nach den kirchlichen Definitionen alle die Eigenschaften einwohnen sollten, die überhaupt irgendwie als göttliche Eigenschaften empfunden wurden. Christus war in der That für die Kirche im engeren Sinne und für die ganze Christenheit der wahrhaft unmittelbar lebendige Gott, wie auch sein Name ihr äußeres Erkennungszeichen bildete.[2] Als solchen fanden ihn

2) Es wäre mir leid, wenn die obigen kurzen Andeutungen auf irgend einer Seite zu Mißverständnissen Anlaß gäben. Nicht als ob ich mich besonders vor den daraus nothwendig entspringenden schiefen Urtheilen über meinen Standpunkt und meine Tendenzen fürchtete und solche um jeden Preiß zu verhüten suchte. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß bei der eigenthümlichen Natur meiner Aufgabe Manche an dem hier eingeschlagenen Wege der Forschung und Darstellung Anstoß nehmen werden. In diesem speciellen Falle jedoch wären mir Mißverständnisse aus einer anderen Ursache unlieb. Ich sehe nämlich recht wohl, daß man den oben entwickelten Gedanken weiter ausführen müßte, wenn meine nach bestem Streben und Wissen gewonnene Anschauung über das berührte Verhältniß in gehöriger Deutlichkeit erscheinen sollte. Andererseits würde aber eine solche Ausführung, selbst bei dem ernstesten Bemühen

die Neubekehrten, als sie in die Kirche eintraten, und es war natürlich daß auch sie sich diesem schon feststehenden Verhältnisse ohne Rückhalt hingaben, besonders da in den Voraussetzungen ihrer eigenen religiösen Begriffe und Bedürfnisse so viele und so tiefgreifende Momente sich vorfanden die sie von selbst genöthigt haben würden, Christus als ihren eigentlichen Gott zu empfinden, auch wenn sie nicht sowohl die Lehre, als vielmehr die allgemeine Gefühlsstimmung der kirchlichen Anschauung nicht deutlich genug auf diesen Weg gewiesen hätte.

Es war zunächst und vor allem die volle menschliche Leiblichkeit, die Christi Bild in den Seelen der Neubekehrten so fest und innig einbürgerte. Hierbei machte sich unzweifelhaft die Macht der Gewohnheit der bisherigen religiösen Vorstellungen in ihrer Weise geltend. Allerdings forderte die Kirche eine Abstraction von allen Bedingungen menschlicher Leiblichkeit für das Bild des wahren Gottes, das von nun an allein in den Seelen Raum haben sollte. Dieser Forderung war man auch ohne Weigern nachgekommen[3]) und es gehörte jetzt als integrirender Bestandtheil zu dem sogleich in so eigenthümlicher Weise auftretenden Stolz der Neubekehrten auf ihre christliche Rechtgläubigkeit, daß sie ihre früheren in hinfällige Menschenleiber gekleideten Götter eben deshalb verachteten. Allein jene allgemeine Anschauungsform der Vergangenheit war auch durch eine solche Verurtheilung von Seite der elementaren Reflexion keineswegs aus dem Geiste verdrängt. Sie blieb wie ein ursprünglich angeborener Begriff haften, und wartete gleichsam nur einer neuen Füllung, die ihr nun wirklich und völlig in dem Bilde Christi zu Theil wurde, wie es schon die Autorität der Kirche und

---

nach Kürze, so weitläufig ausfallen, daß dadurch nicht wenig Raum der eigentlichen Aufgabe dieses Werkes entzogen werden dürfte. Da ich aber ohnehin von dieser Seite her auf möglichste Kürze angewiesen bin, so habe ich mich nach einigem Schwanken doch endlich bei diesen kaum in den äußersten Umrissen sich haltenden Andeutungen begnügen zu müssen geglaubt, die eben deshalb von mir selbst schon in ihrer formellen Fassung sehr ungenügend genannt werden. — Der Gegenstand ist übrigens so wichtig daß er von Seite der wirklichen culturhistorischen Betrachtung, nicht bloß von Seite der specifisch theologischen Wissenschaft eine eingehendere Beleuchtung wohl verdiente. Bisher hat er, so viel ich die hierher gehörige Literatur kenne, dieselbe noch entbehren müssen.

3) S. Cap. XVII.

die allgemeine Anschauung der Christenheit ihnen als ein vollkommen Fertiges und Abgeschlossenes entgegenbrachte. Es war damit einem wesentlichen Bedürfnisse ihrer religiösen Geistesanlage Genüge gethan, denn diese war keineswegs dazu geschaffen, sich mit einem durchweg und in allen Beziehungen der menschlichen Leiblichkeit entbehrenden Gott als einzigem und alleinigem Gott zufrieden zu geben. Ein Gott, wie ihn der Islam lehrte, wäre damals und auch für immer schon aus diesem Grunde unzugänglich für die deutsche Geistesanlage gewesen, oder, um von einer anderen Seite her dasselbe zu sagen, hätte niemals das Gemüth des Volkes so warm und mächtig berühren können, wie dieses selbst es ersehnte und wie es ihm nun in dem christlichen Gottesbegriffe geboten ward, in welchen eine in volle menschliche Leiblichkeit gekleidete Gestalt Eingang gefunden hatte.

Die menschliche Art der nationalheidnischen Götter.

Die menschliche Gestalt Christi berührte aber ohne Zweifel, ganz abgesehen von ihrer geistig-gemüthlichen Füllung, schon in ihren äußeren Zügen und in den äußeren Bedingungen der Erscheinung die Phantasie und das Gefühl der Neubekehrten viel heimlicher und wohlthuender, als dies die menschliche Leiblichkeit irgend eines ihrer einstigen Götter zu thun vermochte, denn sie war viel voller und wirklicher menschlich als jene. Allen göttlichen Gestalten der Vorzeit gebührte eine bestimmte Leiblichkeit, so zu sagen eine feste Physiognomie; dieser Satz steht als Grundbedingung der hierauf bezüglichen religiösen Vorstellungen für das deutsche Heidenthum eben so fest als etwa für das griechische und römische. Allein daneben steht eben so fest, daß den Göttern höherer Ordnung ohne Ausnahme und den niederen Reihen zum größten Theile das Vermögen eines Gestaltenwechsels einwohnt. Die heidnische Mythe hatte diesen Zug mit großer Vorliebe ausgebildet, obgleich sie sonst in die Plastik der einzelnen Zustände ihrer Götter verhältnißmäßig weniger einging als es von einer anderen Volksindividualität wohl geschehen wäre. Die Götter erschienen gelegentlich nach ihrem Willen und Gutdünken in ihrem Verkehre unter einander und mit den Menschen bald in irgend welcher dem Menschenbilde analog geformten Gestalt, bald aber auch in dem Bilde von Wesen niederer Gattung. Besonders waren es die gefährlichen, schnellen und klugen Thiere, deren Gestalten sie häufig und gerne annahmen. In solchen Metamorphosen scheint die deutsche

Mythe eine wenigstens eben so große Fülle der Phantasie kund gegeben zu haben, als sie nur immer von dem griechischen Volksgeiste erreicht wurde. Doch ist freilich hier wie überall innerhalb dieser Sphäre zuzugeben, daß sich die darauf bezüglichen Productionen der griechischen Phantasie durch geschmackvollere Feinheit und Leichtigkeit der Conception wesentlich vor den analogen deutschen Productionen auszeichneten. Schon a priori ließe sich wohl ein solcher Unterschied behaupten, allein er wird auch thatsächlich durch die Trümmer derartiger deutscher Mythen dargethan, selbst wenn man die hier besonders vage nordische Phantasie und ihre wie so häufig fratzenhaften Gebilde nicht geradezu auch als Producte des allgemein germanischen Schaffens gelten lassen darf.

Allerdings war damit, wie schon bemerkt, das Festhalten einer durchweg gültigen menschlichen Grundform für jede einzelne göttliche Gestalt nicht ausgeschlossen. Aus allen solchen Verwandlungen kehrten die Götter doch wieder in sie, als in ihren normalen Leib zurück. Allein es war dadurch doch der Phantasie und dem Gefühle der unmittelbare vertrauliche Anschluß an diese normale Grundform sehr erschwert, und zwar in dem Maße erschwert, als solche Verwandlungen häufig und gewissermaßen als nothwendige Attribute des göttlichen Wesens überhaupt vor sich gingen. Unzweifelhaft wird man auch eine bedeutsame Wechselwirkung zwischen dieser unruhigen Volubilität der göttlichen Erscheinung und einer schon bemerkten Eigenthümlichkeit in der Haltung der gesammten deutschen religiösen Gebilde nicht verkennen können. Trotzdem daß der Volksgeist sich ernstlich und seit geraumer Zeit bemühte, seine religiösen Gebilde in fester menschlicher Plastik sich zu vergegenwärtigen, ein Streben, das mit innerer Nothwendigkeit aus den Grundlagen seiner religiösen Begabung hervorkam, wollte es ihm jedoch niemals so recht vollständig gelingen. Den deutschen Göttergestalten blieb immer, im Gegensatze zu den analogen Gebilden anderer Völker, die von ähnlichen religiösen Grundlagen ausgingen, eine gewisse Nebelhaftigkeit, eine gewisse Verschwommenheit als ihr charakteristisches Erbtheil [4]) und zugleich auch als eine Art von Erbverhängniß, das bei ihrem Untergange wesentlich in Anschlag gebracht werden muß. [5]) Im letzten Grunde

4) S. Bd. I. S. 30. 5) S. Bd. I. S. 150 u. f.

stammten beide Erscheinungen aus einer eigenthümlich tiefen religiösen Anlage her, die sich auch in der Zufälligkeit der bestimmten Ausarbeitung einzelner Theile ihres ursprünglichen Gesammtinhaltes für eine eingehende und billig urtheilende Forschung recht wohl erkennen läßt. Allein die nächsten Folgen derselben wirkten, sobald sie in concreten Einzelbildungen sich offenbarten, doch nur lähmend und endlich zerstörend auf diese selbst und auf die Gesammtheit des früheren religiösen Gestaltungsprocesses, wie an dem zunächst berührten Falle deutlich wahrgenommen werden kann.

Selbst in dem festen Menschenbilde der einzelnen Götter sah sich das nach dieser Seite gerichtete Bedürfniß des Volksgeistes doch keineswegs befriedigt. Auch sie waren auf eine seltsame Art durch allerlei Züge entstellt, welche die dabei unwillkürlich zu Grunde liegende Absicht des Volksgeistes, wenn auch nicht geradezu vereiteln, so doch wenigstens nicht zu ihrem angestrebten Ziele gelangen ließen.[6]) Man könnte vom heutigen Standpunkte aus es noch begreiflich, ja vielleicht nothwendig finden, daß sich der Begriff finsterer und feindseliger Mächte in widerwärtige und entstellte menschliche Leiblichkeit gekleidet hätte. Aber hier war der höchste lichte Gott, der ursprünglich und wesentlich doch die dem menschlichen Gemüthe unmittelbar gemäße Seite des göttlichen Wesens verkörpert, als einäugig, der Gott des Krieges, an Bedeutung für das menschliche Leben der Zeit ihm der nächste, ja in gewissem Sinne dem Menschen bald noch näher als er [7]). einhändig vorgestellt. Es ist sehr leicht zu sagen, daß diese Vorstellungen symbolischen Ursprungs gewesen sind, und aus dem Begriffe der genannten Götter läßt sich auch ohne Mühe die Bedeutung und der Zusammenhang dieser Symbole nachweisen. Allein für das

6) Ich bediene mich hier des Wortes Absicht, hoffe indessen durch die hinzugefügten Worte, durch den ganzen Zusammenhang des Gedankens und durch meine gesammte Darstellung jeder falschen Auffassung vorgebeugt zu haben. Es kann mir nicht in den Sinn kommen den Volksgeist in diesem Gebiete verstandesmäßig reflectirend verfahren zu lassen. Wäre es möglich gewesen, daß er so verfahren wäre, so würde er wohl die falsche Bahn, die er einschlug, haben vermeiden können. Aber wenn er überhaupt schon zu einer solchen reflectirenden Thätigkeit angelegt gewesen wäre, so würde er wohl überhaupt nicht mehr das Bedürfniß empfunden haben sich nach dieser Richtung hin productiv zu erweisen.

7) S. Bd. I. S. 112.

unmittelbare Volksbewußtsein war dieser Zusammenhang und diese Begründung verschwunden. Ihm schwebte nur die concrete Sinnlichkeit dieses Zuges vor und nur sie allein wirkte auf die religiöse Stimmung in diesem einzelnen Falle, wie im Allgemeinen überall wo Aehnliches zum Vorschein kommt. Auch würde es sehr unpassend sein zu behaupten, daß die deutsche Volksphantasie an solchen Vorstellungen keinen Anstoß genommen haben könne, weil sie dieselben ertrug. Allerdings nahm sie zunächst nicht aus demselben Grunde Anstoß, aus welchem etwa die griechische Phantasie sich dagegen empört haben würde, weil ihr die specifisch griechische Voraussetzung der sinnlichen Schönheit als einer Grundbedingung des Welt- und Einzelnseins als solche abging. Aber daß mit einer leiblichen Entstellung des menschlichen Bildes zugleich auch eine Schwächung und Beschränkung seiner Kraft gegeben sei, war eine Vorstellung, die sich unwillkürlich in den Seelen festsetzen mußte. Das unmittelbare Gefühl empfand auch da, als es noch nicht an der Kraft seines Wodan und Sahsnot zweifelte, doch recht wohl, daß ein wie andere Menschen zweiäugiger Wodan, ein zweihändiger Kriegsgott noch um Vieles mächtiger und gewaltiger gewesen wäre, als diese verstümmelten Gestalten.

Auch waren die eben beispielsweise erwähnten Entstellungen der Art, daß sie immer in gewisser Weise selbst von der ästhetischen Seite her eine ganz rohe Phantasie, die sie allein auch nur schaffen konnte, verletzen mußten. Andere Verzerrungen der schönen Menschlichkeit, die anderswo vielleicht Anstoß erregt haben würden, hätte sie vielleicht unbedenklich hingenommen, aber gerade diese ließen sich nicht so ohne Weiteres hinnehmen.

So war schon von Seite der sinnlichen Aeußerlichkeit immerhin etwas Abstoßendes in der doch so nothwendigen Leiblichkeit der Götter, welche man bisher allein gekannt hatte, und es konnte nicht fehlen, daß im Vergleich damit die stäte, volle, untadelhafte Menschlichkeit des Bildes Christi, wie es von der Kirche und auf anderen Wegen der Phantasie überliefert wurde, sich schnell eine viel heimischere Stätte in den Gemüthern eroberte und diese viel milder und beruhigender berührte, als ihre bisherigen Vorstellungen.

Christusbilder.

Christi menschliches Bild blieb immer ein und dasselbe, vollständig und unauflöslich verwachsen mit den beruhigenden und er-

quicklichen Formen des unentstellten Menschenleibes, aller fratzenhaften Verzerrung, mit der sich die menschliche Phantasie einstmals selbst zu ängstigen und in Grauen zu versetzen pflegte, unzugänglich. Eine feststehende Physiognomie seiner ganzen Leiblichkeit war mit der allerunmittelbarsten Anschaulichkeit und allgemeinsten Zugänglichkeit bereits durch die Typen der kirchlichen Kunst eingeführt. Sie, die sich so reich und massenhaft in allen möglichen Zweigen entwickelt hatte und die inneren und äußeren Wände der heiligen Gebäude mit Mosaik, Malerei und Bildhauerarbeit bedeckte und vergeistigte, hatte das menschlich-göttliche Bild schon an unzähligen Orten und in den mannigfachsten Situationen dargestellt, und wenn auch eine gewisse Individualisirung nach dem individuellen Geschick und der individuellen Anlage der menschlichen Hand, die diese Bilder verfertigte, nicht ganz zu vermeiden war, so trat sie doch, was den unmittelbaren Eindruck auf den Beschauer betraf, vor der mächtigen Einheit des typischen Canons vollständig zurück. Denn auch in der Kunst war das Bewußtsein der vollständigsten Einheit aller kirchlichen Vorstellungen als Grundlage des gesammten christlichen Bewußtseins dieser Zeit im Großen vollständig siegreich über alle individualisirenden und trennenden Richtungen geworden.

Die Neubekehrten konnten überall, wo sie unmittelbar mit dem Cultus und seinen Stätten in Berührung kamen, den Eindruck der menschlichen Leiblichkeit Christi sich in der vollen Frische einer wahren Gegenwärtigkeit, wie sie Kunstwerke gewähren können, gestalten. Ihre Beziehungen zu der Kirche und die Gebote der Kirche selbst veranlaßten sie aber sehr häufig mit dem Cultus und den heiligen Orten in Berührung zu kommen, und so war es unzweifelhaft für Jeden, der aus dem nationalen Heidenthum in das Christenthum trat, schon deshalb sehr leicht, ein für immer in der Seele wurzelndes Bild Christi seiner Phantasie anzueignen. Allein auch in dem Verkehr des weltlichen und täglichen Lebens traf das Auge allerwärts auf Christi Bild, denn es war in der gesammten volksthümlich-christlichen Richtung dieser Zeit ein starkes Bedürfniß begründet, sich überall und womöglich in jedem Augenblick die Gestalt des Gott-Menschen zu vergegenwärtigen.[8]) Gewiß kann

8) Dieser culturhistorisch nicht unwichtige Zug geht aus einer ausdrücklichen Notiz Gregors von Tours als eine von ihm wahrgenommene und natür-

man annehmen, daß durch diese Privatbilder, die natürlich wieder möglichst genau sich an den kirchlichen Typus anschlossen und deshalb niemals die Phantasie und die Erinnerung der Beschauer verwirrten, der Eindruck der menschlichen Züge Christi auch solchen Deutschen vermittelt wurde, die sich bis dahin ohne noch starre Heiden zu sein doch dem Christenthum noch nicht angeschlossen hatten und die specifisch-christlichen Stätten noch zu vermeiden pflegten. So dienten sie, und wahrscheinlich mit nicht geringem Erfolge, der allgemeinen christlichen Propaganda, deren directe und indirecte Einflüsse überall in einem stillen und offenen Kampfe mit den Ueberresten des Heidenthums begriffen waren, und man kann sagen, daß Christus als Beschützer und Vorkämpfer seiner Kirche in ihnen gleichsam als ein Lebendiger sich bethätigte, wie denn überhaupt der Eindruck dieser und anderer Bilder gerade bei der eigenthümlichen Haltung der damaligen Culturzustände der Franken dem einer wirklichen Persönlichkeit sehr nahe stehen mußte.

Die Einheit der Anschauung von Christi äußerer Leiblichkeit, auf die als ein sehr wichtiges Moment für das ganze Verhältniß der Gemüther zunächst zu Christus selbst und dann weiter zu dem gesammten Kreiß des christlichen Wesens bereits zur Genüge aufmerksam gemacht worden ist, erlitt für die menschliche Anschauung keine Störung, wenn neben dem gewöhnlichen Typus, den Chri-

---

lich sehr gebilligte Eigenthümlichkeit seiner christlichen Landsleute und Zeitgenossen hervor. Glor. Mart. I, 22: et isto nunc tempore tanto Christus amore diligitur ut cujus legem in tabulis credentes populi retineant, ejus etiam imaginem ad commemorationem virtutis in tabulis visibilem pictam per ecclesias ac domos defigant. Der Causalnexus dieser Erscheinung ist freilich ein anderer, als ihn Gregor darstellte oder als er ihn fassen konnte. Uebrigens trat bekanntlich in dieser Zeit die gesammte christliche Kunst in ein neues Stadium hinsichtlich ihrer Bedeutung für das christliche Volksleben. Sie wirkt von jetzt an nicht mehr bloß symbolisch, noch weniger bloß ästhetisch, was überhaupt vom Anfang an nicht ihre Aufgabe war, sondern als ein realer Zubehör des gesammten kirchlichen Bewußtseins. Eine solche Auffassung durfte natürlich die eigentliche Kirchenlehre nicht ohne Weiteres zugeben, wofür sich namentlich bei dem jüngern Zeitgenossen des hier citirten Kirchenlehrers, bei Papst Gregor dem Großen, sehr wichtige und von der geschichtlichen Forschung unzählige Male schon benutzte Belege finden. Auch in unserer Stelle macht der Zusatz ad commemorationem virtutis directe Opposition gegen den derben Realismus der volksmäßigen Auffassung der kirchlichen Kunst.

stammten beide Erscheinungen aus einer eigenthümlich tiefen religiösen Anlage her, die sich auch in der Zufälligkeit der bestimmten Ausarbeitung einzelner Theile ihres ursprünglichen Gesammtinhaltes für eine eingehende und billig urtheilende Forschung recht wohl erkennen läßt. Allein die nächsten Folgen derselben wirkten, sobald sie in concreten Einzelbildungen sich offenbarten, doch nur lähmend und endlich zerstörend auf diese selbst und auf die Gesammtheit des früheren religiösen Gestaltungsprocesses, wie an dem zunächst berührten Falle deutlich wahrgenommen werden kann.

Selbst in dem festen Menschenbilde der einzelnen Götter sah sich das nach dieser Seite gerichtete Bedürfniß des Volksgeistes doch keineswegs befriedigt. Auch sie waren auf eine seltsame Art durch allerlei Züge entstellt, welche die dabei unwillkürlich zu Grunde liegende Absicht des Volksgeistes, wenn auch nicht geradezu vereiteln, so doch wenigstens nicht zu ihrem angestrebten Ziele gelangen ließen.[6]) Man könnte vom heutigen Standpunkte aus es noch begreiflich, ja vielleicht nothwendig finden, daß sich der Begriff finsterer und feindseliger Mächte in widerwärtige und entstellte menschliche Leiblichkeit gekleidet hätte. Aber hier war der höchste lichte Gott, der ursprünglich und wesentlich doch die dem menschlichen Gemüthe unmittelbar gemäße Seite des göttlichen Wesens verkörpert, als einäugig, der Gott des Krieges, an Bedeutung für das menschliche Leben der Zeit ihm der nächste, ja in gewissem Sinne dem Menschen bald noch näher als er [7]). einhändig vorgestellt. Es ist sehr leicht zu sagen, daß diese Vorstellungen symbolischen Ursprungs gewesen sind, und aus dem Begriffe der genannten Götter läßt sich auch ohne Mühe die Bedeutung und der Zusammenhang dieser Symbole nachweisen. Allein für das

6) Ich bediene mich hier des Wortes Absicht, hoffe indessen durch die hinzugefügten Worte, durch den ganzen Zusammenhang des Gedankens und durch meine gesammte Darstellung jeder falschen Auffassung vorgebeugt zu haben. Es kann mir nicht in den Sinn kommen den Volksgeist in diesem Gebiete verstandesmäßig reflectirend verfahren zu lassen. Wäre es möglich gewesen, daß er so verfahren wäre, so würde er wohl die falsche Bahn, die er einschlug, haben vermeiden können. Aber wenn er überhaupt schon zu einer solchen reflectirenden Thätigkeit angelegt gewesen wäre, so würde er wohl überhaupt nicht mehr das Bedürfniß empfunden haben sich nach dieser Richtung hin productiv zu erweisen.

7) S. Bd. I. S. 112.

unmittelbare Volksbewußtsein war dieser Zusammenhang und diese Begründung verschwunden. Ihm schwebte nur die concrete Sinnlichkeit dieses Zuges vor und nur sie allein wirkte auf die religiöse Stimmung in diesem einzelnen Falle, wie im Allgemeinen überall wo Aehnliches zum Vorschein kommt. Auch würde es sehr unpassend sein zu behaupten, daß die deutsche Volksphantasie an solchen Vorstellungen keinen Anstoß genommen haben könne, weil sie dieselben ertrug. Allerdings nahm sie zunächst nicht aus demselben Grunde Anstoß, aus welchem etwa die griechische Phantasie sich dagegen empört haben würde, weil ihr die specifisch griechische Voraussetzung der sinnlichen Schönheit als einer Grundbedingung des Welt- und Einzelnseins als solche abging. Aber daß mit einer leiblichen Entstellung des menschlichen Bildes zugleich auch eine Schwächung und Beschränkung seiner Kraft gegeben sei, war eine Vorstellung, die sich unwillkürlich in den Seelen festsetzen mußte. Das unmittelbare Gefühl empfand auch da, als es noch nicht an der Kraft seines Wodan und Sahsnot zweifelte, doch recht wohl, daß ein wie andere Menschen zweiäugiger Wodan, ein zweihändiger Kriegsgott noch um Vieles mächtiger und gewaltiger gewesen wäre, als diese verstümmelten Gestalten.

Auch waren die eben beispielsweise erwähnten Entstellungen der Art, daß sie immer in gewisser Weise selbst von der ästhetischen Seite her eine ganz rohe Phantasie, die sie allein auch nur schaffen konnte, verletzen mußten. Andere Verzerrungen der schönen Menschlichkeit, die anderswo vielleicht Anstoß erregt haben würden, hätte sie vielleicht unbedenklich hingenommen, aber gerade diese ließen sich nicht so ohne Weiteres hinnehmen.

So war schon von Seite der sinnlichen Aeußerlichkeit immerhin etwas Abstoßendes in der doch so nothwendigen Leiblichkeit der Götter, welche man bisher allein gekannt hatte, und es konnte nicht fehlen, daß im Vergleich damit die stäte, volle, untadelhafte Menschlichkeit des Bildes Christi, wie es von der Kirche und auf anderen Wegen der Phantasie überliefert wurde, sich schnell eine viel heimischere Stätte in den Gemüthern eroberte und diese viel milder und beruhigender berührte, als ihre bisherigen Vorstellungen.

Christusbilder.

Christi menschliches Bild blieb immer ein und dasselbe, vollständig und unauflöslich verwachsen mit den beruhigenden und er-

quicklichen Formen des unentstellten Menschenleibes, aller fratzenhaften Verzerrung, mit der sich die menschliche Phantasie einstmals selbst zu ängstigen und in Grauen zu versetzen pflegte, unzugänglich. Eine feststehende Physiognomie seiner ganzen Leiblichkeit war mit der allerunmittelbarsten Anschaulichkeit und allgemeinsten Zugänglichkeit bereits durch die Typen der kirchlichen Kunst eingeführt. Sie, die sich so reich und massenhaft in allen möglichen Zweigen entwickelt hatte und die inneren und äußeren Wände der heiligen Gebäude mit Mosaik, Malerei und Bildhauerarbeit bedeckte und vergeistigte, hatte das menschlich-göttliche Bild schon an unzähligen Orten und in den mannigfachsten Situationen dargestellt, und wenn auch eine gewisse Individualisirung nach dem individuellen Geschick und der individuellen Anlage der menschlichen Hand, die diese Bilder verfertigte, nicht ganz zu vermeiden war, so trat sie doch, was den unmittelbaren Eindruck auf den Beschauer betraf, vor der mächtigen Einheit des typischen Canons vollständig zurück. Denn auch in der Kunst war das Bewußtsein der vollständigsten Einheit aller kirchlichen Vorstellungen als Grundlage des gesammten christlichen Bewußtseins dieser Zeit im Großen vollständig siegreich über alle individualisirenden und trennenden Richtungen geworden.

Die Neubekehrten konnten überall, wo sie unmittelbar mit dem Cultus und seinen Stätten in Berührung kamen, den Eindruck der menschlichen Leiblichkeit Christi sich in der vollen Frische einer wahren Gegenwärtigkeit, wie sie Kunstwerke gewähren können, gestalten. Ihre Beziehungen zu der Kirche und die Gebote der Kirche selbst veranlaßten sie aber sehr häufig mit dem Cultus und den heiligen Orten in Berührung zu kommen, und so war es unzweifelhaft für Jeden, der aus dem nationalen Heidenthum in das Christenthum trat, schon deshalb sehr leicht, ein für immer in der Seele wurzelndes Bild Christi seiner Phantasie anzueignen. Allein auch in dem Verkehr des weltlichen und täglichen Lebens traf das Auge allerwärts auf Christi Bild, denn es war in der gesammten volksthümlich-christlichen Richtung dieser Zeit ein starkes Bedürfniß begründet, sich überall und womöglich in jedem Augenblick die Gestalt des Gott-Menschen zu vergegenwärtigen.[8] Gewiß kam

8) Dieser culturhistorisch nicht unwichtige Zug geht aus einer ausdrücklichen Notiz Gregors von Tours als eine von ihm wahrgenommene und natio

man annehmen, daß durch diese Privatbilder, die natürlich wieder möglichst genau sich an den kirchlichen Typus anschlossen und deshalb niemals die Phantasie und die Erinnerung der Beschauer verwirrten, der Eindruck der menschlichen Züge Christi auch solchen Deutschen vermittelt wurde, die sich bis dahin ohne noch starre Heiden zu sein doch dem Christenthum noch nicht angeschlossen hatten und die specifisch-christlichen Stätten noch zu vermeiden pflegten. So dienten sie, und wahrscheinlich mit nicht geringem Erfolge, der allgemeinen christlichen Propaganda, deren directe und indirecte Einflüsse überall in einem stillen und offenen Kampfe mit den Ueberresten des Heidenthums begriffen waren, und man kann sagen, daß Christus als Beschützer und Vorkämpfer seiner Kirche in ihnen gleichsam als ein Lebendiger sich bethätigte, wie denn überhaupt der Eindruck dieser und anderer Bilder gerade bei der eigenthümlichen Haltung der damaligen Culturzustände der Franken dem einer wirklichen Persönlichkeit sehr nahe stehen mußte.

Die Einheit der Anschauung von Christi äußerer Leiblichkeit, auf die als ein sehr wichtiges Moment für das ganze Verhältniß der Gemüther zunächst zu Christus selbst und dann weiter zu dem gesammten Kreiß des christlichen Wesens bereits zur Genüge aufmerksam gemacht worden ist, erlitt für die menschliche Anschauung keine Störung, wenn neben dem gewöhnlichen Typus, den Chri-

---

lich sehr gebilligte Eigenthümlichkeit seiner christlichen Landsleute und Zeitgenossen hervor. Glor. Mart. I, 22: et isto nunc tempore tanto Christus amore diligitur ut cujus legem in tabulis credentes populi retineant, ejus etiam imaginem ad commemorationem virtutis in tabulis visibilem pictam per ecclesias ac domos desigant. Der Causalnexus dieser Erscheinung ist freilich ein anderer, als ihn Gregor darstellte oder als er ihn fassen konnte. Uebrigens trat bekanntlich in dieser Zeit die gesammte christliche Kunst in ein neues Stadium hinsichtlich ihrer Bedeutung für das christliche Volksleben. Sie wirkt von jetzt an nicht mehr bloß symbolisch, noch weniger bloß ästhetisch, was überhaupt vom Anfang an nicht ihre Aufgabe war, sondern als ein realer Zubehör des gesammten kirchlichen Bewußtseins. Eine solche Auffassung durfte natürlich die eigentliche Kirchenlehre nicht ohne Weiteres zugeben, wofür sich namentlich bei dem jüngern Zeitgenossen des hier citirten Kirchenlehrers, bei Papst Gregor dem Großen, sehr wichtige und von der geschichtlichen Forschung unzählige Male schon benutzte Belege finden. Auch in unserer Stelle macht der Zusatz ad commemorationem virtutis directe Opposition gegen den derben Realismus der volksmäßigen Auffassung der kirchlichen Kunst.

können, da Christus, wie man wußte, zugleich wahrer Gott war und als solcher, ungehindert durch seine Leiblichkeit, in allen Dingen sich ebenso bethätigen konnte, wie sich der unsichtbare Gott Vater bethätigte. Seine Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit durften in keiner Weise durch diesen menschlichen Leib beschränkt oder aufgehoben werden. Denn das menschliche Gemüth konnte es nicht zugeben, daß gerade ihm, der göttlichen Person die ihm am nächsten stand, die volle Kraft der Gottheit abging. Und wie auf der einen Seite das Festhalten an der wahren, concreten Menschlichkeit durchaus nothwendig war, um das Gemüth in die ersehnte vertrauliche Nähe zu Christus zu bringen, so war der menschliche Geist auf der anderen Seite doch auch wieder fortwährend genöthigt von allen den beschränkenden Bedingungen dieser wahren Menschlichkeit in Christus zu abstrahiren, um sich der ganzen göttlichen Wirksamkeit des Gott-Menschen bewußt zu bleiben.

So war ein feststehender Typus der äußeren Menschlichkeit Christi geschaffen, der in allen den verschiedenen geistigen und sittlichen Beziehungen, in denen das Wesen Christi überhaupt sich in der Welt im Großen bethätigt hatte, noch fortwährend bethätigte, und für immer bethätigen sollte, ungestört blieb. Er wirkte auf die Gemüther eben so mächtig und plastisch, wenn sie sich die eigentlich menschliche Laufbahn Christi vergegenwärtigten, als wenn ihnen Christus in seiner göttlichen Glorie entgegentrat. Ueberall wo in der Seele die unmittelbaren Einwirkungen des Gottmenschen empfunden wurden, schlossen sie sich an dies lebendige wahre Menschenbild an und schlossen alle Möglichkeit einer anderen Vorstellung seiner Erscheinung aus. Die allersubjectivsten Vorgänge des Seelenlebens, Träume und Visionen, die so häufig und so eindrucksvoll in diesen Seelenzuständen der Neubekehrten vorkamen, mußten sich doch dem Bann dieses Bildes fügen, das durch keine Willkür der Phantasie angetastet werden konnte, nicht bloß deshalb, weil es nicht angetastet werden durfte.

Niemals hatte sich irgend eine Form des Heidenthums zu einer solchen Verklärung der Menschheit und Vermenschlichung der Gottheit zu erheben vermocht, wie sie jetzt durch das Christenthum dem bedürftigen Menschengemüthe geboten ward. Hier allein war erreicht, was überall ersehnt und erstrebt worden, daß sich die volle Gemüthlichkeit, Heimlichkeit des Menschenthums identificirt

hatte mit der vollen Herrlichkeit und Schrankenlosigkeit Gottes, ohne daß die eine Seite des Gesammtbegriffes der anderen Eintrag that, vielmehr so, daß die eine die andere noch stärker und energischer auf das Bewußtsein des Menschen wirken ließ, weil sie nicht allein stand. Die Menschlichkeit Christi wurde durch das Hinzutreten der göttlichen Natur nicht vager und formloser, sondern nur reiner, klarer und fleckenloser. Alles dämonisch Trübe und fratzenhaft Verzerrte, was mit der Unwiderstehlichkeit innerer Zugehörigkeit sich an die Begriffe der eigentlichen Menschengötter geheftet hatte, war in dieser durch die geistigste Fassung des göttlichen Wesens geadelten Menschlichkeit ein für alle Mal ausgestoßen und vom allgemeinen weltgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet ein für alle Mal von seiner dominirenden Höhe in niedere Sphären herabgestürzt, wohin es von Anfang an gehörte, da es sich doch nicht ganz als ein wesenloses Ding beseitigen ließ, sondern noch immer eine gewisse Realität für den menschlichen Geist in Anspruch nehmen durfte. Aber auch der Begriff der Göttlichkeit erschien hier im Vergleich mit der Möglichkeit einer bloß fernen und jenseitigen Lösung, die in den Voraussetzungen des christlichen Spiritualismus auch enthalten war, oder im Vergleich mit den thatsächlichen Ergebnissen, die das religiöse Bewußtsein anderwärts in seinem Bemühen um die Construction eines ganz geistigen Gottesbegriffes gewonnen hatte, in jeder Hinsicht gehoben und geläutert, insofern man dabei die religiöse Bedürftigkeit des Menschen in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt. Aber auch dann, wenn man von einer ganz allgemein sich haltenden religionsphilosophischen Speculation ausgeht, wird sich dasselbe Urtheil ergeben.

Heidnische Heroologie.

Was dem germanischen Heidenthum troß seiner ewig fortschwingenden Bemühungen nicht gelungen, und was ihm, je länger es sich darum bemühte, desto mehr mißlungen war, die Verwirklichung des Postulates einer vollen Menschlichkeit seiner höheren und eigentlichen Götter, hatte es auch von einer anderen Seite zu erreichen versucht. Eine weit ausgedehnte Heroologie schloß sich unmittelbar an die eigentlichen Götterreihen an und verknüpfte sie auf die sinnlich concreteste Weise mit der Menschheit in ihrer vollen Diesseitigkeit. Gewiß war in diesen Heroen das Menschenthum nach dem eigenthümlichen Ideal der besonderen Verhältnisse und der besonderen nationalen Geistes- und Lebenshaltung wirklich

viel gewisser strafend und verderbend, als erfreuend und belohnend bethätigen müsse, noch die erquickende Wärme der Nähe eines in seinem innersten Wesen ihr ganz homogenen göttlichen Schutzes festzuhalten, der unter gewissen, im Bereiche des Menschen selbst liegenden Bedingungen genügte, um ihn allen Schrecknissen des Diesseits und Jenseits zu entreißen. Jedenfalls war er an und für sich stark genug dies zu thun, und nicht darin wie die einstigen Götter beschränkt, die selbst, wenn sich das Gemüth dachte daß sie helfen wollten, doch nicht der Welt und den Menschen, ja nicht einmal sich selbst helfen konnten. Dieser ganze mächtige Halt des menschlichen Gemüthes ging unmittelbar und unwillkürlich aus der Menschlichkeit Christi hervor. Er wurde aber noch in unendlichem Maße verstärkt durch alle die kirchlichen Lehren, die sich auf die einzelnen Vorgänge der Theilnahme Christi an den Geschicken der Welt und Menschheit bezogen, aus denen immer die ganze Größe und Bedeutung seines Eingreifens ersichtlich wurde, auch wenn man der Darstellung ihres Causalnexus nicht zu folgen vermochte. —

Neunzehntes Capitel.

Die menschliche Laufbahn Christi und ihre Bedeutung für die Phantasie und das Gemüth der Neubekehrten.

Wenn auch Christus immer und in jeder Phase seiner Bethätigung der Menschlichkeit unlösbar zugehörte, so war es doch besonders seine irdische Laufbahn, in welcher diese seine Menschlichkeit in unmittelbarster Begreiflichkeit zum Vorschein kam. Für das menschliche Gemüth trug darum, neben der allgemein gültigen Bedeutung, die Christus für dasselbe besaß, diese seine irdische Laufbahn in ihren thatsächlichen Zügen und in den Einzelheiten ihres geschichtlichen Verlaufes noch eine ganz besonders befriedigende Bürgschaft für sein tiefstes und stärkstes Sehnen nach dem wahrhaftigen Gott und wahrhaftigen Menschen in sich. Deshalb verstand es sich von selbst, daß es geradezu eine Forderung der christlichen Glaubenslehre geworden war, daß sich die Christen bis ins Einzelne diesen geschichtlichen Theil des Wesens Christi mit derselben Festigkeit einprägen sollten, mit der sie die Hauptsätze der speculativen Lehren aufzunehmen gehalten waren. Da sich ein so großer und so wichtiger Theil dieser letzteren unmittelbar an die geschichtlichen Thatsachen des irdischen Lebens Christi anschloß und gewissermaßen ihr geistiges Ergebniß, durchweg aber ihren geistigen Gehalt und ihre Begründung bildete, so verwischte sich der Unterschied, der zwischen dem Glauben an diese geschichtlichen Facta und dem Glauben an den theoretischen Theil der christlichen Lehre ursprünglich vorhanden war, allmälig bis auf die letzten Spuren, und das menschliche Gemüth fühlte sich verpflichtet, das Festhalten an Thatsachen, die an und für sich betrach-

tet gleichgültig hätten genannt werden können, bloß deshalb, weil sie Thatsachen waren, die einen Bestandtheil der menschlichen Geschicke Christi ausmachten, für eben so unerläßlich nothwendig zu seinem Heile zu betrachten, wie die Lehrsätze, die sich auf die Eigenschaften Gottes oder auf die göttlichen Forderungen an den Menschen bezogen.

Die Neubekehrten traten in eine solche fertige Haltung des christlichen und kirchlichen Bewußtseins hinein, ohne irgendwie nach der äußeren und inneren Berechtigung derselben fragen zu können. Auch für sie ward der historische Theil der Lehre von Christus ein integrirender Bestandtheil ihres gesammten Glaubens. Aber er war auch vielmehr als die meisten anderen Glaubenssätze eben wegen seines historischen Gehaltes geeignet mit Hülfe der Phantasie, an die er sich zunächst wandte, in den Gemüthern einen unauslöschlichen Eindruck zu machen und in der That zu einem tief eingewurzelten Eigenthum derselben zu werden.

Im letzten Grunde ihrer Seelen mußte auch ihnen überhaupt diese Seite des Glaubens besonders nahe stehen, weil auch sie ebenso wie die bisherigen Bekenner des Christenthums von demselben Sehnen nach der vollen Menschlichkeit des Gotteswesens bewegt waren. Allein zwischen dieser letzten Tiefe der Seele und dem gewöhnlichen Empfinden und Denken lag noch ein weit ausgedehnter Kreiß von Stimmungen und Regungen in der Mitte, der unter dem Einfluß gewisser von außen her kommender Eindrücke jenem es unmöglich machen konnte sein Recht zu erhalten. Es kam also auch hier nicht bloß darauf an, daß sich im Allgemeinen in ihrem Seelenleben ein Punkt angedeutet fand, der mit dem eigentlichen Gehalt dieser Vorstellungen harmonirte, sondern daß auch das Einzelne derselben in den mehr nach außen gewandten Richtungen ihres Geistes Anklang zu finden vermochte.

Aber auch dies fehlte nicht, denn auch in den einzelnen Zügen der menschlichen Geschichte Christi fand die Phantasie und das Gemüth reichliche Befriedigung, obgleich nicht alle auf gleiche Weise sich wirksam erweisen konnten, und manche, als den bisherigen Formen der Anschauung und Empfindung allzusehr widerstrebend, ganz ohne innere Vermittelung blieben. Für diese galt dann nur die Autorität des Glaubensgebotes, unter dessen Rubrik sie mit andere Sätze fielen, für welche ebenfalls keine Möglichkeit der

inneren Anlehnung vorhanden war. Allein es läßt sich im Allgemeinen behaupten, daß gerade die Züge in der menschlichen Laufbahn Christi oder in dem specifisch-historischen Theil des Christenthums den meisten und bleibendsten Eindruck machten, die für die gesammte Sache des Christenthums, für die Einbürgerung des neuen Glaubens in den Seelen der Neubekehrten die wichtigsten genannt werden müssen, während es Dinge von mehr äußerlicher Bedeutung waren, an welche sich ihre Vorstellungsweise nicht gewöhnen konnte.

Vermittlung der Geschichte Christi.

Es muß in dieser Hinsicht auch die äußere Art in welcher ihnen dieser Theil der Glaubenslehre überliefert wurde, sehr in Anschlag gebracht werden, so wenig man von vornherein geneigt sein dürfte darauf Gewicht zu legen. Der historische Theil des Christenthums im engeren Sinne fand sich für die damalige Christenheit in einer Anzahl, im eminentesten Sinne des Wortes authentischer Schriften niedergelegt. Selbstverständlich setzte man von einem Lehrer der Kirche voraus, daß er sich bis ins Einzelnste aus diesen so leicht zugänglichen und so heiligen Quellen damit bekannt mache, und daß er fortwährend durch wiederholtes Lesen die gewonnenen Eindrücke in lebendigster Frische seinem Geist erhalte. Auch für die damaligen Laien der gallischen Kirche wie der allgemein katholischen Kirche galt diese Forderung. Aber da die Kirche überhaupt die Geisteskraft ihrer Laien zum Begreifen der Glaubenssätze so unendlich niedriger anschlug als ihre eigene, und demgemäß auch die Forderung, daß sie selbstthätig von den eigentlichen Quellen des christlichen Glaubens Kenntniß nehmen sollten, bedeutend beschränkte, so konnte man es nicht als eine eigentliche Pflichtverletzung ansehen, wenn sich sehr viele diesem Gebote sogar gänzlich entzogen. Damit wurde die unbedingte Gültigkeit der Grundforderung in diesem Bereiche keineswegs aufgehoben. Diese ging nach wie vor dahin, daß sich Jeder, der den Namen eines wahren Christen beanspruchte, auch eine genügende Kenntniß von diesen Dingen erwerben mußte. Die eigene Neigung und Stimmung der Zeit kam dieser Forderung zu Hülfe, und die Kirche durfte im Allgemeinen in dieser Hinsicht nicht über einen Mangel an christlichem Glaubenseifer bei ihren Angehörigen klagen, wenn sie gleich, und von ihrem Standpunkt aus mit Recht, Verwahrung dagegen einlegte, daß das Studium

der heiligen Schriften allzusehr vernachlässigt werde. Die Masse des in der Christenheit vorhandenen geschichtlichen Glaubensmaterials wurde unter solchen Verhältnissen erzeugt durch mündliche Mittheilung und pflanzte sich fast nur durch eine solche fort. Diese mündliche Mittheilung ging fortwährend aus auf der einen Seite von der Kirche im engeren Sinne, welche die geschichtlichen Thatsachen des Lebens Christi mit eben dem Nachdrucke betrachtete und überlieferte wie sie es mit dem übrigen Theil der Glaubenslehre that. Sie ging aber auch auf der anderen Seite aus von dem unmittelbaren Verkehr der Laien unter einander. Da ihr Geistesleben so tief gerade von diesen Eindrücken bewegt war, so bildeten sie einen wesentlichen Bestandtheil dessen, was sich auf den mannigfachsten Wegen in der Berührung des gewöhnlichen Lebens, als ein Theil so zu sagen der coursirenden Münze des Gesprächs im Alltagsverkehr, verbreitete. In einer Zeit und in einem Lande, in welchen, um nur an einen charakteristischen Zug zu erinnern, das Bild des menschlichen Christus in den verschiedensten Situationen seines Lebens der gewöhnlichste Gegenstand der Kunst war auf welchen das Auge fiel, kann man sich diese Art von Mittheilung nicht groß, allseitig und eindringlich genug vorstellen.[1] Es war also eine ungemein ausgedehnte Bekanntschaft mit dem historischen Theile des Christenthums, und zwar eine, die recht eigentlich volksmäßig heißen konnte, vorhanden als die Franken in die gallische Kirche eintraten.

Auch für sie galt natürlich theoretisch die Forderung, daß sie sich damit wie mit den anderen Gegenständen des christlichen Glaubens aus den Urquellen bekannt machen sollten. Allein es läßt sich leicht denken, daß dieser Forderung hier noch weniger als bei den älteren Genossen der Kirche entsprochen wurde. Zwar ging ihnen das erste Hülfsmittel dazu, die Kenntniß der lateinischen Sprache, nicht ab.[2] Diese hatten sie sich wohl zum allergrößten

---

1) S. o.·S. 90 u. f.

2) Der beste Beweis für die große Bekanntschaft der Franken mit der lateinischen Sprache, wenn es dafür überhaupt eines Beweises bedürfte, liegt in der alten Lex Salica, dem Gesetzbuch dieses fränkischen Volkes. Jedenfalls noch in einer Zeit entstanden, wo die Franken sich wenigstens noch nicht definitiv in der Mitte des lateinischsprechenden Galliens niedergelassen hatten und wo sie unzweifelhaft noch dem Heidenthum angehörten, ist sie von Anfang an lateinisch

Theil aus Rücksichten der äußeren Zweckmäßigkeit, aber auch von einem inneren Zuge ihres Wesens getrieben, schon vor ihrer letzten Eroberung und Festsetzung in den centralen Gegenden von Gallien, in denen sie als die wahre Landessprache galt, genügend angeeignet.[3]) Allein die Kunst des Lesens war den Meisten fremd geblie-

verabfaßt, gleichsam als wenn sich schon damals die Authenticität, die durch eine solche schriftliche Abfassung erreicht werden sollte, in keiner anderen Sprache erreichen ließe, als in der großen Culturſprache der Welt die den Franken zunächst lag. Ich verweise in dieser Hinsicht auf das, was B. I. S. 337, Not. 5 bemerkt worden ist über den Ursprung dieser Lex Salica, und füge noch hinzu, daß die eine Zeit lang mit großer Bestimmtheit ausgesprochene Vermuthung, daß diese lateinische Lex Salica nur die Uebersetzung eines ursprünglich deutsch geschriebenen Gesetzbuches sei, in das Bereich der Träume gehört. Es genügt, hierüber auf Waitz, das alte Recht d. s. Franken p. 24 f. zu verweisen, wo diese Streitfrage in der Kürze am besten behandelt ist. Auch wird eine solche Annahme schon durch die endlich glücklich von Jacob Grimm entdeckte wahre Bedeutung der malbergischen Glosse unmöglich gemacht. Denn wenn in der Vorrede zu Merkel's Ausgabe der Lex Salica, LXIV, von ihm ermittelt ist, „Absicht der Glosse war keine andere, als die auch im ripuarischen, alemannischen, bairischen und in den übrigen Volksrechten obwaltende; es lag daran, althergebrachte Schlagwörter anzugeben, mit welchen der Richter, wenn er die Composition aussprechen wollte, den Nagel auf den Kopf traf. In die lateinische Fassung ließen solche Wörter-Formeln sich nicht übertragen, sie mußten deutsch eingeschaltet werden", so wird hiermit eine gleich anfänglich lateinische Redaction des ganzen Gesetzes als selbstverständlich angenommen.

3) Die äußeren Einflüsse, welche bei den Franken die allgemeine Bekanntschaft und Uebung in der lateinischen Sprache hervorbrachten, liegen auf der Hand. Die ganze bisherige Geschichte des salisch-fränkischen Stammes hatte ja in dem Verhältniß des innigsten Wechselverkehrs mit den Römern in Gallien ihren Schwerpunkt. Auch wohnten die Franken Jahrhunderte lang in Gegenden, die vorher ganz romanisirt gewesen waren und die auch nach ihrer Besitznahme durch sie nicht ganz ihre lateinisch redende Bevölkerung einbüßten. Seit Chlodwig war nun vollends eine praktische Kenntniß des Lateinischen für jeden Franken, der sich an den Vortheilen der neuen Herrschaft im eigentlichen Gallien betheiligen wollte, ein unumgängliches Erforderniß. Das Lateinische war, um nur eins zu erwähnen, von selbst als das, was wir etwa Staatssprache des fränkischen Reiches nennen, anerkannt worden. Alle von der höchsten Staatsgewalt auch an Nichtromanen ausgehende Erlasse, alle öffentlichen Urkunden, waren darin abgefaßt u. s. w.

Was die inneren Gründe betrifft, welche die Franken verhältnißmäßig schon eher, als es bei anderen, in ähnliche Zustände und Beziehungen zu den Romanen eintretenden Völkern geschah, zu einer so wichtigen Anbequemung an die Nationalität ihrer eigentlichen Erbfeinde, der Römer, brachten, so liegen diese

ben, und die, die sie besaßen, waren nach ihren Bildungszuständen keineswegs befähigt zu einer eigentlichen zusammenhängenden und anstrengenden Lectüre. — Es läßt sich übrigens auch aus einem sehr charakteristischen Zuge darthun, daß es die Kirche mit einer solchen Forderung an die Neubekehrten wohl theoretisch, aber nicht thatsächlich ernst gemeint haben kann. Hier auf diesem neugewonnenen Boden findet sich keine Spur eines von der Kirche ausgehenden Versuches, die heiligen Schriften in die Volkssprache zu übersetzen und damit ihre allgemeine Zugänglichkeit anzubahnen. Und doch hielt keine äußere Unmöglichkeit davon ab. Es hätte sich eine fränkische Bibelübersetzung eben so gut nach den vorhandenen Hülfsmitteln der Sprache zu Stande bringen lassen, wie eine gothische Bibelübersetzung zu Stande kam. Allerdings wäre einem solchen Versuche eine gewisse innere Abneigung der Kirche immer hinderlich gewesen, die darin von ihrem einmal eingenommenen Standpunkt als römische Kirche mit Recht eine Art von Profanirung sehen mußte. Allein dies Hinderniß wäre kein unüberwindliches gewesen, wenn das Bedürfniß, den Text der Glaubenslehre und besonders der geschichtlichen Thatsachen von Christi Leben den Neubekehrten bis ins Einzelnste zu überliefern, der Kirche wirklich eine solche ernstliche Angelegenheit gewesen wäre, wie sie selbst theoretisch darüber zu denken und sich auszusprechen pflegte.

Die Neubekehrten waren also noch in höherem Grade als die übrigen Laien auf eine bloß mündliche Ueberlieferung dieser Dinge angewiesen. Aber wenn diese auch in keinem Fall so ausführlich und genau sein konnte, wie man sie aus eigener Lectüre der Quellen hätte gewinnen können, so war dieselbe dafür desto wärmer und plastischer. Ganz unbewußt hob sie gerade die Züge heraus und entfaltete sie, welche an und für sich dem menschlichen Be-

---

in dem überall sich manifestirenden Streben des fränkischen Volksgeistes aus der Abgeschlossenheit seiner beschränkten nationalen Haltung heraus und in den Strom der großen Weltbewegung zu treten, und an ihr selbstthätig Theil zu nehmen. Dieses war nach den damaligen Verhältnissen identisch mit einer weitgehenden Accomodation an das römische Wesen, die jedoch nie so weit ging, daß der eigentliche Kern der fränkischen Eigenthümlichkeit dadurch angetastet worden wäre. Ich verweise in dieser Hinsicht auf das, was von mir Bd. I. S. 296 über die Doppelseitigkeit und doch wieder zähe Geschlossenheit der fränkischen nationalen Haltung gesagt worden ist.

dürfniß und Verständniß am nächsten lagen, und es war auf diese Art den Neubekehrten das Material, das überhaupt in diesem Bereiche für sie brauchbar sein konnte, auf das Zweckmäßigste schon zurecht gelegt.

Die Wunder in der Geschichte Christi.

Die Voraussetzung des durchaus die Seelen menschlich ergreifenden Inhaltes dieser menschlichen Geschichte Christi wurde durch einen wesentlichen Zug derselben nicht gestört, der vielleicht für anders geartete Seelen diesem Eindruck entgegengewirkt hätte. Dies war der Bereich dessen was man Wunder zu nennen pflegt, was auch von der damaligen Glaubensauffassung in weitem Umfang als ein Bestandtheil der irdischen und menschlichen Seite in Christus anerkannt wurde. Selbstverständlich konnte von einem Zweifel im gewöhnlichen Sinne bei den Bekehrten auch hier nicht die Rede sein. An und für sich unfähig, den Begriff des Wunders einer Kritik zu unterziehen,[4]) mußten sie sich, wenn die kirchliche Autorität den Glauben daran forderte, vollständig fügen und einem solchen Wunder neben den anderen Thatsachen des Glaubens in ihrem Inneren einen unantastbaren Platz einräumen. Allein damit war noch nicht ein wirklich gemüthlich-inniges Verhältniß zu einem solchen Wunder gegeben, so wenig die Thatsachen des Glaubens bloß als solche schon vermögend waren, das Gefühl oder das religiöse Bedürfniß zu befriedigen. Auch hier bedurfte es einer zur Aufnahme bereiten und bereits vorhandenen specifischen Seelenstimmung.

Die Wunder, die sich an die Geschichte Christi knüpften, konnten eine solche, ganz abgesehen von ihrer individuellen oder allgemeinen Substanz, schon deshalb beanspruchen, weil sie sich an die göttliche Macht Christi knüpften. Denn ebenso stark wie in den Gemüthern das Sehnen lebte, Christus als den wahren, concreten Menschen, so zu sagen, ganz als einen ihres Gleichen zu empfinden, eben so stark lebte aber auch das Bedürfniß, die göttliche Macht und Erhabenheit dieses Menschen Christus festzuhalten. Diese aber bethätigte sich am kräftigsten und plastischsten eben in diesen Wundern; sowohl in denen, die als die allgemeine Atmosphäre seine Gestalt

4) Oben ist bereits das wichtigste hierher gehörige, die Erklärung enthaltende Moment, und wie ich glaube mit genügender Bestimmtheit, angedeutet.

umgaben und in einen übermenschlichen Nimbus kleideten, als in denen, die unmittelbar von seiner Thätigkeit, von seiner sinnlich wahrnehmbaren Persönlichkeit ausgingen. Die eine Reihe von Wundern war gewissermaßen nothwendig, um der menschlichen Seele fortwährend nahe zu bringen, daß über und in dem Menschen Christus die ganze schrankenlose Herrlichkeit und Kraft des höchsten Herrn des Himmels und der Erde ruhte, und die andere Reihe war wieder eben so nothwendig, damit die Seele wußte, daß Gott, der hier in Menschengestalt erschien, in jedem Augenblicke bereit war seine unendliche Machtfülle für den Frieden und das Glück der Menschen einzusetzen.

Noch tiefer aber mußten diese Wunder in den Seelen wurzeln, wenn sie sich zugleich durch ihre Form oder durch ihre individuelle Tendenz an die großen traditionellen Formen der phantasiemäßigen Anschauung und an die nächsten concretesten Regungen und Wünsche der menschlichen Seele anschlossen, wenn sie sich in einem Kreiße von Vorstellungen und Gedanken bewegten, der sich unmittelbar an den wirklichen Zustand und den wirklichen Inhalt der Seelen anschloß. Und auch in dieser Beziehung lagen diese Wunder der Geschichte Christi in ihren beiden Kategorien dem Geiste der Neubekehrten nahe, aber im Allgemeinen allerdings die der zweiten Kategorie um vieles näher als die der ersten.

Sogleich die Geburt Christi war in großartiger Weise mit einer Reihe von Wundern umgeben, abgesehen von dem großen Mysterium, das überhaupt über der Menschwerdung Christi gewaltet hatte. Dies Mysterium, obwohl wir es auch in die allgemeine Kategorie der Wunder zu stellen geneigt sein mögen, unterschied sich doch in seiner Substanz wesentlich von den eigentlichen Wundern, die unmittelbar zu dem menschlichen Bild Christi gehörten. Es war seine letzte Begründung und Voraussetzung, wirkte aber, weil es die Phantasie gar nicht zu berühren vermochte, nur wie aus jenseitiger Ferne, aus einem an und für sich dieser Art von Seelen verschlossenen Gebiete, aus dem der eigentlichen Speculation und des abstracten Denkens, während die eigentlichen Wunder durchaus concreter Gestalt waren und zunächst auf die Phantasie und dadurch auf das Gefühl wirkten.

In ewig wirksamer Art und auch tief ergreifend für die im Ganzen so einfache und deshalb auch leicht zu bewegende Phanta-

sie der Neubekehrten traten die einzelnen Hauptzüge dieser Menschwerdung Christi einerseits unmittelbar an die gewöhnlichsten Vorstellungen heran, während sie andererseits auch ohne den Hintergrund des speculativen Mysteriums schon durch ihren eigenen Kreiß von Wundern allen Vergleich mit dem Gewöhnlichen aufhoben und die ganze Phantasie augenblicklich in eine idealere Region hoben. Die herkömmliche mündliche oder volksmäßige Behandlung in dem bereits charakterisirten Sinn[5]) wußte die Hauptgegensätze, die hier in der Ueberlieferung der evangelischen Geschichte zwar genügend, aber mit feinen Farben ausgeführt waren, freilich etwas derber und massenhafter, aber auch dafür desto eindrucksvoller hervorzuheben. Der Gegensatz des unter dem niedrigsten Dache geborenen Kindes in seiner hülflosen Nacktheit und des ewigen und allmächtigen Schöpfers und Herrn des Himmels und der Erde war freilich schon an und für sich so, daß er wie mit der Gewalt eines Blitzstrahles in die Seelen hereinfuhr und in ihnen, sie mochten aus so rohem und zähem Stoffe gebildet sein als es nur überhaupt möglich ist, unwiderstehlich zündete. Die einzige Möglichkeit, sich die Erhabenheit und die Wärme dieses Eindruckes zu verderben, eine verstandesmäßig nüchterne Stimmung, ging ihnen ja gänzlich ab, und außerdem gab es in dem ganzen Bereich des Seelenlebens keine Kraft die stark genug gewesen wäre diesem Bild den Eingang zu verwehren. Neben diesem frappantesten Grundzuge trat dann die Wirkung der anderen natürlichen und wunderbaren Umgebung um desto eindrucksvoller hervor, denn er war es gewissermaßen, der den sichtbaren geistigen Inhalt der einen wie der anderen Kategorie gab, oder der wie das lebendig erklärende Wort die anderen Thatsachen erst an ihren rechten Platz für die Phantasie und das Gemüth stellte. Die Jugend, Schönheit und Reinheit der Mutter, die für die damalige religiöse Haltung der christlichen Welt selbst schon eine sehr wichtige Stelle einnahm, die aufopfernde Liebe und Treue des in ernster Altersreife gedachten Pflegevaters Joseph, die Verlassenheit und Hülflosigkeit am fremden Orte, das Einzelnste der ersten Umgebung des heiligen Paares, der Stall und die Krippe, in welche das göttliche Kind nach seiner Geburt gelegt wurde, sein Glanz und seine Schönheit im Gegensatze zu der ärmlichsten Hülle und der niedrigsten Wohn-

---

5) S. o. Cap. XVI. am Schlusse.

sein Auftreten im Tempel im zwölften Jahre, plastisch hervor; in jedem Sinne genug,[7]) um die Lücke zwischen den ausführlicher gehaltenen ersten Anfängen und der eigentlichen Thätigkeit des Gottmenschen auszufüllen. Allein diese Begebenheit, so schön und ergreifend an und für sich, lag doch in allen ihren Voraussetzungen zu weit ab von dem Gesichtskreiße der Neubekehrten, als daß sie anders als rein äußerlich auf ihren Geist hätte wirken sollen.

Indeß war und blieb dies nur eine Einzelheit, freilich eine solche, die in höherem Sinne das Verständniß für die Individualität Christi und ihre innere Entwickelung recht eigentlich erst eröffnete. Aber auch andere umfangreichere Situationen blieben aus Mangel einer sie vermittelnden Anschauung der Gemüther immer in einer gewissen Frembartigkeit unzugänglich. Dazu gehörte alles, was sich auf die eigentliche Lehrthätigkeit Christi unter dem jüdischen Volke von seinem ersten Auftreten bis nahe an seinen Tod bezog. Um diese Situation eindringlich zu verstehen und sie wie andere Ereignisse in dem menschlichen Leben Christi zu einem festen, auf die Phantasie und das Gemüth gleich stark wirkenden Bilde zu verwandeln, hätte man nicht weniger als eine ziemlich umfangreiche Anschauung der Localverhältnisse besitzen müssen, durch die sie allein ihr rechtes Licht empfing. Man kann sogar behaupten, daß auch der Kirche dieser Zeit ein wahrer und lebendiger Anschluß daran unmöglich war. Auch ihr ging das Verständniß für das specifisch-locale und individuell nationale in dem menschlichen Leben Christi ab; einestheils aus Mangel der dazu nöthigen vermittelnden Kenntnisse, anderentheils aus einem instinctiven Zuge, der sie

7) Man wird das ganze Gewicht dieses Verfahrens am besten erkennen, wenn man die zahlreichen Versuche damit vergleicht, welche die nichtcanonische Sagenbildung gemacht hat um diese Lücke auszufüllen. Alle diese an sich durchaus nicht unter das Mittelmaß der Leistungsfähigkeit der Legende im Allgemeinen herabsinkenden Erzeugnisse werden jedem mit einiger Unabhängigkeit des Urtheils Begabten augenblicklich unsäglich ohnmächtig und kindisch erscheinen, sobald sie mit dem Auftreten Christi im Tempel nach der biblischen Darstellung zusammengehalten werden. Gerade so sind die neben der biblischen Ueberlieferung hergehenden nichtcanonischen Sagen, die sich auf die Geburt, die Flucht nach Aegypten, den Aufenthalt daselbst beziehen, auf der Stelle vernichtet, wenn sie zwischen oder neben die biblischen Züge gestellt werden.

dazu trieb die menschliche Seite Christi, möglichst entkleidet aller localen Färbung, ganz in die Sphäre der allgemeinen Menschlichkeit zu erheben so gut wie sie dieselbe von ihrem Standpunkt aus zu erfassen vermochte. Noch mehr gilt dies von der volksmäßigen Tradition der geschichtlichen Seite Christi, die auf die Neubekehrten einen vielleicht eben so großen, wenn nicht gar einen größeren Einfluß übte, als die unmittelbar von der Kirche selbst herrührenden Darstellungen.[8]) Es konnte also nur ein ganz Allgemeines daraus entnommen werden, nämlich daß auch hier die unendliche Liebe und Barmherzigkeit, die Christus gegen die Menschheit bethätigte, als letzter Grund zu gelten habe, und daß auch diese Begebenheiten deshalb mit andächtiger Gläubigkeit und inbrünstigem Danke hingenommen werden müßten als ein Theil des großen Liebeswerkes des Gottmenschen. Daneben blieb dann noch der Phantasie und dem Gefühle die Möglichkeit, sich an einzelne Züge aus diesem großen, ihm im Allgemeinen unzugänglichen Ganzen inniger anzuschließen und diese zu lebendigen und unauslöschlichen Bildern zu gestalten.

Wenn sich die Phantasie der Neubekehrten in dem Bereiche der ihr zu Gebote stehenden Anschauungen umsah, um sich auch nur zunächst die äußeren Umrisse des Lebens Christi in dieser Zeit seiner Lehrthätigkeit etwas deutlich zu machen, so stieß sie wohl auf sehr geläufige Vorstellungen von fahrenden Helden und Kriegern, ebenso von fahrenden Leuten, die um des Gewinnes willen von einer Stadt in die andere, von einem Lande in das andere zogen; auch mochte sie sich wohl erinnern, daß gelegentlich einmal irgend einer der Götter des Heidenthums in schlichter, oft auch niedriger Menschengestalt auf der Erde gewandelt und sich an dem gewöhnlichsten Verkehr der Menschen betheiligt habe. Aber alle diese Bilder wollten hierher durchaus nicht passen, und es weist keine äußere oder innere Spur darauf hin, daß es der deutschen Anschauungsweise dieser Zeit gelungen sei, sich das Bild des im jüdischen Lande hin- und herziehenden Gottmenschen etwa durch eine Anlehnung an das Bild eines heimischen Kriegsfürsten näher zu bringen, der mit einem zahlreichen Gefolge und unter gewaltigem Gepränge und Getöse von einer Burg zu der andern zieht, wie

---

8) S. o. Cap. XVI.

später allerdings ein Versuch gemacht wurde,[9] um der Volksvorstellung diese so fern liegende Situation näher zu rücken. Doch darf auch dieser späte Versuch keineswegs seinem Zwecke entsprechend genannt werden, und damals, wo sich die nationale Eigenthümlichkeit der Deutschen in ihren Beziehungen zu dem überlieferten und aufzunehmenden christlichen Stoffe wenigstens nach ihrem eigenen Willen und Bewußtsein noch so ganz hingebend, verhielt, wäre es sogar als eine Art Frevel erschienen, wenn man eine solche Anlehnung versucht hätte, da sie sich weder damals, noch zu irgend einer Zeit und in irgend einer Phase der Wechselbeziehungen des deutschen Volksbewußtseins zum Christenthum von selbst bot, sondern immer erst in Folge einer freiwilligen und reflectirenden Thätigkeit des Geistes ermöglicht werden konnte.

Aber diese freiwillige Entäußerung alles Schmuckes, überhaupt aller Genüsse des gewöhnlichen Lebens, diese ausschließliche Richtung auf die Verfolgung eines idealen Zieles, diese Dürftigkeit und Bedrängniß, in der einzelne Züge Christus erscheinen ließen, sein rückhaltloser Verkehr mit den niedrigsten, ärmsten und verachtetsten der Menschen, die Wahl seiner nächsten Begleiter und Freunde gerade aus diesen Kreißen, waren Dinge, die allem, was man bisher gesehen hatte und allen traditionellen Vorstellungen über mensch-

---

9) In der altsächsischen, unter dem Namen Heljand bekannten Evangelienharmonie. Vielleicht ergiebt sich an einem anderen Orte, wenn es mir vergönnt sein sollte, diese culturgeschichtliche Darstellung weiter fortzusetzen und auf den im engsten Sinne des Wortes deutschen Kreiß der mittelalterlichen Entwickelung hinzulenken, Gelegenheit, meine Ansichten von der sowohl culturhistorischen, als auch poetischen Bedeutung dieses Werkes genauer zu begründen und im Einzelnen auszuführen. Da sie von den bisherigen Anschauungen bedeutend abweichen, wie sie namentlich durch Vilmar und Gervinus auch in weiteren Kreißen herrschend geworden sind, und wie sie selbst wenn man in keiner Weise durch selbständige sprachliche und literarische Studien, oder auch nur durch eigene Kenntniß des einzelnen Werkes zu einem Urtheil über den fraglichen und außerordentlich schwierigen Gegenstand befähigt sich fühlen sollte, doch mit großer Emphase als unumstößliches Resultat tiefer Forschungen vorgetragen zu werden pflegen, so kann ich mich hier, um nicht in denselben Fehler des aller Begründung baren Orakeltones zu verfallen, nur sehr vorsichtig ausdrücken. Es wird einstweilen einem und dem anderen dieser Nachbeter nicht geringen Anstoß geben, wenn ich sage, daß sich bei einer Parallele zwischen dem Heljand und Otfried, falls überhaupt eine solche gezogen werden darf, für mich genau das entgegengesetzte Resultat von dem bisherigen ergiebt.

liche und gesellschaftliche Verhältnisse geradezu Hohn sprachen. Hätte man irgend einen Anderen in einem solchen Leben sich bewegen sehen, so wäre er nach der damaligen öffentlichen Meinung des fränkischen Volkes unfehlbar der allgemeinen Verachtung anheimgefallen. Da Christus selbst dies Leben geführt hatte, wie nach der sicheren Lehre der Kirche geglaubt werden mußte, so verstummte natürlich ihm gegenüber jede laute Kritik, allein die Seelen waren doch noch insoweit zu selbständig, als daß sie das, was ihnen nach ihrer bisherigen Art absolut entgegen sein mußte, gutwillig oder gar freudig aufgenommen und ihm dieselbe volle Berechtigung wie anderen, ursprünglich homogenen Eindrücken vergönnt hätten. Selbst die naheliegende und fortwährend zur Verdeutlichung dieser Begebenheiten angewandte Reflexion, daß sich gerade in dieser Knechtsgestalt die unendliche Liebe Christi am glänzendsten bethätigt habe, vermochte nicht auch für die Bilder selbst Empfänglichkeit in den Gemüthern zu erwecken, aus denen man dies Resultat abstrahirte.

Als der wahre Gehalt dieses Theils der Geschichte Christi blieben dagegen die zahlreichen Wunder aller Art stehen, mit denen sie durchflochten ist. Gegen diese Eindrücke konnte sich die Phantasie und das Gefühl der Neubekehrten nicht verschließen, auch wenn die eine oder die andere hierher gehörige Begebenheit vielleicht wegen ihren localen und individuellen Voraussetzungen in gewisser Weise unbildlich bleiben mußte. Das war nun zugleich, wie man wohl sagen darf, ein genügender Ersatz für die anderen innerlich unverständlichen Massen und eine das religiöse Gefühl vollkommen befriedigende sichtbare Vermittelung zwischen den so eindrucksvollen Bildern der Geburt und Jugend Christi und den noch viel eindrucksvolleren seines Todes.

Ein großes Wunder aus der Kategorie derer, die den unmittelbaren Zusammenhang des allmächtigen Gottes mit dem Sohne bewiesen, eröffnete sogleich diesen Theil der Laufbahn Christi. Seine Taufe, an und für sich schon wegen der unwillkürlichen Identification mit derselben heiligen Handlung, die man mit eigenen Augen an sich selbst und Andern hatte vollbringen sehen, ein durchaus die Phantasie ergreifendes Ereigniß, war durch die Stimme Gottes geheiligt worden, der hier der ganzen Menschheit vernehmlich gesprochen hatte: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; der

Ebenso wirkten die Wunder in denen Christus Krankheit und Tod besiegt hatte, am unmittelbarsten wohl auf solche, die sich von der einen und in Folge davon auch in schreckhafter Nähe von dem anderen bedroht sahen. Allein es gab doch überhaupt Niemanden, der nicht in der einen oder der anderen Weise sich hier in seiner Phantasie und in seinem Gemüthe an der Hülfe erquickte, die Christus den Leidenden aller Art gebracht hatte, denn alle diese Verhältnisse reichten ganz unmittelbar in das tägliche Leben jedes Einzelnen hinein.

Aber abgesehen von solchen besonderen Anklängen fanden sie überhaupt in allen Seelen der Neubekehrten nach allen ihren Kategorien als die sichtbaren Beweise der allmächtigen Gewalt, der Göttlichkeit des Mensch gewordenen Sohnes eine wohlvorbereitete Stätte. Jedes dieser Wunder versinnlichte nach irgend einer Seite hin die unbedingte Herrschaft Christi über die Natur in allen ihren Beziehungen. Am meisten sah sich die menschliche Phantasie hierbei angesprochen, wenn dieses schrankenlose Eingreifen in das Walten der Natur direct zum Vortheil, zum Schutz, zum Troste des Menschen geschah, wie bei den vorhin schon erwähnten Kategorien von Wundern; allein auch die ebenfalls zahlreichen anderen wirkten, in denen sich gleichsam in abstracter Weise die völlige Herrschaft Christi über die Natur oder seine völlige Einheit mit der Allmacht Gottes bethätigte, die ja auch nach der einzig damals möglichen Auffassung äußerlich schrankenlos in den Lauf der Dinge eingreifen, ihn verändern, zerstören oder nach ganz neuen Gesetzen wieder constituiren konnte. So sein Wandeln auf den Wellen des Meeres von Tiberias, seine Verklärung, sein Verkehr mit den lichten Geistern des Himmels, den Boten seines Vaters. Man wußte aus den Geboten des Glaubens den allgemeinsten Inhalt aller dieser Vorgänge; denn man war ja gehalten zu glauben an die völlige Wesensgleichheit des Vaters und des Sohnes, und insofern konnten sie dem menschlichen Geist keine neuen Vorstellungen zuführen. Allein weil alle Möglichkeit zu einem speculativen Erfassen dieser Glaubenssätze abging, war es um so wichtiger für den Eindruck, den sie auf die Seelen machten, daß in einer ge-

---

nöthige Begründung dieser oben nur ganz kurz und allgemein ausgesprochenen Sätze bemühen.

ßen Fülle ganz concreter und jedem Verständnisse faßlicher Ereignisse, eben in diesen Wundern, ein geradezu unumstößlicher Beweis und zugleich eine praktische Anwendung auf einzelne Verhältnisse des Welt- und Menschenlebens gegeben wurde. Wem der Begriff der Allmacht Gottes oder Christi als solcher ein unlebendiger bleiben mußte, der vermochte doch für seine Seele denselben Eindruck zu gewinnen, wie er nur aus einer wahrhaften Aufnahme jenes Begriffes hervorgehen konnte, wenn die Phantasie ihm Christus als Bändiger des Sturmes und der Wellen, als Besieger der Dämonen, als Befreier von Krankheit und Tod in allen ihren schreckhaften Formen, als Verleiher von irdischer Nahrung in fest ausgeführten farbigen Bildern zeigte. Jede einzelne dieser Thaten war ein Theil, eine besondere Bethätigung des allgemeinen Begriffes der göttlichen Allmacht, und man konnte sich unmöglich dem vollen Eindruck eines einzelnen derartigen Vorganges hingeben, ohne daß dem Geiste instinctiv wenigstens das Vollgefühl der Unendlichkeit des göttlichen Wesens aufgegangen wäre, das jetzt die Herrschaft über ihn und über die ganze Welt übte.

Wenn das Gedächtniß der Neubekehrten damit etwa verglich, was von den heimischen Göttern in ähnlicher Weise erzählt wurde, so konnte sich ihr Geist nur um so unwiderstehlicher zu dem neuen Herrn als dem wahren Gotte hingezogen fühlen. Denn an und für sich waren alle Wunderthaten, die von jenen ausgingen, in der Wirkung viel beschränkter, obgleich sie sich auf dieselben Hauptkategorien wie die christlichen Wunder bezogen. Auch erschienen sie gerade dann, wenn sie wirklich einen bedeutenden Eindruck auf die menschliche Phantasie machten, nicht eigentlich als die unmittelbare freie That der göttlichen Persönlichkeit. Auf eine sehr merkwürdige Weise identificirte sich die Vorstellung der Magie oder Zauberei mit der der göttlichen Wunderkraft. Nur insofern ein Gott auch im Besitze dieser war, vermochte er wirklich imposante Wunder zu thun. Aber obgleich es zum Wesen der höheren Götter gehörte, daß ihnen diese Zauberkunst und Zauberkraft einwohnte,[12]) oder man

12) Dies zeigt sich besonders deutlich in dem Wesen und Begriff des höchsten Gottes des nationalen deutschen Heidenthums. Er ist der große Zauberkundige κατ᾽ ἐξοχὴν und von ihm geht dann alle sich darauf beziehende Weisheit auf die Götter und noch unmittelbarer auf die Menschen aus. (S. darüber Bd. I. S. 123 u. f.

kann auch sagen, obgleich diese Kraft die höhere Potenz des göttlichen Begriffes vorstellte — so erschien sie doch als etwas von außen her ihnen Gegebenes, dessen Ursprung selbst wieder in undurchdringliches Dunkel sich verbarg.[13]) Allerdings gehörte sie dann für die unmittelbare Empfindung des Menschen zu dem Bereiche der göttlichen Macht, aber sie war nicht in ihrem Begriffe enthalten, was der menschlichen Seele für die Bedeutung dieses göttlichen Wesens einen sehr wichtigen Unterschied begründete. Aber bei Christus fiel jede Vorstellung einer solchen außerhalb ihm stehenden Macht, mit deren Hülfe er die Wunder vollbrachte, weg. Die Kraft Gottes des Vaters, die forwährend über ihm schwebte, konnte dem menschlichen Bewußtsein durchaus nicht in solcher Aeußerlichkeit und Losgetrenntheit von Christus erscheinen, daß sich für dasselbe etwa die Möglichkeit eines Gedankens hätte ergeben können, Christus würde, falls ihm diese Kraft nicht zur Seite gestanden wäre, diese Wunder nicht vollbracht haben. Sobald sich der Mensch das Bild Christi vergegenwärtigte, ruhte eben darin die ganze Fülle der Kraft Gottes, ohne die Möglichkeit einer individualisirenden Spaltung freizulassen.

Auch ist wohl zu bemerken, daß sich an die Vorstellung der Wunderkraft der heidnischen Götter, weil sie so enge mit dem auch sonst so wohl bekannten Gebiete der Magie und Zauberei verwandt war, immerhin etwas Unheimliches knüpfte, was der menschliche Geist selbst da nicht von sich verscheuchen konnte, wo er sich hülfreich von den Göttern und ihrer Macht berührt sah. Jeder solche unheimliche Zug war aber aus dem Begriffe der Wunderthätigkeit Christi ausgeschlossen, denn es wurde von der Kirche mit größtem Nachdruck gepredigt, daß alle und jede Art von Magie nur mit Hülfe der bösen Mächte vollbracht werden könne. Also durfte man schon deshalb nicht wagen, an eine solche Erklärung dieser Wunder zu denken, abgesehen davon, daß sie

13) Die nordische Mythe hat diesen Zug außerordentlich deutlich in dem Verhältniß des Mimir zu Odhinn und auf einem sehr nahe verwandten Gebiete in der bekannten Erzählung von der Erwerbung der Gabe der Dichtkunst durch Odhinn dargestellt. In beiden Fällen ist es nur der höchste Gott allein, durch dessen Vermittelung auch die anderen Götter an diesem höchsten geistigen Gehalt des göttlichen Wesens Theil nehmen können.

in allen diesen Begebenheiten ein das Gemüth der Menschen damaliger Zeit positiv ansprechender, erquickender und beruhigender Zug mit großer Energie sich geltend machte. Nach einem sehr einfachen und jedem Verständniß zugänglichen Raisonnement hätten sie unmöglich so sein können, wenn irgendwie dämonische Mächte dabei im Spiel gewesen wären.

Zwanzigstes Capitel.

Die Bedeutung des Todes Christi für die Neubekehrten; Auferstehung und Himmelfahrt.

Allgemeine Stimmung der christlichen Welt.

Nach der kirchlichen Auffassung der damaligen Zeit, so wie schon nach der ältesten urchristlichen Anschauungsweise, erschien das Leiden und der Tod Christi als das eigentlichste und wesentlichste Moment in der irdischen Laufbahn des menschgewordenen Gottes. Und wenn überhaupt die Menschwerdung Christi die eigentliche Epoche in der Geschichte der Welt und Menschheit, sowie auch, wenn man so sagen darf in der Geschichte Gottes selbst vorstellte, so war es wiederum das freiwillige Sterben des Erlösers, was immer so lange es eine christliche Weltanschauung gab als der Angelpunkt betrachtet würde, um den sich die großen Geschicke des Weltalls, der Menschheit und jedes Individuums aus derselben drehten. Die theologische Wissenschaft hatte auf diesem Fundament das ganze Gebäude der Erlösungs- und Heilstheorie aufgeführt; die Existenz der sichtbaren Kirche fand darin ihre letzte Begründung und das Schicksal jedes einzelnen Menschen empfing durch seine Beziehungen zu dem Tode Christi für alle Ewigkeit in letzter Instanz seine Bestimmung. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft waren auf gleiche Weise von dem Einflusse dieser größten Begebenheit der ganzen Weltgeschichte in ihrer allgemeinsten und höchsten Auffassung nicht bloß berührt, sondern bestimmt.

Dem entsprechend war auch kein Moment des epischen oder specifisch-geschichtlichen Theiles in Christi Leben oder überhaupt in dem ganzen Bereich geschichtlicher Ueberlieferung, die zu dem christlichen Glauben gehörte, mit einer solchen Energie und Plastik aus-

gebildet, wie dieses. Schon in den Quellen der kirchlichen Ueberlieferung war die Erzählung der Leidensgeschichte verhältnißmäßig breiter und farbiger gegeben als alle anderen Bestandtheile, selbst die Geburt Christi nicht ausgenommen, obgleich diese auch wegen ihres menschlichen Gegensatzes zu dem Tode sich durch besonders lebhafte und eindringliche Darstellung heraushob.[1]) Wie die eigentliche Kirche so verhielt sich auch die unmittelbare volksmäßige Auffassung. Auch in ihr nahmen die Thatsachen der Leidensgeschichte unter allen den Vorstellungen und Bildern die sich auf christliche Dinge bezogen, einen bevorrechteten Platz ein. Die Phantasie, die Empfindung und das Gemüth waren jedes in seiner Weise gleich stark und energisch davon in Anspruch genommen, und selbst die Seelen, die von den weicheren und milderen Zügen der christlichen Geschichte wenig berührt werden konnten, fühlten die Gewalt dieser Eindrücke. Ihr allgemeinstes Ergebniß war eine mitleidige, schmerzensvolle Stimmung in allen nur denkbaren Steigerungen, die sich oft in den lebhaftesten Ausbrüchen des Gefühls, in Thränen und Seufzern äußerte, wenn sich die Phantasie durch irgend welche besondere äußere und innere Anregung lebhaft an die große Begebenheit und ihre einzelnen Züge erinnert sah. Aber man durfte, wenn man das eigene innere Gefühl walten ließ, und wenn man auf die Stimme des eigenen Gewissens hörte, nicht bei dieser mitleidsvollen Schmerzenshaltung stehen bleiben. Denn es war nicht eine Begebenheit, die wie irgend ein anderes erschütterndes Ereigniß als etwas der eigenen Persönlichkeit fern Abliegendes betrachtet werden konnte, sondern jeder Einzelne sah sich aufs Tiefste und Verhängnißvollste dabei betheiligt. Es war furchtbar, daß der Sohn Gottes qualvoll bluten und sterben mußte, allein es war eine noch ganz andere furchtbarere Vorstellung, daß er, der hier unschuldig leiden und sterben mußte, wegen der Sünden der Menschen litt und starb. Auch geschah es nicht wegen der alten Sündenlast allein, die von vergangenen Geschlechtern aufgehäuft worden war und deren Solidarität für jedes menschliche Individuum die spätere Generation von sich vielleicht hätte abwälzen können, sondern auch wegen der Sünden aller zukünftigen Menschen, also auch jedes Einzelnen, in dessen Geiste sich das Bild des an-

1) S. o. S. 102 u. f.

Kreuz geschlagenen Erlösers erzeugte. Auch er trug einen Theil der ungeheuren Verschuldung, und es half dem menschlichen Bewußtsein hier keine an und für sich denkbare Ausflucht, es mußte sich mitschuldig an der entsetzlichsten That im Laufe der Existenz des Weltalls bekennen und folglich auch die Verantwortung derselben auf sich nehmen. Die tiefste Zerknirschung und ebenso das ängstlichste Zittern war die rechte und wahre Stimmung, in welcher der Tod Gottes betrachtet sein wollte; Zerknirschung wegen der Mitschuld an dem Frevel, und Zittern, daß die That umsonst für den Einzelnen geschehen sei, weil er selbst nicht die Bedingungen erfüllen wollte, unter denen ihm seine Sünde vergeben, diese Schuld und alle andere Schuld abgenommen sein sollte. Klar und deutlich wurden diese Bedingungen in den Geboten der Kirche ausgesprochen, die derselben von Christus überliefert und zur Ausführung übergeben waren, aber eben so klar war es dem Menschen, sobald er sich einmal in die aus der Betrachtung seiner unendlichen Verantwortlichkeit nothwendig hervorgehende Stimmung versetzt sah, daß er sie nicht erfüllt habe.

Auch war dem Geiste derer, die äußerlich in dem Kreise des Christenthums standen, es schwer genug gemacht solchen Eindrücken sich zu entziehen, selbst wenn irgend ein Individuum nach seiner besonderen Richtung sonst geneigt gewesen wäre diese Schrecknisse von sich abzuweisen. Denn der Einzelne konnte sich, er mochte beschaffen sein wie er wollte, doch nicht ganz gegen den Einfluß der allgemeinen Atmosphäre der Zeit verschließen. In ihr herrschten aber, so weit sie überhaupt durch religiöse oder christliche Vorstellungen erfüllt war, diese Bilder des Leidens und Todes Christi allseitig vor. Selbst in dem Verkehr des täglichen Lebens traf das Auge auf bildliche und deswegen um so nachdrücklicher auf die Phantasie wirkende Vorstellungen des am Kreuze hängenden Erlösers und ganz unwillkürlich knüpften sich an solche Eindrücke wenigstens die Keime der Seelenregungen, die traditionell und organisch damit in Verbindung standen. Es bedurfte auch in dem verhärtetsten Gemüthe oft nur eines kleinen Anstoßes, um aus den unscheinbarsten Seelenbewegungen bis zu der leidenschaftlichsten Ekstase des Schmerzes und der Verzweiflung zu gelangen, wie so

---

2) S. o. Cap. XVII.

viele Vorgänge des damaligen Lebens bewiesen, in denen ein solcher plötzlicher Durchbruch des religiösen Empfindungslebens sich kundgab.

Abgesehen von solchen mehr von außen an die Seelen herankommenden Eindrücken und Einwirkungen fanden sich in der durchschnittlichen Geisteshaltung der Zeit auch da genug Momente einer inneren Wahlverwandtschaft zwischen der Substanz der Phantasie und der Empfindung der Menschen und dem Stoffe und Gehalt der Leidensgeschichte Christi, wo außerdem das specifisch-christliche Element weniger Wurzel zu fassen vermochte. Denn die Phantasie dieser Zeit verhielt sich keineswegs ablehnend zu der blutigen Färbung, welche diesen Theil der Geschichte Christi auszeichnete. Ueberhaupt war dieser ganzen Zeit jene aus einer feineren Bildung des Geschmackes oder auch aus einer Verzärtelung der Nerven hervorgehende Abneigung gegen die Berührung mit dem absolut Unschönen und Grausenhaften gänzlich fremd, wie sie sich wohl in der modernen Denkweise finden mag. Vielmehr fühlte sie sich gerade dadurch angezogen und so lebhaft ergriffen, wie es durch weichere und menschlich-schönere Bilder nicht möglich gewesen wäre. Es war noch dieselbe Phantasie, welche sich an den blutigen Kämpfen in der Arena aufs höchste zu weiden pflegte, der das Zerreißen von Gefangenen oder Missethätern durch die Bestien des Circus das reizendste Schauspiel gab. Wunden und Blut und alle Qualen des Todeskampfes waren auch in dem wirklichen Leben, in seiner wilden und umdüsterten Haltung ein ganz gewöhnliches Schauspiel, denn in der allgemeinen Zerrüttung der öffentlichen Verhältnisse während der Zerbröckelung der römischen Herrschaft, in den grausamen Kriegsthaten der Barbaren und gegen die Barbaren war Jedermann genöthigt, das Entsetzlichste als das Gewöhnliche betrachten zu lernen. Die römische Phantasie dieser Zeit lechzte auch jetzt noch immer nach Blut, und so wenig eine vernünftige Betrachtung der Geschichte darin den Grund für den tiefen Eindruck suchen wird, welchen der Tod Christi auf diese Zeit machte, so wenig wird man läugnen können, daß sich sein Eindruck bei einer derartigen gegebenen Haltung des Geistes um so viel tiefer in die Phantasie und durch dieselbe in das Gemüth bohren mußte.

Auch noch von einer anderen Seite her kam die in allgemeinen

Verhältnissen begründete Haltung der Gemüther hier der specifisch-christlichen Anschauungsweise zu Hülfe. Es ist nicht zu läugnen, daß die römische Menschheit damaliger Zeit in ihrer tiefen Verderbniß und Zerrüttung auch von einem starken Gefühl dieser ihrer Verworfenheit erfaßt war. Es fand sich auch da vor, wo es nicht unmittelbar mit dem eigenthümlich christlichen Sündenbewußtsein zusammenhing, und es ist im Einzelnen schwer zu entscheiden, welchem der beiden Momente in ihrer fortwährenden und fortwährend gesteigerten Wechselwirkung größerer Einfluß auf das andere zugeschrieben werden muß. Je weniger die Zeit oder der Einzelne in sich die Kraft wahrnahm, sich aus dieser Verderbniß heraus zu arbeiten, desto qualvoller fühlte man die Pein der Verschuldung. Als im Laufe der Zeit fast die ganze römische Welt und speciell das römische Element in Gallien sich den christlichen Formen hingegeben hatte, concentrirte sich dieser Instinct der allgemeinen und individuellen Schuldbelastung am prägnantesten in dem Bilde des am Kreuze hängenden Gottmenschen, der eben wegen dieser Verschuldung der Menschheit am Kreuze hing. Je weniger in der durchschnittlichen Haltung dieser Menschen Kraft zu einem wahren sittlichen Aufschwung sich vorfand, um so nothwendiger war es für sie, um nicht gänzlich das Gleichgewicht der Seele gestört zu sehen, daß sich ihr Schuldgefühl gelegentlich durch die allerleidenschaftlichsten Ausbrüche der Reue und Verzweiflung Luft machte, die wiederum durch ihre Beziehung auf ein so ganz concretes Object, wie der gekreuzigte Christus, den bei einem solchen Verhalten der Seele unerläßlich nothwendigen persönlichen Krystallisationspunkt fanden.

Aber auch alles was noch von Trost und Hoffnung in den Gemüthern lag, schloß sich an dies sichtbarste und stärkste Unterpfand der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit an, und auch dieser Stimmung kam eine möglichst plastische und farbige Vorstellung der einzelnen Züge der Leidensgeschichte wesentlich zu Statten. Sie ward also von den zwei entgegengesetztesten Richtungen, in denen sich die religiöse Empfindung bewegte, gewissermaßen als das reichste und allgemeingültigste Bild, in welchem das menschliche Bewußtsein mit Gott verkehren oder sich Gott in seinem Verhältniß zu der Menschheit vorzustellen pflegte, mit gleicher Nachhaltigkeit an die Seele herangebracht, und so könnte man sagen, daß sie

die inhaltreichste und zugleich die populärste aller Gestaltungen der christlich-kirchlichen Anschauungen geworden war als die Franken in den Kreiß der katholischen Glaubenslehre und der volksmäßigen christlichen Atmosphäre eintraten.

Der Contrast zwischen der unendlichen Majestät und Machtfülle des Gottmenschen, der auf allen Stellen des Naturlebens allen Kräften gebot und die Fähigkeit besaß neue Kräfte zu erzeugen, der über Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod herrschte, dem von jenseits dieser sichtbaren Welt die Schaaren der himmlischen Mächte unbedingt zu Gebote standen, und zwischen dem von seinen Feinden gefangenen und mißhandelten, zum Kreuze wie ein Verbrecher geschleppten Christus, war so gewaltig, daß sich die Phantasie der Neubekehrten mit aller Kraft bemühen mußte, die Identität der Person festzuhalten. Daß sich aus diesem Contrast nicht Verwirrung und Beängstigung des Gemüthes bemächtigte, welches von Seite des Glaubens sich der einen Situation mit derselben Ueberzeugung wie der anderen hinzugeben genöthigt war, mag für unsere moderne Vorstellungsweise wunderbar erscheinen. Sobald man aber erwägt, wie fest und unantastbar sich überhaupt der Glaube an die wahre Gottheit Christi ihnen eingeprägt hatte, auch noch ehe sie von dem Einzelnen der christlichen Glaubenslehre Kenntniß hatten, so versteht es sich leicht, daß auch aus dieser großen Erniedrigung Christi kein Makel auf sein göttliches Bild fallen konnte, selbst wenn dem menschlichen Geiste der eigentliche speculative Pragmatismus dieses wichtigsten Ereignisses der Menschengeschichte nicht vollständig deutlich gemacht werden konnte, oder wenn ihm nach seinen bisherigen Voraussetzungen die Fähigkeit abging, den menschlich-psychologischen Pragmatismus in dieser That Christi mit dem Gefühle zu begreifen.

Verhältniß der Neubekehrten.

Daß der ganze Vorgang sich auch hier bei den Neubekehrten schnell mit unauslöschlichen Farben der Phantasie einprägte, folgte aus einer in vielen Einzelheiten recht wohl nachweisbaren Wahlverwandtschaft seines äußeren Bildes mit den geläufigsten Bildern ihres bisherigen Seelenlebens. Auch sie sahen sich in gewisser Weise durch das Grausen, welches Blut und Tod dem natürlichen Gefühl verursachen, angezogen, freilich aus etwas anderen Motiven wie die römische Welt in den letzten Zeiten ihres Bestehens. Bei den Römern bildete die starke Nervenerschütterung durch der-

artige, das natürliche Gefühl unter jeder Bedingung angreifende Eindrücke den eigentlichen Reiz, nach einer gewöhnlichen psychologischen Erfahrung welche lehrt, daß der äußerste Grad der Blasirtheit sich leicht noch, falls überhaupt nicht alle physische Nervenkraft zerstört ist, daran zu befriedigen vermag. Auch die Franken, wie alle anderen deutschen Völker, freuten sich damals im Allgemeinen des Anblickes von Blut und Wunden, und das Bild des gewaltsamen Todes war dem Einzelnen unter allen Möglichkeiten des Todes überhaupt noch das bei weitem angenehmste, womit freilich nicht gesagt ist, daß der Phantasie die Schrecken des Todes ganz unbekannt gewesen wären, oder daß sie, wenn sie nun in aller Macht der Realität an den Einzelnen herantraten, gar nicht empfunden worden wären. Wenn man aber diese Art von Behagen an dem absolut der Natur Widerstrebenden genauer analysirt, so ergiebt sich, daß nicht sowohl ein bloßer roher Kitzel der rohesten Nerven als vielmehr ein psychischer oder, wenn man will, ethischer Zug für diese eigenthümliche Haltung des deutschen Volksgeistes maßgebend geworden ist, während es bei der römischen Bevölkerung einst wirklich nur auf den abscheulichsten und rohesten Sinnenkitzel abgesehen war, wenn sie mit dem tiefsten Genusse und Behagen das Blut in der Arena fließen sah. Bei den Deutschen war es das Bild der in Blut und Wunden ungebrochen sich bethätigenden Manneskraft und Standhaftigkeit, das am meisten anzog, nicht Blut und Wunden selbst. So war auch für sie bei dem Bilde von Christi Leiden und Tod vorzüglich die unerschütterliche Geduld und die ungebrochene Geistesfestigkeit des Erlösers das Moment, was sich am tiefsten in ihre Seelen senkte. Freilich würde sich nach ihren bisherigen Vorstellungen ein Held, dem von seinen Feinden eine ähnliche Schmach angethan wurde, in dieser Schmach selbst nicht so hingebend und sanftmüthig leidend verhalten, sondern noch bis zum letzten Athemzuge seine innere Unbesiegbarkeit trotzig seinen Quälern in das Angesicht geschleudert haben. Allein daß auch Christus innerlich ungebrochen seinen Feinden erlegen sei, ging doch selbst für ihre wenig gebildete Auffassung deutlich aus der gewöhnlichen Darstellung der Passion hervor. Er bewahrte auch in ihren Augen bis zum letzten Augenblick wenigstens die wesentlichste Grundlage der geistigen Hoheit, ohne die sie sich keinen sterbenden Heroen, ja kaum überhaupt einen sterbenden Mann vorzustellen vermochten. So

konnte sich denn auch das unmittelbare Gefühl, weil es in der Hauptsache wirklich befriedigt war, die anderen ihm unverständlichen oder ferner liegenden Einzelheiten doch in so weit zurecht legen, daß der ganze Eindruck auch im gewöhnlichen menschlichen Sinne nichts von seiner Würde und Erhabenheit verlor.

Die anderen Züge in der Passionsgeschichte reichten ebenfalls sehr nahe heran, oft auch ganz unmittelbar herein in die geläufigsten Bilder und Stimmungen. So zum großen Theil die äußerlichsten Formen, in denen sich die Gefangennehmung, Verurtheilung und Bestrafung Christi bewegte, und das, was an und für sich der nächsten Anlehnung entbehren mußte, trat gegen die Masse und die sinnliche Anschaulichkeit des Verständlichen ganz zurück. Christus stand in allen diesen Situationen in derselben Leibhaftigkeit vor ihren Augen, in welcher sie im gewöhnlichen Laufe ihres Lebens ähnliche Strafen an den geringsten und verachtetsten Missethätern hatten vollstrecken sehen. Was noch sehr wesentlich zu dem tiefen sinnlichen Eindruck des Ereignisses beitrug, außer der eben erwähnten Geläufigkeit die die meisten seiner einzelnen Züge für die Phantasie hatten, war daß die Katastrophe der Schmach, die über Christus kam, zunächst durch einen Verrath aus der Mitte derer erfolgte, die ihm am getreuesten und hülfreichsten hätten zur Seite stehen und ihn gegen alle feindlichen Angriffe beschützen sollen. Durch den Verrath des Judas war zugleich das Gemüth so ergriffen, daß sich die vielleicht sonst möglichen Reflexionen, warum gerade in dieser schmachvollen Art das Leiden und der Tod Christi habe geschehen müssen, gar nicht einzustellen vermochten. Die That war auch nach ihren Begriffen so ungeheuer und verletzte so sehr alles menschliche Gefühl, daß sich als ihre unmittelbare Folge nur das Allerungeheuerste denken ließ, wie es denn wirklich in den einzelnen Scenen der Passion sich ereignete. Denn wenn man auch von Seite der Fremden, der Römer sowohl als der übrigen deutschen Stammesgenossen, dem fränkischen Nationalcharakter gerade mit besonderem Nachdruck und mit vollständiger Begründung den Vorwurf einer großen Hinneigung zu Treulosigkeit und Verrath zu machen pflegte,[3]) so war doch die Substanz der Verräthereien, die gewissermaßen einen integrirenden Bestandtheil des fränkischen

3) S. o. I. S. 93, wo die bekannte Stelle des Salvian angeführt ist.

Nationalcharakters zu bilden schienen, für das eigene Gefühl wesentlich eine andere als die des Verrathes der an Christus verübt wurde. Im Verkehr mit Fremden und was damit fast immer auch äußerlich und sehr häufig innerlich identisch erschien, mit Feinden durfte man nach der eigenen Vorstellung des Volkes zu den sonstigen Waffen auch die geistigen der Lüge und des Betruges ohne Makel für die eigene Ehre, ja in gewissen Lagen sogar zur Erhöhung des Ruhmes und des guten Namens unter den andern Volksgenossen hinzunehmen. Alles und jedes sittliche Gefühl war nach dieser Richtung hin, wo es überhaupt nie besonders fein sich entwickelt hatte, durch eine Geschichte voll Noth und Gräuel aller Art, an denen zum großen Theil diese Fremden Schuld trugen, abgestumpft worden,[4]) ja es schien sogar für immer bis auf die letzten Wurzelfasern ausgerottet zu sein. Allein in den Beziehungen der nächsten Angehörigen galt die Treue doch noch immer als die selbstverständliche Grundlage der ganzen Existenz und als die ehrenvollste Eigenschaft des Mannes und des Menschen überhaupt. Allerdings entsprach die Wirklichkeit der Dinge dieser Theorie keineswegs, indessen ließ sich dadurch das Nationalbewußtsein so wenig wie das Einzelbewußtsein irre machen. Verrath an den nächsten Angehörigen galt noch immer als die schwärzeste, eigentlich aller Sühne unzugängliche That, und nur in so fern bot sich ein Ausweg zwischen den im gewöhnlichen Leben häufig vorkommenden Fällen derartiger Verbrechen und dem Volks- und Einzelbewußtsein, das sie unnachsichtlich verdammte, daß man in roher und naiver Sophistik den Begriff der nächsten Beziehungen bald weiter, bald enger zu fassen und dadurch auch das Gefühl der Schmach und Verschuldung wegen solcher Vergehen von dem eigenen Bewußtsein abzuwenden suchte. Allein gewisse Verhältnisse zwischen den Menschen waren entweder durch die natürlichen Stempel der nächsten Blutsgemeinschaft oder einer auch damals noch lebendigen sittlichen Zusammengehörigkeit einer solchen zersetzenden Sophistik unzugänglich. So gut wie die Verbindung zwischen Eltern und Kindern oder zwischen den Brüdern an und für sich geheiligt und unverletzlich erschien, ebenso erschien der germanischen Denkweise auch das

---

4) S. o. Bd. I. S. 83 u. f.

Verhältniß zwischen den Jüngern und Christus[5]) als ein unauflösliches, das alle Betheiligte zu der rückhaltlosesten Treue

5) Es ist schon vorhin erwähnt worden, daß später ein Versuch gemacht worden ist (s. o. S. 108), das Verhältniß der Apostel zu Christus der deutschen Anschauungsweise dadurch verständlicher zu machen, daß man es in eine Form kleidete, die ungefähr den geselligen Beziehungen zwischen der nächsten Umgebung eines Fürsten, seinem Comitat oder Gefolge in der specifischen Bedeutung des Wortes und ihm selbst entsprach. Aus einem solchen Verhältniß leitete sich für die deutsche Sinnesweise die Verpflichtung zu einer unbegrenzten gegenseitigen Treue ab, wie man aus den bekannten Stellen des Tacitus über den deutschen comitatus, aus vielen geschichtlichen Vorgängen der römisch-deutschen Zeit und am anschaulichsten aus dem angelsächsischen Beovulf ersehen kann, der in solchen Dingen, die die inneren deutschen Culturzustände betreffen, eine Quelle von größter Ergiebigkeit und unschätzbarem Werthe ist. An die sittlichen Bedingungen und Voraussetzungen, auf denen später der Begriff der Lehenstreue ruhte, erinnere ich vorsätzlich nicht, weil diese, wenn auch in ihrer letzten Substanz wesentlich identisch mit jenen älteren Erscheinungen, doch formell einem ganz anderen geschichtlichen Bereiche angehören und jedenfalls nicht das unvermittelte naive deutsche Bewußtsein repräsentiren können.

Daß auch bei den Franken ganz dieselben Erscheinungen des Abhängigkeits- und Treueverhältnisses Einzelner von der Person des Fürsten, nicht in seiner Eigenschaft als Staatsoberhaupt, stattfanden, versteht sich nach der sonstigen Identität ihrer nationalen Lebensformen mit denen der übrigen blutsverwandten Stämme von selbst. Ausdrücklich aber werden dergleichen Verhältnisse vorausgesetzt in dem später so wichtigen Begriff der trustis regia. Zwar beziehen sich nicht alle die einzelnen Erscheinungen, die hier vorkamen, auf das altgermanische Verhältniß des comitatus. Wie alle anderen Verhältnisse nahm auch dieses unter den Händen der Franken eine individuelle Färbung an, wie im Allgemeinen schon oben Bd. I. S. 299 ausgeführt worden ist, aber als seine ethische Voraussetzung galt doch noch immer das besondere Band der Treue, was in Folge besonderer und durch einen feierlichen gegenseitigen Act eingegangener Verpflichtung den Herrn und den Diener verband, der zugleich sein eigentlicher Genosse und Freund war, wie auch die üblichen lateinischen Ausdrücke amici, socii regis beweisen. Jede Verletzung dieses Treueverhältnisses war doppelt strafbar, eben so strafbar wie der Bruch der Treue an den nächsten Blutsverwandten. Nun läßt sich allerdings nicht nachweisen, ja sogar nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sich das biblische Verhältniß zwischen Christus und den Aposteln unbewußt oder in Folge reflectirender Auffassung mit diesem weltlichen Treueverhältniß identificirt hätte oder nur sehr analog von demselben aufgefaßt und dargestellt worden wäre. Christus erschien eben nie und nirgends in der Ueberlieferung, die sein Bild den Franken vermittelte, als ein irdischer König und Herr, und auch seine Apostel zeigten nie die Qualitäten, wie sie nach der öffentlichen Meinung der Zeit den sociis regis zuzukommen pflegten. Allein daß ein besonders auf Treue Anspruch machendes

artige, das natürliche Gefühl unter jeder Bedingung angreifende Eindrücke den eigentlichen Reiz, nach einer gewöhnlichen psychologischen Erfahrung welche lehrt, daß der äußerste Grad der Blasirtheit sich leicht noch, falls überhaupt nicht alle physische Nervenkraft zerstört ist, daran zu befriedigen vermag. Auch die Franken, wie alle anderen deutschen Völker, freuten sich damals im Allgemeinen des Anblickes von Blut und Wunden, und das Bild des gewaltsamen Todes war dem Einzelnen unter allen Möglichkeiten des Todes überhaupt noch das bei weitem angenehmste, womit freilich nicht gesagt ist, daß der Phantasie die Schrecken des Todes ganz unbekannt gewesen wären, oder daß sie, wenn sie nun in aller Macht der Realität an den Einzelnen herantraten, gar nicht empfunden worden wären. Wenn man aber diese Art von Behagen an dem absolut der Natur Widerstrebenden genauer analysirt, so ergiebt sich, daß nicht sowohl ein bloßer roher Kitzel der rohesten Nerven als vielmehr ein psychischer oder, wenn man will, ethischer Zug für diese eigenthümliche Haltung des deutschen Volksgeistes maßgebend geworden ist, während es bei der römischen Bevölkerung einst wirklich nur auf den abscheulichsten und rohesten Sinnenkitzel abgesehen war, wenn sie mit dem tiefsten Genusse und Behagen das Blut in der Arena fließen sah. Bei den Deutschen war es das Bild der in Blut und Wunden ungebrochen sich bethätigenden Manneskraft und Standhaftigkeit, das am meisten anzog, nicht Blut und Wunden selbst. So war auch für sie bei dem Bilde von Christi Leiden und Tod vorzüglich die unerschütterliche Geduld und die ungebrochene Geistesfestigkeit des Erlösers das Moment, was sich am tiefsten in ihre Seelen senkte. Freilich würde sich nach ihren bisherigen Vorstellungen ein Held, dem von seinen Feinden eine ähnliche Schmach angethan wurde, in dieser Schmach selbst nicht so hingebend und sanftmüthig leidend verhalten, sondern noch bis zum letzten Athemzuge seine innere Unbesiegbarkeit trotzig seinen Quälern in das Angesicht geschleudert haben. Allein daß auch Christus innerlich ungebrochen seinen Feinden erlegen sei, ging doch selbst für ihre wenig gebildete Auffassung deutlich aus der gewöhnlichen Darstellung der Passion hervor. Er bewahrte auch in ihren Augen bis zum letzten Augenblick wenigstens die wesentlichste Grundlage der geistigen Hoheit, ohne die sie sich keinen sterbenden Heroen, ja kaum überhaupt einen sterbenden Mann vorzustellen vermochten. So

konnte sich denn auch das unmittelbare Gefühl, weil es in der Hauptsache wirklich befriedigt war, die anderen ihm unverständlichen oder ferner liegenden Einzelheiten doch in so weit zurecht legen, daß der ganze Eindruck auch im gewöhnlichen menschlichen Sinne nichts von seiner Würde und Erhabenheit verlor.

Die anderen Züge in der Passionsgeschichte reichten ebenfalls sehr nahe heran, oft auch ganz unmittelbar herein in die geläufigsten Bilder und Stimmungen. So zum großen Theil die äußerlichsten Formen, in denen sich die Gefangennehmung, Verurtheilung und Bestrafung Christi bewegte, und das, was an und für sich der nächsten Anlehnung entbehren mußte, trat gegen die Masse und die sinnliche Anschaulichkeit des Verständlichen ganz zurück. Christus stand in allen diesen Situationen in derselben Leibhaftigkeit vor ihren Augen, in welcher sie im gewöhnlichen Laufe ihres Lebens ähnliche Strafen an den geringsten und verachtetsten Missethätern hatten vollstrecken sehen. Was noch sehr wesentlich zu dem tiefen sinnlichen Eindruck des Ereignisses beitrug, außer der eben erwähnten Geläufigkeit die die meisten seiner einzelnen Züge für die Phantasie hatten, war daß die Katastrophe der Schmach, die über Christus kam, zunächst durch einen Verrath aus der Mitte derer erfolgte, die ihm am getreuesten und hülfreichsten hätten zur Seite stehen und ihn gegen alle feindlichen Angriffe beschützen sollen. Durch den Verrath des Judas war zugleich das Gemüth so ergriffen, daß sich die vielleicht sonst möglichen Reflexionen, warum gerade in dieser schmachvollen Art das Leiden und der Tod Christi habe geschehen müssen, gar nicht einzustellen vermochten. Die That war auch nach ihren Begriffen so ungeheuer und verletzte so sehr alles menschliche Gefühl, daß sich als ihre unmittelbare Folge nur das Allerungeheuerste denken ließ, wie es denn wirklich in den einzelnen Scenen der Passion sich ereignete. Denn wenn man auch von Seite der Fremden, der Römer sowohl als der übrigen deutschen Stammesgenossen, dem fränkischen Nationalcharakter gerade mit besonderem Nachdruck und mit vollständiger Begründung den Vorwurf einer großen Hinneigung zu Treulosigkeit und Verrath zu machen pflegte,[3] so war doch die Substanz der Verräthereien, die gewissermaßen einen integrirenden Bestandtheil des fränkischen

3) S. o. I. S. 93, wo die bekannte Stelle des Salvian angeführt ist.

Nationalcharakters zu bilden schienen, für das eigene Gefühl wesentlich eine andere als die des Verrathes der an Christus verübt wurde. Im Verkehr mit Fremden und was damit fast immer auch äußerlich und sehr häufig innerlich identisch erschien, mit Feinden durfte man nach der eigenen Vorstellung des Volkes zu den sonstigen Waffen auch die geistigen der Lüge und des Betruges ohne Makel für die eigene Ehre, ja in gewissen Lagen sogar zur Erhöhung des Ruhmes und des guten Namens unter den andern Volksgenossen hinzunehmen. Alles und jedes sittliche Gefühl war nach dieser Richtung hin, wo es überhaupt nie besonders fein sich entwickelt hatte, durch eine Geschichte voll Noth und Gräuel aller Art, an denen zum großen Theil diese Fremden Schuld trugen, abgestumpft worden,[4] ja es schien sogar für immer bis auf die letzten Wurzelfasern ausgerottet zu sein. Allein in den Beziehungen der nächsten Angehörigen galt die Treue doch noch immer als die selbstverständliche Grundlage der ganzen Existenz und als die ehrenvollste Eigenschaft des Mannes und des Menschen überhaupt. Allerdings entsprach die Wirklichkeit der Dinge dieser Theorie keineswegs, indessen ließ sich dadurch das Nationalbewußtsein so wenig wie das Einzelbewußtsein irre machen. Verrath an den nächsten Angehörigen galt noch immer als die schwärzeste, eigentlich aller Sühne unzugängliche That, und nur in so fern bot sich ein Ausweg zwischen den im gewöhnlichen Leben häufig vorkommenden Fällen derartiger Verbrechen und dem Volks- und Einzelbewußtsein, das sie unnachsichtlich verdammte, daß man in roher und naiver Sophistik den Begriff der nächsten Beziehungen bald weiter, bald enger zu fassen und dadurch auch das Gefühl der Schmach und Verschuldung wegen solcher Vergehen von dem eigenen Bewußtsein abzuwenden suchte. Allein gewisse Verhältnisse zwischen den Menschen waren entweder durch die natürlichen Stempel der nächsten Blutsgemeinschaft oder einer auch damals noch lebendigen sittlichen Zusammengehörigkeit einer solchen zersetzenden Sophistik unzugänglich. So gut wie die Verbindung zwischen Eltern und Kindern oder zwischen den Brüdern an und für sich geheiligt und unverletzlich erschien, ebenso erschien der germanischen Denkweise auch das

4) S. o. Bd. I. S. 83 u. f.

Verhältniß zwischen den Jüngern und Christus[5]) als ein unauflösliches, das alle Betheiligte zu der rückhaltlosesten Treue

5) Es ist schon vorhin erwähnt worden, daß später ein Versuch gemacht worden ist (s. o. S. 108), das Verhältniß der Apostel zu Christus der deutschen Anschauungsweise dadurch verständlicher zu machen, daß man es in eine Form kleidete, die ungefähr den geselligen Beziehungen zwischen der nächsten Umgebung eines Fürsten, seinem Comitat oder Gefolge in der specifischen Bedeutung des Wortes und ihm selbst entsprach. Aus einem solchen Verhältniß leitete sich für die deutsche Sinnesweise die Verpflichtung zu einer unbegrenzten gegenseitigen Treue ab, wie man aus den bekannten Stellen des Tacitus über den deutschen comitatus, aus vielen geschichtlichen Vorgängen der römisch-deutschen Zeit und am anschaulichsten aus dem angelsächsischen Beovulf ersehen kann, der in solchen Dingen, die die inneren deutschen Culturzustände betreffen, eine Quelle von größter Ergiebigkeit und unschätzbarem Werthe ist. An die sittlichen Bedingungen und Voraussetzungen, auf denen später der Begriff der Lehenstreue ruhte, erinnere ich vorsätzlich nicht, weil diese, wenn auch in ihrer letzten Substanz wesentlich identisch mit jenen älteren Erscheinungen, doch formell einem ganz anderen geschichtlichen Bereiche angehören und jedenfalls nicht das unvermittelte naive deutsche Bewußtsein repräsentiren können.

Daß auch bei den Franken ganz dieselben Erscheinungen des Abhängigkeits- und Treueverhältnisses Einzelner von der Person des Fürsten, nicht in seiner Eigenschaft als Staatsoberhaupt, stattfanden, versteht sich nach der sonstigen Identität ihrer nationalen Lebensformen mit denen der übrigen blutsverwandten Stämme von selbst. Ausdrücklich aber werden dergleichen Verhältnisse vorausgesetzt in dem später so wichtigen Begriff der trustis regia. Zwar beziehen sich nicht alle die einzelnen Erscheinungen, die hier vorkamen, auf das altgermanische Verhältniß des comitatus. Wie alle anderen Verhältnisse nahm auch dieses unter den Händen der Franken eine individuelle Färbung an, wie im Allgemeinen schon oben Bd. I. S. 299 ausgeführt worden ist, aber als seine ethische Voraussetzung galt doch noch immer das besondere Band der Treue, was in Folge besonderer und durch einen feierlichen gegenseitigen Act eingegangener Verpflichtung den Herrn und den Diener verband, der zugleich sein eigentlicher Genosse und Freund war, wie auch die üblichen lateinischen Ausdrücke amici, socii regis beweisen. Jede Verletzung dieses Treueverhältnisses war doppelt strafbar, eben so strafbar wie der Bruch der Treue an den nächsten Blutsverwandten. Nun läßt sich allerdings nicht nachweisen, ja sogar nicht mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sich das biblische Verhältniß zwischen Christus und den Aposteln unbewußt oder in Folge reflectirender Auffassung mit diesem weltlichen Treueverhältniß identificirt hätte oder nur sehr analog von demselben aufgefaßt und dargestellt worden wäre. Christus erschien eben nie und nirgends in der Ueberlieferung, die sein Bild den Franken vermittelte, als ein irdischer König und Herr, und auch seine Apostel zeigten nie die Qualitäten, wie sie nach der öffentlichen Meinung der Zeit den sociis regis zuzukommen pflegten. Allein daß ein besonders auf Treue Anspruch machendes

und bis zu gegenseitiger äußerster Aufopferung verband, und darum trat ihnen die Verrätherei des Judas, auf welche vielleicht von einer anderen nationalen Vorstellungsweise viel weniger Gewicht gelegt wurde, so finster und grausig entgegen, daß sich wie von selbst in ihrem Schatten auch alle anderen Gräuel die sich daran reihten erzeugten.

Für die unmittelbare Deutlichkeit der Leidensgeschichte Christi war also auch bei den Neubekehrten eine genügende Vorbereitung der ganzen Anschauungsweise vorhanden. Ihre Seelen waren in dieser Beziehung und in diesem nächsten Kreiße zur Aufnahme und Festhaltung der christlichen Eindrücke wohl ebenso geneigt, als die der römisch-christlichen Bevölkerung, obwohl bei dieser das Moment der traditionellen Gewöhnung an die christliche Atmosphäre noch hinzukam, was den Deutschen zunächst gänzlich abging. Aber was die Römer in dieser Hinsicht voraus hatten, wurde den Deutschen reichlich ersetzt durch die unläugbare größere Frische der äußeren und inneren Sinne, die jeden an und für sich homogenen Eindruck in ganz ungebrochenem Farbenglanz aufnahmen, und durch die noch wenig verbrauchte Mächtigkeit und Tiefe ihres Gefühlslebens, das solche einmal aufgenommene Eindrücke, so weit sie sich nach dieser Seite hin mit den vorhandenen Grundlagen der Empfindung vermitteln ließen, vollständig als ein wahres Besitzthum des eigenen Herzens und nicht als ein von außen her gegebenes Gebilde behandelte.

Aber in der inneren Motivirung dieses als geschichtliche Thatsache so wirksamen Bildes blieb der Sinnesweise der Neubekehrten sehr Vieles, ja das Meiste geradezu unverständlich, auch wenn sie der Darstellung, die ihnen die Kirche davon gab, mit aller Gläubigkeit folgten. Zunächst ging ihnen schon die Möglichkeit des

---

Band zwischen ihnen bestanden habe, ja daß diese Treueverpflichtung im Grunde noch ein stärkere gewesen sei, als die zwischen einem Gefolgsmann und dem König war der deutschen Anschauungsweise sehr begreiflich, also auch daß die Verletzung dieser Treue besonders frevelhaft sei. Wäre Judas zu Christus in der Beziehung eines gewöhnlichen Bekannten gestanden, so wäre sein Verrath zwar nicht als etwas sehr Verzeihliches, doch als etwas überhaupt Verzeihliches dem unmittelbaren Gefühl der Mehrzahl der Franken erschienen, aber so beging er den höchsten Frevel, den sie kannten, den Bruch des geweihtesten Treueverhältnisses.

Verständnisses für die menschlich-psychologische Motivirung der Hingabe Christi unzweifelhaft ab. Sie waren gehalten zu glauben, daß er sich freiwillig der ärgsten Schmach und dem qualvollsten Tode ausgesetzt habe, allein wie innerhalb des Bereiches der menschlichen Seele die Möglichkeit zu einer solchen That liege, mußte ihnen nach ihrer eigenen Seelenhaltung unbegreiflich bleiben, da ihnen das Motiv dieser That von vornherein als ein bloß mit dem Glauben, aber keineswegs mit dem Gefühl zu erfassender Gedanke entgegentrat. Christus hatte sich selbst geopfert, um, wie es ihnen ganz allgemein gelehrt wurde, die ganze Menschheit zu erlösen. Von dem Vorhandensein einer solchen Kraft der Menschenliebe gab ihnen ihr eigenes Innere keine Ahnung, denn was von Liebe und Aufopferungsfähigkeit in demselben sich vorfand, bezog sich auf specielle und anschauliche Einzelverhältnisse. Man konnte für die eigene Ehre, zur Bethätigung der Tapferkeit und Mannhaftigkeit, oder für die nächsten Blutsfreunde, oder auch für den Waffengenossen, oder für den Fürsten und Kriegsherrn sich wohl freiwillig dem Tode hingeben, allein in dem ganzen Bereiche des unmittelbaren Empfindungslebens und der darauf gegründeten Vorstellungen gab es nichts, was mit dem Begriffe der allgemeinen Menschenliebe irgendwelche Aehnlichkeit gehabt und ihn den Neubekehrten verständlicher gemacht hätte. Statt dessen fand sich hier thatsächlich nur Gleichgültigkeit, Verachtung und Haß gegen fast alle die concreten Individuen, auf die sich jene christliche Voraussetzung bezog. Daher blieb es zunächst doch nur für das Gefühl ein leerer Schall, daß Christus für alle Menschen gestorben sei, und von der Tiefe und dem Adel dieser Vorstellung ging auch nicht das Geringste in die unmittelbare Empfindung über, wenn man auch das Wort dafür gläubig und unbezweifelbar festhielt und sich einprägte.

Inwiefern der Tod Christi in dem ewigen Rathschluß Gottes als eine unumgängliche Nothwendigkeit gelegen sei, gehörte zu den Gegenständen der kirchlichen Doctrin, die nach dem eigenen Bewußtsein der Kirche für den gewöhnlichen menschlichen Geist ohne besondere Erleuchtung von oben schwer einzusehen waren. Absolut unzugänglich für das menschliche Verständniß war aber dieser Theil des christlichen Bewußtseins nicht, denn da sein Object die Menschheit vorstellte und er sich nicht ausschließlich in der

transscendentalen Sphäre bewegte, so mußte er schon deshalb in der Voraussetzung und in der Wirklichkeit dem menschlichen Denken zugänglicher werden, als diejenigen Theile der Glaubenslehre, die sich ausschließlich auf solche Ideen bezogen. Allein es ist gewiß, daß für die durchschnittliche Geistesbildung und Geisteshaltung der Masse der Christen in dieser Zeit auch diese Lehre in ihren Einzelheiten so gut wie nicht vorhanden war, insofern man nicht ein bloßes gedächtnißmäßiges Festhalten einiger kurzen auf die Nothwendigkeit des Todes Christi zur Erlösung der Menschheit bezüglichen Sätze für eine wirkliche Bekanntschaft mit diesem verwickelten Dogma will gelten lassen. Doch wurde aller Nachtheil, der etwa daraus für das Verhältniß des Christenthums zu dem menschlichen Gemüthe überhaupt hätte entstehen können, beseitigt durch den tiefen Eindruck, den die Wirklichkeit des Todes Christi auf die Seelen machte, und durch die unerschütterliche Ueberzeugung, daß damit die Erlösung der Welt geschehen sei. Diese Momente, von denen wenigstens das letztere für das gewöhnliche Bewußtsein sich ebenfalls sehr schwer auf dialektischem Wege begründen ließ, während es desto fester in dem unmittelbaren Gefühle wurzelte, bedingten in ihrer Wechselwirkung auf einander für die gewöhnliche Denkweise vollkommen ausreichend die ewige Nothwendigkeit dieser concreten Erscheinung der erlösenden That.

Wenn schon dem römischen Geiste hier so Vieles in undurchdringliches Dunkel gehüllt blieb, so fand sich begreiflicher Weise in dem geistigen Vermögen der Neubekehrten noch weniger irgend ein Hülfsmittel vor, das hierüber Licht und Einsicht gewährte. Ihnen lagen alle darauf bezüglichen Voraussetzungen so fern ab, daß sie, so viel man sehen kann, gar nicht einmal das Bedürfniß einer besonderen Vermittelung einer Thatsache empfanden, die ihnen als bloße Thatsache genügte und als solche schon für sie vollkommen begründet oder von Ewigkeit nothwendig, und zwar gerade in dieser Form nothwendig war.

Aber das römische Bewußtsein hatte doch wenigstens in einer Hinsicht sich bis ganz nahe an den Gedankenkreiß zu erheben vermocht, in welchem die eigentliche letzte Begründung des Todes Christi enthalten war, indem ihm die Bedeutung der Sünde und Verschuldung sowohl in der Solidarität der ganzen Welt als auch in dem individuellen Verhalten sehr energisch aufgegangen

war.[6]) Man empfand, daß eine unendliche Sündenlast auf der Welt ruhe, sowie sich auch der Einzelne sagen mußte, daß auch er seinen mehr als zureichenden Theil zu dieser schreckhaften Masse beigetragen habe und noch fortwährend beitrage. Der ungeübtesten Reflexion lag der Schluß nahe, daß es von jeher in der Menschenwelt nicht anders gewesen sein werde, woran sich dann der weitere Schluß knüpfte, daß für einen solchen abnormen Zustand die göttliche Gnade, an deren Begriff man festhalten mußte, wenn man nicht rettungslos verzweifeln sollte, nur durch eine ganz ungeheure That Abhülfe und Rettung schaffen konnte. Damit war man, freilich auf einem keineswegs eigentlich kirchlichen Wege, dem Begreifen der Nothwendigkeit des Todes Christi innerlich um vieles näher gerückt.

Das deutsche Bewußtsein in seiner unmittelbaren Haltung entbehrte jedoch dieser für das innere Begreifen des Todes Christi so wesentlichen Momente. Aus den Vorstellungen über Schuld und Verbrechen, wie sie von den Deutschen dem Christenthum zugebracht worden, entwickelte sich in keiner Weise das Gefühl einer Sündhaftigkeit und Verschuldung im christlichen Sinne oder in dem Sinne, wie er damals durch die römische Welt hindurch ging. Erst durch eine längere Gewöhnung an das Christenthum und unter dem allmählich wirkenden Einfluß bestimmter christlicher Vorstellungen, die sich aber alle nicht unmittelbar, sondern nur durch mancherlei Mittelglieder auf den Tod Christi bezogen, ging eine Ahnung von der specifisch-christlichen Fassung dieser Begriffe nach und nach in den Seelen auf. Namentlich die erste Generation der Neubekehrten brachte statt des christlichen Sündenbewußtseins eher die entgegengesetzte Stimmung ihrer ersten Bekanntschaft mit dem christlichen Glauben zu. Sie sahen sich als ein besonders von Gott geliebtes und ausgezeichnetes, wegen ihrer Verdienste und Vorzüge begnadigtes Volk an, und jeder Einzelne nahm für sich wenigstens die verhältnißmäßige Quote dieser Verdienste mit aller Unschuld und Herzensfreude in Anspruch. In einer solchen Stimmung fehlte alle Möglichkeit zum Verständniß der inneren Motivirung des Todes Christi, wie sie die Kirche gab und wie sie dem römischen Bewußtsein so nahe und zugänglich lag. Selbst-

6) S. o. S. 117.

transscendentalen Sphäre bewegte, so mußte er schon deshalb in der Voraussetzung und in der Wirklichkeit dem menschlichen Denken zugänglicher werden, als diejenigen Theile der Glaubenslehre, die sich ausschließlich auf solche Ideen bezogen. Allein es ist gewiß, daß für die durchschnittliche Geistesbildung und Geisteshaltung der Masse der Christen in dieser Zeit auch diese Lehre in ihren Einzelheiten so gut wie nicht vorhanden war, insofern man nicht ein bloßes gedächtnißmäßiges Festhalten einiger kurzen auf die Nothwendigkeit des Todes Christi zur Erlösung der Menschheit bezüglichen Sätze für eine wirkliche Bekanntschaft mit diesem verwickelten Dogma will gelten lassen. Doch wurde aller Nachtheil, der etwa daraus für das Verhältniß des Christenthums zu dem menschlichen Gemüthe überhaupt hätte entstehen können, beseitigt durch den tiefen Eindruck, den die Wirklichkeit des Tôdes Christi auf die Seelen machte, und durch die unerschütterliche Ueberzeugung, daß damit die Erlösung der Welt geschehen sei. Diese Momente, von denen wenigstens das letztere für das gewöhnliche Bewußtsein sich ebenfalls sehr schwer auf dialektischem Wege begründen ließ, während es desto fester in dem unmittelbaren Gefühle wurzelte, bedingten in ihrer Wechselwirkung auf einander für die gewöhnliche Denkweise vollkommen ausreichend die ewige Nothwendigkeit dieser concreten Erscheinung der erlösenden That.

Wenn schon dem römischen Geiste hier so Vieles in undurchdringliches Dunkel gehüllt blieb, so fand sich begreiflicher Weise in dem geistigen Vermögen der Neubekehrten noch weniger irgend ein Hülfsmittel vor, das hierüber Licht und Einsicht gewährte. Ihnen lagen alle darauf bezüglichen Voraussetzungen so fern ab, daß sie, so viel man sehen kann, gar nicht einmal das Bedürfniß einer besonderen Vermittelung einer Thatsache empfanden, die ihnen als bloße Thatsache genügte und als solche schon für sie vollkommen begründet oder von Ewigkeit nothwendig, und zwar gerade in dieser Form nothwendig war.

Aber das römische Bewußtsein hatte doch wenigstens in einer Hinsicht sich bis ganz nahe an den Gedankenkreiß zu erheben vermocht, in welchem die eigentliche letzte Begründung des Todes Christi enthalten war, indem ihm die Bedeutung der Sünde und Verschuldung sowohl in der Solidarität der ganzen Welt als auch in dem individuellen Verhalten sehr energisch aufgegangen

war.[6]) Man empfand, daß eine unendliche Sündenlast auf der Welt ruhe, sowie sich auch der Einzelne sagen mußte, daß auch er seinen mehr als zureichenden Theil zu dieser schreckhaften Masse beigetragen habe und noch fortwährend beitrage. Der ungeübtesten Reflexion lag der Schluß nahe, daß es von jeher in der Menschenwelt nicht anders gewesen sein werde, woran sich dann der weitere Schluß knüpfte, daß für einen solchen abnormen Zustand die göttliche Gnade, an deren Begriff man festhalten mußte, wenn man nicht rettungslos verzweifeln sollte, nur durch eine ganz ungeheure That Abhülfe und Rettung schaffen konnte. Damit war man, freilich auf einem keineswegs eigentlich kirchlichen Wege, dem Begreifen der Nothwendigkeit des Todes Christi innerlich um vieles näher gerückt.

Das deutsche Bewußtsein in seiner unmittelbaren Haltung entbehrte jedoch dieser für das innere Begreifen des Todes Christi so wesentlichen Momente. Aus den Vorstellungen über Schuld und Verbrechen, wie sie von den Deutschen dem Christenthum zugebracht worden, entwickelte sich in keiner Weise das Gefühl einer Sündhaftigkeit und Verschuldung im christlichen Sinne oder in dem Sinne, wie er damals durch die römische Welt hindurch ging. Erst durch eine längere Gewöhnung an das Christenthum und unter dem allmählich wirkenden Einfluß bestimmter christlicher Vorstellungen, die sich aber alle nicht unmittelbar, sondern nur durch mancherlei Mittelglieder auf den Tod Christi bezogen, ging eine Ahnung von der specifisch-christlichen Fassung dieser Begriffe nach und nach in den Seelen auf. Namentlich die erste Generation der Neubekehrten brachte statt des christlichen Sündenbewußtseins eher die entgegengesetzte Stimmung ihrer ersten Bekanntschaft mit dem christlichen Glauben zu. Sie sahen sich als ein besonders von Gott geliebtes und ausgezeichnetes, wegen ihrer Verdienste und Vorzüge begnadigtes Volk an, und jeder Einzelne nahm für sich wenigstens die verhältnißmäßige Quote dieser Verdienste mit aller Unschuld und Herzensfreude in Anspruch. In einer solchen Stimmung fehlte alle Möglichkeit zum Verständniß der inneren Motivirung des Todes Christi, wie sie die Kirche gab und wie sie dem römischen Bewußtsein so nahe und zugänglich lag. Selbst-

6) S. o. S. 117.

verständlich nahm man trotzdem ohne Widerrede die Glaubensätze auf, in denen jene Motivirung ausgesprochen war, aber wenn irgend ein Theil der christlichen Lehre, so blieben sie in kalter Aeußerlichkeit fürs Erste noch weit ab von dem unmittelbaren Empfindungs- und Gemüthsleben stehen.

Der Tod Christi wirkte unter solchen Geisteszuständen in der That nur unmittelbar auf das religiöse Gefühl als geschichtliches Ereigniß, das in seinen Farben und Formen an und für sich die Phantasie und das Gemüth aufs Tiefste bewegte. Die menschliche Persönlichkeit Christi hatte sich schnell fest in die Seelen geprägt und ihr herzlichstes Interesse gewonnen. Sein Leiden und Sterben wirkte also schon deshalb auch erschütternd, und diese Erschütterung steigerte sich durch die unmittelbare Verknüpfung der darauf bezüglichen Vorstellungen mit dem Bilde der höchsten Schmach, des abscheulichsten Verrathes [7]) und der grausamsten Strafe bis zu einer aus dem tiefsten Mitleid und dem heftigsten Zorn gemischten leidenschaftlichen Stimmung, welche an Energie die bei aller scheinbaren Aehnlichkeit doch so gründlich hiervon verschiedene leidenschaftliche Erregung der römischen Seelen wohl noch übertraf. Die letzte und wirksamste Folie erhielt diese Stimmung durch die ganz unwillkürlich sich ergebende Vorstellung, daß alle diese Unthaten über Gott, den höchsten Herrscher des Himmels und der Erde ergingen, über den menschgewordenen Gott, dessen ganzes Leben auch für sie in allen seinen Zügen, hauptsächlich aber in den wunderbaren Thaten, die er gethan, eine unversiegbare Quelle von wohlthuenden, beruhigenden und erhebenden Eindrücken gewesen war. [8]) Wäre Christus ihnen in seinem Leiden bloß als Mensch nahe getreten, so würde nach ihrer damaligen Geisteshaltung das Mitleid und der Schmerz, den sein Bild erregte, sich eher gemindert als vermehrt haben. Allein abgesehen von dem ein für alle Mal festgewurzelten Glauben an seine Gottheit, der, wie fest er auch gewurzelt war, doch unter den massenhaft auf die Gemüther wirkenden Eindrücken seiner ächten Menschlichkeit gerade in der Situation seines Leidens und Sterbens momentan leicht der unmittelbaren Empfindung hätte verloren gehen können, knüpften sich im engsten

7) S. o. S. 125.
8) S. o. S. 112 u. f.

Anschluß an die Bilder seiner tiefsten Erniedrigung andere eben so eindrucksvolle, die ihn der Phantasie in seiner vollsten göttlichen Glorie und Majestät zeigten.

Die Natur selbst hatte durch grauenhafte Vorgänge bei dem Tode Christi kund gethan, daß es ihr Schöpfer und Herr war, der am Kreuze hing, und die ungeheure That war von einer der ganzen Welt vernehmbaren Umkehr des gewöhnlichen Laufes der Dinge begleitet worden. Der Phantasie der Neubekehrten waren diese grausigen Wunder die beste Bürgschaft, wenn sie noch einer solchen bedurft hätten, daß Christus wahrhafter Gott sei und zugleich, da man nicht den Gekreuzigten sich vorstellen konnte, ohne daß sich zugleich die Sonne verfinsterte, die Felsen und Berge zersprangen und die Todten aus ihren Gräbern hervorgingen, eine fortwährende Verbildlichung der einzelnen Kraftäußerungen, in denen sich am wirksamsten die Vorstellung von der Allmacht Gottes für die menschliche Seele praktisch beweisen ließ.

Höllenfahrt Christi.

Als wichtigstes Ereigniß nächst dem Tode Christi galt der christlichen Vorstellung seine Auferstehung. Aber zwischen beiden, obgleich sie nur durch eine kurze Spanne Zeit getrennt waren, lag noch eine ganze Welt von geheimnißvollen Ereignissen, die schon wegen des Ortes, an welchem sie vorgingen, von einem aus grausigen und entzückenden Farben gemischten Nimbus umgeben waren, welchen kein sterbliches Auge zu durchdringen vermochte. Es waren die großartigen, aber nie recht im christlichen Bewußtsein concret gewordenen Bilder von der Höllenfahrt Christi, von der Zerstörung des Reiches des Satans und der Befreiung der von ihm gefangen gehaltenen Seelen. In wie weit die deutsche Phantasie dieser Zeit auf diese Reihe von Eindrücken eingegangen sei, die in ihrer Substanz und Form sehr viel ihr außerordentlich homogene Züge boten, ist nicht zu entnehmen. Doch so viel läßt sich sehen, daß derselbe Grund, der äußerlich die nächste Erklärung bietet, weshalb dieser ganze Kreiß von Vorstellungen auch in dem bisherigen kirchlichen Bewußtsein nicht in der ganz concreten Fülle anderer Bestandtheile der christlichen Lehre sich ausgebildet hat, auch für das Verhältniß der Neubekehrten zu demselben wohl in Anschlag gebracht werden muß. Der Glanz des Auferstehungsmorgens ward von der menschlichen Natur, sie mochte durch nationale oder traditionelle Einflüsse so oder anders gefärbt sein, mit zu großem Un-

mit dem unmittelbaren religiösen Gefühl, das ihn in seiner vollen menschlichen Leiblichkeit fortan und in aller Ewigkeit als seinen Gott festhalten wollte, eine ganz unzweifelhafte Bürgschaft geliefert, daß noch derselbe Gottmensch, der einst auf der Erde gewandelt, im Himmel die Geschicke der Welt und jedes Menschen leite und beherrsche, daß noch dieselben Grundlagen der Liebe, der Gnade, des Erbarmens, die ihn einst auf die Erde herabgeführt, in ihm sein und ewig bleiben sollten, wie sie sich einst in seinen Thaten auf der Erde, vor allem in seinem Tode kund gegeben hatten.

In dieser menschlichen Gestalt, an welche sich das menschliche Gemüth so innig und hartnäckig anklammerte, sollte er einst auch wieder auf der Erde erscheinen, um selbst das letzte große Ereigniß im Leben der ganzen Menschheit und jedes Einzelnen, das große Gericht zu vollbringen, das über das ewige Schicksal entschied. Aber auch dann kehrte er wieder in menschlicher Gestalt in den Himmel zurück, und die, die ihn zu schauen würdig erfunden waren, schauten ihn für alle Ewigkeit, in denselben Zügen, in welchen er ihnen in ihrem irdischen Leben bekannt und vertraut geworden war.

Einundzwanzigstes Capitel.

Der heilige Geist. Die Stimmung des religiösen Gefühles in Betreff der drei göttlichen Personen.

Wie Gott der Vater hauptsächlich durch seine unauflösliche Einheit mit dem menschgewordenen Sohne aus seiner unerreichbaren Jenseitigkeit heraus trat und dem menschlichen Gemüthe nahe kam, so wurde auch die dritte Person der Dreieinigkeit vorzüglich auf diesem Wege dem religiösen Gefühle vermittelt und wenigstens im Allgemeinen in ihrer Bedeutung begreiflich.

Schon in dem Namen heiliger Geist war ein Moment enthalten, das dem menschlichen Geiste den Zugang zu dieser Person der Gottheit erschwerte. Es fehlte hier jene an sich verständliche und eindringliche Beziehung auf menschliche Analogien, welche selbst dem Begriffe Gottes des Vaters eben durch seine Bezeichnung als Vater innewohnte. An und für sich blieb freilich allem menschlichen Begreifen die eigentliche Substanz der ersten Person der Gottheit, wie überhaupt das Wesen der Gottheit verschlossen, allein die gewöhnliche Haltung des religiösen Bewußtseins verlangte auch durchaus nicht nach einem tieferen Eindringen im menschlich-geistigen Sinne in diese geheimnißvolle Region, da sie überhaupt ja in großem Umfange dem unvermittelten oder unvermittelbaren Mysterium in sich Raum verschaffte. Es begnügte sich, wenn ihm nur durch irgend welche unmittelbar auf die Empfindung wirkende Vorstellung Gelegenheit geboten war, sich irgendwo gefühlsmäßig an ein solches Mysterium anzuschließen.

Die Bezeichnung heiliger Geist erweckte ganz von selbst in dem gewöhnlichen Seelenleben der christlichen Welt die Vorstellungs-

mit dem unmittelbaren religiösen Gefühl, das ihn in seiner vollen menschlichen Leiblichkeit fortan und in aller Ewigkeit als seinen Gott festhalten wollte, eine ganz unzweifelhafte Bürgschaft geliefert, daß noch derselbe Gottmensch, der einst auf der Erde gewandelt, im Himmel die Geschicke der Welt und jedes Menschen leite und beherrsche, daß noch dieselben Grundlagen der Liebe, der Gnade, des Erbarmens, die ihn einst auf die Erde herabgeführt, in ihm sein und ewig bleiben sollten, wie sie sich einst in seinen Thaten auf der Erde, vor allem in seinem Tode kund gegeben hatten.

In dieser menschlichen Gestalt, an welche sich das menschliche Gemüth so innig und hartnäckig anklammerte, sollte er einst auch wieder auf der Erde erscheinen, um selbst das letzte große Ereigniß im Leben der ganzen Menschheit und jedes Einzelnen, das große Gericht zu vollbringen, das über das ewige Schicksal entschied. Aber auch dann kehrte er wieder in menschlicher Gestalt in den Himmel zurück, und die, die ihn zu schauen würdig erfunden waren, schauten ihn für alle Ewigkeit, in denselben Zügen, in welchen er ihnen in ihrem irdischen Leben bekannt und vertraut geworden war.

Einundzwanzigstes Capitel.

Der heilige Geist. Die Stimmung des religiösen Gefühles in Betreff der drei göttlichen Personen.

Wie Gott der Vater hauptsächlich durch seine unauflösliche Einheit mit dem menschgewordenen Sohne aus seiner unerreichbaren Jenseitigkeit heraus trat und dem menschlichen Gemüthe nahe kam, so wurde auch die dritte Person der Dreieinigkeit vorzüglich auf diesem Wege dem religiösen Gefühle vermittelt und wenigstens im Allgemeinen in ihrer Bedeutung begreiflich.

Schon in dem Namen heiliger Geist war ein Moment enthalten, das dem menschlichen Geiste den Zugang zu dieser Person der Gottheit erschwerte. Es fehlte hier jene an sich verständliche und eindringliche Beziehung auf menschliche Analogien, welche selbst dem Begriffe Gottes des Vaters eben durch seine Bezeichnung als Vater innewohnte. An und für sich blieb freilich allem menschlichen Begreifen die eigentliche Substanz der ersten Person der Gottheit, wie überhaupt das Wesen der Gottheit verschlossen, allein die gewöhnliche Haltung des religiösen Bewußtseins verlangte auch durchaus nicht nach einem tieferen Eindringen im menschlich [illegible] Sinne in diese geheimnißvolle Region, da sie überhaupt [illegible] ßem Umfange dem unvermittelten oder unvermittelbaren [illegible] in sich Raum verschaffte. Es begnügte sich, wenn ihm [illegible] irgend welche unmittelbar auf die Empfindung wirkende [illegible] Gelegenheit geboten war, sich irgendwo gefühlsmäßig [illegible] ches Mysterium anzuschließen.

Die Bezeichnung heiliger Geist erweckte ganz [illegible] dem gewöhnlichen Seelenleben der christlichen Welt die [illegible]

reihen, welche in dem Wesen Gottes des Vaters seine fernste Entlegenheit von dem unmittelbaren menschlichen Gefühle begründeten, und wenn man so sagen darf, rechtfertigten. Der Begriff der absoluten Geistigkeit Gottes, die Grundlage der gesammten christlichen Gottesideen, war es, der auf der einen Seite zwar dem Gemüthe die Unendlichkeit der Machtfülle Gottes nach allen möglichen Beziehungen wenigstens als Ahnung aufgehen ließ, der aber auch auf der anderen Seite dieses menschliche Gemüth nach einer befriedigenderen und vertraulicheren Vorstellung von Gott sehnen ließ, wie sie ihm dann thatsächlich in der christlichen Vorstellung von Gott dem menschgewordenen Sohne geboten ward. Es konnte nicht umgangen werden, daß wenn eine der drei Personen der Gottheit nur vorzugsweise den Namen Gottes des Geistes trug, die menschliche Empfindung sich in dieser Person den abstractesten und fernsten Gehalt des gesammten Gottesbegriffes gleichsam concret geworden vorstellte. Denn in gewisser Art mußte man auch hier zu einer concreten Vorstellung dieses Begriffes gelangen, weil ausdrücklich die volle Persönlichkeit auch dieses Theiles der Dreieinigkeit gelehrt und vom Glauben eben so unweigerlich festgehalten wurde, wie andere in sich ganz unverständliche Sätze.

Indessen bot die christlich-kirchliche Ueberlieferung sowohl in ihrem geschichtlichen wie in ihrem eigentlich dogmatischen Theile doch eine Reihe von Vorstellungen, die auch dem gewöhnlichen religiösen Denken und Empfinden die an und für sich so ferne Substanz des heiligen Geistes lebhafter und anschaulicher näher brachten, wiewohl sie, wenn man sich ihren Eindruck auf die damalige Welt in seiner Gesammtheit vergegenwärtigt, keineswegs genügten um dem menschlichen Geiste durch unmittelbaren Instinct ein eigentliches Bild von der Natur der Beziehungen zu verschaffen, die zwischen ihm und dieser Person der Gottheit mit ewiger Nothwendigkeit und in ewiger Stätigkeit existirten. Bei aller Unerforschlichkeit und Unbegreiflichkeit des eigentlichen Wesens Gottes des Vaters fügte sich doch dem menschlichen Geiste in sehr energischer Weise ein Bild des Abhängigkeitsverhältnisses des Einzelnen und der ganzen Welt von diesem unerforschlichen Wesen ein, und man fühlte nach allen Richtungen hin, in welchen überhaupt die religiöse Stimmung ihr Verhältniß zu der göttlichen Macht erwog, sich kräftig von der Macht dieses höchsten Gottes berührt und beschränkt. Um

vieles concreter gestaltete sich auf denselben allgemeinen Voraussetzungen das Verhältniß der menschlichen Seele zu der zweiten Person der Dreieinigkeit. Hier war das menschliche Gemüth in jeder einzelnen Lage des inneren und äußeren Lebens sich dessen klar und anschaulich bewußt, was es von der Macht und Liebe Christi fürchten oder hoffen durfte. Aber alle jenen prägnanten Züge, in denen sich nach der kirchlichen Tradition die Gottheit des heiligen Geistes, der Welt offenbarte, reichten doch für die gewöhnliche Empfindung nicht hin, um daraus ein genügend deutliches und stätiges Gefühlsbild von der Einwirkung dieses heiligen Geistes im Allgemeinen und von den fortwährenden Beziehungen jedes einzelnen Menschen zu dieser Person der Gottheit zu gestalten.

Seitdem der volle Dreieinigkeitsbegriff von der kirchlichen Speculation festgestellt war, hatte sie auch dem Begriffe des heiligen Geistes wegen seiner Gleichgöttlichkeit und Persönlichkeit in sofern sein Recht angethan, als sie auch ihm die Ewigkeit und Stätigkeit nicht bloß des Wesens, sondern auch seiner Wirkungen neben denen des Vaters und Sohnes festzustellen versuchte. Von der einen Seite war dies eine leichte Aufgabe, insofern die vollständige Immanenz und gegenseitige Durchdringung der einzelnen Personen der Dreieinigkeit, also die Einheit in der Dreiheit hervorgehoben und bewiesen werden sollte. Aber desto schwerer war es auch für sie von der anderen Seite her, an welcher das gewöhnliche Bewußtsein zu scheitern pflegte. Es galt hier einen ewigen, ursprünglichen, fortwährend sich bethätigenden Wirkungskreiß des heiligen Geistes festzustellen, coordinirt dem des Vaters und des Sohnes, identisch damit und doch wieder soweit selbständig, daß überhaupt der Begriff einer besonderen Person der Gottheit in der energischen Bedeutung, in welcher er besonders von der theologischen Speculation des vierten Jahrhunderts gefaßt wurde, bestehen konnte. Der Kirche war diese Aufgabe nach ihrem eigenen Bewußtsein gelungen, aber sie pflegte selbst zu bekennen, daß alle hierauf bezüglichen Sätze für das menschliche Verständniß mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten umgeben seien.[1]) Es verstand sich demnach von

---

1) Dies bezieht sich selbstverständlich nur auf die Begriffsbestimmung der göttlichen Eigenschaften in ihrem Verhältniß zu der Welt und dem menschlichen Bewußtsein, denn daß in der Substanz des Gottesbegriffes etwas dem mensch-

selbst, daß später, als die lebendige speculative Thätigkeit des kirchlichen Geistes in gewisser Weise abzusterben begann,[2]) dieser Kreiß von Lehrsätzen, der sich auf die Bestimmung der Eigenschaften und Thätigkeiten des heiligen Geistes bezog, mehr noch als andere dogmatische Gebiete mit einer gewissen Voraussetzung seiner Unzugänglichkeit für menschliche Begriffe abgehandelt und dargestellt zu werden pflegte. Für das Verhältniß der Kirche als Lehrerin des Glaubens im Volke ergab sich daraus, daß man sich gerne begnügte, wenn nur die Lehrlinge oder die Laien überhaupt die wichtigsten und elementarsten Sätze sich zu eigen machten. Man verschonte sie dafür mit einem weiteren Eingehen in die subtilen und verwickelten Definitionen, die selbst der kirchlichen Wissenschaft damaliger Zeit mehr oder weniger bloß als ein dogmatisches Postulat gegenüber standen.

Thatsächlich erkannte die kirchliche Auffassung dieser Zeit, sowie der Periode, die von der Epoche der eigentlichen Entwickelung des Trinitätsdogma begonnen hatte und bis auf Augustinus dauerte, also vom Anfang des vierten bis in das erste Drittheil des fünften Jahrhunderts, eine gewisse Unterordnung des heiligen Geistes unter die anderen Personen der Gottheit an, wenn sie auch jede in solcher Weise sich ausdrückende Definition seines Wesens oder des ganzen Gottesbegriffes als ketzerisch zurückwies. Denn durch Aussprüche der wissenschaftlichen Vertreter des kirchlichen Bewußtseins, durch Synodalbeschlüsse und durch Glaubensedicte der höchsten Staatsgewalt war die völlige Gleichheit seines Wesens und seiner Macht mit der des Vaters und des Sohnes zur allgemeinen Glaubensnorm erhoben worden und wenigstens im Bewußtsein der abendländischen Kirche galt seit der Mitte des vierten Jahrhunderts jeder Widerspruch dagegen als ein Symptom des Abfalls von dem gesammten christlichen Glauben. Allein auch jetzt noch war es allgemeine Kirchenlehre, daß der heilige Geist von dem Vater ausgegangen sei, und wenn man sich auch aufs Energischste gegen alle Consequenzen, die im menschlichen Sinne daraus gezogen werden

---

lichen Denken absolut Unzugängliches sei, wurde ja fortwährend von der kirchlichen Lehre und von der kirchlichen wissenschaftlichen Forschung in ihrer größten Lebenskraft — man erinnere sich an Augustin — anerkannt.

2) S. o. Cap. 15 u. 16.

konnten, verwahrte, so blieb doch schon an der Anerkennung dieses Grundverhältnisses das Gefühl einer gewissen Beschränkung und Mindermächtigkeit der einen Person im Vergleich mit der anderen, von der sie ausgegangen war, haften. Wo sich dann im weiteren Laufe der christlichen Weltgeschichte oder der Beziehungen Gottes zur Welt die Persönlichkeit des heiligen Geistes am concretesten offenbarte, erschien er überall entweder als der Gehülfe Gottes, wenn man sich so ausdrücken darf, oder als der Stellvertreter Christi. Er war also auch für das unmittelbare Bewußtsein, das sich von allem reflexionsmäßigen Denken nicht überwinden ließ, mindermächtig als Christus, nicht bloß mindermächtig als Gott der Vater, und dem entsprach auf eine sehr augenfällige Weise seine Stellung in der Aufzählung der Personen der Gottheit und ihrer Hauptprädicate, wie sie die gewöhnlichen Glaubensformulare der Kirche gaben. Ueberall wurde er hier als die dritte und letzte Person der Dreieinigkeit genannt.

Nimmt man dieser nothwendigen Vorstellungsweise des unmittelbaren religiösen Bewußtseins die nicht gering anzuschlagende Widerlage hinweg, welche sie in den eigentlich kirchlichen Kreißen durch die Postulate des speculativen Denkens oder auch nur der logischen Reflexion erhielt, so ergiebt sich als Resultat, daß die Anschauungsweise, die in der durchschnittlichen Masse der Laien in Betreff des heiligen Geistes herrschte, ihn noch mit größerem Nachdrucke des unmittelbaren Gefühls als die dritte und letzte Person der Dreieinigkeit denken mußte. Es war und blieb nichts desto weniger noch immer ein unendlich imposanter Begriff, allein er konnte sich weder mit der Machtfülle Gottes des Vaters, noch mit der unmittelbaren Gefühlsgegenwärtigkeit Gottes des Sohnes vergleichen, obwohl der Glaube lehrte, daß er nicht minder als höchster Gott zu ehren und ihm dieselben Attribute des göttlichen Wesens beizulegen seien, wie den beiden anderen Personen der Dreieinigkeit.

Für die menschlichen Zustände im engeren Sinne trat die Wirksamkeit des heiligen Geistes am sichtbarsten und eindrucksvollsten hervor in dem besonderen Verhältnisse, in welchem er zu der rechtgläubigen Kirche stand. Er war der von Christus bei seiner Rückkehr in den Himmel versprochene Tröster und Beschützer, ja er war auch der eigentliche Retter der sichtbaren Kirche durch die

unmittelbare göttliche Erleuchtung und Erhebung, die er den ersten Jüngern und Gläubigen Christi durch eines der größten und schönsten Wunder gegeben hatte, als er zehn Tage nach der Himmelfahrt in Feuerflammen auf ihre Häupter sich herabgelassen hatte. Das Pfingstfest, welches die christliche Kirche schon lange als eines der höchsten Feste zu begehen pflegte, weil es ihr Stiftungsfest war, vergegenwärtigte dieses Ereigniß fortwährend allen Gläubigen. Er war es auch, der von da ab als der eigentliche Geist oder als die Seele der Kirche sich bethätigt hatte, und der für alle Zeiten in der Kirche zugleich sichtbar und unsichtbar wohnen sollte. Wie der Begriff der Kirche selbst durch ihre Beziehung zu dem heiligen Geist, der in ihr wohnte und wirkte, sich unendlich steigerte und verklärte, so gewann auch die Vorstellung des heiligen Geistes für das gesammte unmittelbare religiöse Bewußtsein der Christenheit dadurch erst eine wahrhaft reale Grundlage göttlicher Substanz, die ihm nimmermehr eben für dieses unmittelbare Bewußtsein durch die übrigen Vorstellungen in Betreff der Natur und Wirksamkeit dieser dritten göttlichen Person hätten zu Theil werden können. Die Existenz der Kirche war für jede Denkweise, welche sich überhaupt unter dem Einflusse des Begriffes oder der sichtbaren Erscheinung der Kirche befand, ein Wunder ohne Gleichen, das nur um so großartiger und imposanter erschien, je mehr man es in seine einzelnen Haupterscheinungen zerlegte. Mochte man die Gründung der Kirche oder ihren Kampf mit der Welt, oder die Verheißungen, die sie gab, und die Kraft, die ihr einwohnte, erwägen, überall fühlte sich die menschliche Seele gedrungen zu dem Bekenntniß, daß in Allem und Jedem eine übernatürliche Macht von schrankenloser Kraft sich bethätigt habe und noch fortwährend bethätigte, und diese Macht war eben, wie der Glaube lehrte, der heilige Geist. Er war die concrete Bildlichkeit, so abstract auch hinwiederum sein Wesen aufgefaßt wurde, deren die menschliche Seele wenigstens zum gefühlsmäßigen Verständniß einer Erscheinung bedurfte, die sie überall in solcher Allgewalt und Unwiderstehlichkeit auf sich wirken sah, wie kein anderes Verhältniß der sichtbaren Weltordnung, während doch jedes, auch sogar das allerelementarste Denken zu dem Resultate kam, daß diese Allgewalt und Unwiderstehlichkeit nicht in den sichtbaren oder leiblichen Verhältnissen begründet sein konnte, die einem weltlichen Gebilde, etwa einem Staate, seine Machtquellen lieferten.

Auch für die neubekehrten Franken war es diese zugleich sichtbare und unsichtbare Immanenz des heiligen Geistes in der rechtgläubigen Kirche, in der ihnen für ihren Theil die Ahnung oder der Begriff der Göttlichkeit des heiligen Geistes selbst aufging. In allen seinen anderen Beziehungen zu der göttlichen Substanz oder zu der Welt mußte er ihnen noch räthselhafter und ferner bleiben als den älteren Gliedern der Kirche und der Glaubenssatz seiner Einheit und Gleichheit mit dem Vater und Sohne wäre für sie ein völlig todter Schall geblieben, wie so manche andere Sätze der Glaubenslehre, wenn sie nicht in der Thatsache der Kirche die deutliche und greifbare Erklärung dafür gefunden hätten. Denn es ist schwer zu entscheiden, ob diese Thatsache der Kirche in ihrer ganzen concreten Fülle und mit ihrem unendlichen geistigen oder immateriellen Hintergrund mehr den eben erst an das Christenthum Herantretenden imponirt habe oder mehr denen, die seit vielen Generationen die meisten und wichtigsten Verhältnisse in denen sie lebten mittelbar oder unmittelbar auf die Kirche zu beziehen sich gewöhnt hatten. Auch für die roheste Auffassung erschien die sichtbare Kirche, in welche die Franken eintraten und die von ihnen begreiflicherweise von selbst mit dem Begriff der Kirche überhaupt identificirt wurde, als ein unendliches Wunder an allen den Gaben und Vorzügen, die den tiefsten Eindruck auf die Phantasie und das Gemüth machen mußten. Wenn sich diese Gaben und Vorzüge auch in vollständigster Leiblichkeit in einzelnen kirchlichen Personen, den hervorragendsten Vertretern der Kirche offenbarten, so war doch leicht zu sehen, einmal daß nicht die ganze vorhandene Summe davon in ihnen zur Erscheinung kam, und dann daß sie nur unter dem Einflusse und durch die Kraft einer höheren Macht, keineswegs aus sich heraus, solche wunderbare Eigenschaften und Kräfte des Geistes, des Verstandes, des Gemüthes, der Gewalt über die Seelen, der Gewalt über das zeitliche und ewige Heil der Einzelnen entfalten konnten. Der heilige Geist war es der ihnen dies alles gab und an seiner Stelle traten sie trotz alles individuellen Reichthums doch nur als die Verwalter eines ganz unscheinbar kleinen Theiles der Fülle auf, die von ihm aus auf die Gesammtheit der Kirche von jeher sich ergossen hatte und bis ans Ende der Zeit sich ergießen sollte.

Es hätte den Neubekehrten nach ihrer eigenthümlichen Gei-

unmittelbare göttliche Erleuchtung und Erhebung, die er den ersten Jüngern und Gläubigen Christi durch eines der größten und schönsten Wunder gegeben hatte, als er zehn Tage nach der Himmelfahrt in Feuerflammen auf ihre Häupter sich herabgelassen hatte. Das Pfingstfest, welches die christliche Kirche schon lange als eines der höchsten Feste zu begehen pflegte, weil es ihr Stiftungsfest war, vergegenwärtigte dieses Ereigniß fortwährend allen Gläubigen. Er war es auch, der von da ab als der eigentliche Geist oder als die Seele der Kirche sich bethätigt hatte, und der für alle Zeiten in der Kirche zugleich sichtbar und unsichtbar wohnen sollte. Wie der Begriff der Kirche selbst durch ihre Beziehung zu dem heiligen Geist, der in ihr wohnte und wirkte, sich unendlich steigerte und verklärte, so gewann auch die Vorstellung des heiligen Geistes für das gesammte unmittelbare religiöse Bewußtsein der Christenheit dadurch erst eine wahrhaft reale Grundlage göttlicher Substanz, die ihm nimmermehr eben für dieses unmittelbare Bewußtsein durch die übrigen Vorstellungen in Betreff der Natur und Wirksamkeit dieser dritten göttlichen Person hätten zu Theil werden können. Die Existenz der Kirche war für jede Denkweise, welche sich überhaupt unter dem Einflusse des Begriffes oder der sichtbaren Erscheinung der Kirche befand, ein Wunder ohne Gleichen, das nur um so großartiger und imposanter erschien, je mehr man es in seine einzelnen Haupterscheinungen zerlegte. Mochte man die Gründung der Kirche oder ihren Kampf mit der Welt, oder die Verheißungen, die sie gab, und die Kraft, die ihr einwohnte, erwägen, überall fühlte sich die menschliche Seele gedrungen zu dem Bekenntniß, daß in Allem und Jedem eine übernatürliche Macht von schrankenloser Kraft sich bethätigt habe und noch fortwährend bethätigte, und diese Macht war eben, wie der Glaube lehrte, der heilige Geist. Er war die concrete Bildlichkeit, so abstract auch hinwiederum sein Wesen aufgefaßt wurde, deren die menschliche Seele wenigstens zum gefühlsmäßigen Verständniß einer Erscheinung bedurfte, die sie überall in solcher Allgewalt und Unwiderstehlichkeit auf sich wirken sah, wie kein anderes Verhältniß der sichtbaren Weltordnung, während doch jedes, auch sogar das allerelementarste Denken zu dem Resultate kam, daß diese Allgewalt und Unwiderstehlichkeit nicht in den sichtbaren oder leiblichen Verhältnissen begründet sein konnte, die einem weltlichen Gebilde, etwa einem Staate, seine Machtquellen lieferten.

Auch für die neubekehrten Franken war es diese zugleich sichtbare und unsichtbare Immanenz des heiligen Geistes in der rechtgläubigen Kirche, in der ihnen für ihren Theil die Ahnung oder der Begriff der Göttlichkeit des heiligen Geistes selbst aufging. In allen seinen anderen Beziehungen zu der göttlichen Substanz oder zu der Welt mußte er ihnen noch räthselhafter und ferner bleiben als den älteren Gliedern der Kirche und der Glaubenssatz seiner Einheit und Gleichheit mit dem Vater und Sohne wäre für sie ein völlig todter Schall geblieben, wie so manche andere Sätze der Glaubenslehre, wenn sie nicht in der Thatsache der Kirche die deutliche und greifbare Erklärung dafür gefunden hätten. Denn es ist schwer zu entscheiden, ob diese Thatsache der Kirche in ihrer ganzen concreten Fülle und mit ihrem unendlichen geistigen oder immateriellen Hintergrund mehr den eben erst an das Christenthum Herantretenden imponirt habe oder mehr denen, die seit vielen Generationen die meisten und wichtigsten Verhältnisse in denen sie lebten mittelbar oder unmittelbar auf die Kirche zu beziehen sich gewöhnt hatten. Auch für die roheste Auffassung erschien die sichtbare Kirche, in welche die Franken eintraten und die von ihnen begreiflicherweise von selbst mit dem Begriff der Kirche überhaupt identificirt wurde, als ein unendliches Wunder an allen den Gaben und Vorzügen, die den tiefsten Eindruck auf die Phantasie und das Gemüth machen mußten. Wenn sich diese Gaben und Vorzüge auch in vollständigster Leiblichkeit in einzelnen kirchlichen Personen, den hervorragendsten Vertretern der Kirche offenbarten, so war doch leicht zu sehen, einmal daß nicht die ganze vorhandene Summe davon in ihnen zur Erscheinung kam, und dann daß sie nur unter dem Einflusse und durch die Kraft einer höheren Macht, keineswegs aus sich heraus, solche wunderbare Eigenschaften und Kräfte des Geistes, des Verstandes, des Gemüthes, der Gewalt über die Seelen, der Gewalt über das zeitliche und ewige Heil der Einzelnen entfalten konnten. Der heilige Geist war es der ihnen dies alles gab und an seiner Stelle traten sie trotz alles individuellen Reichthums doch nur als die Verwalter eines ganz unscheinbar kleinen Theiles der Fülle auf, die von ihm aus auf die Gesammtheit der Kirche von jeher sich ergossen hatte und bis ans Ende der Zeit sich ergießen sollte.

Es hätte den Neubekehrten nach ihrer eigenthümlichen Gei-

von selbst eine Ahnung in die Seelen gepflanzt von der Existenz einer höheren und stärkeren Macht, als alle die bisher auf dem gewöhnlichen Wege der Erfahrung oder des Glaubens und der Phantasie ihnen bekannt gewordenen, die alle ohne Ausnahme nur in einer bestimmten Körperlichkeit oder Stofflichkeit ihre Substanz hatten.

So war was den Gesammtbegriff der höchsten göttlichen Substanz nach christlicher Anschauung angeht, selbst einem sehr geringen geistigen Vermögen doch der Weg geöffnet, um zu einer nicht bloß in dem Bereiche allgemeiner Ahnungen und schattenhafter Bilder sich haltenden Verständigung mit den Anforderungen des Glaubens zu gelangen. Die einzelnen Personen der Dreieinigkeit wirkten gerade auf die Geistesthätigkeiten, die bei den Deutschen nach ihren bisherigen Voraussetzungen als die vorherrschenden sich geltend machten, auf die Phantasie und das Gefühl jede in ihrer Weise mit großer Energie, so daß sich als Resultat davon auch ein tief eingeprägtes Seelenbild jeder dieser selbständigen göttlichen Mächte erzeugte, dessen Kraft und Plastik kein Eintrag dadurch geschah, daß es nach den Voraussetzungen seines Gehaltes, der sinnlichen oder menschlichen Formen und Aeußerlichkeiten in seiner Gesammtheit sich entkleidete und wirklich bloß als eine allgemeine gestaltlose Masse in der Seele ruhte. Von jeder der göttlichen Personen fühlte sich das Gemüth in besonderer Weise abhängig, denn wenn auch alle feinen Grenzbestimmungen über das Verhältniß und die Wechselwirkung der drei Personen unter einander oder über ihren Einfluß und ihre Bethätigung in der Welt und in den Schicksalen der Menschheit und des einzelnen Menschen für diese Geisteshaltung, wie sie die Deutschen dem Christenthum zubrachten, nicht vorhanden war, so genügten einige, aber desto derbere concrete Eindrücke von der besonderen Art der Einwirkung jeder einzelnen Person in besonderen Fällen, um der Phantasie und dem Gemüthe überhaupt in jedem Falle, in welchem die menschliche Seele das unmittelbare Eingreifen der göttlichen Substanz fühlte oder annahm, die Modalität, unter welcher ein solches Eingreifen Statt finden sollte, vollständig genügend zum Bewußtsein zu bringen.

Dagegen ist es nicht abzuläugnen, daß es gerade für eine solche Geisteshaltung, wie sie den Neubekehrten gegenüber dem Begriff der Persönlichkeit in dem göttlichen Wesen eigen war, jene Glau-

bensforderung der vollständigen Einheit und Untheilbarkeit des Gottesbegriffes für das unmittelbare Bewußtsein nicht durchsetzen ließ. Es lag in dieser Forderung eine Aufgabe der die Denkkraft der Neubekehrten in keiner Weise gewachsen war, denn für ein unmittelbar religiöses Bewußtsein, das sich aus solchen Grundlagen erzeugte, wie sie bei den Franken sich vorfanden, gab es ein für allemal im Bereiche der ihm zu Gebote stehenden geistigen Mittel keine Möglichkeit beide Vorstellungen zugleich lebendig zu ergreifen[3]): eine lebendige Erfassung der Einheit des göttlichen Wesens hätte alle wahrhafte Persönlichkeit seiner einzelnen Bestandtheile ausgeschlossen. Aber an und für sich wies die Neubekehrten alles darauf hin, innere und äußere Voraussetzungen und Einflüsse der verschiedensten Art, die Einheit vor der persönlichen Geschiedenheit der einzelnen Theile der Gottheit zurücktreten zu lassen und so war jetzt in der That ihnen die strenge Einheit für das unmittelbare religiöse Leben entschwunden. So läßt sich nicht läugnen, daß der Vorwurf, den die Arianer ganz allgemein dem katholischen Glaubensbekenntniß zu machen pflegten, daß es statt des einen wahren Gottes drei Götter aufstelle, auch diese Neubekehrten sehr stark traf, da ihnen jede Möglichkeit einer speculativen Vermittlung der Einheit und der Dreiheit abging.[4]) Derselbe Vor-

---

3) S. o. S. 40.

4) Daß selbst wenn sich die Kirchenlehre noch so populär und präcis über diesen Gegenstand auszusprechen versuchte, er weit über das Verständniß der gewöhnlichen Christenheit und vollends der aus dem Heidenthum eben erst Bekehrten hinaus lag, ergiebt sich vielleicht am deutlichsten aus Vincenz von Lerins Darstellung der kirchlichen Lehre über die Einheit und Dreiheit in der Dreieinigkeit, zunächst aber über das Verhältniß Christi zu Gott dem Vater und das Verhältniß der göttlichen und menschlichen Natur in Christus, ebenfalls eine sehr schwierige und genau festzuhaltende Vorstellung, für die jedoch der Geist der Neubekehrten völlig unvorbereitet war. Wenn sie auch als Muster einer kurzen und populären Fassung gelten darf, so waren doch Hauptsätze unverständlich, wie z. B. wenn es Commonitor. XIII. heißt: Ecclesia vere catholica et de Deo et de salvatore nostro recta sentiens, nec in trinitatis mysterio nec in Christi incarnatione blasphemat. Nam et unam divinitatem in trinitatis plenitudine et trinitatis aequalitatem in una atque eadem majestate veneratur, et unum Christum Jesum, non duos, eundemque Deum pariter atque hominem confitetur. Unam quidem in eo personam, sed duas substantias, duas substantias, sed unam credit esse personam, duas substantias, quia mutabile non est

moderner Vorstellungsweise eher zu der Annahme geneigt sein dürfte, daß eine solche Individualisirung der einzelnen göttlichen Personen doch gelegentlich in dem Volksgeiste selbst Zweifel angeregt habe, ob ihr denn in der That noch der so streng und so ausdrücklich gebotene Glaube an die Einheit Gottes einwohne.

Indem jede einzelne Person der Gottheit so lebhaft und so individuell dem Gemüthe nahe trat, war dieses Gemüth in dem Moment wenigstens, in welchem eine solche Wechselbeziehung stattfand, durch die Einwirkung dieses an und für sich individuell begrenzten Eindruckes doch, wie sich deutlich herausfühlen läßt, von der ganzen Fülle der göttlichen Macht ergriffen, die es nur überhaupt in sich aufzunehmen vermochte. Es war also ganz unwillkürlich in dem Bilde des Einen das zunächst auf die Seele wirkte der Begriff des Ganzen gegeben, so weit es überhaupt dem Geiste nach seinen besonderen Voraussetzungen aufgehen konnte. Wenn man bei sich selbst, vielleicht betroffen durch die überall vernehmbaren Vorwürfe der Arianer, prüfend zu Werke ging und mit den geringen Mitteln der Reflexion über die man gebot untersuchte, ob denn in der That mehr als ein Gott die Seele beherrsche, so konnte man, falls man sich nur auf die Antwort bezog, die das unmittelbare Empfinden gab, mit völligster Ueberzeugung sagen, daß man nun und nimmermehr an eine Vielheit von Göttern glaube. Es war ja immer nur eine, eben die concrete göttliche Person, die in dem gegebenen Falle sich wirksam erwies, und welcher sich das Gemüth unmittelbar hingab. Wenn in einem andern Falle eine andere der göttlichen Personen an die Stelle der früher unmittelbar wirksam empfundenen trat, so war es auch wieder nur

lischen Bezeichnung der Personen und ihrer Bedeutung eine ungehörige Entfaltung der göttlichen einheitlichen Substanz zu finden glaubte und dieser durch sein wunderliches Glaubensedict, was freilich todt zur Welt kam, abzuhelfen suchte. Wenn es nicht aus inneren Gründen schon wahrscheinlich genug wäre, daß arianische Einflüsse im Spiele waren, so würde es als ein äußerer Wahrscheinlichkeitsbeweis dafür gelten können, daß Gregor diese Erzählung unmittelbar nach einer anderen weitläufigen giebt, deren schon oben (s. o. S. 41. Anm. 1.) gedacht ist, worin ein Disput zwischen ihm und einem eifrigen Arianer, der als Gesandter an den Hof Chilperichs ging, geschildert wird. Offenbar rechnet er auch diese wunderliche Ketzerei des Königs diesem Einflusse zu und reiht an diesen geistigen Faden beide sonst ohne alle Beziehung zu einander stehenden Ereignisse.

der eine und ganze Gott, dem die Seele in dieser neuen Situation gehörte. Niemals war für das unmittelbare Bewußtsein ein Fall gegeben, wo mehr als eine Person zur Erfüllung der Seele nöthig gewesen wäre, es ergab sich also auch in keiner Situation der Eindruck daß neben dem Begriffe oder dem Bilde der Gottheit überhaupt, was ganz identisch mit dem der einen bestimmten Person in der Gottheit geworden war, noch ein anderes Bild oder ein anderer Begriff, gleichfalls göttlicher Art stehe, denn es hätte der Seele nach den Voraussetzungen, unter denen überhaupt die Persönlichkeit des Gottesbegriffes auf sie wirkte, gänzlich an Raum gefehlt, zwei solche Gottesbegriffe von der Stärke und dem Umfang, wie sie ihn durch die christliche Lehre gewonnen hatte, in sich aufzunehmen.

Diese Seelenhaltung wurde auch keineswegs gestört, sondern eher noch gestärkt dadurch, daß sich das persönliche Gottesbild zumeist und zunächst mit dem Bilde Christi identificirte. Alles drängte darauf hin ihn den Neubekehrten in derselben eminenten Weise, wie er es dem gewöhnlichen oder unmittelbaren christlichen Bewußtsein der Zeit bereits geworden war, als den eigentlichen Gott der Menschheit, wenn man das Verhältniß so bezeichnen darf, nahe zu bringen. Die großen Kategorien der religiösen Phantasiebilder und des Gefühllebens in allen seinen unendlichen Nuancen und in allen seinen unendlichen Bedürfnissen, Bekümmernissen und Hoffnungen bezogen sich am unmittelbarsten auf ihn. Er griff deshalb auch in concreter Gegenwärtigkeit der Kraftwirkung und in einer vollständig alle Ansprüche des Gefühls und Gemüthes befriedigenden Milde und Weichheit in alle Lebensverhältnisse und in die individuellsten Situationen der Individuen ein, gerade so wie das Großleben der Welt und Geschichte, so weit es sich auf die Menschheit bezog und folglich auch so weit es überhaupt Gefühl und Gemüth interessirte, sich um ihn als um seine ewige, zugleich geistige und zugleich körperliche Are drehte. Er war dem unmittelbaren Empfinden darum der einzige, weil sein wahrhaftiger und lebendiger Gott, und es mußte als eine boshafte und niederträchtige Verläumdung aufgenommen werden, wenn einer solchen Geisteshaltung der Vorwurf gemacht wurde, daß ihr der eine ewige und untheilbare Gott unbekannt und an dessen Stelle mehrere Götter wie in den Zeiten des gottverlassenen Heidenthums

moderner Vorstellungsweise eher zu der Annahme geneigt sein dürfte, daß eine solche Individualisirung der einzelnen göttlichen Personen doch gelegentlich in dem Volksgeiste selbst Zweifel angeregt habe, ob ihr denn in der That noch der so streng und so ausdrücklich gebotene Glaube an die Einheit Gottes einwohne.

Indem jede einzelne Person der Gottheit so lebhaft und so individuell dem Gemüthe nahe trat, war dieses Gemüth in dem Moment wenigstens, in welchem eine solche Wechselbeziehung stattfand, durch die Einwirkung dieses an und für sich individuell begrenzten Eindruckes doch, wie sich deutlich herausfühlen läßt, von der ganzen Fülle der göttlichen Macht ergriffen, die es nur überhaupt in sich aufzunehmen vermochte. Es war also ganz unwillkürlich in dem Bilde des Einen das zunächst auf die Seele wirkte der Begriff des Ganzen gegeben, so weit es überhaupt dem Geiste nach seinen besonderen Voraussetzungen aufgehen konnte. Wenn man bei sich selbst, vielleicht betroffen durch die überall vernehmbaren Vorwürfe der Arianer, prüfend zu Werke ging und mit den geringen Mitteln der Reflexion über die man gebot untersuchte, ob denn in der That mehr als ein Gott die Seele beherrsche, so konnte man, falls man sich nur auf die Antwort bezog, die das unmittelbare Empfinden gab, mit völligster Ueberzeugung sagen, daß man nun und nimmermehr an eine Vielheit von Göttern glaube. Es war ja immer nur eine, eben die concrete göttliche Person, die in dem gegebenen Falle sich wirksam erwies, und welcher sich das Gemüth unmittelbar hingab. Wenn in einem anderen Falle eine andere der göttlichen Personen an die Stelle der früher unmittelbar wirksam empfundenen trat, so war es auch wieder nur

lischen Bezeichnung der Personen und ihrer Bedeutung eine ungehörige Erhaltung der göttlichen einheitlichen Substanz zu finden glaubte und dieser durch sein wunderliches Glaubensedict, was freilich todt zur Welt kam, abzuhelfen suchte. Wenn es nicht aus inneren Gründen schon wahrscheinlich genug wäre, daß arianische Einflüsse im Spiele waren, so würde es als ein äußerer Wahrscheinlichkeitsbeweis dafür gelten können, daß Gregor diese Erzählung unmittelbar nach einer anderen weitläufigen giebt, deren schon oben (s. o. S. 41. Anm. 1.) gedacht ist, worin ein Disput zwischen ihm und einem eifrigen Arianer, der als Gesandter an den Hof Chilperichs ging, geschildert wird. Offenbar rechnet er auch diese wunderliche Ketzerei des Königs diesem Einflusse zu und reiht an diesen geistigen Faden beide sonst ohne alle Beziehung zu einander stehenden Ereignisse.

der eine und ganze Gott, dem die Seele in dieser neuen Situation gehörte. Niemals war für das unmittelbare Bewußtsein ein Fall gegeben, wo mehr als eine Person zur Erfüllung der Seele nöthig gewesen wäre, es ergab sich also auch in keiner Situation der Eindruck daß neben dem Begriffe oder dem Bilde der Gottheit überhaupt, was ganz identisch mit dem der einen bestimmten Person in der Gottheit geworden war, noch ein anderes Bild oder ein anderer Begriff, gleichfalls göttlicher Art stehe, denn es hätte der Seele nach den Voraussetzungen, unter denen überhaupt die Persönlichkeit des Gottesbegriffes auf sie wirkte, gänzlich an Raum gefehlt, zwei solche Gottesbegriffe von der Stärke und dem Umfang, wie sie ihn durch die christliche Lehre gewonnen hatte, in sich aufzunehmen.

Diese Seelenhaltung wurde auch keineswegs gestört, sondern eher noch gestärkt dadurch, daß sich das persönliche Gottesbild zumeist und zunächst mit dem Bilde Christi identificirte. Alles drängte darauf hin ihn den Neubekehrten in derselben eminenten Weise, wie er es dem gewöhnlichen oder unmittelbaren christlichen Bewußtsein der Zeit bereits geworden war, als den eigentlichen Gott der Menschheit, wenn man das Verhältniß so bezeichnen darf, nahe zu bringen. Die großen Kategorien der religiösen Phantasiebilder und des Gefühllebens in allen seinen unendlichen Nuancen und in allen seinen unendlichen Bedürfnissen, Bekümmernissen und Hoffnungen bezogen sich am unmittelbarsten auf ihn. Er griff deshalb auch in concreter Gegenwärtigkeit der Kraftwirkung und in einer vollständig alle Ansprüche des Gefühls und Gemüthes befriedigenden Milde und Weichheit in alle Lebensverhältnisse und in die individuellsten Situationen der Individuen ein, gerade so wie das Großleben der Welt und Geschichte, so weit es sich auf die Menschheit bezog und folglich auch so weit es überhaupt Gefühl und Gemüth interessirte, sich um ihn als um seine ewige, zugleich geistige und zugleich körperliche Are drehte. Er war dem unmittelbaren Empfinden darum der einzige, weil sein wahrhaftiger und lebendiger Gott, und es mußte als eine boshafte und niederträchtige Verläumdung aufgenommen werden, wenn einer solchen Geisteshaltung der Vorwurf gemacht wurde, daß ihr der eine ewige und untheilbare Gott unbekannt und an dessen Stelle mehrere Götter wie in den Zeiten des gottverlassenen Heidenthums

getreten seien. Er war der Gott der ganzen Menschheit, der Gott des Einzelnen und in der Mitte zwischen beiden Begriffen der eigentliche Gott des Volkes, was jetzt dem wahren Glauben sich zugewandt hatte. Wenn man es so ausdrücken will, war er der neue Nationalgott der Franken geworden, den sie an die Stelle der falschen Götter als den höchsten Herrn im Himmel und auf Erden zu ihrem Herrn erwählt hatten, der die Franken deshalb besonders ehrte und liebte, in dessen Schutze sie wuchsen und gediehen und allen Völkern der Welt an Ehre und Macht vorleuchteten.[6] Nur muß man dabei nicht vergessen, welcher unermeßliche Unterschied an geistigem und sittlichem Gehalte auch der naivsten Auffassung dieses neuen Nationalgottes des Volkes im Gegensatze zu den früheren göttlichen Gestalten ganz von selbst aufgehen mußte. Denn gerade von diesem Punkt aus hatte das religiöse und nationale Selbstgefühl in seiner so wunderbaren Verschmelzung, wie es die erste Zeit des fränkischen Christenthums zeigt, sein Wachsthum begonnen, daß es unerschütterlich feststand, dieser neue Gott des Christenthums sei überhaupt der einzige Gott, d. h. von einer Macht und Güte, gegen die das Wesen und die Bedeutung der bisherigen Götter in Nichts verschwand oder als Ohnmacht erschien.[7])

Im Ganzen aber steht als allgemeines Ergebniß fest, daß sich selbst in der elementarsten Fassung des Trinitätsbegriffes, wie er den Neubekehrten durch die katholische Lehre vermittelt wurde, eine gründliche Ueberlegenheit über den arianischen Gottesbegriff ergeben mußte. Es kann hier natürlich nicht die Rede sein von der größeren Tiefe der Speculation, die sich auf katholischer Seite offenbarte, sondern nur von dem Einfluß, den diese Fassung des Gottesbegriffes auf die Haltung des religiösen Bewußtseins im Volke ausübte.

Hier in der Trinität nach katholischer Fassung war allein das erreicht, was das deutsche Gemüth, nachdem es seine heidnischen Götter verloren hatte, befriedigen konnte, denn hier fand sich die ganze unendliche Ferne und Macht und die ganze unendliche Nähe der göttlichen Substanz dem Menschen in großen und leicht auf

6) S. o. Bd. I. 351.
7) S. o. Bd. I. 340.

die Phantasie wirkenden Zügen geboten. In dem menschgewordenen Gott, dem katholischen Gott, in jeder Hinsicht dem wahren Mittelpunkte des Glaubens und der religiösen Weltanschauung war alles enthalten, was das Gemüth von dem göttlichen Wesen zunächst begehrte und dabei noch eine ganz unerschöpfliche Fülle von Eindrücken und Gefühlen, die erst später allmählich zum Bewußtsein des menschlichen Geistes gebracht werden konnten. Alles was überhaupt von geistigen, religiösen und sittlichen Gedanken an den Geist der Neubekehrten nach und nach herantrat, leitete sich aus der lebendigen und ursprünglichen Quelle dieses Grundbegriffes des Glaubens und der menschlichen Seele ab, reflectirte ganz von selbst auch der rohesten Seele sichtbar, wieder dahin zurück, um sich darin gleichsam wiederum in seine ursprüngliche Existenz einzutauchen und in verjüngter und verklärter Gestalt wieder seinen Kreislauf durch die Seelen der christlichen Menschen zu beginnen.

Einer gewöhnlichen modernen Denkweise, der es nicht gegeben ist, sich in individuell-geschichtliche Voraussetzungen zu finden, möchte der arianische Gottesbegriff eben wegen der Einheit und Alleinigkeit der Persönlichkeit Gottes vielleicht erhabener, jedenfalls begreiflicher erscheinen. Gewiß läßt sich nicht bloß auf rein speculativem Wege leicht das gänzlich Nichtige einer solchen, bekanntlich sehr verbreiteten Ansicht nachweisen, doch würde dies über die Grenzen dieser geschichtlichen Betrachtung und Darstellung fallen. Thatsächlich ist es, daß dem arianischen Deutschen von jener angeblichen größeren Reinheit und Erhabenheit des Gottesbegriffes nach seinem Glaubensbekenntnisse nichts hätte zu Gute kommen können, denn er war eben so unfähig, den speculativen Gehalt seiner Dogmen zu fassen wie der zum Katholicismus bekehrte Franke. Dagegen fehlte dem Arianer jene lebendige und unmittelbare Verknüpfung der Seele mit den tiefsten Ergebnissen der religiösen Speculation wie sie dem katholischen Franken ganz von selbst in dem Bilde des wahrhaftigen Gottes und wahrhaftigen Menschen Christus geboten wurde. Als bloßer Mensch, der durch die besondere Fügung Gottes die Erlösung der Welt vollbracht hatte, wie der starre Arianismus eigentlich Christus darstellte, trotz aller Windungen die er machte, um den Begriff der Gottheit Christi nicht aufzugeben, der in der biblischen und in der kirchlichen Tradition

so unerschütterlich feststand, oder auch als vor aller Zeit dem Vater angefügter Gott, und ihm im Wesen ähnlich, wie die Uebergangsformen der arianischen Lehre es ausführten, war Christus der menschlichen Denkkraft um nichts begreiflicher, aber für die menschliche Phantasie und das menschliche Gemüth seiner wahren Bedeutung entkleidet. —

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Das himmlische Heer.

Auch nach der christlichen Vorstellung wurden die Beziehungen Gottes zu der Welt und zu der Menschheit in gewissen Fällen durch besondere Diener und Boten vermittelt, durch die Engel. Schon in der urchristlichen Anschauung so gut wie in der des alten Testamentes vorhanden, treten sie zwar nie als eigentliche Hauptgestalten für die menschliche religiöse Empfindung hervor, allein gerade in der Zeit als die Franken der katholischen Kirche zugeführt wurden, läßt sich deutlich in dem allgemeinen christlichen Bewußtsein ein Zug wahrnehmen, der zu einer massenhafteren und concreteren Ausbildung aller das Verhältniß der Engel zu Gott und zu den Menschen und ihre eigene Natur betreffenden Vorstellungen führte. Im letzten Grunde entsprang er aus der immer gewaltiger hervortretenden Sehnsucht des religiösen Gefühles nach einem möglichst concreten und dadurch möglichst innigen und allseitigen Verkehr mit Gott. So nahe auch Gott selbst insbesondere als der menschgewordene und menschgebliebene Sohn Gottes den Gemüthern stand, so war doch auch er so wie Gott der Vater jenseits des Weltenraumes in der unermeßlichen Ferne und dem unzugänglichen Glanze des Himmels seiner Natur nach beschlossen und wenn auch seine Kraft vorstellungsmäßig unbedingt in alle Ecken und Enden der Welt, in die geheimsten Verstecke der Menschen und des menschlichen Herzens reichte, so stand es doch fest, daß er zwar überall seine Gläubigen unsichtbar schützend umgab, aber daß er nicht in voller menschlicher Leiblichkeit oder mit seiner ganzen Persönlichkeit in die einzelne Situation die seine Hülfe

forderte, aufgehen durfte, eben weil er überall und allen nahe war. Aber es war so nöthig daß auch das einzelste Verhältniß und die einzelne Person wenigstens in gewissen Lagen auf eine besondere Betheiligung der göttlichen Allmacht und Liebe an ihrem Geschicke rechnen durfte, und dies wurde erreicht, wenn durch einen besonderen Diener Gottes die besonderen den einen Fall betreffenden Hülfeleistungen den Menschen vermittelt wurden.

Ebenso war es auch nothwendiges Bedürfniß für die Phantasie und das Gefühl, die großen Vorgänge des Welt- und Naturlebens, die in letzter Instanz von der Willensthätigkeit Gottes abhingen, durch das Eingreifen seiner Boten und seiner besonders beauftragten Diener sich einigermaßen erklärlicher zu machen. Auch in ihnen, so groß und mächtig sie waren, konnte, weil sie nur einzelne Vorgänge in einer unendlichen Reihe von Bethätigungen der göttlichen Allmacht waren, nicht jedesmal die ganze göttliche Substanz aufgehen und doch waren sie wieder so gewaltig, daß sie nur durch das unmittelbare Eingreifen einer unendlich starken Hand hervorgebracht werden konnten, wie sie nur einem Diener Gottes zustand, der selbst einen Theil des göttlichen Wesens, oder der Haupteigenschaften die nach menschlicher Denkweise den Begriff der Göttlichkeit ergaben, in sich trug.

Nach beiden Richtungen hin bot die unantastbare geschichtliche Ueberlieferung des Christenthums, wohin im weiteren Sinne auch die alttestamentliche Ueberlieferung, die Vorgeschichte des eigentlichen Mittelpunktes aller Geschichte, der menschlichen und irdischen Erscheinung Christi gehörte, der menschlichen Phantasie alle nöthigen Anhaltpunkte, die sie dann mit vollem Bewußtsein auf dem Boden der Rechtgläubigkeit stehend für die weitere plastische Durchführung ihrer Engelsgebilde zu benutzen pflegte. Im alten und neuen Testamente waren die Engel Gottes zu den frommen, Gott besonders lieben Gläubigen sichtbar oder wenigstens sinnlich vernehmbar herabgestiegen, und hatten ihnen Botschaft von Gott, Trost, Rath, Hülfe oder Ermahnung und Warnung gebracht. Christus vor allem, in so weit er für die menschliche Empfindung in seinem irdischen Leben als wirklicher Mensch erschien, über dem die besondere Gnade Gottes schwebte, war immer von den Schaaren der Diener Gottes umgeben, die in allen Situationen seines Lebens bis zu seinem Tode hin und später nach seiner Auferste-

hung seinen unmittelbaren und vertrauten Verkehr mit seinem Vater im Himmel vermittelten, wie sie ihm auch selbst, insofern er der wahre und völlige Gott war, dienstbar zur Seite standen. Wie Christus so blieben auch seinen Gläubigen nach der eigentlichen biblischen Ueberlieferung die Engel fortwährend nahe und ihnen in den gefährlichsten Lagen, von Gefängniß und Tod bedroht, nach dem Gebote Gottes oder Christi zum Dienste bereit. So spann sich von dem lautersten und unantastbarsten Kerne des christlichen Glaubens ein Faden der nie unterbrochen werden konnte, durch alle Zeiten der gläubigen Christenheit bis auf den heutigen Tag und dieser Faden wurde immer stärker und sichtbarer, je näher er an die Gegenwart herankam, was nicht wenig dazu beitrug, diese in der Sicherheit ihres Glaubens zu befestigen, wenn sie überhaupt einer Befestigung bedurft hätte.

Endlich bedurfte das menschliche Gefühl nothwendig auch, abgesehen von seinen unmittelbaren Beziehungen zu der göttlichen Substanz, einer in gewissem Sinne concret und nach menschlicher Analogie durchgebildeten Umgebung Gottes und zugleich einer beseelenden und belebenden Ausfüllung der unendlichen Himmelsräume, in denen er als in seinem eigentlichen Hause thronte. Indem der Glaube lehrte, daß die zu ewiger Freude bestimmten Menschen, die Seligen zu jenen glänzenden Behausungen Gottes emporsteigen sollten, um dort unnennbarer Wonne theilhaftig zu werden, waren sie schon deshalb zur Wohnstätte der menschlichen Empfindung vollkommen geeignet und ihre an und für sich doch nicht abzuläugnende kalte und blendende Jenseitigkeit unendlich gemildert und der menschlichen Phantasie genähert. Allein die Schaaren der Seligen, die einst der Erde angehört hatten, reichten nicht aus, um diese Räume zu erfüllen, deren Grenzenlosigkeit d. h. deren für irdische Maßstäbe unmeßbare Größe ein gleichfalls fest begründetes Bild der menschlichen Phantasie war. Sie wären damit nur zum kleinsten Theil mit dem concreten und beseelten Glanze und der festgestalteten Herrlichkeit belebt gewesen, wie sie allein der menschlichen Vorstellung von dem Hause Gottes und der künftigen Wohnstätte der Gerechten genügte. Aber die unzähligen Schaaren der Diener Gottes füllten auch die unermeßlichsten Räume vollständig für die menschliche Phantasie, und machten sie ihr wohnlich und heimlich, so weit dies überhaupt nach den Voraussetzungen der über-

irdischen und jenseitigen Existenz möglich sein konnte. Und doch beengten alle diese unzählbaren Mengen die Himmelsräume nicht, denn in ihrer feineren Leiblichkeit und der daraus auch für die elementarste menschliche Vorstellung sich ergebenden Unabhängigkeit von den Bedingungen des Raumes, wie sie für die irdische Leiblichkeit gelten, genügte für sie jeder Raum, auch wenn man sich ihre Menge noch so groß dachte, und ihre Menge war eben deshalb groß genug um jeden Raum, auch den unendlichsten, mit wahrhaftem Leben und Weben zu erfüllen.

So thronte nun Gott nicht in einsamer Beschlossenheit in seinem himmlischen Haus, sondern umgeben von den Wogen und Massen des himmlischen Heeres, das ihm zugleich nahe und zugleich ferne, jeden Augenblick gewärtig und gehorsam war. Undurchdringliches Geheimniß für menschliche Geisteskraft war es, wie er und die Engel in gegenseitiger unendlicher Wonne und Herrlichkeit lebten, wie diese göttlichen Diener Gott dem Herren nahten und mit ihm verkehrten. Nur in dem höchsten Schwung religiöser Erhebung vermochte sich die menschliche Phantasie zu einer schwachen Ahnung davon emporzuschwingen, aber schon diese schwache Ahnung genügte, um sie mit dem Schauer unbegreiflichen und unsäglichen Entzückens zu durchdringen. Aber faßbar für menschliche Seelen war das Bild, daß diese höchsten Genossen und Theilnehmer der Herrlichkeit Gottes mit der Schnelligkeit des Sturmwindes und des Blitzes auf die Erde hernieder fuhren um seine Befehle in der Menschenwelt zu vollstrecken und daß es ein ewiges Gehen und Kommen, ein ewiges Hin- und Herwogen des himmlischen Heeres oder der Diener Gottes war, die hier und dort, in Sturm und Ungewitter, oder in dem milden Glanze der verklärten Menschengestalt seine Befehle im Himmel und auf Erden zu vollstrecken gingen oder von ihrer Vollstreckung in den Abgrund des Lichtes und der Seligkeit zurückkehrten.

Ihre Gestalt. Die menschliche Vorstellung hatte sich in jeder Beziehung bemüht, alles was sich auf die Engel bezog, in möglichst concreter Gestaltenhaftigkeit sich zu vergegenwärtigen, denn je concreter sie ihnen mit dem stillschweigenden oder ausdrücklichen Consens des Glaubens nahe treten durfte, desto mehr waren sie befähigt, die wahrhaftigen Boten Gottes an die Menschen vorzustellen. Gestützt auf urchristliche Anschauungen, die selbst wieder einem fernern

Hintergrunde religiöser Bildungen ihr Dasein verdankten, war ihr dies auch in hohem Grade gelungen.

Schon in der Plastik ihres leiblichen Bildes hatte sich die volle Menschlichkeit der äußeren Physiognomie durchgesetzt. Man durfte sie sich in denselben Körperformen denken, in denen der Mensch den Menschen sich gegenüber sah, nur selbstverständlich in höchstem Glanze der Schönheit und Geistigkeit. So wurden sie in den Darstellungen der kirchlichen Kunst der allgemeinen Anschauung vergegenwärtigt. Dahin hatte sich, wie man wohl sich ausdrücken darf, das antike Schönheitsideal soweit es überhaupt damals noch oder unter den Einflüssen der Geisteshaltung, die den Sieg des Christenthums bedingte, festgehalten zu werden vermochte, geflüchtet und warf von hier aus seinen letzten Schimmer in die Gemüther, die freilich nicht mehr dazu befähigt waren, sich daran zu erwärmen, aber doch auch sich nicht ganz theilnahmlos gegen diese Eindrücke zu halten vermochten. Die ursprünglich bloß symbolisch gemeinte Zugabe der Flügel war für die gewöhnliche Vorstellung nun schon untrennbar mit der ganzen Engelsgestalt verwachsen, und da sie auf ein höheres Schönheitsgefühl, das damals nicht mehr vorhanden war, nicht abstoßend wirken konnte, so diente sie vielmehr dazu um der Phantasie wenigstens einige Hülfe zu geben, wenn sie sich das Walten und Thun dieser Engel versinnlichen wollte.

Allerdings war man durch die kirchliche Lehre und durch den eigenen Instinct darauf hingewiesen, die Körperlichkeit der Engel nicht im groben menschlichen Sinne zu nehmen. Als nächste Genossen Gottes waren sie zwar von ihm erschaffen wie die ganze Welt, allein ewig und von derselben feinsten Geistigkeit oder der reinsten Materie und deshalb aller Verderbniß unzugänglich. In diesem Sinne hießen sie Geister, denn nur so konnte man sich diesen Begriff überhaupt vergegenwärtigen.

Auch wußte der Mensch, daß die höhere Geistigkeit der Engel sie befähigte unsichtbar für die groben irdischen Sinne den Menschen zu umgeben oder mit ihm zu verkehren. Wenn sie ein irdisches Auge in ihrer vollen Leiblichkeit erblickte, so geschah dies nur in Folge einer besonderen Gnade Gottes, nicht immer nothwendig dann, wenn überhaupt Engel von Gott als seine Boten den Menschen geschickt wurden. Deshalb pflegten sie auch in die-

ser ihrer Sichtbarkeit seltener dem äußeren Sinne zu nahen, der des Tageslichtes bedurfte und mit Hülfe des Tageslichtes rings um sich die gewöhnlichen und groben Dinge der irdischen Erscheinungswelt wahrnahm. Sie erschienen meist in der Nacht, wenn das Auge durch das Dunkel selbst und durch den Schlaf gelähmt war, und dafür die innere Sinnesempfänglichkeit, gewissermaßen das geistige Auge ohne Störung und Abziehung durch die Gemeinheit der täglichen Wirklichkeit sich freier und schärfer seiner Kraft bedienen konnte. In solchen Zuständen vernahm man nicht bloß ihre Stimme, sondern das Auge konnte sich auch des vollen Glanzes und der vollen Schönheit ihrer Gestalt erfreuen.

Schutzengel. Noch concreter menschlich wurden aber diese Schaaren des himmlischen Heeres dadurch, daß einzelne von ihnen nicht bloß gelegentlich und in einem besonderen Falle, sondern für immer im Dienste der Menschheit oder des einzelnen Menschen nach Gottes Willen verwandt wurden. So war jede concrete Gesammtheit der Menschen, jedes Volk nach einer von der Kirchenlehre zwar nicht eigentlich und ausdrücklich ausgesprochenen, aber doch auch nicht zurückgewiesenen Vorstellung mit einem besonderen Schutzengel, gewissermaßen mit einem himmlischen und unsterblichen König begnadigt, der über sein Geschick wachte und in der Noth ihm zur Seite stand.[1]) Ebenso war jedem einzelnen Menschen sein Schutzengel zugewiesen, der wenn er überhaupt für die menschliche Seele Realität haben sollte, dem Menschen immer zur Seite stehen und nur für den einzelnen Menschen da sein mußte. Denn sobald das Gemüth an dieser Individualisirung gezweifelt hätte, wäre überhaupt die ganze, doch so festwurzelnde Vorstellung in sich zusammengefallen. Die Phantasie versuchte es zwar sich das Walten und die Existenzbedingungen derselben deutlicher auszubilden, indessen mußte sie, wenn sie nicht in die Gefahr einer unkirchlichen, also auch verdammlichen Vorstellung fallen wollte, dabei wie überhaupt in allen Dingen, die sich auf das Eingreifen

---

1) Am kürzesten findet sich die kirchliche Ansicht und ihre Begründung, wie sie etwa schon zur Zeit der Bekehrung der Franken feststand, bei dem späteren Isidor Sentent. I, XII. De Angelis 20. Singulae gentes praepositos Angelos habere creduntur, quod ostendatur testimonio Angeli Danieli loquentis: Ego (inquit) veni, ut enunciarem tibi: sed princeps Regni Persarum restitit mihi etc.

So waren schon im vierten Jahrhundert die wesentlichen Grundlagen der Lehre von den Heiligen nicht bloß von der volksmäßigen Vorstellung gelegt, sondern auch von der Kirche angenommen und gebilligt worden. Sie selbst bezog sich in dem theoretischen und praktischen Theile ihrer Lehre ohne Widerspruch darauf und gab dadurch der hierauf gerichteten Stimmung des Volksgeistes fortwährend neuen und mächtigen Impuls. Im Laufe des fünften Jahrhunderts war bereits die plastische Ausbildung des ganzen Vorstellungskreißes als abgeschlossen zu betrachten, und auch diese plastische Ausführung war von der kirchlichen Lehre anerkannt worden. Die Heiligen und ihre Wirksamkeit in der Welt, so wie die Verehrung die ihnen von Seiten der Menschen gebührte, machten jetzt ebensogut einen integrirenden Bestandtheil der kirchlichen oder christlichen Glaubenslehre aus wie die eigentliche Theologie. Mit dem Glauben an Gott in der christlichen Fassung dieses Begriffes war auch der Glaube an die Heiligen in der ursprünglich volksmäßigen, dann kirchlich gewordenen Fassung untrennbar verbunden, und umgekehrt schien der Glaube an die Heiligen in der concreten Gestalt, die er nun gewonnen hatte, den rechten Glauben an Gott nothwendig zu bedingen.

Auch jetzt noch hörte der Impuls zu immer weiterer Detailausführung der einmal gewonnenen Gestaltung nicht auf, im Gegentheile wuchs er in überraschendem Verhältnisse, wozu die Schwerkraft der schon fertigen Gebilde selbst, dann aber auch die mehr und mehr die Kirche beherrschende Richtung nach dem Sinnlich-concreten beitrug. Im Ganzen blieb der Mittelpunkt der poetischen Thätigkeit des christlichen Geistes, die sich in diesem Processe zu erkennen gab, nach wie vor in der Basis des kirchlichen Lebens, in dem eigentlichen christlichen Volksbewußtsein ruhen, wie es von jeher der Fall gewesen war. Aber da auch jetzt das höhere kirchliche Bewußtsein sich mehr und mehr diesem niederen, wenn man es so bezeichnen will, näherte, [1]) so vermochte es auch selbstthätiger sich in dieser Richtung zu bewegen, als es ihm früher nach seinen inneren Voraussetzungen gegeben war. Der schlagendste Beweis dafür liegt in der seit dem fünften Jahrhundert massenhaft wuchernden Heiligen-Literatur,

1) S. o. Cap. XV. u. XVI.

immerfort aus der Harmonie der übrigen Töne störend heraustraten.

Viele einzelne Züge in der geläufigen Vorstellung der Engel erklären sich, so wenig innerer Zusammenhang unter ihnen zu bestehen scheint, doch alle aus dieser Annahme eines gleich im ersten Act der geistigen Production in diese Gebilde eingedrungenen, dem Menschen nicht absolut feindseligen, aber doch unter gewissen Voraussetzungen unheimlichen Elementes. Für das menschliche Bewußtsein aber mußten umgekehrt diese Züge die Erklärung dafür hergeben, daß es sich nicht mit ungemischter Befriedigung diesen Gebilden hinzugeben vermochte, zu denen es fortwährend ein starker Herzensdrang zog.

Solche einzelne Züge resultiren namentlich aus jener feineren oder geistigen Substanz der Engel, die ihnen gestattete in gewisser Weise Theil an den mächtigsten Eigenschaften Gottes, an seiner überall waltenden Allmacht und seiner alles durchdringenden Allwissenheit zu nehmen. So lange sich das menschliche Gemüth des Schutzes der Engel versichert halten durfte, waren diese feinere Geistigkeit und die dadurch bedingten Kraftäußerungen eine Quelle des Trostes und der Zuversicht. Allein in der Natur der Engel lag ein so herber Ton der Reinheit und der Todfeindschaft gegen alles was Sünde hieß, dieser Grundton war so wenig durch eine Beimischung von Gnade und Barmherzigkeit gemildert, daß das menschliche Herz bei dem Gedanken an die unsichtbare Nähe dieser kalten und strengen oder gar erzürnten Augen, vor denen sich keine That, ja kaum ein Gedanke in der tiefsten Brust verstecken konnte, viel häufiger Veranlassung hatte zu zittern als zu hoffen. Allerdings wußte man daß Gott seine Engel schicke um Heil und Freude der Menschheit zu bringen, allein es waren eben fromme, heilige Menschen, denen die Engel mit solcher Botschaft nahen durften, und der gewöhnliche Mensch mußte sich, er wollte oder wollte nicht, bekennen, daß er wegen seiner Sünden einer solchen Gnade nicht werth sei. Wenn die Engel aber doch fortwährend ihn umgaben, so war es, wie die einmal aufgeregte Gewissensangst sich sagte, um genau alle die Sünden, die sonst kein Auge sah, zu erspähen und sie zu dem Throne Gottes zu bringen, damit sie einstmals in der schrecklichsten Stunde gegen den Menschen zeugen sollten. Auch wußte man aus den allergeläufigsten Thatsachen der Weltgeschichte, daß

die Engel herabgekommen waren, um die Strafurtheile Gottes an der Menschheit zu vollziehen. Ein Engel war es, der die ersten Menschen aus dem Paradies vertrieb, und derselbe hatte ihnen dann mit flammendem Schwerte die Rückkehr dorthin verwehrt. Es gab aber keine Thatsache der Geschichte, die auf das gewöhnliche christliche Bewußtsein einen tiefern Eindruck machte als diese, und wenn es sich auch in voller Zerknirschung nach dem Gebote des Glaubens sagte, daß die Eltern der ganzen Menschheit wegen ihrer Sünden von dem gerechten Strafgerichte Gottes ereilt worden seien, so blieb doch immer an der Gestalt, die dieses Strafgericht Gottes vollstreckt hatte, etwas Grauenhaftes noch für die spätesten Geschlechter, die auch damit um ihr Erbtheil gebracht waren.

Dann ging auch mehr ein Gerücht als wie eine klare und feste Ueberlieferung von einem großen und unverlöschlichen Haß, welchen die Engel einst gegen das ganze menschliche Geschlecht gehegt hatten, bis durch Christus, den barmherzigen menschgewordenen Gott, der Friede zwischen beiden Reichen hergestellt worden sei, so daß sich von nun an die Menschen nicht mehr vor den Engeln fürchten sollten.

Auch war es in dieser Beziehung von tiefer Bedeutung, daß die bösen Dämonen, die bis zum Ende der Zeit fortwährend dem Menschen zu schaden sich bemühten und ihm so oft das allerärgste ewige Leid anthaten, in ihrer Natur und Substanz ursprünglich auch Engel gewesen waren. Die kirchliche Lehre entschied zwar, daß die wahren, d. h. die Gott treugebliebenen Engel für alle Ewigkeit ihre lichte und reine Natur behalten hätten, allein das unmittelbar religiöse Gefühl konnte des eigenthümlichen Eindruckes, der von dieser Vorstellung stammte, nicht los werden. Es war also doch möglich gewesen, daß dieselben Gestalten, die jetzt als gottgeheiligte Diener Gottes auftraten, sich nach ihrem eigenen Willen in die lebendigen Vorkämpfer des Bösen, was die ganze Welt und jeden Einzelnen belastete und beängstete, hatten verwandeln können, während eine solche Möglichkeit für den menschlichen Geist, wenn er sich das Bild Gottes oder der menschlichen Heiligen vergegenwärtigte, nicht vorhanden war.

Jedenfalls aber fehlte den Engeln das unmittelbare, persönliche Interesse für die concrete Bedürftigkeit des menschlichen Herzens. Nicht weil sie nach ihrer eigensten Natur und Neigung zu dem Verkehr

mente, die auf die höheren Regionen des heimischen Pantheons wirkten, eigentlich auch mit zersetzt wurde. Denn ihr wahres Leben oder ihre Beseelung lag ganz ähnlich, wie es bei den christlichen Engeln der Fall war, außerhalb ihrer selbst in der Sphäre des höhern oder absoluten göttlichen Wesens, so weit überhaupt in seiner heidnischen Vorstellung von dem Begriffe der absoluten Göttlichkeit die Rede sein kann. Aber sie waren doch noch als altvertraute und zum großen Theil liebe und heimliche Bilder der Seele gegenwärtig, und zwar in einer Region der Seele, in welcher für's erste noch kein Einfluß der Forderungen des christlichen Glaubens sich geltend machen konnte. Sie standen neben und mitten unter dem reichen Schatze von poetischem Stoffe oder den Verarbeitungen desselben, die für's erste noch als ganz unschuldig oder gleichgültig für den christlichen Glauben galten. Denn darauf begründete Niemand seine religiöse Ueberzeugung, obgleich sie ursprünglich doch aus derselben Wurzel herausgewachsen waren, aus denen auch der specifische Glaubensinhalt der Vergangenheit stammte.

Aber gerade weil sich weder für das unmittelbare Bewußtsein noch für die elementare Reflexion irgend ein Bedenken an die Bewahrung dieser Gebilde in den Seelen der Neubekehrten knüpfte, die doch alle wenigstens der Voraussetzung nach den falschen Göttern ihrer Vergangenheit gänzlich zu entsagen gesonnen waren, mochte von hier aus die Seele oder zunächst die Phantasie sich für den ganzen Bereich ähnlicher Gebilde, also der Engel der christlichen Anschauung, bis auf einen gewissen Punkt schon befriedigt fühlen, und wenn sie sich auch keineswegs ablehnend gegen die neuen Eindrücke verhielt, so schwächten sich diese doch um vieles ab, weil sie in der Phantasie den ihnen so zu sagen gebührenden Platz schon auf die scheinbar unschuldigste Weise besetzt fanden.

Unter solchen Umständen wirkten auch alle die Züge, welche für die gewöhnliche christliche Anschauung eine gewisse innere Entfremdung oder, stärker ausgedrückt, ein gewisses Zurückscheuen vor diesen Engelgebilden begründeten, hier mit doppelter Stärke, da außer denselben inneren Gründen, die dort maßgebend waren, hier noch die besonderen eben erwähnten sich geltend machten.

Doch lagen auch wieder in dem Bereiche dieser Gestaltungen einzelne Züge, welche wegen einer gewissen geistigen Wahlver-

wandtschaft auf die Neubekehrten einen viel stärkeren Eindruck hervorbrachten, als auf die ältere christliche Bevölkerung. Sie machten es möglich, daß wenigstens einzelne Bilder sich mit großer und nachhaltiger Energie in den Seelen einprägten und darinnen mit wirklicher Lebendigkeit gediehen. Dahin gehörte vor allem die Gestalt des Erzengels Michael, des Vorkämpfers des Himmels oder Gottes gegen die Mächte der Finsterniß, des Besiegers der großen Schlange — ein Bild das so unmittelbar mit heidnischen Reminiscenzen, und zwar mit den farbenreichsten, zusammenfiel, daß es gar keiner Glaubensautorität zu seiner Empfehlung und Einbürgerung bedurfte. Die Gestalt des wehrhaften Engels erschien den Neubekehrten als das göttliche Ideal der edelsten Thätigkeit, die sie kannten, und ihre Phantasie konnte sich an diesem sie durch und durch labenden Bilde in der That nicht sättigen.

Ueberhaupt wirkte der allgemeine Charakterzug der Kampfbereitschaft und Kampffreudigkeit der Engel, der auch von der streng kirchlichen Glaubenslehre gebilligt, ja sogar ausdrücklich hervorgehoben werden mußte, jetzt, wo er Deutsche des fünften Jahrhunderts berührte, in außerordentlicher Mächtigkeit, und während ihre unmittelbare Empfindung mit den Vorstellungen von der unnennbaren Wonne der Engel im Schauen des göttlichen Glanzes, mit ihrem Geschäft als Schutzwächter der Einzelnen nicht viel zu beginnen wußte, fühlte sie desto lebhafter, daß in dem christlichen Himmel um den Thron Gottes eine unzählige Schaar göttlicher Helden stand, die mit ihrer ganzen Kraft fortwährend das flammende Schwert gegen die Schaaren der Finsterniß schwangen und sie, wo immer sie auch in das Reich des Glanzes und Gottes einbrechen wollten, mit Schmach bedeckt zurückwarfen.

dieser Seite sehr ernstlich gegen alle Gleichstellung der Heiligen mit dem göttlichen Wesen, da sie auch in ihrer Verklärung immer nur für beschränkte und schwache Menschen im Vergleich mit der unendlichen Fülle und Herrlichkeit der göttlichen Substanz gelten dürften. Man wollte zwar nicht ihre Verehrung unterdrücken, da diese mit einer so imposanten Mächtigkeit in den Tiefen der christlichen Herzen Wurzel geschlagen hatte, allein der Mensch sollte diese Verehrung bei hoher Strafe sich an Gott und an den Gegenständen seiner Verehrung selbst zu versündigen, nicht mit der Anbetung verwechseln, die er Gott allein darbringen durfte. Allein auch die Vertreter des höchsten wissenschaftlichen Bewußtseins in der früheren Kirche waren doch weder ihrem eigenen Gefühle noch der gewaltigen Stimme der gläubigen Menge gegenüber geneigt oder befähigt, die Bethätigung der Heiligen in dem Leben der Gläubigen in Abrede zu stellen, wenn sie dieselbe auch durch allerlei Restrictionen und eine begriffsmäßige Schematisirung in engere Schranken einzuschließen versuchten, als es der gewöhnlichen Vorstellung gemäß war.

Je mehr jedoch auch das höhere kirchliche Bewußtsein von der Seite der systematischen Speculation sich ab und den für das Gemüth und die Gesinnung wichtigen Fragen des christlichen Glaubensinhaltes zuwandte, desto mehr gerieth es selbst in Abhängigkeit von der gewöhnlichen Vorstellung über die Macht und Bedeutung der Heiligen. Die früheren Restrictionen wurden stillschweigend zum größten Theil aufgehoben, oder wo sie noch von der Kirchenlehre festgehalten wurden, so ausgelegt, daß sie in keiner Weise dem Drange der gläubigen Christenheit hinderlich werden konnten. Wenn z. B. noch immer mit Nachdruck gelehrt wurde, daß die Anbetung Gottes wesentlich verschieden sein müsse von der Verehrung der Heiligen, so fand sich der gläubige Christ keineswegs dadurch in seinem Verhältniß zu den Heiligen gestört. Denn es war ihm damit nicht verboten, sich überhaupt mit andächtigem Flehen und sehnsüchtigem oder dankbarem Gebet den Heiligen zu nahen, ohne daß man des Namens Anbetung dafür bedurfte, der für die Andacht des Menschen gegen Gott allein aufgespart war. Auch mit jenem Flehen erreichte das menschliche Herz das was es bedurfte und was es als gewährbar bei den Heiligen voraussetzte.

So waren schon im vierten Jahrhundert die wesentlichen Grundlagen der Lehre von den Heiligen nicht bloß von der volksmäßigen Vorstellung gelegt, sondern auch von der Kirche angenommen und gebilligt worden. Sie selbst bezog sich in dem theoretischen und praktischen Theile ihrer Lehre ohne Widerspruch darauf und gab dadurch der hierauf gerichteten Stimmung des Volksgeistes fortwährend neuen und mächtigen Impuls. Im Laufe des fünften Jahrhunderts war bereits die plastische Ausbildung des ganzen Vorstellungskreißes als abgeschlossen zu betrachten, und auch diese plastische Ausführung war von der kirchlichen Lehre anerkannt worden. Die Heiligen und ihre Wirksamkeit in der Welt, so wie die Verehrung die ihnen von Seiten der Menschen gebührte, machten jetzt ebensogut einen integrirenden Bestandtheil der kirchlichen oder christlichen Glaubenslehre aus wie die eigentliche Theologie. Mit dem Glauben an Gott in der christlichen Fassung dieses Begriffes war auch der Glaube an die Heiligen in der ursprünglich volksmäßigen, dann kirchlich gewordenen Fassung untrennbar verbunden, und umgekehrt schien der Glaube an die Heiligen in der concreten Gestalt, die er nun gewonnen hatte, den rechten Glauben an Gott nothwendig zu bedingen.

Auch jetzt noch hörte der Impuls zu immer weiterer Detailausführung der einmal gewonnenen Gestaltung nicht auf, im Gegentheile wuchs er in überraschendem Verhältnisse, wozu die Schwerkraft der schon fertigen Gebilde selbst, dann aber auch die mehr und mehr die Kirche beherrschende Richtung nach dem Sinnlich-concreten beitrug. Im Ganzen blieb der Mittelpunkt der poetischen Thätigkeit des christlichen Geistes, die sich in diesem Processe zu erkennen gab, nach wie vor in der Basis des kirchlichen Lebens, in dem eigentlichen christlichen Volksbewußtsein ruhen, wie es von jeher der Fall gewesen war. Aber da auch jetzt das höhere kirchliche Bewußtsein sich mehr und mehr diesem niederen, wenn man es so bezeichnen will, näherte, [1]) so vermochte es auch selbstthätiger sich in dieser Richtung zu bewegen, als es ihm früher nach seinen inneren Voraussetzungen gegeben war. Der schlagendste Beweis dafür liegt in der seit dem fünften Jahrhundert massenhaft wuchernden Heiligen-Literatur,

1) S. o. Cap. XV. u. XVI.

Schatz von Trost und Erquickung. Alles innere Elend, von dem es sich belastet fühlte, war, wie deutlich aus unzähligen geschichtlichen Thatsachen von höchster Autorität hervorging, nicht bloß der jetzigen Menschheit aufgespart, deren Individuen, wenn sie ihr Gewissen zu einer Abrechnung mit den Geboten Gottes trieb, eingestehen mußten, daß sie wegen ihrer unzähligen Uebertretungen jetzt noch so harte Strafe als wohl verdient anzusehen hatten, sondern auch jene heiligen Diener Gottes einer frömmeren und reineren Vorzeit waren demselben Sünden-Elend, ja noch viel stärkeren als die gegenwärtige Christenheit, ausgesetzt gewesen und doch zu dem Glanze der ewigen Seligkeit gelangt. Auch sah man, daß die schwerste Sündenschuld, in die sie laut der beglaubigten Erzählung ihres Lebens gerathen waren, ihnen doch nicht den Weg zu dem Himmel versperrt hatte. Es knüpfte sich an diese Wahrnehmung im verstecktesten Winkel des sündenbelasteten Herzens doch immer die Hoffnung, daß es auch ihm, trotz seiner Sündhaftigkeit, nicht absolut unmöglich sein werde, wenigstens zu einem bescheidenen Theil der Seligkeit zu gelangen durch Gottes Gnade und durch den Beistand der begnadigten und heilig gewordenen großen Sünder, und in den bittersten Stunden der Verzweiflung flüsterte von diesem Winkel der Seele aus eine leise, aber dem Menschen doch vernehmbare Stimme etwas von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, die sich noch an ihm bewähren solle, wenn das Herz nur nicht selbst ihrem Walten widerstünde.

Indem so entsprechend dem innersten Wesen der christlichen Vorstellungen von dem Wirken der Sünde und Gnade im Menschenleben die heilige Legende mit größter Einförmigkeit im Wesen und mit unendlichen Variationen in der Form den Hauptnachdruck auf das Ringen der Heiligen gegen die Anfechtungen der bösen Mächte legte, erschienen sie alle zusammen als verklärte Dulder für den Glauben Christi im weitesten Umfang dieses Begriffes. Denn im Kampfe gegen die bösen Mächte war der an die Hülfsmittel der Sinnenwelt gefesselte Mensch doch immer mehr oder weniger waffenlos, während diese nach ihrer sinnlichen und übersinnlichen Natur mit doppelten Waffen fochten und deshalb äußerlich in so fern die Oberhand über den Angegriffenen gewannen, daß sie ihm mit allerlei leiblichen und geistigen Qualen zuzusetzen im Stande waren, bis die starke Hand Gottes ihnen dieses unmöglich machte. Aber die

Mensch allein, der auf seine eigenen Vertheidigungsmittel beschränkt war, mußte sich geduldig jenem Treiben hingeben, und der Sieg, den er erfocht, bestand eben darin, daß er durch seine Standhaftigkeit, die wegen der Größe der Gefahr und des Schmerzes nur von oben, von der göttlichen Gnade und der Kraft des Glaubens stammen konnte, den bösen Mächten bewies, daß sie wohl seinem Leibe, aber nicht seiner Seele zu schaden vermöchten. So bestand also das eigentliche Thun der Heiligen im Leiden, und es ist nicht zu ermessen, wie groß der Einfluß dieses durchgehenden aus dem Grundbegriffe der kirchlichen Weltanschauung leicht erklärlichen Charakterzuges auf die geistige und sittliche Haltung der christlichen Welt sein mußte.

Für die Phantasie aber wurden die bedenklichen Eindrücke, die sich daraus nach den allgemein-menschlichen Grundbedingungen dieser Geisteskraft ergeben mußten, dadurch aufgehoben, daß sich dieses Leiden einmal in so unendlich vielfache äußere Variationen kleidete, dann daß es sich doch eine Art lebhaft bewegter Action zu schaffen wußte, die es selbst wenigstens für die durchschnittliche Begriffsfähigkeit jener Menschen aus seiner Passivität so zu sagen herausriß und in eine förmliche Activität brachte. Die für moderne Begriffe unendlich ermüdende innere Einförmigkeit sowohl in dem Leiden der Heiligen auf der einen, als in dem Thun auf der andern Seite war für den Sinn der Zeit nicht vorhanden, wie schon die Thatsache beweist, daß er sich fortwährend mit ungeschwächtem Interesse zu diesen Bildern hingezogen fühlte. Ebenso wenig wirkten damals irgendwie die ästhetischen Voraussetzungen der modernen Bildung, die in so vielen Fällen von dem Detail der Schilderungen jener Versuchungen und Kämpfe sich aufs höchste beleidigt sieht. Es war also kann man sagen ganz gleichgültig, wie oder mit welchen Mitteln sich dieses leidende Ringen vollzog. Wenn es nur im Einzelnen auf eine anschauliche und festgezeichnete Weise sich vor der Phantasie entfaltete, war es seines Eindruckes auf das Gemüth sicher. Daß es sich bei aller Freiheit der Detailausführung doch auch in dieser innerhalb der Schranken eines ein für allemal feststehenden Typus halten mußte, verstand sich von selbst, wie sich für die christliche Kunst das typische Element von selbst verstand. Jede wirkliche Abweichung davon wäre von dem Instinct des christlichen Volksbewußtseins, der für solche Dinge damals sehr fein-

Schatz von Trost und Erquickung. Alles innere Elend, von dem es sich belastet fühlte, war, wie deutlich aus unzähligen geschichtlichen Thatsachen von höchster Autorität hervorging, nicht bloß der jetzigen Menschheit aufgespart, deren Individuen, wenn sie ihr Gewissen zu einer Abrechnung mit den Geboten Gottes trieb, eingestehen mußten, daß sie wegen ihrer unzähligen Uebertretungen jede noch so harte Strafe als wohl verdient anzusehen hatten, sondern auch jene heiligen Diener Gottes einer frömmeren und reineren Vorzeit waren demselben Sünden-Elend, ja noch viel stärkeren als die gegenwärtige Christenheit, ausgesetzt gewesen und doch zu dem Glanze der ewigen Seligkeit gelangt. Auch sah man, daß die schwerste Sündenschuld, in die sie laut der beglaubigten Erzählung ihres Lebens gerathen waren, ihnen doch nicht den Weg zu dem Himmel versperrt hatte. Es knüpfte sich an diese Wahrnehmung im verstecktesten Winkel des sündenbelasteten Herzens doch immer die Hoffnung, daß es auch ihm, trotz seiner Sündhaftigkeit, nicht absolut unmöglich sein werde, wenigstens zu einem bescheidenen Theil der Seligkeit zu gelangen durch Gottes Gnade und durch den Beistand der begnadigten und heilig gewordenen großen Sünder, und in den bittersten Stunden der Verzweiflung flüsterte von diesem Winkel der Seele aus eine leise, aber dem Menschen doch vernehmbare Stimme etwas von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, die sich noch an ihm bewähren sollte, wenn das Herz nur nicht selbst ihrem Walten widerstünde.

Indem so entsprechend dem innersten Wesen der christlichen Vorstellungen von dem Wirken der Sünde und Gnade im Menschenleben die heilige Legende mit größter Einförmigkeit im Wesen und mit unendlichen Variationen in der Form den Hauptnachdruck auf das Ringen der Heiligen gegen die Anfechtungen der bösen Mächte legte, erschienen sie alle zusammen als verklärte Dulder für den Glauben Christi im weitesten Umfang dieses Begriffes. Denn im Kampfe gegen die bösen Mächte war der an die Hülfsmittel der Sinnenwelt gefesselte Mensch doch immer mehr oder weniger waffenlos, während diese nach ihrer sinnlichen und übersinnlichen Natur mit doppelten Waffen fochten und deshalb äußerlich in so fern die Oberhand über den Angegriffenen gewannen, daß sie ihm mit allerlei leiblichen und geistigen Qualen zuzusetzen im Stande waren, bis die starke Hand Gottes ihnen dieses unmöglich machte. Aber der

Mensch allein, der auf seine eigenen Vertheidigungsmittel beschränkt war, mußte sich geduldig jenem Treiben hingeben, und der Sieg, den er erfocht, bestand eben darin, daß er durch seine Standhaftigkeit, die wegen der Größe der Gefahr und des Schmerzes nur von oben, von der göttlichen Gnade und der Kraft des Glaubens stammen konnte, den bösen Mächten bewies, daß sie wohl seinem Leibe, aber nicht seiner Seele zu schaden vermöchten. So bestand also das eigentliche Thun der Heiligen im Leiden, und es ist nicht zu ermessen, wie groß der Einfluß dieses durchgehenden aus dem Grundbegriffe der kirchlichen Weltanschauung leicht erklärlichen Charakterzuges auf die geistige und sittliche Haltung der christlichen Welt sein mußte.

Für die Phantasie aber wurden die bedenklichen Eindrücke, die sich daraus nach den allgemein-menschlichen Grundbedingungen dieser Geisteskraft ergeben mußten, dadurch aufgehoben, daß sich dieses Leiden einmal in so unendlich vielfache äußere Variationen kleidete, dann daß es sich doch eine Art lebhaft bewegter Action zu schaffen wußte, die es selbst wenigstens für die durchschnittliche Begriffsfähigkeit jener Menschen aus seiner Passivität so zu sagen herausriß und in eine förmliche Activität brachte. Die für moderne Begriffe unendlich ermüdende innere Einförmigkeit sowohl in dem Leiden der Heiligen auf der einen, als in dem Thun auf der andern Seite war für den Sinn der Zeit nicht vorhanden, wie schon die Thatsache beweist, daß er sich fortwährend mit ungeschwächtem Interesse zu diesen Bildern hingezogen fühlte. Ebenso wenig wirkten damals irgendwie die ästhetischen Voraussetzungen der modernen Bildung, die in so vielen Fällen von dem Detail der Schilderungen jener Versuchungen und Kämpfe sich aufs höchste beleidigt sieht. Es war also kann man sagen ganz gleichgültig, wie oder mit welchen Mitteln sich dieses leidende Ringen vollzog. Wenn es nur im Einzelnen auf eine anschauliche und festgezeichnete Weise sich vor der Phantasie entfaltete, war es seines Eindruckes auf das Gemüth sicher. Daß es sich bei aller Freiheit der Detailausführung doch auch in dieser innerhalb der Schranken eines ein für allemal feststehenden Typus halten mußte, verstand sich von selbst, wie sich für die christliche Kunst das typische Element von selbst verstand. Jede wirkliche Abweichung davon wäre von dem Instinct des christlichen Volksbewußtseins, der für solche Dinge damals sehr fein-

entwickelte Organe zu haben pflegte, bemerkt und dadurch bestraft worden, daß die Geschichte, in der sie vorkam, eindruckslos verhallte.

Neben diesem Grundtypus konnte aber selbstverständlich doch das gewöhnliche active Element im menschlichen Lebenslaufe auch in den Geschichten der Heiligen so gut seine Stätte finden, wie es in ihrem wirklichen Lebenslaufe neben dem Dulden und Ringen seine Stätte gefunden hatte. Da die Schaar der Heiligen aus allen Kategorien der menschlichen Existenz sich zusammensetzte, so war auch hierfür keine Grenze der möglichen Vorkommnisse gegeben. Männer und Frauen, Greise und Kinder, Könige und Bettler, Krieger und Hirten, Bewohner der fernsten und fabelhaftesten Weltgegend und des nächsten Ortes, der diesem oder jenem der Hörer oder Leser heiliger Geschichten so wohl bekannt war, wie sein eignes Haus, Menschen aus der entlegensten Vorzeit und aus dem eben abgelaufenen Jahre waren in dem Chor der Heiligen Gottes zu finden, und es war daher selbstverständlich, daß auch alle die individuelle Gewandung, die sie im Leben umgeben hatte, von ihrer Geschichte wenigstens in den Hauptzügen festgehalten wurde. Die heiligen Könige und Krieger hatten im irdischen Leben das Schwert geführt, Gesetze gegeben, Paläste gebaut, Gnaden vertheilt, Hof gehalten, wie eben Menschen ihres Standes zu thun pflegten; in gleicher Weise hatte sich jede andere Individualität, falls ihr nur Gelegenheit geboten wurde, thätig erwiesen, wie es die äußeren Verhältnisse, in denen sie einmal stand, verlangten. Es gab zwar auch nicht wenige Heilige, die sich vom Anfange an ganz außerhalb der Welt und ihrer Thätigkeit gehalten und nur ihrer eigentlichen Aufgabe, der Erwerbung des himmlischen Lohnes, gelebt hatten, und gerade solche wurden, wie sich deutlich wahrnehmen läßt, mit einer gewissen Bevorzugung verehrt; allein sie waren doch an Zahl geringer wie die anderen, die die volle Thätigkeit des gewöhnlichen Menschenlebens entweder ganz oder doch theilweise auf sich genommen hatten. Man könnte sagen, daß sich in dieser Unendlichkeit oder Allheit der menschlichen Lebensbedingungen in dem äußeren Leben der Heiligen symbolisch der Beruf des Christenthums vollzog, das ja auch der ganzen concreten Menschheit die Seligkeit geben wollte.

Gegen diese Zugaben zu dem eigentlichen Kern der Geschichten

gänge mußten schon deshalb von der Ueberlieferung festgehalten werden, aber sie bedurfte ihrer auch ohnedem, um sich die Plastik der ganzen Situationen, die außerdem so kräftig durchgebildet war, vollständig zu machen. Ein rein psychologisches Moment zur Erklärung jenes Heroismus wäre an und für sich der populären Vorstellungsweise unbegreiflich gewesen, und würde in ihr gegen das ganze unbewußt vorhandene System, das sie sich in Beziehung auf das Verhältniß Gottes zu den Heiligen gebildet hatte, verstoßen haben. Nach diesem erschien es, wenn man sich so ausdrücken darf, als eine Pflicht Gottes, daß er seinen Getreuen, die das Kostbarste freudig für ihn einsetzten, sichtbar und deshalb auch mit voller Wirksamkeit zur Seite stand, wenn ihre eigene Kraft, weil sie die Kraft von Menschen war, nicht mehr ausreichte, die Qualen, die sie um seinetwillen leiden mußten, zu ertragen. Damit wurde auch seinen Feinden, die in den Qualen seiner Getreuen über ihn zu triumphiren vermeinten, seine grenzenlose Sieghaftigkeit auf die erschütterndste Art dargethan. Daß sich in gewissem Sinne das Verdienst der Heiligen durch die Wunder, die Gott ihnen in ihren Qualen erwies, wieder aufhob, wäre nur mit Hülfe der verstandesmäßigen Reflexion wahrzunehmen gewesen. Es wurde, da diese überhaupt so wenig in den ganzen Bereich des religiösen Lebens einzudringen vermochte, so viel sich sehen läßt, in der That nicht einmal geahnt, daß sich das menschliche Gemüth gerade deshalb mit so unendlichem Interesse der Geschichte der Märtirer zuwandte, weil sie ihm die Zuversicht gab, daß auch die höchste Steigerung leiblichen Schmerzens unvermögend sei, der Seele Schaden zu bringen oder sie zu besiegen. Wenn sich durch Gottes wunderbares Eingreifen aber der leibliche Schmerz in leibliches Entzücken, freilich in seiner naivsten Auffassung, verwandelte, so erlosch eigentlich die Kraft dieses Momentes in den Heiligen-Geschichten.

Das Mehr oder Minder der Martern, die ein Heiliger erlitten, ihre größere oder geringere Seltsamkeit und Unnatur, ebenso wie die mehr oder minder nachdrückliche und auf die Phantasie wirkende Art, in der sich die göttliche Macht in seinem Leiden und Sterben bethätigt hatte, waren zusammen eines der allerwesentlichsten Momente, was bei der Bedeutung, die irgend eine Heiligengestalt für die menschliche oder kirchliche Auffassung gewann, als

wurde. Die äußersten Extreme von Glanz und Elend, von Kraft und Schwäche des menschlichen Daseins sah man ja auf gleiche Weise die himmlische Krone erringen, und selbst eine freiwillige gänzliche Entäußerung von der Theilnahme an dem gewöhnlichen Schicksale der Menschheit gab zuletzt doch auch keinen andern Lohn, als ein des himmlischen Preises würdiges Streben mitten unter dem Strudel weltlicher Beschäftigungen, obwohl es sich von selbst verstand, daß es von vornherein sicherer und in gewissem Sinne auch verdienstvoller sei, auf jenem als auf diesem Wege zu gehen.

Auch läßt sich ein anderer Einfluß, den diese Aeußerlichkeiten des eigentlich geschichtlichen Theiles der Heiligenlegende auf die Haltung der Gemüther übten, nicht verkennen, in Folge dessen sich manche sonst unerklärliche Erscheinungen erklären. Daß sich diese oder jene Gestalt aus dem Kreiße der Heiligen mit besonderer Energie diesem oder jenem Menschen einprägte, oder auch in einem größern Kreiße von Menschen oder innerhalb eines bestimmten Zeitabschnittes besonders mächtig wirkte, erklärt sich zum größten Theil allerdings aus den für das eigentlich religiöse Bewußtsein maßgebenden Zügen in der geistlichen oder sittlichen Geschichte dieses oder jenes Heiligen, auch wohl aus einer traditionellen Autorität, die einstmals aus innerem Geisteszug dieser oder jener Gestalt eine gewisse Präponderanz gegeben, und auch für eine spätere Zeit, wo jene ursprünglich wirksamen Einflüsse eigentlich ihre Kraft verloren hatten, diese Präponderanz in den Gemüthern nur eben bloß durch das Gewicht der damals so unermeßlich nachdrücklichen einmal festgestellten Autorität erhielt. Aber sehr häufig waren es gerade jene als äußerlich aufgefaßten und deshalb so stiefmütterlich behandelten Züge, die über die Bedeutung und Geltung eines Heiligen in der Phantasie und in dem Gemüthe von Individuen, Berufskreißen und ganzen Völkerschaften entschieden. Trotz ihrer typischen Starrheit und Kälte wirkte doch aus ihnen heraus die Gleichheit oder Aehnlichkeit der äußeren Situation, der äußeren Beschäftigung und Thätigkeit von nicht geringer Macht. Fürsten und Krieger fühlten sich unwillkürlich zu fürstlichen und heldenmäßigen Heiligen hingezogen; der Handwerker und niedere Arbeiter empfand eine gewisse Wahlverwandtschaft mit einem Heiligen, bloß weil auch er im irdischen Leben Bänke und Tische verfertigt, oder den Boden mit der Hacke

bearbeitet hatte. Indem nun aber die allgemein die Gemüther beherrschende specifisch-religiöse Haltung diesen äußerlichen Momenten der Wahlverwandtschaft entweder entgegenstrebte oder sich mit ihnen verband, indem auf gleiche Weise ein anderes, bisher noch nicht berücksichtigtes Moment, die Wunderkräftigkeit dieser oder jener heiligen Gestalt in allen den zahllosen Variationen, in denen sie nach Ort, Zeit und Verhältnissen individuell markirt sich bethätigen konnte, auch entweder ablehnend oder fördernd sich dagegen verhielt, erzeugte sich eine jeder Formulirung sich entziehende unendliche Mannigfaltigkeit der Beziehungen zwischen den Einzelnen oder den Massen und den einzelnen Gestalten der heiligen Ueberlieferung, die, nach ihren allgemeinsten Wirkungen betrachtet, ein Hülfsmittel von unermeßlichem Einfluß war, um diesem ganzen Kreiße von christlichen Gebilden eine wahre Weltherrschaft in den Seelen zu verschaffen.[2])

Bedeutung des blutigen Todes für Christus.

Schon in der urältesten christlichen Vorstellung gehörte das Martyrium für Christus sehr wesentlich zu der Bethätigung der Glaubenskraft, welche den Anspruch auf Verehrung in der Kirche begründete und die Anschauung erweckte, daß der verklärte Heilige auch von seiner himmlischen Wohnstätte aus den späteren Geschlechtern der Gläubigen in allerlei Noth hülfreich und gewärtig zu sein vermöge. Als sich allmählich der Heiligencultus in immer größerer Plastik entwickelte, machte sich die Forderung des Martyriums wo möglich mit verstärkter Energie geltend. Es konnte im Allgemeinen als leitender Grundsatz für den Instinct der christlichen Ueberzeugung angesehen werden, daß der blutige und qualvolle Tod für den christlichen Glauben allein schon ein genügendes Anrecht auf die Verehrung dessen, der ihn erlitten, gab, weil er nach dem Bewußtsein der Zeit Verdienste genug in sich enthielt, um die höchste Stufe der Seligkeit als Lohn zu gewähren. Mit dieser verband sich aber ganz von selbst die Vorstellung der Wunderkraft oder der Begünstigung, daß die Fürbitten des seligen Dulders von Gott gehört werden und der Menschheit zu Gute kommen sollten. Allerdings kannte auch schon die altchristliche Anschauung verklärte Wunderthäter oder Heilige, deren

2) Ich verweise einstweilen auf die unten folgenden Erörterungen dieses Momentes.

jenen grausigen Stoffen förmlich überladen sah, erschien dann auch das Heidenthum überhaupt, das man unwillkürlich solidarisch für jene Gräuel an den Geliebten Gottes verantwortlich machte, als die eigentliche Wohn- und Werkstätte der bösartigsten aller Dämonen, der ewigen Feinde Gottes und seines Glaubens. Denn gerade so wie man die mannichfachen Versuchungen und Anfechtungen, denen die Heiligen während ihres Lebens ausgesetzt gewesen waren, den unmittelbaren Nachstellungen der bösen Mächte zuschrieb, so fielen auch ihre Todesqualen zuletzt auf Rechnung dieser selben Feinde, welche die Heiden verführten und ihnen jene raffinirte Grausamkeit eingaben, die an und für sich nicht im Bereiche der bloß menschlichen Verruchtheit lag. Aber auch das Bild der Menschheit wurde durch diese Erklärung um nichts besser, denn es war doch ihr freier Wille und ihre eigene Lust an dem Bösen, weil es bös war, die sie den Einflüsterungen des Teufels gern und so vollständig als möglich gehorchen ließ.

Alle diese Scheußlichkeiten brachen nach der Tradition die Glaubenskraft der Märtirer nicht. Aber da sie so sehr alles menschliche Maß überstiegen und dem unmittelbaren menschlichen Gefühle keine menschliche Kraft groß genug zu sein schien sie zu ertragen, wenn es an seine eigene Schwäche sich erinnerte, war es nöthig, daß die Hand Gottes sich mitten in den Flammen oder auf der Folter oder unter den Zähnen der Bestien, die den Leib der Heiligen zerstörten, schützend und helfend bewährte. Hätte man der Thatsache der Todesfreudigkeit, wie sie sich in den Märtirergeschichten bis zu einem herausfordernden, oft geradezu fanatischen Heroismus steigerte, eine bloß innerliche psychologische Erklärung leihen wollen, so wäre man damit weder der geschichtlichen Wahrheit noch auch dem eigenen Seelenbedürfnisse gerecht geworden. Denn diese Märtirer hatten wirklich und leibhaftig in ihren Qualen Gott oder seine Diener, die Engel, sich nahe empfunden, die Herrlichkeit des Himmels, in die sie bald eingehen sollten, hatte sich wirklich und leibhaftig ihrem Auge aufgethan, und die Qualen des Feuers oder der Folterinstrumente waren ihnen thatsächlich durch die unmittelbare Bethätigung der göttlichen Allmacht in unsägliche Wonnen verwandelt worden, wie sie einem sündigen Menschen im irdischen Leben nie zu genießen vergönnt waren. Alle diese thatsächlichen Be-

gänge mußten schon deshalb von der Ueberlieferung festgehalten werden, aber sie bedurfte ihrer auch ohnedem, um sich die Plastik der ganzen Situationen, die außerdem so kräftig durchgebildet war, vollständig zu machen. Ein rein psychologisches Moment zur Erklärung jenes Heroismus wäre an und für sich der populären Vorstellungsweise unbegreiflich gewesen, und würde in ihr gegen das ganze unbewußt vorhandene System, das sie sich in Beziehung auf das Verhältniß Gottes zu den Heiligen gebildet hatte, verstoßen haben. Nach diesem erschien es, wenn man sich so ausdrücken darf, als eine Pflicht Gottes, daß er seinen Getreuen, die das Kostbarste freudig für ihn einsetzten, sichtbar und deshalb auch mit voller Wirksamkeit zur Seite stand, wenn ihre eigene Kraft, weil sie die Kraft von Menschen war, nicht mehr ausreichte, die Qualen, die sie um seinetwillen leiden mußten, zu ertragen. Damit wurde auch seinen Feinden, die in den Qualen seiner Getreuen über ihn zu triumphiren vermeinten, seine grenzenlose Sieghaftigkeit auf die erschütterndste Art dargethan. Daß sich in gewissem Sinne das Verdienst der Heiligen durch die Wunder, die Gott ihnen in ihren Qualen erwies, wieder aufhob, wäre nur mit Hülfe der verstandesmäßigen Reflexion wahrzunehmen gewesen. Es wurde, da diese überhaupt so wenig in den ganzen Bereich des religiösen Lebens einzudringen vermochte, so viel sich sehen läßt, in der That nicht einmal geahnt, daß sich das menschliche Gemüth gerade deshalb mit so unendlichem Interesse der Geschichte der Märtirer zuwandte, weil sie ihm die Zuversicht gab, daß auch die höchste Steigerung leiblichen Schmerzens unvermögend sei, der Seele Schaden zu bringen oder sie zu besiegen. Wenn sich durch Gottes wunderbares Eingreifen aber der leibliche Schmerz in leibliches Entzücken, freilich in seiner naivsten Auffassung, verwandelte, so erlosch eigentlich die Kraft dieses Momentes in den Heiligen-Geschichten.

Das Mehr oder Minder der Martern, die ein Heiliger erlitten, ihre größere oder geringere Seltsamkeit und Unnatur, ebenso wie die mehr oder minder nachdrückliche und auf die Phantasie wirkende Art, in der sich die göttliche Macht in seinem Leiden und Sterben bethätigt hatte, waren zusammen eines der allerwesentlichsten Momente, was bei der Bedeutung, die irgend eine Heiligengestalt für die menschliche oder kirchliche Auffassung gewann, als

Aeußerliches, so kalt und kurz als möglich dargestellt wurden*), und deshalb war auch der Eindruck, den sie auf die Phantasie der Neubekehrten machten, im Anfang wenigstens durchaus nicht der, dessen sie nach ihrer Substanz fähig gewesen wären. Erst als sich ihr Phantasie aus der passiven Receptivität, die ihr in den ersten Zeiten des christlichen Zustandes natürlich war, wieder zu einer activen Haltung emporarbeitete, war es möglich, daß jenen Eindrücken ihr volles Recht geschah, indem sie der Volksgeist mit Vorliebe selbständig ausbildete und färbte.

Veränderung in der späteren heiligen Tradition.

Aber doch hatte man sich allmählich gewöhnt, bei der Vorstellung der Heiligen von der Forderung des Martyriums zu dispensiren, obwohl man dessen hohe Bedeutung fortwährend noch empfand. Die spätere Zeit der christlichen Kirchengeschichte gab in Folge der veränderten äußeren Verhältnisse nur selten mehr Gelegenheit zu einem blutigen Tod für den Glauben, während doch das christliche Bewußtsein mit unabweisbarer Dringlichkeit verlangte, daß auch in dieser späteren Zeit die wunderthätige Kraft des Glaubens in allen den Beziehungen, aus denen sich der Begriff der Heiligen Gottes construirte, nicht erloschen sein durfte. Gemäß der Anschauung, die die Kirche von sich selbst und über das Walten des heiligen Geistes in ihr hatte, vermittelte eine ununterbrochene Reihe gottbegnadigter Gestalten die uranfänglichen Zeiten der göttlichen Heilswirkungen in der Menschheit mit der Gegenwart, und wiewohl die Gegenwart neben dieser Voraussetzung sich auch mit nicht geringer Beschämung bewußt war, daß sie wegen ihrer allgemeinen Sündhaftigkeit weniger als die möglichst rein und ideal gedachte Vergangenheit einer solchen Bethätigung der göttlichen Gnade würdig sei, so hätte sie doch ohne den Glauben daß nichts desto weniger diese Bethätigung der göttlichen Gnade auch in ihr stattfinde, weder an dem Glauben im Allgemeinen noch an ihren Vorstellungen von dem Walten des heiligen Geistes in der sichtbaren Kirche festhalten können.

In der kirchlichen Hagiographie, für die aus verschiedenen Gründen gerade die der Gegenwart näher stehenden heiligen Gestalten eine besonders passende Aufgabe waren, wurde der Mangel des eigentlichen Glanzpunktes der Erzählung, des Martyriums, ebenso

*) S. o. im Anf. des Cap.

selben zu führen im Stande war. Da es noch dazu meist durch sichtbare Thatsachen feststand, daß die Wunderkraft dieser neueren Heiligen, die keine Märtirer waren, der der alten heiligen Märtirer nicht nachstand, so ließen sie es sich auch gerne gefallen, ihnen dieselbe Ehre anzuthun wie jenen, und sich mit derselben gläubigen Andacht ihnen zuzuwenden, ohne daß ihr Gemüth genau denselben inneren Zug zu ihnen fühlte, der sich so stark zu bethätigen pflegte, wenn sich das Bild jener eigentlichen Heroen und Krieger des christlichen Glaubens und des himmlischen Königs ihrer Phantasie vergegenwärtigte.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die Wunderkraft der Heiligen.

Indem die Heiligen, Märtirer oder Bekenner, mitten in dem Genusse der himmlischen Seligkeit und des göttlichen Glanzes doch noch immer der Menschheit gedachten und sich ihrer annahmen bei Gott, waren sie dem menschlichen Gemüthe die eigentliche Vermittlung zwischen dem jenseitigen Walten der göttlichen Substanz und der Aeußerlichkeit des gewöhnlichen menschlichen Bedürfnisses geworden, und die befriedigendsten religiösen Eindrücke, deren die menschliche Seele theilhaftig werden konnte, stammten aus diesen Beziehungen zu einer übernatürlichen Welt, die doch zugleich nach ihrer Vergangenheit und Gegenwart identisch mit der Menschheit war.

Als allgemeine Basis des Vertrauens auf den Schutz der Heiligen stand der Zeit, in welcher die Deutschen in die katholische Kirche eintraten, der Grundsatz fest, daß die Heiligen wegen ihrer Verdienste um Gott, weil sie seinen Glauben mit ihrem Blute oder auf andere mühselige Weise auf Erden bezeugt hatten, nun bei ihm das Recht der Gewährung jeglicher Bitte erhalten hätten, die sie in Sachen der Menschheit an ihn richteten.[1]) Der Beweis dafür wurde auf dialektischem Wege zwar auch aus den angedeuteten Voraussetzungen gewonnen, aber viel kräftiger dem unmittel-

---

1) Am kürzesten und naivsten als feststehende Glaubensformel ausgesprochen findet sich dieser Satz, der auch sonst unzähligemale wiederholt wird, bei Greg. Tur. V. Patr. III. ergo non erit dubium, quin sancti obtinere possint a Domino quod petiverint.

baren Volksbewußtsein durch die Thatsachen des Eingreifens der Heiligen in die Geschicke der Menschheit mittelst der von ihnen bewirkten Wunder hergestellt. Sie waren in ihrer Zahl und Gestalt so unendlich, daß sich daraus mit genügender Gewißheit der Schluß ergab, daß ihnen überhaupt Alles, was sie wollten, zu erreichen möglich sei, weil man sie thatsächlich in ihren Wundern Alles erreichen sah.

Es stand fest, daß sie in ihren Wundern nur Werkzeuge Gottes seien. Gott verlieh ihnen für den bestimmten Fall, in welchem sie seine Hülfe anriefen, einen Theil seiner Allmacht, mit der er auch sonst nach der gewöhnlichen Anschauung rücksichtslos in den Lauf der Natur einzugreifen pflegte, weil, wenn er dies nicht gekonnt und gethan hätte, überhaupt der Begriff der Allmacht ein nichtiger gewesen wäre.[2]) Aber wenn sie auch nicht aus eigener Machtvollkommenheit handelten, so war die Wirkung ihres Handelns nichtsdestoweniger so schrankenlos oder hielt sich in so weit ausgedehnten Grenzen, daß es für den Menschen ganz auf Eins herauskam, ob sie im eigenen Namen und mit eigener Kraft oder als Diener der Allmacht Gottes auftraten. In dem gegebenen einzelnen Falle, an den sich das menschliche Gemüth doch immer hielt, erschienen sie thatsächlich als allmächtig, und der Mensch brachte von dieser Voraussetzung aus ihnen seine Bitten und seinen Dank dar. Er durfte nicht fürchten, sich damit an dem Glauben zu versündigen oder an Gott, denn sobald er den ersten Ansatz zu reflectirendem Denken über das Verhältniß der Heiligen zu Gott und zu der Welt machte, stand ihm ja das wahre Sachverhältniß, ihre Abhängigkeit von Gott, klar vor Augen, ohne daß sich das unmittelbare Gefühl, das der vollen Kraft einer vollen Persönlichkeit bedurfte, irgendwie dadurch gehindert fühlen konnte.

Wer die wunderthätige Kraft der Heiligen bezweifeln wollte, weil er sie aus eigener Erfahrung noch nicht erprobt hatte, wurde zunächst durch die allgemeine Volksstimme zum Schweigen gebracht, die ihm unzählige Facta entgegenhielt, die selbst der Zweifler, nach seinen geistigen Voraussetzungen, damals auf keine andere Weise als durch das Eingreifen einer übernatürlichen Macht erklären konnte; dann aber war die ganze Vorstellung so sehr mit den wichtigsten Glau-

2) S. o. S. 56.

benssätzen, vor allen Dingen aber so sehr mit den populären Vorstellungen von der Person Gottes verflochten, daß sich auch deshalb Jeder ernstlichst scheuen mußte an sie zu rühren, weil er zugleich mit Sätzen, die eben wegen ihrer besonderen Heiligkeit die Gefahr der ärgsten Versündigung in sich enthielten, in Conflict gerathen konnte. Auch wirkte die allgemeine Vorstellung mächtig, daß die Heiligen gegen solchen Unglauben an ihre Macht und noch mehr gegen ihre offene Verläugnung oder Verspottung sehr empfindlich seien. Von der Seite des kirchlichen Glaubens ließ es sich leicht vermitteln, warum dies geschah. Da Gott selbst sie so hoher Gnade gewürdigt hatte, so war es ein Abfall von dem rechten Glauben, wenn man sie antastete, gerade so wie es einst eine Sünde gewesen war, sie zu verfolgen oder zu tödten, eine Sünde, die diejenigen, welche sie begangen hatten, für immer der Flammenpein überlieferte. Die Heiligen waren also auch hier, in der Sache Gottes, die sie vertraten, eigentlich nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet, die Gott in ihrem Namen angethane Schmach zu bestrafen, und zwar gleichfalls durch Wunder. Der milderen Auffassung nach sollten diese Strafwunder den Menschen in doppelter Absicht dienen: einmal sollten sie dem Sünder in der Strafe, die ihm zu Theil wurde, eine starke Ermahnung zur Buße sein, d. h. in dem gegebenen Falle seinen verkehrten Sinn brechen und ihn mit dem Schrecken der ewigen Verantwortlichkeit erfüllen, der er sich aussetzte, wenn er Gott in seinen Heiligen lästerte; dann sollten sie dazu dienen, alle anderen harten oder ungläubigen Gemüther zu erweichen und auch ihnen die Verantwortlichkeit begreiflich zu machen, der sie sich aussetzten. Allein thatsächlich gingen sie doch sehr häufig über dieses Ziel hinaus und bethätigten sich als specifische Strafwunder ohne alle Beziehung der versöhnlichen Elemente, die ursprünglich in ihrem Begriffe lagen. Wenn ein Frevler an den Heiligen Gottes mit plötzlicher Blindheit, Lähmung oder Krämpfen gestraft wurde, so mochte dies bei ihm und Andern einen heftigen Anstoß zur Reue und Buße geben, wie er dessen nach seiner Rohheit und Herzenshärtigkeit bedurfte. Auch war es ein feststehender Zug in solchen Ueberlieferungen, daß in Folge der gewaltigen Mahnung der Sünder wirklich in sich ging, und zunächst die Macht des Heiligen, den er beleidigt hatte, mit lauter Stimme und gläubigem Herzen

bekannte und auch Andere zu diesem Bekenntniß veranlaßte. Dann wurde auch die harte Strafe, weil sie ihren Zweck erfüllt hatte, wieder von ihm genommen, und ihm der Gebrauch seiner Sinne oder Glieder wieder zurückgegeben. Ob diese einmalige Mahnung für das ganze Leben genügte und ob der Sünder nun wirklich sich ernstlich um die Erwerbung der Gnade Gottes und der ewigen Seligkeit bemühte, hing von diesem einmaligen Mahnzeichen an und für sich nicht ab, obgleich es für gewöhnlich als ein für allemal wirksam und so also im höchsten Maße segensreich für den Bestraften angesehen wurde, wie unzählige Beispiele der mündlichen Ueberlieferung und der Heiligen-Literatur darthaten. Sehr oft waren durch solche Strafwunder neue Heilige erzeugt worden, die gewissermaßen als die geistigen Kinder der ihnen in die Seligkeit Vorangegangenen gelten konnten, welche sie einst zu so merkbarer Bethätigung ihrer Kraft herausgefordert hatten. Aber ganz anders war es, wenn, was ebenfalls häufig in den Strafwundern geschah, die Strafe den bestraften Sünder nicht besserte, sondern völlig vernichtete. Daß die Heiligen oder Gott durch sie auch hier in ihrem vollen Rechte waren, konnte Niemand bezweifeln; allein es war für die christliche Anschauungsweise doch etwas über alle Begriffe Furchtbares, daß der bestrafte Sünder, der mitten in seinem Frevel von dem Tode ereilt wurde, nicht bloß die irdische Strafe des qualvollen und schreckhaften Todes, sondern auch noch die ewige der nimmer endenden Flammenpein erleiden sollte. Denn in den Heiligen wollte das menschliche Gemüth sich vorzugsweise die Milde und Gnade, die neben der Strenge und Gerechtigkeit des göttlichen Wesens die Welt beherrschten, verkörpert sehen, und doch kam die heilige Sage immer wieder auf solche maßlos schreckhafte Züge zurück, die freilich mehr als alles Andere dazu beitrugen, in allen den Seelen, in denen irgend eine Spur christlicher Vorstellungen sich vorfand, wenn sie auch nicht weiter als bis zu einem Zittern vor dem Gedanken an das jenseitige Leben ging, jede Regung des Zweifels oder des Spottes gegen die Macht der Heiligen viel mehr als wie gegen andere Theile des Glaubensgebietes im Keime zu ersticken.

Daß sich aber die gewöhnliche Vorstellungsweise mit einer gewissen Vorliebe in solchen grausigen Seiten des an und für sich so erfreulichen und trostreichen Verhältnisses zwischen den Heiligen

konnte der Mensch, der auf die rechte Weise bat, in seinem Gefühle bei dem Heiligen nur bösen Willen voraussetzen, wenn er trotzdem das Erwünschte, was doch in jeder Hinsicht in dessen Machtbereich lag, nicht erhielt. Deshalb durfte der Mensch, ohne sich zu versündigen, allerlei Clauseln hinzusetzen. Die unverfänglichste war, daß man dem Heiligen, wenn er helfen wolle, die Gaben als Beweis der Dankbarkeit in Aussicht stellte, die er selbst am liebsten in Empfang nahm. Man versprach sein Grab zu schmücken, Gold und Gesteine an seine Altäre zu legen, ihm kostbare Leuchter zu weihen, oder je nachdem das Erbetene selbst dem Menschen werthvoll war, mehr oder weniger in dem Sinne zu thun, in dem man überhaupt die Abhängigkeit der Heiligen des Himmels von der Dankbarkeit und Verehrung der jetzigen Bewohner dieser Erde sich aufzufassen gewöhnt hatte. Aber sehr häufig konnte auch das Gebet, besonders wenn es sehr dringenden Angelegenheiten galt, eine ungestümere Form annehmen. Man wagte es sogar, den Heiligen zu drohen, wie man einst die Götter des Heidenthums bedroht hatte. Wenn der Heilige das geforderte Wunder nicht vollbringen wollte, so drohte man ihm geradezu mit der Entziehung der bis jetzt bewiesenen Verehrung. Man werde nicht mehr zu ihm beten, ihm keine Lichter mehr anzünden, seinen Altar nicht mehr schmücken, sein Grab vernachlässigen und ihm auf diese Weise empfinden lassen, daß er nur aus bösem Willen nicht geholfen habe. Man durfte nicht fürchten sich damit zu versündigen, weil man wußte, daß man nach Gottes Rathschluß ein wahres Anrecht auf die begehrte Hülfe habe, und dann lag immer auch noch das Gefühl zu Grunde, daß der Heilige eine leichte Mahnung an seine Abhängigkeit von den Menschen nicht übel empfinden werde, weil ja in dem gegebenen Falle die Noth so groß sei, daß sie sich wohl auch in ungestümere Worte kleiden möge. So bedenklich nach vielen Seiten hin eine solche Art zu bitten sein und so bedenkliche Erscheinungen sie unter dem Einfluß anderer Momente hervorbringen konnte [7], so wenig

äußeren Form angehören, aber ihrem Inhalte und der eigentlichen Formirung nach, was hier mehr als sonst mit einander identisch ist, jedenfalls in eine sehr frühe Zeit hinaufsteigen.

7) Wie sich unten näher ergeben wird.

bloß die Bedeutung, die der Cultus der eigentlichen göttlichen Wesen nach streng christlichen Begriffen haben sollte. Ob die Menschen Gott ihre Dankbarkeit und Andacht bezeigten oder nicht, nahm der Seligkeit und Vollkommenheit des göttlichen Zustandes an und für sich nichts und setzte ihr nichts hinzu. Nur die Menschen allein mochten es sich zum Heil oder zum Verderben anrechnen, wenn sie Gott die ihm gebührende Ehre darbrachten oder verabsäumten. Denn als Grundidee ging durch den eigentlichen Cultus des Christenthums immerwährend die Vorstellung, daß derselbe ein Mittel zum Heile der Menschheit, und deshalb von Gott eingesetzt und geboten sei, nicht, wie es die religiöse Anschauung anderswo faßte, daß Gott ihn um seiner selbst Willen fordere. Dagegen erschienen die Feste und Opfer, die man den Göttern darbrachte, in allen Formen der heidnischen Naturreligionen durchaus als ein wesentlicher Bestandtheil ihrer höheren Existenz. Gingen diese ihnen ab, so ging auch ihrem relativ seligen Zustand sehr viel ab, und so waren die Götter in gewisser Weise ebenso abhängig von den Menschen, wie diese von ihnen.

Im Wesen hatte sich diese Anschauungsweise, die von der geistigen Potenz des Christenthums ein für allemal wenigstens aus dem Gottesbegriffe hinausgestoßen worden war, ganz unmerklich in den Heiligencultus geflüchtet, nur daß sie sich selbstverständlich in ihren äußeren Formen von dem heidnischen Typus vielfach entfernte. So ehrte man die Heiligen allerdings nicht mehr wie die alten Götter durch Brand- und Speisopfer, durch das Blut und das Fett von Rindern und Widdern, aber man ehrte die Stätten, an denen ihre irdischen Ueberbleibsel ruhten, mit Schmuck und Gaben aller Art, man bekleidete ihre Gräber mit Gold, Edelsteinen und kostbaren Stoffen, man zündete ihnen Lichter und Weihrauch an und feierte zu ihrem Gedächtniß glänzende Feste und war gewiß, daß sie an allen diesen Aeußerlichkeiten, wie dieß alles nach der Grundstimmung des Christenthums erscheinen mußte, ein wirkliches und herzliches Wohlgefallen hatten, es als die ihnen schuldigen Dank- und Ehrenbezeugungen aufnahmen und sich wieder dafür in ihrer Weise, durch ihre Fürbitte bei Gott und durch Wunder aller Art dankbar erwiesen, wie sie das Gegentheil solcher andächtiger und dankbarer Haltung der Menschen mit schweren, oft grausigen Strafgerichten zu ahnden pflegten.

konnte der Mensch, der auf die rechte Weise bat, in seinem Gefühle bei dem Heiligen nur bösen Willen voraussetzen, wenn er trotzdem das Erwünschte, was doch in jeder Hinsicht in dessen Machtbereich lag, nicht erhielt. Deshalb durfte der Mensch, ohne sich zu versündigen, allerlei Clauseln hinzusetzen. Die unverfänglichste war, daß man dem Heiligen, wenn er helfen wolle, die Gaben als Beweis der Dankbarkeit in Aussicht stellte, die er selbst am liebsten in Empfang nahm. Man versprach sein Grab zu schmücken, Gold und Gesteine an seine Altäre zu legen, ihm kostbare Leuchter zu weihen, oder je nachdem das Erbetene selbst dem Menschen werthvoll war, mehr oder weniger in dem Sinne zu thun, in dem man überhaupt die Abhängigkeit der Heiligen des Himmels von der Dankbarkeit und Verehrung der jetzigen Bewohner dieser Erde sich aufzufassen gewöhnt hatte. Aber sehr häufig konnte auch das Gebet, besonders wenn es sehr dringenden Angelegenheiten galt, eine ungestümere Form annehmen. Man wagte es sogar, den Heiligen zu drohen, wie man einst die Götter des Heidenthums bedroht hatte. Wenn der Heilige das geforderte Wunder nicht vollbringen wollte, so drohte man ihm geradezu mit der Entziehung der bis jetzt bewiesenen Verehrung. Man werde nicht mehr zu ihm beten, ihm keine Lichter mehr anzünden, seinen Altar nicht mehr schmücken, sein Grab vernachlässigen und ihm auf diese Weise empfinden lassen, daß er nur aus bösem Willen nicht geholfen habe. Man durfte nicht fürchten sich damit zu versündigen, weil man wußte, daß man nach Gottes Rathschluß ein wahres Anrecht auf die begehrte Hülfe habe, und dann lag immer auch noch das Gefühl zu Grunde, daß der Heilige eine solche Mahnung an seine Abhängigkeit von den Menschen nicht übel empfinden werde, weil ja in dem gegebenen Falle die Noth so groß sei, daß sie sich wohl auch in ungestümere Worte kleiden möge. So bedenklich nach vielen Seiten hin eine solche Art zu bitten sein und so bedenkliche Erscheinungen sie unter dem Einfluß anderer Momente hervorbringen konnte [7]), so wenig

äußeren Form angehören, aber ihrem Inhalte und der eigentlichen Formeln nach, was hier mehr als sonst mit einander identisch ist, jedenfalls in eine sehr frühe Zeit hinaufsteigen.

7) Wie sich unten näher ergeben wird.

ihrer Verdienste gegen Gott zu erlangen vermöchten[4]), so konnte sich doch die unmittelbare Empfindung so gegen sie stellen, als wenn sie wenigstens in allen Fällen des Gebetes, in denen die Seele nicht eine directe Versündigung gegen die Gesetze Gottes wahrnahm, zur Hülfe bereit sein müßten, und als Grundsatz des Verhaltens der Gemüther konnte sich der Gedanke fixiren, daß, wenn nur das Gebet zu einem Heiligen in der rechten Weise geschähe, auch seine Hülfeleistung sicher erfolgen würde.[5]) Allein ganz von selbst gestaltete sich der Begriff des Gebetes in der rechten Weise zu einem viel äußerlicheren, als er ursprünglich gemeint war, und bedeutete für die gewöhnliche Anschauung nichts weiter, als das Festhalten an einer durch Tradition oder die ausdrückliche Approbation der Kirche gebilligten Formel, die eben deswegen, weil sie einen traditionellen Bestandtheil des ganzen Kreißes des christlichen Bewußtseins bildete, nichts, was gegen den Glauben war, enthalten konnte, und in der That auch, abgesehen von der weihevollen Würde ihrer Einkleidung, in ihrem Inhalte oder in der Forderung, die sie aussprach, nichts enthalten konnte, was nicht schon von dem bisherigen kirchlichen Bewußtsein als innerhalb der subjectiven und objectiven Macht der Heiligen liegend anerkannt war. Man bat, wenn man sich streng an sie hielt, wirklich nichts Anderes, als was seit undenklichen Zeiten von Anderen, die sich mit vollem Glauben an einen bestimmten Heiligen oder an die Heiligen überhaupt gewandt hatten, erlangt worden war.[6]) So

---

4) S. o. S. 188.

5) Dieser Grundsatz findet sich am kürzesten und nachdrücklichsten ausgesprochen Gr. Glor. Mart. I, 28: Nec moratur effectus, si petitionis tantum justa proferatur oratio.

6) Die merkwürdigsten Formulare solcher Gebete zu den Heiligen, die nach den oben entwickelten Grundsätzen den Namen petitionis justa oratio verdienen, aus dem Bereiche der gallischen Kirche, finden sich in dem Anhange zu Ruinarts Ausgabe des Gregor S. 1140 ff. und in den älteren Formelsammlungen, worauf ich hier verweise, da sie zur Mittheilung zu umfangreich sind und ein Auszug nichts helfen würde. Denn gerade in ihrer Vollständigkeit und typischen Regelrichtigkeit bis ins einzelne Wort sind sie eben erst eine justa oratio, wie auch die Zauber- und Beschwörungsformeln durch das einzelne Wort, was weggelassen wird, um ihre Kraft kommen müssen. Ich bemerke übrigens, daß jene citirten Formulare zwar nicht den Anfängen des Christenthums unter den Franken in ihrer jetzt überlieferten

konnte der Mensch, der auf die rechte Weise bat, in seinem Gefühle bei dem Heiligen nur bösen Willen voraussetzen, wenn er trotzdem das Erwünschte, was doch in jeder Hinsicht in dessen Machtbereich lag, nicht erhielt. Deshalb durfte der Mensch, ohne sich zu versündigen, allerlei Clauseln hinzusetzen. Die unverfänglichste war, daß man dem Heiligen, wenn er helfen wolle, die Gaben als Beweis der Dankbarkeit in Aussicht stellte, die er selbst am liebsten in Empfang nahm. Man versprach sein Grab zu schmücken, Gold und Gesteine an seine Altäre zu legen, ihm kostbare Leuchter zu weihen, oder je nachdem das Erbetene selbst dem Menschen werthvoll war, mehr oder weniger in dem Sinne zu thun, in dem man überhaupt die Abhängigkeit der Heiligen des Himmels von der Dankbarkeit und Verehrung der jetzigen Bewohner dieser Erde sich aufzufassen gewöhnt hatte. Aber sehr häufig konnte auch das Gebet, besonders wenn es sehr dringenden Angelegenheiten galt, eine ungestümere Form annehmen. Man wagte es sogar, den Heiligen zu drohen, wie man einst die Götter des Heidenthums bedroht hatte. Wenn der Heilige das geforderte Wunder nicht vollbringen wollte, so drohte man ihm geradezu mit der Entziehung der bis jetzt bewiesenen Verehrung. Man werde nicht mehr zu ihm beten, ihm keine Lichter mehr anzünden, seinen Altar nicht mehr schmücken, sein Grab vernachlässigen und ihm auf diese Weise empfinden lassen, daß er nur aus bösem Willen nicht geholfen habe. Man durfte nicht fürchten sich damit zu versündigen, weil man wußte, daß man nach Gottes Rathschluß ein wahres Anrecht auf die begehrte Hülfe habe, und dann lag immer auch noch das Gefühl zu Grunde, daß der Heilige eine solche Mahnung an seine Abhängigkeit von den Menschen nicht übel empfinden werde, weil ja in dem gegebenen Falle die Noth so groß sei, daß sie sich wohl auch in ungestümere Worte kleiden möge. So bedenklich nach vielen Seiten hin eine solche Art zu bitten sein und so bedenkliche Erscheinungen sie unter dem Einfluß anderer Momente hervorbringen konnte [7]), so war;

äußeren Form angehören, aber ihrem Inhalte und der eigentlichen Formirung nach, was hier mehr als sonst mit einander identisch ist, jedenfalls in eine sehr frühe Zeit hinaufsteigen.

7) Wie sich unten näher ergeben wird.

nahm doch selbst die Kirche daran Anstoß, obgleich sie für sich viel mildere Formeln der Bitte diesem dringlichen Anstürmen vorzog. [8])

Ohne Zweifel mußten in dem wirklichen Leben sich sehr oft Fälle ereignen, wo auch die überladenste Phantasie und das befangenste Gefühl sich sagen mußte, daß trotz der energischsten Bitte

8) Daß die Kirche zur Zeit der Bekehrung der Franken oder bald hernach an solchen Dingen keinen Anstoß nahm, geht daraus hervor, daß die kirchlichen Geschichtschreiber der heiligen Legende überall in dieser Zeit Fälle mittheilen, wo die Heiligen dergleichen drohende Bitten erhört haben. Daß die Drohung selbst und nicht die himmlische Güte der Heiligen sie zu ihrer Erhörung bewogen habe, wird freilich nicht ausdrücklich gesagt; doch geht es aus der ganzen Darstellung hervor, daß die Gläubigen, denen nach solchen Bitten das geforderte Wunder wirklich zu Theil wurde, es einzig und allein auf die Kraft ihres Gebetes bezogen, daß sie es erhalten hatten, und jedenfalls findet sich von Seiten der kirchlichen Auffassung keine Spur von Tadel solcher Vorgänge, wenn sie wirklichen Erfolg gehabt haben. Denn sobald auch solche Gebete erfolglos verhallten, war es nach der streng kirchlichen Auffassung sicher, daß sie keine justa oratio gewesen seien, während ihr Erfolg unzweideutig für ihre Glaubensrichtigkeit bewies. In dieser Hinsicht möchte vielleicht der Mir. St. Mart. III, 8 mitgetheilte Vorgang einer der charakteristischsten der Zeit zu nennen sein. Der heilige Martinus wird gebeten, ein todtes Kind zu erwecken: Nam audivimus te oratione mortuos suscitasse, lepram depulisse, energumenos curasse etc. etc.: hic apparebit virtus tua, si nunc juxta nostram fidem hunc resuscitaveris parvulum. Quod si non feceris, non hic ultra colla curvabimus, luminaria accendemus, aut alicujus honoris gratiam exhibebimus. Es geschieht, wie gebeten wird, das Kind erwacht wieder.

Aus demselben Bereiche erwähne ich zur Charakteristik der ganzen Gattung der milderen Form von solchen Gebeten, wo man dem Heiligen nicht droht, sondern etwas verspricht, l. c. IV, 25, die Bitte eines Landmannes, der einen Bienenschwarm, der ihm zugeflogen war, durch die Hülfe des heiligen Martinus festhalten wollte: Si virtus tua hoc examen retinere voluerit — ceram ad luminaria basilicae tuae cum omni soliditate deponam. — Uebrigens ging die Kirche auch hier mit der Volksanschauung Hand in Hand. Ich führe nur ein Beispiel eines sehr frommen Bischofs an. St. Eligius hatte dem St. Columban ein oratorium (Kapelle) mit einem prächtigen tabernaculum (Reliquienschrein) erbaut; durch frechen Diebstahl war sein Schmuck entwendet worden. St. Eligius betete nun zu St. Columban: Nisi ista ornamenta tabernaculi hujus furata reduxeris, equidem spinis allatis hanc januam ita obserari jubebo, ut nunquam tibi hoc loco veneratio praebeatur ab hodie. V. Elig. III, 39. Zu gleichem Behufe entkleidete man später die Altäre ihres Schmuckes, löschte die Lichter aus, legte die Reliquien auf Dornen, bis die Heiligen ein Wunder thaten und ihre Schmach rächten.

konnte der Mensch, der auf die rechte Weise bat, in seinem Gefühle bei dem Heiligen nur bösen Willen voraussetzen, wenn er trotzdem das Erwünschte, was doch in jeder Hinsicht in dessen Machtbereich lag, nicht erhielt. Deshalb durfte der Mensch, ohne sich zu versündigen, allerlei Clauseln hinzusetzen. Die unverfänglichste war, daß man dem Heiligen, wenn er helfen wolle, die Gaben als Beweis der Dankbarkeit in Aussicht stellte, die er selbst am liebsten in Empfang nahm. Man versprach sein Grab zu schmücken, Gold und Gesteine an seine Altäre zu legen, ihm kostbare Leuchter zu weihen, oder je nachdem das Erbetene selbst dem Menschen werthvoll war, mehr oder weniger in dem Sinne zu thun, in dem man überhaupt die Abhängigkeit der Heiligen des Himmels von der Dankbarkeit und Verehrung der jetzigen Bewohner dieser Erde sich aufzufassen gewöhnt hatte. Aber sehr häufig konnte auch das Gebet, besonders wenn es sehr dringenden Angelegenheiten galt, eine ungestümere Form annehmen. Man wagte es sogar, den Heiligen zu drohen, wie man einst die Götter des Heidenthums bedroht hatte. Wenn der Heilige das geforderte Wunder nicht vollbringen wollte, so drohte man ihm geradezu mit der Entziehung der bis jetzt bewiesenen Verehrung. Man werde nicht mehr zu ihm beten, ihm keine Lichter mehr anzünden, seinen Altar nicht mehr schmücken, sein Grab vernachlässigen und ihm auf diese Weise empfinden lassen, daß er nur aus bösem Willen nicht geholfen habe. Man durfte nicht fürchten sich damit zu versündigen, weil man wußte, daß man nach Gottes Rathschluß ein wahres Anrecht auf die begehrte Hülfe habe, und dann lag immer auch noch das Gefühl zu Grunde, daß der Heilige eine solche Mahnung an seine Abhängigkeit von den Menschen nicht übel empfinden werde, weil ja in dem gegebenen Falle die Noth so zu groß sei, daß sie sich wohl auch in ungestümere Worte kleiden möge. So bedenklich nach vielen Seiten hin eine solche Art zu bitten sein und so bedenkliche Erscheinungen sie unter dem Einfluß anderer Momente hervorbringen konnte [7]), so wenig

äußeren Form angehören, aber ihrem Inhalte und der eigentlichen Formirung nach, was hier mehr als sonst mit einander identisch ist, jedenfalls in eine sehr frühe Zeit hinaufsteigen.

7) Wie sich unten näher ergeben wird.

gegen ein Gebot des Glaubens oder gegen eine Vorschrift der Kirche, denn in der Wahl der Heiligen, denen sich der Mensch besonders verpflichtet und ergeben fühlte, entschied grundsätzlich nur seine subjective Stimmung, obgleich diese factisch, wie überall, so besonders hier, von durchaus objectiven Schranken und Einflüssen abhängig war. Diese angenommene Freiheit der Wahl zwischen einer unerschöpflichen Menge von Gestalten, von denen jede nach ihren allgemeinsten Voraussetzungen auf gleiche Weise zum Dienste der Menschheit befähigt und geneigt war, stärkte nun aber rückwirkend wieder das Gemüth in seinem Glauben an die Kraft seines Gebetes oder an den Einfluß seiner Dankbarkeit auf den Heiligen, dem es in dem besonderen Falle wirklich nahte. Denn ganz unwillkürlich bildete sich das Gefühl, daß es schon zur Ehre des Heiligen unter der Schaar der andern seines Gleichen für ihn selbst nothwendig sei, daß er seine Macht so gut wie seine Genossen bei den Menschen bethätige, weil diese, falls er es nicht that, glauben konnten, er sei weniger mächtig und einflußreich im Himmel wie andere, die wirklich halfen. Dann glaubte man auch, es müsse dem einzelnen Heiligen bei der unendlichen Zahl derer, die die Verehrung und die Gaben der Menschheit in Anspruch zu nehmen befähigt und berechtigt waren, sehr viel daran liegen, daß auch ihm ein nicht geringer Theil davon zukomme, ganz so wie jeder Mensch für sich nach einem nicht geringen Theil der irdischen Güter strebte, auf die alle Anspruch hatten und die auch wirklich von allen in Anspruch genommen wurden. Wenn er seine Altäre, seine Kirchen, seine Feste geehrt und ausgezeichnet sehen wollte, mußte er es auch dahin bringen, daß die Menschen ihm in vorzüglichem Maße sich zur Verehrung und Dankbarkeit verpflichtet fühlten. Denn umsonst wurden ihm, was er wissen konnte, alle diese ihm selbst so erfreulichen und gewissermaßen zu seiner vollen Seligkeit nothwendigen Gaben von den Menschen nicht dargebracht.

Substanz der Wunder.

Die Wunder, die die Heiligen thaten, mußten dem damaligen Bewußtsein sowohl in ihrer Substanz, als in ihrer Form unerschöpflich und unendlich erscheinen. Es schien, als ob sie alles, um was man sie überhaupt bitten konnte, vorausgesetzt, daß es nicht einem directen Glaubensgebot zuwiderlief, zu gewähren im Stande seien, ganz so wie auch der vulgäre Begriff der göttlichen Allmacht keine Schranken der inneren und äußeren Möglichkeit

ihrer Bethätigung anerkennen mochte, um sich überhaupt des Begriffes der göttlichen Macht bewußt zu bleiben.

Alle Gebrechen des Leibes waren es zunächst, deren unmittelbare Heilung von den Heiligen erbeten und erlangt werden konnte, von den gewöhnlichsten und leichtesten Vorkommnissen an, wie Zahnschmerz, Ohrenweh, Gliederreißen oder unbedeutende äußere und innere Verletzungen bis zu den gefährlichsten und erschreckendsten Fällen acuten oder chronischen Leidens. Wenn der Mensch durch ringsum wüthende Seuchen in Angst gesetzt war, so wandte er sich im Gebete zu dem Heiligen, auf dessen Schutz er überhaupt oder in diesem besonderen Falle am meisten vertraute, und durfte sich dann vor der Ansteckung gesichert halten, falls ihm nur das rechte Vertrauen auf die helfende Kraft des Angeflehten einwohnte. Die Herrschaft der Heiligen über die Leiblichkeit und ihre Leiden ging sogar so weit, daß durch ihre Kraft das größte Wunder in diesem ganzen Bereiche, die Wiedererweckung Gestorbener, hier und da zu geschehen pflegte. Eigentlich hätte ein so erstaunliches Wunder eine besondere Würdigkeit auf Seite derer, die damit begnadigt wurden, voraussetzen sollen, und deshalb, sowie auch schon, weil ein so hohes Wunder durch allzuofte Wiederholung seiner Weihe entkleidet worden wäre, geschah es nur selten, aber daß es geschehen konnte, lag als unzweifelhafte Thatsache in der allgemeinen Volksanschauung. Freilich ergaben einzelne Beispiele, wo es wirklich geschehen war, daß nicht immer eine besondere Begnadigung des Glaubens und der Tugend auf Seite der Empfänger dazu nothwendig war, denn auch dieses Wunder ließ sich durch ungestümes und drohendes Bitten den Heiligen gewissermaßen abzwingen.[10] Im Durchschnitt gehörte nach der gewöhnlichen Vorstellungsweise beinahe mit Nothwendigkeit zu dem Begriffe eines wahren Heiligen, daß er gerade dieses Wunder, weil es das größte und schwerste von allen war, wenigstens einmal seit Menschengedenken, womöglich aber noch öfter vollbracht habe.

Andere Dinge konnten den Menschen ebenso schwer belasten wie Krankheit oder Tod. Da es ganz unmöglich war, alle einzelnen Situationen gerade aus diesem Gebiete in der Plastik der Legende zu erschöpfen, so wenig wie alle möglichen Krankheits-

10) S. o. Anm. 8.

men in der Aufzählung der Krankheiten, von denen ein Heiliger geholfen hatte und zu helfen pflegte, erschöpft werden konnten, so waren besonders einige der allergewöhnlichsten und den Menschen allerunerträglichsten Uebel herausgehoben und mit Vorliebe fast in allen Heiligen-Sagen auf gleiche Weise durchgebildet. Dazu gehörte vor allem Befreiung aus der Gefangenschaft und Sklaverei. In den wilden Zeiten des untergehenden römischen Reichs schwebte fast jedem, welchem Stande und welcher Nation er auch angehören mochte, durch die alltäglich sich ereignenden Thatsachen der Gedanke an dieses Unglück als eine sehr nahe liegende Wahrscheinlichkeit vor der Seele, und besonders war es das den Einbrüchen der Barbaren und inneren Kämpfen seit dem vierten Jahrhundert so ausgesetzte Gallien, in welchem die Phantasie sich unaufhörlich mit dieser, nach den Zuständen der damaligen Welt im höchsten Grade schreckhaften Möglichkeit beschäftigte. Daher wohl auch die imposante Massenhaftigkeit, in welcher gerade die gallische Legende diesen Zug ausgebildet hatte. Die Kirchen vieler Heiligen waren mit einer Unzahl von zerbrochenen eisernen Ketten geschmückt[11]), zum ausdruckvollsten Zeichen der Dankbarkeit der Befreiten gegen ihre Befreier, und jeder der in Ketten und Banden lag oder der unter der Härte der Sklaverei sich zur Erde beugte, richtete sich doch wieder mit freudiger Hoffnung auf, weil er denken konnte, daß auch ihm einst der Tag erscheinen würde, wo sein Gebet zu seinem Heiligen Erhörung finden müsse.

Ursprünglich mochte wohl die stillschweigende Voraussetzung stattfinden, daß die Heiligen nur dann die Ketten der gläubigen Menschen zerbrächen, wenn sie ihnen ungerecht und zum Hohne der Menschheit auferlegt waren. Ein Gefangener, der durch Gewalt oder falsches Zeugniß in das Gefängniß geworfen war, ein Sklave, der als freier Mann geboren, dann durch Krieg oder unverschuldetes Unglück seine Freiheit verloren hatte, waren an und für sich

11) Wie es charakteristisch Vit. Pat. VII, 10 von dem h. Nicetius von Lugdunum heißt: Quanti a carcerali ergastulo liberati sint, testis est moles illa ferrea, quae in basilica ejus est. Desgleichen von der Kirche des h. Eligius, des h. Nicetius von Trier, vor allem des h. Martinus von Tours. Jeder wahre Heilige mußte auch an diesem Wunder seine Kraft bewährt haben. Unter diesen Fesseln mögen auch viele von Büßenden gewesen sein, aber meist gehörten sie wirklichen Gefangenen.

nicht auf bloße Conjecturen einlassen will, kann ich wenigstens nicht ein-
sehen, ohne daß das Postulat einer solchen Erklärung in mir deswegen wie-
der feststünde. Für eine Betrachtungsweise, der es nicht gegeben ist, über den
nächsten Gesichtskreiß hinaus sich in historisch bedingte Zustände und Anschauun-
gen zu finden, wird es besonders auffallend sein, daß in der damaligen Zeit
alle die Zweifel gegen die Wunder der Heiligen erhoben wurden, die der ge-
sunde Menschenverstand dagegen vorzubringen pflegt, ohne daß doch die Gläu-
bigkeit dadurch erschüttert wurde. Die Arianer glaubten nicht an die Wunder
der katholischen Heiligen und behaupteten, daß sie sammt und sonders durch
Priesterbetrug geschähen, waren also damals schon so klug wie Leute, die sich
viele Jahrhunderte später damit wie mit einer großen Entdeckung brüsteten. Es
sagte z. B. ein Arianer, als er ein großes Wunder eines katholischen Hei-
ligen sah, Gl. Mart. I, 25: quia ingenium est Romanorum (Romanos enim
vocitant homines nostrae religionis) ut ita accidat, et non est Dei virtus. In
der Reihe der gewöhnlichen Anklagen der Arianer gegen die Katholiken ist
daher dieser Punkt mit ganz an der Spitze (vgl. Bd. I, Cap. IX). Aber
noch wunderbarer erscheint es uns, wenn die Katholiken nun ihrerseits die
Wunder der Arianer die solche so gut wie die Katholiken kannten, und
sie ihrer ebensogut wie diese bedurften, und weil sie um nichts aufzugeben
wie sie waren, nicht etwa alle als Teufelswerk erklärten, was vom katholischen
Standpunkt aus am nächsten lag, sondern in manchen auch nur blossen Prie-
sterbetrug sahen, wie z. B. folgende Geschichte beweist: nequam ille Arianorum
episcopus (Cirola der Vandale) vocatum ad se quemdam hominem, ait accep-
tis quinquaginta aureis, sede in platea — et manum super clausos oculos po-
nens, me praetereunte — exclama: Te, beatissime Cirola, — deprecor ut ocu-
los meos aperiens, mereri lucem videre quam perdidi. Er thut so. Tunc hae-
reticorum episcopus palam se divertit, quasi in virtute triumphaturus, elatus
vanitate atque superbia, posuit manum super oculos eius dicens: Secundum
fidem nostram, qua recte deum credimus, aperiantur oculi tui. Darauf folgt
aber die Strafe, wie selbstverständlich nach katholischer Ansicht, und nun stehen
wir mitten auf dem Boden der felsenfesten Wundergläubigkeit. Der vorgebliche
Blinde wird wirklich blind und nur ein katholischer Heiliger kann ihn heilen.
Greg. T. Hist. II, 3. Sehr interessant ist auch die ausführliche Polemik des
h. Nicetius gegen die Arianer, die wie die Katholiken Reliquien verehren und
leider sogar höchst vortreffliche, wie die vieler Apostel, haben. Er beweist, daß
weil alle ihre Kirchen von den bösen Dämonen bewohnt sind, auch die Hei-
gen in ihnen kein Wunder thun konnten. Epist. Nic. ad Chlodsvintham Re-
gin. (Langobard.) Mansi Conc. IX, p. 770.

der sich in irgend einer geistigen Verlegenheit, Unentschlossenheit oder Rathlosigkeit befand, unmittelbar von dem Heiligen die Entscheidung oder Erleuchtung verlangte und erhielt. Insbesondere in nächtlicher Vision, wo der Geist hauptsächlich wohl vorbereitet war, mit der feineren Art der himmlischen Wesen zu verkehren[12]), nahte dann die glänzende Gestalt des Heiligen dem Lager des Gläubigen und sprach ihm die Worte zu, deren er bedurfte. Aber man konnte sich auch auf die allernatürlichste Weise mit dem übernatürlichen Helfer in Verbindung setzen. Man schrieb dem Heiligen in einem Briefe, wie man einem Freunde schrieb, das Anliegen, das den Geist bekümmerte, und legte dies auf eine Stelle, an der er besonders häufig während seines Verkehrs mit der Menschheit zu weilen pflegte, etwa an sein Grab oder auf einen Altar, der Ueberreste von ihm enthielt, und nach kurzer Zeit geschah es, daß man dort die ebenfalls in menschlichen Zeichen geschriebene Antwort des Heiligen und damit die erbetene Entscheidung abholen durfte.[13]) Manchmal freilich, wenn der Wunsch an und für sich nicht der Erhörung werth oder gar dem speciellen Interesse des Heiligen zuwiderlief, blieb das leere Blatt, das man um die Antwort des Heiligen aufzunehmen vorsorglich gleich mit hingelegt hatte, unbeschrieben, und es wäre dann ein Frevel ohne Gleichen gewesen, wenn der Mensch den Vorsatz, den er mit sich in der Brust herumgetragen, nun doch gegen die bestimmte Abmahnung des um Rath gefragten Heiligen ausgeführt hätte.[14])

---

12) Ganz so wie auch der Verkehr mit den Engeln recht eigentlich in der geweihten Stille der Nacht vor sich ging.

13) Am naivsten ist ein derartiger Vorgang in der gallisch-fränkischen Hagiographie geschildert V. Patr. IX, 2. Der nachher selbst heilig gewordene Patroclus († 576), der unten noch genauer zu erwähnen ist, legte einen Brief auf den Altar des h. Martinus: tunc pro auspicio quiddam brevibus conscriptis posuit super altare, vigilans et orans tribus noctibus. Er erhielt ein breve, worauf steht: ut ad eremum properet, was er schon lange gewollt, aber nie auszuführen sich getraut hatte. Nun aber thut er es mit voller Energie.

14) Selbst ein gewaltthätiger König wie Chilperich mußte sich wenigstens bis auf einen gewissen Punkt solcher Entscheidung fügen, wie Greg. Tur. Hist. L. V, 14 bezeugt: misit Chilpericus rex epistolam scriptam ad sepulchrum sancti Martini, quae habebat insertum ut ei beatus Martinus rescriberet, utrum liceret extrahi Guntchrammum de basilica ejusan non. Sed Baudenus diaconus qui hanc epistolam exhibuit, chartam puram cum eadem, quam detulerat,



In Betreff der Wunder, die bloß dazu dienten, den Menschen vor ihn bedrohenden, noch nicht wirklichen Uebeln zu beschützen oder einen an und für sich erträglichen Zustand bis zu wirklichem Behagen zu steigern, boten die verschiedensten Zustände Gelegenheit dazu dar, obgleich der Mensch immer in seinen Bitten, wie um die Güte seines Beschützers nicht zu mißbrauchen, sich in gewissen Schranken der Bescheidenheit halten mußte. Denn es wäre unpassend gewesen, wenn die Heiligen etwa die Bitte eines Menschen um einen Schatz von Gold und Silber erhört oder es ihm sonst möglich gemacht hätten, im Müssiggang gute Tage zu genießen, während sie es nicht verschmähten, den Hungrigen zu speisen, den Durstigen zu tränken und den Nackten und Frierenden zu kleiden. So beschützten sie Haus und Hof vor Feuersgefahr oder löschten die entstandene Brunst, sie beschützten das Getreide auf dem Acker vor Krankheit und Fäulniß und ließen wohl einem gläubigen Verehrer die Quelle, die besonders fruchtbar und gedeihlich für sein Feld sein mußte, hervorbrechen, sie nahmen sich sogar des Viehes an und beschützten auch dieses vor reißenden Thieren, Seuchen und sonstigem Schaden, sie retteten aus Unwetter, Seesturm, Erdbeben, aus den Klauen reißender Thiere, und beschirmten den Leib vor giftigen Dingen. Aber einmal gelegentlich einem Gläubigen eine gute Stunde im gemüthlichsten menschlichen Sinne zu machen, dazu ließen sie sich wohl herbei, und selbst der heilige Martinus, der Vertreiber alles Siechthums, der Erwecker der Todten, hielt es nicht unter seiner Würde, einem seiner Verehrer, der in seiner Armuth sich an den festlichen Tagen des Heiligen nicht einmal einen Trunk Wein verschaffen konnte, einen vollen Becher des besten vom Himmel zukommen zu lassen. [15])

Beschränkung der Macht der Heiligen.

So war wie es schien der ganze Bereich der menschlichen Bedürfnisse, von den ersten und dringendsten an bis zu den geringsten und gleichgültigsten, eingeschlossen in dem Bereich der Macht-

---

ad sanctum tumulum misit. Cum vero per triduum expectasset, et nihil rescripti reciperet, redivit ad Chilpericum, der dann den von ihm verfolgten und des kirchlichen Asyles genießenden Guntchram wenigstens zu bestimmen suchte, daß er nicht ohne seine Einwilligung seine Freistätte verließe.

15) Die Worte des gemüthlich naiven Gebetes lauten: sancte Martine, transmitte mihi in hac solemnitate sacra aliquid vini, ne epulantibus aliis, ego jejunus remaneam. Mirac. St. Mart. II, 16.



fülle der Heiligen und ihnen, wie es oft geradezu von der Volksstimme ausgesprochen wurde, kein Ding unmöglich. Daß thatsächlich eine Menge Dinge ihnen doch auch nach der Vorstellungsweise der Zeit unmöglich waren, kam unter der überwältigenden Masse der verschiedenartigsten und concretesten Fälle, in denen sie geholfen hatten und deshalb auch für immer helfen konnten, gar nicht zum Bewußtsein. Auch war der Kreiß, den ihre Macht ausfüllte, nach seinem Inhalte ein solcher, daß das gewöhnliche Dichten und Trachten der Menschen in der Wirklichkeit nur selten darüber hinausging, so daß er der Seele mit vollem Rechte als ein unerschöpflicher gelten durfte, obgleich er es nicht war. Alle Wunder der Heiligen bezogen sich nämlich auf Gaben, die dem diesseitigen Leben, der leiblichen Existenz des Menschen, zu Statten kamen. Gesundheit, Freiheit, Wohlstand, Behagen, kluge Entschlüsse in irdischen Dingen konnten sie verleihen, aber keine einzige Gabe, die unmittelbar mit den himmlischen Dingen in Verbindung stand oder direct zu ihnen führte. Es stand nicht in ihrer Macht dem Menschen die Gnade Gottes durch ein Wunder zu verleihen, wie sie durch die Macht des heiligen Geistes über die Auserwählten im alten und neuen Testament und in seiner Kirche zu kommen vermochte. Es stand auch nicht in ihrer Macht das menschliche Gemüth unmittelbar auf den Weg des ewigen Lebens hinzuweisen, denn höchstens konnte sich der Mensch, besonders in Folge eines Strafwunders [16]), von seinen bisherigen Sünden durch ihre Anregung bekehren, aber dann war er auch für alles Weitere wieder seiner eigenen Kraft oder der unmittelbar wirksamen Kraft der göttlichen Gnade anheimgegeben. Noch weniger stand es in ihrer Macht geradezu zu begnadigen oder zu verdammen, etwa einen Sünder, der sie in der letzten Noth anrief, dem gerechten Gerichte zu entziehen und ihn statt des ihm gebührenden höllischen Feuers in die Freuden des Paradieses zu versetzen. Alle diese Eingriffe in den Naturlauf der sittlichen und geistigen Weltordnung waren nur der höchsten Hand Gottes, der Barmherzigkeit Christi vorbehalten, und kein Heiliger würde es gewagt haben, nur den Gedanken an eine solche Bethätigung seiner Kraft zu denken, geschweige denn Gott mit einer solchen Bitte zu belästigen.

---

16) S. o. S. 190.

Auch selbst in dem Bereiche der irdischen Diesseitigkeit waren es doch nur einzelne und daneben gewöhnlich äußerliche Dinge, an denen sich ihre Wunderkraft bethätigte, die ebendeshalb selbst auf das irdische Leben sich beschränkte, wenn nicht noch eine besondere Zuthat von Seite des Menschen oder Gottes hinzukam. Weisheit und Verstand konnten sie nicht verleihen, nur guten Rath in der einzelnen Verlegenheit, aber auch nicht einmal dauernde Gesundheit, Sicherheit vor Gefangenschaft und Sklaverei, vor Verlusten an der Ehre oder am Vermögen. Indessen war gerade deshalb, weil ihre Hülfe nur für das Einzelne ausreichte, ihr Schutz desto begehrter, weil er in jedem Augenblicke sich wieder erneuen konnte und erneuen mußte, wenn sich der Mensch wirklich sicher fühlen sollte, und gerade deshalb fühlte auch der Mensch seine Abhängigkeit von ihnen und seine Dankbarkeit gegen sie in so gewaltiger Stärke.

Typus der Wunder.

In der Form ihrer Wunder war gleichfalls, trotz scheinbarer Tausendgestaltigkeit, eine gewisse typische Beschränkung gegeben. An und für sich gehörte es zu dem Wesen dieser ganzen Vorstellungen, daß sich immer dieselben Vorgänge, nur variirt durch eine andere Staffage von Personen, Ort und Zeit, wiederholten, denn darin beruhte hauptsächlich der autoritätsmäßige Glaube, den sie beanspruchten und erhielten. Aber fast alle diese Typen reducirten sich wieder auf die seit uralten Zeiten der christlichen Anschauung geläufigen. Die Wunder, die im fünften und sechsten Jahrhundert geschahen, waren doch im Grunde, sowohl nach der Substanz wie nach ihrer Form dieselben, welche die evangelische Geschichte erzählte, wie sie von Christus selbst oder seinen Aposteln ausgegangen waren, und wesentlich Neues vermochte oder wagte die menschliche Phantasie nicht dazu nachzutragen. Aber gerade durch ihre natürlich gegebene Parallelisirung mit den Wundern der ersten Zeit des Christenthums erhielten die Wunder des heutigen Tages ihre rechte und erhabenste Folie der Glaubwürdigkeit und Möglichkeit, denn allen Christen war es im Gedächtniß und wurde es fortwährend durch die Lehre der Kirche ins Gedächtniß gebracht, daß Christus ausdrücklich die Wunderkraft, die er besessen, seinen Gläubigen zum Erbtheil angewiesen hatte[17]), und ein Zweifel an den Wun-

17) Wie es z. B. Sulpic. Sever. Dial. I, 2 ausspricht: Nam cum Dominus ipse testatus sit istiusmodi opera quae Martinus implevit, ab omnibus fideli-

dern des heutigen Tages war zugleich ein Zweifel an den Worten und Werken Gottes, des menschgewordenen Sohnes.

Im Allgemeinen stand fest, daß jeder Heilige alle die Wunder vollbringen könne, die überhaupt von Heiligen vollbracht wurden, denn Christus hatte nicht einen Theil, sondern seine ganze Wunderkraft allen denen übergeben, die er überhaupt damit begnadigte, und wie schon bemerkt, gehörte gerade die Vollbringung gewisser Wunder von besonderer Eindringlichkeit in der Volksvorstellung zum Begriffe der Heiligkeit. Damit war aber nicht ausgeschlossen, daß sich gewisse Heilige nach gewissen Richtungen besonders bethätigten. Denn es lag ein Drang auch nach solcher Individualisirung unläugbar in der menschlichen Phantasie und im menschlichen Gefühle. Später gelang es demselben auch, sich in hohem Grade Geltung zu verschaffen, so daß viele Heilige unbeschadet der allgemeinen Wunderthätigkeit doch zunächst nur wegen einer besonderen Wirksamkeit in einem besonderen Falle dem Menschen nahe traten. In der damaligen Zeit überwog aber noch der allgemeine Begriff, und wenn man sich in einem besonderen Falle dem Schutze eines Heiligen empfahl, so geschah dies nicht sowohl, weil er nur in dem einen Fall, oder vorzüglich in dem einen Fall, in dieser bestimmten Krankheit oder Gefahr half, sondern weil man überhaupt den Glauben an seine allgemein hülfreiche Kraft, die auch den einzelnen Fall in sich faßte, entweder durch eigene Erlebnisse oder in Folge der Eindrücke, die aus der öffentlichen Meinung auf den Einzelnen wirkten, gewonnen hatte. 18)

---

bus esse facienda: qui Martinum non credit ista fecisse non credit Christum ista dixisse.

18) Vielleicht vermißt ein oder der andere Leser hier und in dem folgenden Abschnitt mein eigenes Urtheil über die Thatsächlichkeit dieser Wunder. Indessen würde dies in keiner Weise hierher gehören, da es sich hier nur darum handelt, nachzuweisen, welche Stellung der Wunderglaube innerhalb des Gesammtkreißes der christlichen Anschauungen der Zeit, insbesondere der volksmäßigen, einnimmt, und wie er nach den verschiedensten Seiten hin in die culturgeschichtlichen Verhältnisse wirksam eingreift. Dieser Aufgabe genügt es, die Haupttypen der Thatsachen zu charakterisiren, da das Einzelne in unendliche Specialitäten auseinander läuft. Daß diese Thatsachen der Zeit wahrhaftig als Thatsachen galten, und warum sie dafür galten, ist bereits nachgewiesen; wie aber in jedem einzelnen Falle eine für heutige Denkweise ausreichende psychologische oder natürliche Erklärung zu beschaffen sein sollte, falls man sich

nicht auf bloße Conjecturen einlassen will, kann ich wenigstens nicht einsehen, ohne daß das Postulat einer solchen Erklärung in mir deswegen minder feststünde. Für eine Betrachtungsweise, der es nicht gegeben ist, über den nächsten Gesichtskreiß hinaus sich in historisch bedingte Zustände und Anschauungen zu finden, wird es besonders auffallend sein, daß in der damaligen Zeit alle die Zweifel gegen die Wunder der Heiligen erhoben wurden, die der gesunde Menschenverstand dagegen vorzubringen pflegt, ohne daß doch die Gläubigkeit dadurch erschüttert wurde. Die Arianer glaubten nicht an die Wunder der katholischen Heiligen und behaupteten, daß sie sammt und sonders durch Priesterbetrug geschähen, waren also damals schon so klug wie Leute, die sich viele Jahrhunderte später damit wie mit einer großen Entdeckung brüsteten. So sagte z. B. ein Arianer, als er ein großes Wunder eines katholischen Heiligen sah, Gl. Mart. I, 25: quia ingenium est Romanorum (Romanos enim vocitant homines nostrae religionis) ut ita accidat, et non est Dei virtus. In der Reihe der gewöhnlichen Anklagen der Arianer gegen die Katholiken steht daher dieser Punkt mit ganz an der Spitze (vgl. Bd. I, Cap. IX.). Aber noch wunderbarer erscheint es uns, wenn die Katholiken nun ihrerseits die Wunder der Arianer die solche so gut wie die Katholiken kannten, weil sie ihrer ebensogut wie diese bedurften, und weil sie um nichts aufgeklärter wie sie waren, nicht etwa alle als Teufelswerk erklärten, was vom kirchlichen Standpunkt aus am nächsten lag, sondern in manchen auch nur bloßen Priesterbetrug sahen, wie z. B. folgende Geschichte beweist: nequam ille Arianorum episcopus (Cirola der Vandale) vocatum ad se quemdam hominem, ait acceptis quinquaginta aureis, sede in platea — et manum super clausos oculos ponens, me praetereunte — exclama: Te, beatissime Cirola, — deprecor ut oculos meos aperiens, mereri lucem videre quam perdidi. Er thut so. Tunc haereticorum episcopus palam se divertit, quasi in virtute triumphaturus, elatus vanitate atque superbia, posuit manum super oculos eius dicens: Secundum fidem nostram, qua recte deum credimus, aperiantur oculi tui. Darauf folgt aber die Strafe, wie selbstverständlich nach katholischer Ansicht, und nun sind wir mitten auf dem Boden der felsenfesten Wundergläubigkeit. Der verstellte Blinde wird wirklich blind und nur ein katholischer Heiliger kann ihn heilen. Greg. T. Hist. II, 3. Sehr interessant ist auch die ausführliche Polemik des h. Nicetius gegen die Arianer, die wie die Katholiken Reliquien verehren und leider sogar höchst vortreffliche, wie die vieler Apostel, haben. Er beweist, daß weil alle ihre Kirchen von den bösen Dämonen bewohnt sind, auch die Heiligen in ihnen kein Wunder thun konnten. Epist. Nic. ad Chlodsvintham Regin. (Langobard.) Mansi Conc. IX, p. 770.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die Reliquien und ihre Wunder. Die Heiligen als Beschützer ganzer Orte und Landschaften. St. Martin als Patron von Gallien.

Es diente den Menschen zu nicht geringer Bestärkung in ihrem Glauben an die Wunderkraft der Heiligen, daß allenthalben so zahlreiche irdische Ueberreste derselben sich vorfanden. Denn es stand fest, daß die Heiligen zu diesen ihren irdischen Resten auch in der Seligkeit des Himmels noch einen starken Zug des Herzens empfanden [1]), wie sie denn auch dereinst am Tage der Auferstehung wieder mit ihnen vereinigt werden sollten.

Im engeren Sinne galten als solche heilige Ueberreste die wirklichen leiblichen Ueberbleibsel. Gewöhnlich waren es die festeren Bestandtheile des Körpers, die sich nach der Verwesung der anderen erhalten hatten. Manchmal war indessen durch die besondere Gnade Gottes von dem gewöhnlichen Laufe der Natur auch hier eine Ausnahme gemacht worden, und die Leichname seiner Heiligen erschienen nicht bloß unmittelbar nach dem Tode, sondern auch lange Zeit darnach noch in voller Frische und Unverweslichkeit.

Allein die Andacht der Gläubigen befriedigte sich damit nicht. Auch alle möglichen Gegenstände, die während des Lebens mit dem Leib eines Heiligen in Berührung gestanden oder mit seinem Leichnam in Berührung kamen, galten noch für heilig genug, um an sie eine Menge trostreicher, aber auch schreckhafter Vorstellungen

---

1) S. o. S. 203.

diese Reliquie von ihrem einsamen Verstecke in den Alpenwildnissen Savoyens nach Turin zu bringen, wo sie von den Gläubigen viel leichter besucht und verehrt werden, also auch viel größere Wunder thun konnte. Der Bischof wagte nicht darauf einzugehen, obwohl er den Vorschlag seines Archidiaconus nicht geradezu mißbilligte, weil er in gewissem Sinne dem Heiligen selbst zu Ehren und Nutzen zu gereichen schien. Da unternahm es der Archidiaconus auf eigene Hand; allein er wurde mit augenblicklicher Bewußtlosigkeit und nach drei Tagen mit einem schreckhaften Tode gestraft. [16])

Unter solchen Umständen war die Entwendung der Reliquien aus ihren doch sehr leicht zugänglichen Aufbewahrungsorten für die volksmäßige Phantasie mit hinreichenden Schrecknissen umgeben, so daß sie trotz der leidenschaftlichsten Begierde einzelner Personen und ganzer Corporationen nach diesen kostbarsten Schätzen verhältnißmäßig außerordentlich selten vorkam.

Das Grab eines Heiligen als Mittelpunkt einer Gegend.

Das Grab eines Heiligen war, so zu sagen, der geistige und leibliche Gnadenmittelpunkt einer ganzen Gegend, nach dem selbst von sehr entlegenen Orten her die Phantasie und das Gemüth der Gläubigen strebte. Von allen Seiten zogen Wallfahrer einzeln oder in ganzen Schaaren zu ihm hin. Blinde, Lahme, Kranke aller Art wurden zu ihm gebracht, und an dem Grabe selbst, an der Tumba des Heiligen, war es immer gedrängt voll von Gehenden und Kommenden, Flehenden und Dankenden, Gesunden und Kranken. Sie alle brachten je nach ihrem Vermögen und [illegible] liegen Gaben, wie sie dem Heiligen lieb waren, denn diese wollten nicht bloß im Geiste und in der Wahrheit angebetet sein, sondern sie rechneten sogar darauf, daß man ihnen mit Opfern diente und ihre Hülfe belohnte, weil sie die volle Menschlichkeit auch im Jenseits nicht abgestreift hatten. Was man an Kostbarkeiten damals überhaupt kannte, fand sich an solchen Stätten vereint: Gold, Silber, edele Steine, Marmor, Kunst- oder Schmuckwerke in Erz oder Holz, alles beleuchtet von dem Lichte unzähliger Lampen und Kerzen, deren Behälter selbst wieder meist von Seiten des Kunst- oder Metallwerthes die Aufmerksamkeit erregten. Alle leeren Stellen

---

16) Glor. Mart. I, 19. Der Archidiaconus sagt: Non est aequum ut hae pignora in loco viliori teneantur.

der Wand, alle Pfosten, Säulen und Balustraden waren außerdem behängt mit den Votivbildern der Gliedmaßen, deren Leiden der Heilige hinweggenommen, mit den Ketten, die er gebrochen hatte, mit den Krücken und Stäben, die durch seine Hülfe überflüssig geworden waren. Der sinnliche Eindruck, den dies Alles auf die Beschauer machte, gab selbst schon in mächtiger Art dem ganzen Complex von Vorstellungen, die sich auf die Heiligen und ihre Wunder bezogen, Halt und Plastik in den Seelen. Alles, was man an einem solchen Orte sah, von dem Glanze der Lichter und des Goldes bis zu den in heißen Dankgebeten hingestreckten Geheilten, war der stärkste Beweis für die Wunderkraft des Ortes, den die Phantasie und das Gefühl nur irgend verlangen konnten. Die Erregung, in welche beide dadurch geriethen, war so groß, daß es einem heutigen Betrachter nicht sowohl seltsam erscheint, wie diese Wunder geglaubt werden oder sich ereignen konnten, sondern vielmehr, daß sie sich nicht noch viel zahlreicher ereigneten.

Da es für eine Kirche, für einen ganzen Ort, ja für eine ganze Landschaft keinen werthvolleren Besitz, als eine solche Grabstätte eines Heiligen geben konnte, so fanden begreiflicher Weise die größten Anstrengungen statt, um sich in den Besitz einer solchen zu setzen, oder wenn man schon mit einer gesegnet war, um noch eine zweite neben der einen zu haben.

Da der Erwerb heiliger Leichname, die anderswo schon ihre Ruhestätte gefunden hatten, in dieser Zeit so sehr erschwert war, da es immer zweifelhaft war, ob man auf dem im Ganzen undankbaren gallischen Boden [17]) auch bei dem angestrengtesten Suchen mit einem belohnenden Resultat beglückt werden würde, da man auch nicht so leicht aus fremden Ländern größere Reliquien, ganze heilige Leiber, erwerben konnte, so war man besonders darauf angewiesen, die irdischen Reste der Heiligen, die Gott auch noch in diesen sündhaften Tagen in seiner Kirche erstehen ließ, sich nach deren Tode nicht entgehen zu lassen. Auf sie hatte, falls die Heiligen nicht selbst über ihre ihnen angenehme Ruhestätte bestimmten, das nächste Anrecht der Ort, wo sich ihre hauptsächlichste Lebensthätigkeit concentrirte, also auf den Leichnam eines Bischofs die

17) S. o. S. 213.

Hauptkirche seiner Diöcese, auf den eines Abtes das von ihm regierte Kloster. Aber selten lagen die Verhältnisse so einfach. Denn der Bischof, wenn er überhaupt als heilig galt, war gewöhnlich auch der Stifter mehrerer Kirchen und Klöster. Ein Abt, der sein Leben in einem bestimmten Kloster beschlossen, hatte vorher meist eine ganze Reihe anderer gegründet und eine Zeit lang regiert. Die Leidenschaften und Interessen aller Art der Menschen aus allen Ständen und Verhältnissen mischten sich natürlicher Weise in diese an und für sich so schwierigen Fragen, und in kurzer Zeit war sie so ganz unlösbar geworden, daß nur ein Wunder sie entscheiden konnte. Aber vorher ereigneten sich sehr häufig die wildesten Scenen, Blutvergießen und Todschlag. Oft trug sogar die bloße Gewalt den Sieg davon, und die stärkere Partei führte den Schatz unter wildem Triumphgepränge eines gewöhnlichen irdischen Sieges in ihre Heimat.[18])

Das Grab eines Heiligen war auch die eigentliche Schutzmacht einer Gegend. Denn obgleich seine Wunderkraft sich am meisten in unmittelbarster Nähe bethätigte, so wirkte sie doch auch in weite Ferne, falls diese einen der Zeit verständlichen geistigen oder sittlichen Zusammenhang mit der eigentlichen Grabstätte hatte. Wenn der Heilige in der Pfarrkirche einer Stadt ruhte, so war der Zusammenhang an und für sich deutlich, denn diese Kirche bildete das Merkzeichen des nächsten social-kirchlichen Verbandes der einzelnen Gemeinde. War eine solche Pfarrkirche zugleich die Hauptkirche einer Diöcese, so erstreckte sich der Einfluß ihres Heiligen auch auf diese. Er galt als der Schutzheilige der Stadt und zugleich der Diöcese, ohne daß er die Kraft anderer innerhalb desselben Rayons ruhender Heiliger beschränkt oder ausgeschlossen hätte. Alle Glieder der Gemeinde oder der Diöcese geistlichen und weltlichen Standes, sofern sie sich nur ihres Zusammenhanges mit dieser Kirche bewußt waren, hatten ein Vorrecht auf die Betheiligung der Gnade des Heiligen, wodurch nicht ausgeschlossen war

---

18) Zur Charakteristik dieser damals und später häufigen Vorfälle ... ich nur an Vit. Patr. XIII, 3, wo der Kampf zwischen einer frommen ... sammt ihren Dienern und Freunden und dem populus pagi Lipidiacensis ... den Leichnam des h. Lupicinus in der anschaulichsten Weise geschildert wird. Aus welchen wohl berechtigten Gründen ein solcher Streit entstehen konnte, lehrt Greg. T. Hist. II, 1 am besten.

als einen vorbedeutenden Beweis für deren wirkliche volle Heiligkeit zu erwähnen. Der Beweis, daß eine heilige Reliquie gefunden war, wurde wiederum hinreichend durch eine Vision, die ihre Auffindung veranlaßte, geliefert. Wenn man sich nur auf gut Glück um ihre Auffindung mühte, war es nach der natürlichen Vorstellungsweise sehr leicht, daß man trotz der besten Absicht scheiterte oder sich täuschte; es konnte sogar geschehen, daß der böse Feind, der überall den Menschen auflauerte, irgendwelche sehr unheilige Ueberreste an der Stelle der begehrten heiligen unterschob. Ein solcher Irrthum war von gewöhnlichen Menschen nicht leicht zu entdecken, denn auch der Satan vermochte ja Wunder zu thun, die in ihrer äußeren Form denen der Heiligen Gottes täuschend glichen.[8]) Es gehörte selbst schon eine besondere Begnadigung von Gott dazu, um einen solchen entsetzlichen Betrug auszuspüren.[9])

Sehr verdienstlich erschien es, wenn man, um Reliquien für sich oder Andere zu erwerben, weite und mühselige Reisen nicht scheute. Da Gallien selbst nicht mit einem überschwänglichen Vorrath von Heiligen gesegnet war, wie sich aus der früheren Geschichte des Christenthums in diesem Lande von selbst ergiebt[10]), so richtete man besonders hier die Blicke sehnsüchtig in die Ferne nach anderen begünstigteren Ländern. Vor allem galt das Land Palästina, als der eigentliche Schauplatz der Großthaten Gottes, als ein überschwänglich reicher Boden, dann auch Italien, namentlich die Stadt Rom selbst, in welcher das Blut unzähliger Märtirer geflossen war. Es verging kein Jahr, wo nicht eine gute Anzahl von frommen Wallfahrern den Weg bis in den fernsten Osten antrat und zum Theil mit den kostbarsten Schätzen beladen wieder heimkehrte, Schätze, die ihnen in jedem Sinne tausendfach die Ausgaben und Gefahren der Reise ersetzten. Auch die benachbarten Länder wurden sehr häufig von solchen frommen Schatzgräbern besucht, namentlich wenn Heiden oder Ketzer in ihnen wohnten, bei denen die Heiligen schlecht gebettet waren. Hier konnte man auch mit gutem Gewissen allerlei sonst streng verbotene

8) S. weiter unten, wo von der Wirksamkeit der Dämonen gehandelt wird.

9) Dieser sehr häufig vorkommende Zug erhält seine typische Fassung für die gallische Legende schon bei Sulpic. Sev. Vit. Mart. I, 1. Darnach sind alle ähnlichen Erzählungen mehr oder minder gemodelt.

10) S. o. Cap. XV.

einen auch sonst schon wegen seines erbaulichen Wandels angesehenen Mann der Gemeinde oder der Landschaft. Es galt als eine große Verletzung der Ehrfurcht gegen den Heiligen, wenn die Anderen auf eine solche Stimme nicht hören wollten, ebenso wie es sich von selbst verstand, daß der, welcher aus Eitelkeit oder anderen Motiven eine solche Offenbarung hätte erdichten wollen, der fürchterlichsten Strafe von Seite des Heiligen ausgesetzt war. Besonders häufig waren es fromme Bischöfe oder Priester, die auf solche Art das Orakel des Heiligen vorstellten, und dann war jeder Zweifel oder jede Widersetzlichkeit der Andern doppelt strafbar, wie zahlreiche Beispiele bewiesen.

St. Martin in Gallien.

Uebrigens konnte ein Heiliger auch den Schutzpatron großer Land- und Volkscomplexe vorstellen, ganz in der Bedeutung, in welcher man den Begriff eines Schutzpatrones eines einzelnen Ortes oder einer Diöcese faßte. Wie nach dem kirchlichen Glauben jedes Land unter der Obhut eines besonderen Schutzengels stand [21]), eine Vorstellung, die im eigentlichen Volke allerdings, so viel man sehen kann, noch nicht recht fruchtbar geworden war [22]), so traten schon damals ganz bestimmte Schutzheilige der einzelnen Länder hervor. In Gallien war ein solcher mit vollständiger Plastik schon lange vor der Bekehrung der Franken in dem h. Martinus von Tours herausgebildet. Als sie in das Christenthum eintraten, nahmen sie auch ihn, wie andere Bestandtheile des christlichen Glaubens mit großer Inbrunst auf. Er faßte in kürzester Zeit so kräftige Wurzeln in ihrer Phantasie und in ihrem Gefühle, daß die enthusiastische Verehrung, die sie ihm bewiesen, selbst den älteren Gliedern der Kirche sehr bald als ein erbauliches Muster für das Verhalten der Menschen gegen die Heiligen überhaupt aufgestellt werden konnte.

Das Beispiel der römischen Landeseinwohner wirkte hier wie anderwärts als wichtigstes Moment. Damit verband sich auch die Autorität der Kirche, die zwar eine Bevorzugung eines Heiligen auf Kosten der anderen in keiner Weise billigen konnte, aber es nur billigte, wenn ein Heiliger mit Enthusiasmus verehrt wurde ohne daß die anderen etwas von ihrem Ansehen verloren. Die

---

21) S. o. S. 158.

22) Die Gründe sind an der angef. Stelle entwickelt.

gewöhnlich in irgend einer schon an sich geweihten Fassung aus Gold oder kostbarem Holze, am liebsten in der Gestalt eines Kreuzes, als des heiligsten Zeichens der Christenheit.[13])

Wenn die Reliquien an einem kirchlich geweihten Orte aufbewahrt wurden, so verstand es sich von selbst, daß sie nur bei besonderen Veranlassungen von ihren Ruheplätzen entfernt werden durften. Die eigentliche Grabstätte eines Heiligen, der geweihteste Ort eines Gotteshauses, mußte deshalb möglichst in ihrer ursprünglichen Anlage erhalten werden. Höchstens durfte man die äußere Umhüllung der Grabstätte umbauen und ausschmücken. Aber man durfte den Heiligen um keinen Preiß aus äußeren Rücksichten etwa wegen der Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit des Gebäudes in seiner Ruhe stören. Wollte man ihn ganz von seinem Platze entfernen, so rächte er sich meist durch schwere Strafen.[14]) Je nachdem ein solcher Frevel in bewußter Mißachtung oder aus Leichtsinn oder aus einer nur übel angebrachten an sich nicht tadelnswerthen Rücksicht geschehen war, trat die Strafe schärfer oder gnädiger ein. Im schlimmsten Falle war sogar ein plötzlicher Tod des Frevlers unter grauenvollen Zuckungen nicht zu hart, wie viele kirchliche volksmäßige Traditionen der Zeit beweisen, und diese schlimmsten Fälle konnten sich auch da ereignen, wo nach der modernen Denkweise bloße Fahrlässigkeit statuirt werden müßte, auch wo die Reliquien selbst gar nicht verletzt, sondern bloß von dem ihnen einmal lieb gewordenen Orte ohne ausdrücklichen Befehl ihres wahren Herrn, des Heiligen, dessen Namen sie trugen, entfernt wurden. In der Basilica des h. Martinus zu Tours lag ein Stein, auf dem der Heilige bei seinen Lebzeiten oft zu sitzen pflegte. Da er den Raum in der Kirche beengte, so kam ein Priester auf den Einfall, ihn zu entfernen. Aber nach drei Tagen starb er plötzlich eines jämmerlichen Todes.[15]) In der Kirche zu Maurienne wurden zwei Tropfen des Blutes vom Daumen des h. Johannes des Täufers aufbewahrt; allerdings nach der Anschauungsweise der Zeit eine über alle Begriffe kostbare Reliquie. Der Archidiaconus der Diöcese machte dem Bischof den Vorschlag

In der Kirche.

13) S. o. S. 212, Anm. 7.
14) S. o. S. 190.
15) Glor. Conf. 6.

ihnen; Luft und Erde waren zugleich der Wirkungskreiß der Engel und der Heiligen, die sich hier mit den Dämonen durchkreuzten.

Nach der kirchlichen Vorstellung waren diese Dämonen ursprünglich derselben Natur wie die Engel und berufen zu der höchsten himmlischen Seligkeit. Ja einer von ihnen, Lucifer, war der erste und vornehmste aller Engel gewesen und der nächste an dem Throne Gottes. Aber er und seine Genossen hatten sich aus eigenem bösen Willen gegen den Herrn empört, weil Lucifer ihm nicht dienen, sondern selbst der hochthronende Gott sein wollte. In einem furchtbaren Kampfe, an welchen die menschliche Phantasie nur mit Beben denken konnte, war er von Gott und den ihm treu gebliebenen Engeln besiegt und aus dem Himmel gestoßen worden, und die leeren Plätze des himmlischen Palastes hatte Gott den Menschen aufbewahrt, die nach seinem Willen zur Seligkeit eingehen sollten, ein Gedanke, der zu den trostreichsten und erhabensten gehörte, welchen die menschliche Seele damals aus dem Christenthume zu schöpfen vermochte. Allein ihre himmliche Natur war den vertriebenen oder gefallenen Engeln doch nicht nach ihrer Besiegung genommen worden. Sie waren wohl für alle Ewigkeit von dem Himmel ausgeschlossen, und die Erlösung, die durch den menschgewordenen Sohn Gottes der ganzen Welt zukam, bezog sich ein für allemal nicht auf sie. Ihre Strafe war es, in Sehnsucht nach der verlorenen Herrlichkeit und in wilden Rachegedanken sich zu verzehren, und doch zu wissen, daß sie die eine niemals wieder erreichen würden und die andern ohnmächtig an der Allmacht Gottes zersplittern mußten. Ihr Glück war es nur allein, wenn sie Gottes Freude stören konnten. An seine himmlische Seligkeit konnten sie nicht tasten, aber in seiner Welt war ihnen nach ihrer himmlischen Natur und Kraft ein weiter Spielraum gegeben. Insbesondere war es aber das letzte vollkommenste und liebste Geschöpf Gottes, gegen welches sich ihr Zorn kehrte, und in dessen Beschädigung sie ihre höchste Lust empfanden. Denn dieses Geschöpf, der Mensch, war recht eigentlich dazu bestimmt, ihren Platz im Himmel einzunehmen, den sie noch immer für ihr wahres Eigenthum ansprachen, und er war es, auf welchem das Auge Gottes einst mit dem größten Wohlgefallen ruhte. Und siehe da, es war ihnen gelungen ihn in ihre Gewalt zu bekommen und ihn zum Abfall von dem göttlichen Gebote zu

bewegen. Nun hatte er sich selbst des göttlichen Schutzes entäußert, der ihn sonst vor der rachsüchtigen Arglist seiner Feinde bewahrt hätte. Die Gerechtigkeit Gottes mußte ihm die Strafe verhängen, die ihm gebührte, und die bösen Engel waren es, die nach dem Rathschluß dieser Gerechtigkeit Macht über seine Seele und seinen Leib gewannen und beide für alle Ewigkeit nach ihrem Gefallen beherrschen und quälen durften, wenn der Mensch in seinem Ungehorsam beharrte und sich immer mehr ihren Verführungen hingab, wie leider die meisten Nachkommen der zuerst von dem Haupte der bösen Engel verführten Stammeltern der Menschheit thaten. Denn nur Wenige versuchten es auch nach jenem ersten Unglück, das über die Menschheit gekommen war, ihr Auge und ihr Herz fest auf die Gebote Gottes zu richten, die er ihnen nach seiner unendlichen Barmherzigkeit — ebenso unendlich wie seine Gerechtigkeit — fortwährend offenbarte. Die Meisten gaben sich den bösen Engeln hin, deren Reich so immer mehr an Ausdehnung gewann. Denn wer sich ihnen so weit wie es gewöhnlich geschah hingab, daß er sie zu Herren seines Geschickes machte und sie anbetete und den wahren Gott ganz vergaß, war damit auch ihnen für alle Ewigkeit verfallen. Hier im irdischen Leben ihrer Macht unterthan, erfuhr er erst nach dem Tode, wenn die Trübe der irdischen Sinne von ihm genommen war, welchen Herren er gedient hatte. Da sah er zu spät, daß er sich selbst damit von der ewigen Seligkeit ausgeschlossen und dafür die ewige Pein gewählt hatte; denn diese Dämonen hatten ihn ja deshalb nur verführt, damit sie sich an ihm grenzenlos und über alle menschliche Vorstellungskraft hinaus rächen konnten für das Leid, welches ihnen durch die Erschaffung und himmlische Bestimmung des Menschen angethan worden war. Nun war aber alle Reue zu spät, und die bösen Engel durften über die fruchtlose Verzweiflung des bethörten Sünders und die von Millionen ihm Vorangegangener und Nachfolgender höhnisch triumphiren.

Allein die göttliche Liebe und Barmherzigkeit hatte von Ewigkeit an beschlossen, daß den Menschen gegen diese ihre grimmigsten Feinde einst besser geholfen werden solle, als in der Zeit, die ihrem ersten großen Sieg über die Menschheit gefolgt war. Der eingeborene Sohn Gottes war bestimmt den menschlichen Leib an sich zu nehmen, und in diesem den Menschen wieder zur Gnade Gottes

zu verhelfen. Er hatte durch seinen Tod, den die Dämonen veranlaßten, damit sie auch seine Seele in ihre Gewalt bekämen, überhaupt das Recht der Dämonen auf die Seelen der Menschen aufgehoben. Denn nur weil die Last der Sünde auf den Menschen ruhte, waren sie nach dem Gebote der göttlichen Gerechtigkeit den Teufel verfallen gewesen. Christus aber war rein von Sünde gestorben. Fortan galt wieder die Gnade als oberste Herrscherin im Himmel und auf Erden, und alle Menschen konnten durch den rechten Glauben an den Sohn Gottes von dem Teufel oder den Teufeln befreit werden. Niemand war jetzt mehr, bloß weil er ein Mensch war, ihrer Gewalt verfallen, sondern Jeder hatte weil er Mensch war von nun an Anspruch, durch Christus vor ihnen gerettet zu werden, falls er nur gerettet sein wollte.

Aber die Existenz und Macht der Teufel war durch Christus nicht aufgehoben, denn ihre Existenz war zur Ewigkeit bestimmt wie die der Engel und der Menschen oder die des Geistes überhaupt, und auch ihre Macht hatte noch fortwährend ihre Berechtigung sowohl in dem Diesseits wie in dem Jenseits des menschlichen Daseins. Diejenigen, die vor der Erlösung durch Christus ihnen wegen ihres Abfalls von Gott anheim gegeben waren, blieben ihnen auch nach der Erlösung, weil ihre Strafe ewig sein sollte, und alle die, welche nicht die durch Christus gebotene Erlösung ergreifen wollten, gehörten ihnen ebenfalls zur ewigen Strafe, die jetzt, wo das Heil geboten war, doppelt wohlverdient erschien. Auch in dem Diesseits durften sie noch immer walten, wenngleich in viel beschränkteren Kreißen als früher.

Da es dem Menschen, wenn er ewig verloren sein wollte, noch immer verstattet war sich ihnen hinzugeben, so besaßen [illegible] auch unter den Menschen noch sehr zahlreiche Diener. Aber [illegible] die Anderen, welche an die Erlösung durch Christus glaubten [illegible] ihre Seligkeit von ihm hofften, konnten doch durch eigene Schuld es verdienen, daß Gott den Dämonen erlaubte, sie innerhalb gewisser Grenzen ihre Macht empfinden zu lassen. Jedenfalls bediente sich ihrer Gott um zu prüfen, ob der Glaube des Menschen und das Vertrauen auf die Erlösung durch Christus, der Gehorsam gegen seine Gebote und die Lust ihm zu dienen so tüchtig und standhaft sei wie er forderte; oder er gebrauchte sie, [illegible] die Menschen wegen ihrer Sünden zu strafen, denn durch ihre

daß er auch anderen Hülfesuchenden oder an anderen Orten half. Denn in Beziehung auf das Erste galt es als ein besonderer Vorzug für ihn, wenn sein Name weithin über alle Länder gefeiert wurde, und in Beziehung auf das Zweite lag in dem Begriffe der wunderthätigen Kraft eines Heiligen von Anfang an die Vorstellung einer gewissen Allgemeingültigkeit. Außerdem vermittelte sich dieselbe für die naive Anschauung auch dadurch, daß, wenn der größte Theil der leiblichen Ueberreste eines Heiligen an einem Orte ruhte, häufig doch ein kleinerer Theil davon auch an einem anderen Orte bestattet sein konnte. Seitdem sich vollends der Begriff der Reliquien so unendlich [19]) erweitert hatte, war es leicht möglich, daß sogar eine ganze Menge von Orten an der leiblichen Gegenwärtigkeit eines Heiligen, aber freilich immer in einer gewissen abgestuften Rangordnung, Theil haben konnte. [20])

Dem Individuum war übrigens volle Freiheit gegeben, sich neben dem Localheiligen noch einen besonderen Schutzheiligen zu erwählen. Wer durch irgendwelchen Zufall selbst in den Besitz von Reliquien gekommen war, stand dadurch auf die natürlichste Weise mit dem oder den Heiligen, denen sie gehörten, im engsten Rapport. Das Gemüth fühlte sich um so sicherer, je mehr besonders verpflichtete Wächter des menschlichen Heiles es im Himmel wußte, deren Schutz es mit triftigen Gründen auf sich beziehen durfte.

Die Schutzheiligen ganzer Orte und Bezirke bethätigten ihre allgemeingültige Wirksamkeit ungefähr in denselben Formen und Beziehungen, in denen der Einzelne ihres Schutzes genoß. Sie wendeten von einem Complex von Menschen und ihrem Eigenthum Schaden durch Feuer oder Wasser, durch Hagel, Gewitter, Mißwachs und daraus entspringende Theuerung, durch Seuchen aller Art, besonders auch Viehseuchen, durch Krieg und Raubeinfälle fremder Horden. Wenn es darauf ankam, daß sie nicht durch unmittelbares Einschreiten, sondern durch Rath oder Befehl ihre Hülfe bewiesen, so erwählten sie zu solchen Mittheilungen

---

19) S. o. S. 214.

20) Ausdrücklich wird diese Frage in diesem Sinne entschieden Mir. St. Mart. III, 16. Quod ambigi non potest, quod unius confessoris virtus utramque urbem (Tours und Poitiers) sacris potuit illustrare miraculis.

einen auch sonst schon wegen seines erbaulichen Wandels angesehenen Mann der Gemeinde oder der Landschaft. Es galt als eine große Verletzung der Ehrfurcht gegen den Heiligen, wenn die Anderen auf eine solche Stimme nicht hören wollten, ebenso wie es sich von selbst verstand, daß der, welcher aus Eitelkeit oder anderen Motiven eine solche Offenbarung hätte erdichten wollen, der fürchterlichsten Strafe von Seite des Heiligen ausgesetzt war. Besonders häufig waren es fromme Bischöfe oder Priester, die auf solche Art das Orakel des Heiligen vorstellten, und dann war jeder Zweifel oder jede Widersetzlichkeit der Andern doppelt strafbar, wie zahlreiche Beispiele bewiesen.

St. Martin in Gallien.

Uebrigens konnte ein Heiliger auch den Schutzpatron großer Land- und Volkscomplexe vorstellen, ganz in der Bedeutung, in welcher man den Begriff eines Schutzpatrones eines einzelnen Ortes oder einer Diöcese faßte. Wie nach dem kirchlichen Glauben jedes Land unter der Obhut eines besonderen Schutzengels stand [21]), eine Vorstellung, die im eigentlichen Volke allerdings, so viel man sehen kann, noch nicht recht fruchtbar geworden war [22]), so traten schon damals ganz bestimmte Schutzheilige der einzelnen Länder heraus. In Gallien war ein solcher mit vollständiger Plastik schon lange vor der Bekehrung der Franken in dem h. Martinus von Tours herausgebildet. Als sie in das Christenthum eintraten, nahmen sie auch ihn, wie andere Bestandtheile des christlichen Glaubens, mit großer Inbrunst auf. Er faßte in kürzester Zeit so kräftige Wurzeln in ihrer Phantasie und in ihrem Gefühle, daß die enthusiastische Verehrung, die sie ihm bewiesen, selbst den älteren Gliedern der Kirche sehr bald als ein erbauliches Muster für das Verhalten der Menschen gegen die Heiligen überhaupt aufgestellt werden konnte.

Das Beispiel der römischen Landeseinwohner wirkte hier wie anderwärts als wichtigstes Moment. Damit verband sich dann die Autorität der Kirche, die zwar eine Bevorzugung eines Heiligen auf Kosten der anderen in keiner Weise billigen konnte, aber es nur billigte, wenn ein Heiliger mit Enthusiasmus verehrt wurde, ohne daß die anderen etwas von ihrem Ansehen verloren. Denn

21) S. o. S. 158.

22) Die Gründe sind an der angef. Stelle entwickelt.

die unzweideutigsten Beweise im Sinne der Kirche, Gelübde, Schenkungen und Stiftungen aller Art, die von den Franken gleich im Beginn ihres christlichen Lebens gemacht wurden, thaten dar, daß sie keinem Heiligen zu wenig Ehre zu erweisen gesonnen seien, weil sie den h. Martinus als den größten aller Heiligen anzuerkennen sich gedrungen fühlten. Es war für sie noch ein besonders anregendes Moment, daß sie ihn, d. h. seine Ruhestätte in Tours, durch ihre erste glorreiche Waffenthat im Dienste ihres neuen himmlischen Herrn von der Herrschaft der Ketzer befreit hatten. In der Kirche des h. Martinus hatte Chlodwig nicht lange nach jenem siegreichen Kampfe die Insignien des Consulats und Patriciats angelegt[23]), die ihm von dem legitimen Kaiser übersandt worden waren. Es gab sichtlich keine passendere Stätte in ganz Gallien, wo dieser feierliche Act, der ungefähr eine Königskrönung bedeutete, mit größerer Weihe hätte vollzogen werden können. So war ihnen der h. Martinus seinerseits wieder zum Dank verpflichtet, denn es war doch eine Schmach ohne gleichen gewesen, daß er, der während seines Lebens ein gewaltiger Streiter und Sieger gegen die Arianer gewesen, nun nach seinem Tode in ihre Gewalt gefallen war. Daß sie seine Ruhestätte nicht weiter antasteten, kam dem gegenüber gar nicht in Betracht, obgleich es wunderbar genug ist, daß zur Zeit des Königs Eurich, des heftigsten Verfolgers der Katholiken, der damalige katholische Bischof von Tours, Perpetuus, den Muth hatte, die Aufmerksamkeit der Gothen durch große Bauten auf das Grab des Heiligen gleichsam herausfordernd zu lenken[24]) und daß diese die Herausforderung nicht weiter beachteten.

Ob irgendwelche Züge in der Legende des Heiligen eine besondere Anziehungskraft auf die Phantasie der Franken übten, läßt sich nicht erkennen. So viel man sehen kann, enthielt diese damals nichts, was besonders wahlverwandt auf sie hätte wirken können. Denn daß Martinus, ehe er ein heiliger Bischof wurde, ein frommer Soldat gewesen war, konnte wenigstens in den damals geläufigen kirchlich-volksmäßigen Erzählungen keinen oder einen schlechten Eindruck auf die Franken machen. Sein Benehmen in der Schlacht war wohl eines Heiligen, aber in keiner Art eines tapferen Kriegers

23) S. darüber B. I. S. 345.

24) cf. Greg. T. Hist. II, 14, 25, 26.

läßt, die Kehrseite des Begriffs von dem Wesen der Engel und der Heiligen zusammen enthalten. Wie den Engeln, mit denen sie ursprünglich identisch waren, gehörte ihnen jene feinere Leiblichkeit oder jene Geistigkeit des Wesens, in welche die christliche Anschauung dieselben gekleidet hatte [1]), und vermöge derselben kam ihnen eine geistige und körperliche Ueberlegenheit über alles das, was aus der gewöhnlichen irdischen Materie geformt war, als ihr ewiges und unveräußerliches Erbtheil zu. Kein Mensch konnte sich zu der beruhigenden Vorstellung erheben, daß er nach seiner eigenen sinnlichen und geistigen Kraft den bösen Dämonen oder auch nur dem geringsten von ihnen gewachsen sei. Lucifer, ihr Haupt und König, war der erste, größte und [illegible] aller Engel gewesen, und die anderen, die mit ihm von dem Himmel gestürzt wurden, waren wenn auch nicht ihm, ihrem Herrn, an Kraft gleich, doch selbst aus den nächst ihm höchsten und stärksten Engeln zu Teufeln geworden. Aber die Engel waren nach der gewöhnlichen Vorstellungsweise nur die starken und [illegible] Diener Gottes, ohne selbständig ihre Kraft bei den Menschen geltend machen zu wollen oder zu können, während die Teufel, indem sie in dem Kern ihrer Persönlichkeit als Feinde und Zerstörer der göttlichen Ordnung gefaßt wurden, sich deshalb ihm überall mit voller Energie des eigenen Willens und der eigenen Kraft bethätigen mußten. Hierin war ihr Wesen die Kehrseite der Natur der Heiligen. Die Heiligen standen im großen Unterschied von den Engeln, neben denen auch sie als Diener und Gesandte Gottes galten, überall mit ihrer vollen leiblichen und geistigen Persönlichkeit zwischen dem Menschen und der geistigen Substanz Gottes. Sie begnügten sich nicht damit, die von ihm gegebenen Befehle zu vollziehen, sondern nahmen selbst wahr, wo der Mensch ihrer Hülfeleistung bedurfte, und gewährten sie ihm aus eigener Freude oder auch aus Bedürfniß sich dem Menschen [illegible] zu erweisen. [2]) Ebenso wußten auch die Teufel aus eigenem Antrieb, wo es galt dem Menschen zu schaden. Und [illegible] konnten sie vermöge ihrer höheren geistigen Substanz, [illegible] viel weniger durch die Schranken der irdischen Materie [illegible]

1) S. o. S. 156.
2) S. o. S. 161.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Die bösen Mächte und ihre Erscheinung auf der Erde.

Das menschliche Gemüth bedurfte auch nach der christlichen Weltanschauung eines solchen immer zu seiner Hülfe bereiten Beistandes, wie er ihm von den Heiligen geboten wurde, nur zu sehr. Denn es sah sich von allen Seiten von lauernden Feinden umgeben, deren Gewalt und Kraft an und für sich weder der menschliche Geist noch die menschliche Leibesstärke gewachsen war. Im Großen und Ganzen stand es freilich fest, daß dieselben ein für allemal als besiegt anzusehen seien; allein im Einzelnen übte der Schrecken, der vor ihnen herging, eben dieselbe Wirkung, als wenn dem Menschen die so eng gezogenen Grenzen ihrer Wirksamkeit nicht bekannt gewesen wären.

Unzählige Engel standen um den Thron Gottes, in jedem Augenblicke bereit, seine Befehle von den lichten Höhen des Himmels auf die Erde zu tragen; unzählige Heilige und Selige schauten mit liebevollen Blicken auf die Erde, aus der ihr Leib gebildet war, und die noch jetzt ihren Leib bis zu dem großen Tage der Auferstehung bewahrte. Aber eben so unzählig waren die Massen der bösen Dämonen, die in den finsteren Räumen der Unterwelt, oder in der Luft, die die Erde umgab, oder auf der Erde selbst ihre Wohnstätte aufgeschlagen hatten. Für ewig waren sie von den lichten Wohnungen des Himmels und dem Glanze der Seligen ausgeschlossen; dafür bewegten sie sich desto heimischer in den Regionen, die ihnen zugewiesen waren, die zwar nicht alle ausschließlich ihnen gehörten, aber doch von ihnen als ihr Eigenthum betrachtet wurden. Denn nur die eigentliche Unterwelt gehörte

läßt, die Kehrseite des Begriffs von dem Wesen der Engel und
der Heiligen zusammen enthalten. Wie den Engeln, mit denen
sie ursprünglich identisch waren, gehörte ihnen jene feinere Leiblich-
keit oder jene Geistigkeit des Wesens, in welche die christliche An-
schauung dieselben gekleidet hatte[1]), und vermöge derselben
ihnen eine geistige und körperliche Ueberlegenheit über alles
aus der gewöhnlichen irdischen Materie geformt war, als ih-
ewiges und unveräußerliches Erbtheil zu. Kein Mensch kann
sich zu der beruhigenden Vorstellung erheben, daß er nach sei-
ner eigenen sinnlichen und geistigen Kraft den bösen Dä-
nen oder auch nur dem geringsten von ihnen gewachsen sei.
Lucifer, ihr Haupt und König, war der erste, größte und
aller Engel gewesen, und die anderen, die mit ihm von dem Him-
mel gestürzt wurden, waren wenn auch nicht ihm, ihrem Herrn,
an Kraft gleich, doch selbst aus den nächst ihm höchsten und
stärksten Engeln zu Teufeln geworden. Aber die Engel waren
der gewöhnlichen Vorstellungsweise nur die starken und
Diener Gottes, ohne selbständig ihre Kraft bei den Menschen
geltend machen zu wollen oder zu können, während die Teufel,
indem sie in dem Kern ihrer Persönlichkeit als Feinde und Zer-
störer der göttlichen Ordnung gefaßt wurden, sich deshalb
überall mit voller Energie des eigenen Willens und der eigenen
Kraft bethätigen mußten. Hierin war ihr Wesen die Kehrseite
der Natur der Heiligen. Die Heiligen standen im großen Unterschied
von den Engeln, neben denen auch sie als Diener und Gna-
Gottes galten, überall mit ihrer vollen leiblichen und geistigen
Persönlichkeit zwischen dem Menschen und der geistigen Sub-
Gottes. Sie begnügten sich nicht damit, die von ihm gegebenen
Befehle zu vollziehen, sondern nahmen selbst wahr, wo der Mensch
ihrer Hülfeleistung bedurfte, und gewährten sie ihm aus eigener
Freude oder auch aus Bedürfniß sich dem Menschen gnädig
zu erweisen.[2]) Ebenso wußten auch die Teufel aus eigenem
Antrieb, wo es galt dem Menschen zu schaden. Und
konnten sie vermöge ihrer höheren geistigen Substanz,
viel weniger durch die Schranken der irdischen Materie

1) S. o. S. 156.
2) S. o. S. 161.

bewegen. Nun hatte er sich selbst des göttlichen Schutzes entäußert, der ihn sonst vor der rachsüchtigen Arglist seiner Feinde bewahrt hätte. Die Gerechtigkeit Gottes mußte ihm die Strafe verhängen, die ihm gebührte, und die bösen Engel waren es, die nach dem Rathschluß dieser Gerechtigkeit Macht über seine Seele und seinen Leib gewannen und beide für alle Ewigkeit nach ihrem Gefallen beherrschen und quälen durften, wenn der Mensch in seinem Ungehorsam beharrte und sich immer mehr ihren Verführungen hingab, wie leider die meisten Nachkommen der zuerst von dem Haupte der bösen Engel verführten Stammeltern der Menschheit thaten. Denn nur Wenige versuchten es auch nach jenem ersten Unglück, das über die Menschheit gekommen war, ihr Auge und ihr Herz fest auf die Gebote Gottes zu richten, die er ihnen nach seiner unendlichen Barmherzigkeit — ebenso unendlich wie seine Gerechtigkeit — fortwährend offenbarte. Die Meisten gaben sich den bösen Engeln hin, deren Reich so immer mehr an Ausdehnung gewann. Denn wer sich ihnen so weit wie es gewöhnlich geschah hingab, daß er sie zu Herren seines Geschickes machte und sie anbetete und den wahren Gott ganz vergaß, war damit auch ihnen für alle Ewigkeit verfallen. Hier im irdischen Leben ihrer Macht unterthan, erfuhr er erst nach dem Tode, wenn die Trübe der irdischen Sinne von ihm genommen war, welchen Herren er gedient hatte. Da sah er zu spät, daß er sich selbst damit von der ewigen Seligkeit ausgeschlossen und dafür die ewige Pein gewählt hatte; denn diese Dämonen hatten ihn ja deshalb nur verführt, damit sie sich an ihm grenzenlos und über alle menschliche Vorstellungskraft hinaus rächen konnten für das Leid, welches ihnen durch die Erschaffung und himmlische Bestimmung des Menschen angethan worden war. Nun war aber alle Reue zu spät, und die bösen Engel durften über die fruchtlose Verzweiflung des bethörten Sünders und die von Millionen ihm Vorangegangener und Nachfolgender höhnisch triumphiren.

Allein die göttliche Liebe und Barmherzigkeit hatte von Ewigkeit an beschlossen, daß den Menschen gegen diese ihre grimmigsten Feinde einst besser geholfen werden solle, als in der Zeit, die ihrem ersten großen Sieg über die Menschheit gefolgt war. Der eingeborene Sohn Gottes war bestimmt den menschlichen Leib an sich zu nehmen, und in diesem den Menschen wieder zur Gnade Gottes

zu verhelfen. Er hatte durch seinen Tod, den die Dämonen veranlaßten, damit sie auch seine Seele in ihre Gewalt bekämen, überhaupt das Recht der Dämonen auf die Seelen der Menschen aufgehoben. Denn nur weil die Last der Sünde auf den Menschen ruhte, waren sie nach dem Gebote der göttlichen Gerechtigkeit dem Teufel verfallen gewesen. Christus aber war rein von Sünde gestorben. Fortan galt wieder die Gnade als oberste Herrscherin im Himmel und auf Erden, und alle Menschen konnten durch den rechten Glauben an den Sohn Gottes von dem Teufel oder den Teufeln befreit werden. Niemand war jetzt mehr, bloß weil er ein Mensch war, ihrer Gewalt verfallen, sondern Jeder hatte weil er Mensch war von nun an Anspruch, durch Christus vor ihnen gerettet zu werden, falls er nur gerettet sein wollte.

Aber die Existenz und Macht der Teufel war durch Christus nicht aufgehoben, denn ihre Existenz war zur Ewigkeit bestimmt wie die der Engel und der Menschen oder die des Geistes überhaupt, und auch ihre Macht hatte noch fortwährend ihre Berechtigung sowohl in dem Diesseits wie in dem Jenseits des menschlichen Daseins. Diejenigen, die vor der Erlösung durch Christus ihnen wegen ihres Abfalls von Gott anheim gegeben waren, blieben ihnen auch nach der Erlösung, weil ihre Strafe ewig sein sollte, und alle die, welche nicht die durch Christus gebotene Erlösung ergreifen wollten, gehörten ihnen ebenfalls zur ewigen Qual, die jetzt, wo das Heil geboten war, doppelt wohlverdient erschien. Auch in dem Diesseits durften sie noch immer walten, wenngleich in viel beschränkteren Kreißen als früher.

Da es dem Menschen, wenn er ewig verloren sein wollte, noch immer verstattet war sich ihnen hinzugeben, so besaßen sie auch unter den Menschen noch sehr zahlreiche Diener. Aber auch die Anderen, welche an die Erlösung durch Christus glaubten und ihre Seligkeit von ihm hofften, konnten doch durch eigene Schuld es verdienen, daß Gott den Dämonen erlaubte, sie innerhalb gewisser Grenzen ihre Macht empfinden zu lassen. Jedenfalls bediente sich ihrer Gott um zu prüfen, ob der Glaube des Menschen und das Vertrauen auf die Erlösung durch Christus, der Gehorsam gegen seine Gebote und die Lust ihm zu dienen so kräftig und standhaft sei wie er forderte; oder er gebrauchte sie, um die Menschen wegen ihrer Sünden zu strafen, denn durch seine

guten Engel ließ er der Voraussetzung der kirchlichen Lehre nach den Menschen nur Gutes und Trostreiches zukommen. Wo also nach der gewöhnlichen menschlichen Anschauung ein schweres Strafgericht über den Einzelnen oder ganze Generationen ergangen war oder erging, mußten die Teufel, deren höchste und einzige Lust die Beschädigung des Menschen war, jedenfalls dabei betheiligt und die unmittelbarsten Werkzeuge des Verderbens sein.

Wenn für die reflectirende Betrachtung die Macht der Teufel an und für sich als eine festbegrenzte erschien, da sie überall, wo sie sich wirksam zeigten, nur als Diener der göttlichen Weltordnung handeln konnten, so beruhigte sich doch das unmittelbare Gefühl keineswegs damit, denn für dieses galt der einzelne Fall oder eine Zahl von einzelnen Fällen, in denen sich die Wirksamkeit der Teufel bethätigte, und ihm konnte es zunächst zu keinem Troste gereichen, wenn gelehrt wurde, daß jeder dieser einzelnen Fälle sich keineswegs durch die freie Macht der bösen Dämonen, sondern nur nach dem Willen Gottes ereignet habe. Der einzelne Fall war an sich schreckhaft, hatte größeres oder geringeres Unheil über den davon Betroffenen herbeigeführt, die Phantasie war erfüllt von den Bildern der unzähligen Fälle, in denen gleiches Unglück durch die Dämonen geschehen war, namentlich schwebte ihr immer das Bild der ewigen Pein vor, das gleichfalls in den Teufeln seine lebendige Staffage und seinen eigentlichen Mittelpunkt erhielt, und so war es begreiflich, daß der Mensch trotz aller Tröstungen und Verheißungen der kirchlichen Lehre doch fortwährend in ängstlicher Furchtsamkeit sich umblickte, ob nicht irgendwo dem Leib oder der Seele von den unsichtbaren und doch allgegenwärtigen Dämonen ein Unglück drohe.

Die menschliche Empfindung stellte sie sich darnach doch eigentlich als gänzlich freie Wesen gegenüber, denn mit jener theoretisch angenommenen Abhängigkeit ihres Waltens von einer höheren Macht, der Macht Gottes, vertrug sich das Bild welches sich die Phantasie von ihrer Wirksamkeit zusammensetzte in keiner Weise, so wenig wie die ursprünglich menschliche und darum frei persönliche Grundlage in dem Wesen der Heiligen es vertrug, daß diese Heiligen bloß als willenlose Werkzeuge Gottes dem menschlichen Gefühl gegenübertraten.

In der Vorstellung der Teufel war, wie sich leicht nachweisen

läßt, die Kehrseite des Begriffs von dem Wesen der Engel und
der Heiligen zusammen enthalten. Wie den Engeln, mit denen
sie ursprünglich identisch waren, gehörte ihnen jene feinere Leiblich-
keit oder jene Geistigkeit des Wesens, in welche die christliche An-
schauung dieselben gekleidet hatte [1]), und vermöge derselben kam
ihnen eine geistige und körperliche Ueberlegenheit über alles das
aus der gewöhnlichen irdischen Materie geformt war, als ein
ewiges und unveräußerliches Erbtheil zu. Kein Mensch kann
sich zu der beruhigenden Vorstellung erheben, daß er nach sei-
ner eigenen sinnlichen und geistigen Kraft den bösen Dä-
nen oder auch nur dem geringsten von ihnen gewachsen sei.
Lucifer, ihr Haupt und König, war der erste, größte und [illegible]
aller Engel gewesen, und die anderen, die mit ihm von dem Him-
mel gestürzt wurden, waren wenn auch nicht ihm, ihrem Herrn,
an Kraft gleich, doch selbst aus den nächst ihm höchsten und
stärksten Engeln zu Teufeln geworden. Aber die Engel waren nach
der gewöhnlichen Vorstellungsweise nur die starken und [illegible]
Diener Gottes, ohne selbständig ihre Kraft bei den Menschen
geltend machen zu wollen oder zu können, während die Teufel
indem sie in dem Kern ihrer Persönlichkeit als Feinde und Zer-
störer der göttlichen Ordnung gefaßt wurden, sich deshalb [illegible]
überall mit voller Energie des eigenen Willens und der eigenen
Kraft bethätigen mußten. Hierin war ihr Wesen die Kehrseite
der Natur der Heiligen. Die Heiligen standen im großen Unterschied
von den Engeln, neben denen auch sie als Diener und Gesandte
Gottes galten, überall mit ihrer vollen leiblichen und geistigen
Persönlichkeit zwischen dem Menschen und der geistigen Subst[illegible]
Gottes. Sie begnügten sich nicht damit, die von ihm gegebenen
Befehle zu vollziehen, sondern nahmen selbst wahr, wo der Mensch
ihrer Hülfeleistung bedurfte, und gewährten sie ihm aus eigener
Freude oder auch aus Bedürfniß sich dem Menschen gnädig
zu erweisen. [2]) Ebenso wußten auch die Teufel aus eigenem
Antrieb, wo es galt dem Menschen zu schaden. Und [illegible]
konnten sie vermöge ihrer höheren geistigen Substanz, [illegible]
viel weniger durch die Schranken der irdischen Materie [illegible]

---

1) S. o. S. 156.
2) S. o. S. 161.



hemmt war als der menschliche Geist, mit einer Art von Allwissenheit alles, was in der Menschenwelt vorging, die äußeren Ereignisse und die inneren Gedanken der Seele erspähen, wie es auch dem Auge der Engel nicht immer zum Troste der Menschen vergönnt war.[3]) Ihre Allwissenheit enthielt zwar nicht wie die göttliche eine Kenntniß zugleich aller zukünftigen Dinge, doch genügte es schon um den Menschen zu erschrecken, daß sich die Gegenwart und das Vergangene ihren scharfen Blicken nicht entziehen konnte. Vermöge ihrer höheren Substanz und ihrer ursprünglichen näheren Verwandtschaft mit Gott gehörte ihnen auch ein Theil seiner Allgegenwart und Allmacht, ungefähr in denselben Grenzen wie beide den Engeln zukamen. Die Allgegenwart erschien als die möglichste Aufhebung der räumlichen Schranken, ohne sie doch ganz zu beseitigen, wie es in der theoretischen Fassung des Gottesbegriffes geschah. Aber wenn sie mit einer Schnelligkeit, gegen welche die des Blitzes verschwand, bald hier bald dort zur Stelle sein konnten, wo es galt den Menschen zu verfolgen oder zu verletzen, so war ihnen zu dem Schaden der Menschheit doch immer die volle Kraft der Allgegenwart zuständig. Ebenso war es mit ihrer Allmacht. Daß sie nicht alles thun konnten, was sie zum Schaden der Menschheit sich aussannen, war gewiß; allein das was sie dennoch zu thun vermochten, überstieg so sehr schon die Kraft, welche der Mensch zur Beherrschung der Natur in Anwendung bringen konnte, daß ihnen wenigstens im Gebiete der Materie an und für sich keine Schranke entgegenzustehen schien. Hier waren sie, insofern nicht andere gute Mächte dazwischentraten, für die menschliche Vorstellung in der That allmächtig. Darum bedurfte es auch der combinirten Kraft der Engel und der Heiligen, um der menschlichen Seele ein Gleichgewicht gegen die Schrecknisse zu geben, welche sich an die Vorstellung von dem Einfluß und der Macht der Teufel knüpften. Die Engel allein und die Heiligen allein hätten nicht ausgereicht, den Menschen vor ihnen einigermaßen sicher zu stellen.

Leiblichkeit und Gestalt. Im höchsten Grade schreckhaft war alles, was sich die Phantasie über ihre Persönlichkeit vorstellte. Da ihre Substanz zwar nicht gleich, aber doch ähnlich der göttlichen Substanz war, so

3) S. o. S. 160.

kam ihnen eine gewisse Körperlichkeit und eine bestimmte Gestalt zu wie den Engeln; allein ihre Leiblichkeit war so unendlich fein, daß sie sich entweder ganz der menschlichen Wahrnehmung entzog, ohne deswegen ihre Wirksamkeit auf den menschlichen Leib und Geist und überhaupt auf die irdische Welt zu verlieren, oder sie konnte alle möglichen Formen, ein je nach den Umständen passendes Gewand anziehen. Die eine Vorstellungsweise war so ängstlich wie die andere. Nach der einen gab es kaum irgend einen Ort und irgend einen Zustand, in welchem der Mensch nicht den Angriffen seiner unsichtbaren Feinde ausgesetzt war. Nur die Weihe der Gott und seinen Heiligen gehörenden Gebäude, die Nähe von Reliquien oder auch gewisse heilige Zeichen, vor allem das Zeichen des Kreuzes, das wahre Symbol der Besiegung der Teufel, konnte ihm einigen Schutz gewähren, denn in eine solche Nähe der erlösenden und versöhnenden Kraft Gottes getrauten sie sich nicht gerne, weil sie wußten, daß sie damit ihre Grenze überschritten und dem Zorne Gottes anheim fielen, der zwar im Allgemeinen über ihnen allen lastete, aber noch besonders den einzelnen, wenn sie ihn geradezu herausforderten, furchtbar werden konnte. Und obgleich die Qual, der sie vermöge ihres ewigen Abfalls von Gott ausgesetzt waren, eigentlich keine Steigerung vertrug, weil sie als das volle Gegentheil der höchsten Seligkeit Gottes gedacht wurde, so hob doch wieder das Menschenähnliche in ihrem Wesen für die unmittelbare Vorstellung diesen Begriff der absoluten Verdammniß und des absoluten Unglücks auf, und auch die Teufel schienen wie die Menschen immer noch unglücklicher werden zu können als sie waren.

Ihre Fähigkeit, verschiedene Gestalten anzunehmen, um die Menschen zu betrügen oder zu erschrecken, hatte keine Grenzen. Es gab keine Form der sichtbaren Welt, in welche sich nicht irgend einmal ein Dämon verkleidet hätte. Jede Art der menschlichen Gestalt, jedes Alter, jedes Geschlecht, jede Nationalität, jeder Beruf wurde gelegentlich von einem Dämon nachgeahmt, und zwar so täuschend, daß der gewöhnliche Mensch unrettbar verloren war, wenn nicht sein himmlischer Schutzherr über ihn wachte. Unzählige Züge dieser Art finden sich in den Legenden der Heiligen, die während ihres irdischen Lebens begreiflicherweise am bittersten von den Teufeln gehaßt

und verfolgt wurden.[4]) Es galt als ein Zeichen ihrer festgegründeten Gnade bei Gott, die sich in einer mehr als menschlichen Erleuchtung ihres inneren und äußeren Sinnes zu erkennen gab, wenn sie den Teufel trotz seiner gleißenden Form doch in seiner wahren Eigenschaft als Verderber des Leibes und der Seele erkannten und darnach behandelten. Manchmal war es ihm aber doch gelungen, selbst sehr weit in der Heiligkeit vorgeschrittene Diener Gottes zu betrügen, und wenn auch nicht um ihre Seligkeit, so doch um das Verdienst ihres Lebens zu bringen[5]), wie dies ebenfalls sehr häufige Thatsachen in den Legenden beweisen. Für den gewöhnlichen Menschen war es eine ungemein beängstigende Vorstellung, daß ihm der böse Feind in einer Gestalt nahen könne, der er nach den Geboten des Glaubens und nach dem Drange seines Gemüthes die höchste Verehrung schuldete. Denn selbst die heiligen Züge Christi waren hier und da von dem Teufel angenommen worden, um die Menschen zu betrügen. Auch wußte man, daß den Dämonen eine ähnliche Kraft Wunder zu thun wie den Heiligen einwohne. Ihre Wunder waren freilich an und für sich bösartig und nur dazu bestimmt die menschlichen Sinne zu betäuben und nach einer sehr tief gehenden, aber noch nicht zum klaren Grundsatz ausgebildeten Ahnung an sich nichtig, d. h. ohne den materiellen Erfolg, der dem Vorgange zukam, wenn man ihn ganz abgesehen von seinem wunderbaren Ursprunge bloß nach seinem natürlichen Gehalte auffaßte. Wenn sie z. B. durch ein Wunder Schätze und Kostbarkeiten hervorbrachten, so war es nur der Schein davon; wollte sich der Mensch ihrer in gut irdischer Weise bedienen, so sah er bald, daß er betrogen war. Allein von außen glichen ihre Wunder in vielen Fällen täuschend denen, welche die Heiligen oder Gott selbst zum wahren Nutzen des Menschen wirkten. In dieser Stimmung, die sich gelegentlich bis zu einer wahren Seelenfolter steigern konnte, gab es dem Menschen noch einigen Trost, daß er nicht auf seine eigene Kraft angewiesen war, sondern daß die Heiligen Gottes allenthalben die Schritte der Teufel bewachten, und daß, wenn der Mensch durch seinen Glauben und seine Sehnsucht nach der Selig-

---

4) S. o. S. 172.
5) S. o. S. l. c.

keit sich der Gnade und des Schutzes Gottes besonders würdig machte, dieser ihm namentlich in solchen Situationen, wenn seine eigene Kraft zu Spott geworden war, unfehlbar zu Theil werden sollte. Freilich bedurfte es schon eines wohlerworbenen Bewußtseins der eigenen Glaubenstüchtigkeit, um dem Menschen eine sichere Anwartschaft auf ein solches unmittelbares Eingreifen Gottes zu gewähren.

Auf diese Art gab es immerhin einige Schutzmittel gegen solche Angriffe des Teufels, die im Grunde gefürchteter waren als andere, in denen er mehr in seiner wahren Gestalt auftrat. Wer das Auge mit der rechten Schärfe hinsah, eine Schärfe, die es freilich nicht durch seine eigene Kraft, sondern nur durch die Gnade Gottes erlangen konnte, so mochte es wohl bemerken, daß in der schönsten und heiligsten Gestalt, in der der Versucher nahte, irgend ein wesentlicher Zug anders war als er hätte sein sollen, oder daß die Erscheinung unmittelbar auf irgend eine Regung der noch nicht ganz ausgetilgten Sünde im eigenen Herzen folgte, daß sich bei allem bestehenden und blendenden Glanze der sie umgab doch eine geheime Stimme im Herzen dagegen erhob.[6] Kurz das Gemüth hatte sich wenigstens nicht so weit erschrecken lassen, daß es nicht noch an sein eigenes instinctives Gefühl für sein Heil oder sein Verderben geglaubt hätte. Aber freilich war es seiner Schwäche so bewußt, daß es auf diesen Instinct allein nicht traute, sondern noch durch kräftigere Beschützer behütet sein wollte.

Wenn irgend welches Anzeichen erst Verdacht bei dem Men-

---

6) So erkannte der h. Martinus den Teufel sogleich, als er ihm in fürchterlicher Tücke in der Gestalt Christi nahte. Aber der h. Martinus sah wer er war, denn dieser Pseudochristus ging einher gekleidet in Pracht. Da sagte er: Ego Christum nisi in eo habitu, quo passus est, nisi crucis stigmata praeferentem, venisse non credam. Dial. I, 24. Ueberhaupt zeichnet sich kaum irgend ein anderer Heiliger so sehr als wackerer und unbesiegter Kämpfer gegen die Dämonen aus, zugleich mit einem so charakteristischen Zuge seiner Ueberlegenheit, der anderen von ihnen gleich sehr geplagten Heiligen ganz abgeht, daß er sich oft beinahe herausfordernd gegen sie verhielt. Doch streift, wie ich für die bemerke, welche die Perioden der religiösen Entwickelungsgeschichte des Mittelalters nicht gehörig trennen, das Verhalten des h. Martinus noch nirgends an die Stimmung an, die man Humor nennen darf, welche sich später in so merkwürdiger Weise in diesem Gebiete bethätigte. Daher gilt von dem h. Martinus, was Sulp. Sev. I, 24 sagt: diabolum tam conspicabilem habuit, ut qualibet imagine ab eo videretur.

schen erweckt hatte, so war es leicht, den Teufel zu entlarven. Die Kraft des Gebetes reichte schon allein dazu aus, oder auch das Zeichen des Kreuzes, die Bewaffnung mit Reliquien, die Zuflucht zu einem geweihten Orte, wohin er ohne furchtbare Gefahr für sich selbst nicht folgen durfte. In einem solchen Falle zog er sich beschämt und zornig zurück, meistens so, daß ein erstickender Schwefelgeruch die Verwandtschaft oder Zubehörigkeit der Dämonen zu dem wallenden Meere von brennendem Pech und Schwefel beurkundete, in welchem die Seelen und Leiber der Bösen die ewige Pein erlitten.

Wenn ein Teufel in anderer Gestalt, etwa in einer schreckhaften, erscheinen wollte, um die Seele des Menschen durch Entsetzen und Angst aus ihren Fugen zu bringen, so stand ihm dies gleichfalls frei. Er wählte dafür alle möglichen fratzenhaften Verkleidungen aus allen Reichen der Natur und aus dem wundersamsten Flickwerk der Phantasie zusammengesetzt. Besonders häufig trat er in grimmiger oder gefährlicher Thiergestalt auf. Als brüllenden Löwen nach dem Worte der Bibel dachte ihn die Phantasie auch der christlichen Nationen mit Vorliebe, denen der Anblick dieser Thiere für gewöhnlich versagt war. Es concentrirte sich in diesem Bilde der ganze Schrecken vor dem Blutdurst und der Ueberkraft der thierischen Schöpfung, der der menschlichen Seele angeboren ist. Ebenso dachte man ihn sehr häufig als Schlange. An und für sich schon als uranfängliches und allgemein gültiges Symbol der Unheimlichkeit der niedern Schöpfung dem menschlichen Gefühle ein Gegenstand des Schreckens, erhielt die Schlange durch die biblische Geschichte der Verführung des ersten Menschenpaares und durch andere Bibelstellen fast noch den Vorrang in der christlichen Phantasie vor dem brüllenden Löwen. Unzählige Male hatte der Teufel gewöhnliche Menschen und Heilige des Herrn in dieser Gestalt erschreckt, und besonders in Gallien waren solche Vorgänge sehr häufig gewesen und ereigneten sich noch fortwährend.

Außerdem durfte die Volksphantasie die ererbten Spukgestalten aus einer grauen heidnischen Vorzeit mit gutem Recht und gänzlich unangefochten von der Kirche auf diesem Gebiet der dämonischen Schreckgestalten festhalten, denn in ihnen allen konnten die Dämonen auch jetzt noch um so lieber leibhaftig werden, weil sie von Anfang

jedem scheinbar unbedeutenden Vorgang, in welchem sie es mit Dämonen zu thun zu haben glaubte, den Anfechtungen des obersten Teufels selbst ausgesetzt war, wodurch sich die ganze Situation wesentlich zum Nachtheil des Menschen veränderte. Denn dessen Tücke und Verderblichkeit erschien in ihrer Art ebenso unendlich wie die Güte und Gnade Gottes als unendlich empfunden wurde.

Eigentliche Gestalt.

Daneben aber hatte sich doch auch die Vorstellung einer gewissen Grundgestalt für die Erscheinungen der Dämonen bereits fixirt, obgleich diese durchaus nicht so sicher gezeichnet war, wie die ihrer Antipoden, der Engel oder der Heiligen im Himmel. Denn es gehörte wesentlich zu dem Begriffe der Unheimlichkeit der Dämonen, daß sie in einem gleichsam unaufhörlichen Gestaltenwechsel das Auge verwirrten.[7] Diese Grundgestalt scheint ist selbst wieder in sehr allgemeinen Zügen an die Feld- und Walddämonen des classischen griechisch-römischen Heidenthums, ist durch die ganze christlich europäische Welt angeschlossen, und in dieser Form auch bereits für die gallische Christenheit, der dies Gebilde doch nicht erst durch die Vermitlung der römischen Cultur zugekommen sein konnte, Gültigkeit gewonnen zu haben. In solcher Gestalt mochte sie sich die Phantasie, die sich so häufig mit ihnen beschäftigte, gleichsam in unbeschäftigtem Zustande denken, wenn sie, wie es nach ihrer menschlich gemodelten Anlage doch mitunter nöthig war, von ihren scheußlichen Thaten ausruhten, oder die Gelegenheit zu neuen Freveln erspähend, in der Welt herumschweiften, wiewohl gerade für diese Situation das biblische Bild des vor Hunger brüllenden Löwen eine gewisse typische Berechtigung gefunden hatte. In dieser Gestalt dachte man sie sich auch in ihrer außerirdischen Wirksamkeit, die doch eigentlich dem Menschen als ihre hauptsächlichste Beschäftigung erscheinen sollte, wenn sie in der Unterwelt die Flammen schürten und sich an dem verzweifelnden Schmerze der Verdammten weideten. Die kirchliche Lehre wußte noch etwas von der göttlichen Schönheit wenigstens eines aus ihrer Mitte, ihres Fürsten Lucifer, allein die ge-

[7]) Es ist eben auf einen ähnlichen Zug in den deutschen Göttergebilden hingewiesen, der wie ich glaube viel zu wenig in seiner Wirkung auf die Phantasie und das Gefühl beachtet wird.

Bildern hingab, aber doch nicht zu stark und zu verletzend davon berührt sein wollte. Damit verband sich die Vorstellung, daß die Dämonen selbst dem menschlichen Geiste oder Sinne den Einblick in das feindliche Getriebe ihres Reiches verweigerten. Nur das Auge Gottes ließ sich den Einblick nicht verwehren, weil für dasselbe auch die schwärzeste Nacht wie der hellste Tag war. So hielt sich die menschliche Phantasie nur an die allgemeinsten Züge, welche die wichtige Thatsache begründeten, daß in dem Reiche der Teufel eine Abstufung der Kräfte stattfand. Aber in welcher Art und nach welchen Grundsätzen, blieb ewig verborgen. Auch stand es fest, daß der niedrigste aus dem höllischen Heere doch noch mächtig genug sei, um den Menschen zu schrecken, ihm zu schaden und Leib und Seele zu verderben.

Je nachdem die Vorgänge, in denen die menschliche Seele das Walten der Dämonen erkannte, gewaltiger in ihrem äußerlichen Bilde und furchtbarer in ihren Folgen waren, konnte sich der Mensch die Macht eines der größeren oder geringeren Dämonen dabei thätig denken. Doch machte sich daneben noch eine andere Anschauungsweise geltend. Man faßte in der gewöhnlichen Vorstellung sehr häufig die unzählige Masse der Dämonen zusammen in eine Einheit, weil sie dadurch concreter und faßlicher wurden. Besonders wirkte dahin eine auch in dem ungebildetsten Geiste thätige Neigung zu schematisiren oder systematisiren. Die Dämonen waren sowohl jeder für sich als in ihrer Gesammtheit die Feinde Gottes. Aber dem einen guten und großen Gotte, der im Himmel thronte, gebührte ein einheitlich zusammengefaßter Gegensatz in der Gestalt eines unendlich bösen und gewaltigen, freilich Gott gegenüber schwachen Dämons. Sobald dem menschlichen Geiste das Bild der zahllosen Hierarchie des Himmels entgegentrat, zerstob indessen wieder die eine Gestalt des Teufels in unzählige Teufel wie in ihre Atome.

Gerade dieses ewige Schwanken der menschlichen Seele zwischen dem Bilde des einen Teufels und der unzähligen Teufel trug nicht wenig dazu bei seine Schreckhaftigkeit zu vermehren, weil sie jenem unstäten und unfaßlichen Zug in ihrem Wesen so wohl entsprach. Dann knüpfte sich auch von selbst die Reflexion an, wenn der Seele das Bild des einen Teufels vorschwebte, der zugleich die concentrirte Fülle aller teuflischen Macht war, daß sie in

jedem scheinbar unbedeutenden Vorgang, in welchem sie es mit Dämonen zu thun zu haben glaubte, den Anfechtungen des obersten Teufels selbst ausgesetzt war, wodurch sich die ganze Situation wesentlich zum Nachtheil des Menschen veränderte. Denn dessen Tücke und Verderblichkeit erschien in ihrer Art ebenso unendlich wie die Güte und Gnade Gottes als unendlich empfunden wurde.

Eigentliche Gestalt.

Daneben aber hatte sich doch auch die Vorstellung einer gewissen Grundgestalt für die Erscheinungen der Dämonen bereits fixirt, obgleich diese durchaus nicht so sicher gezeichnet war, wie die ihrer Antipoden, der Engel oder der Heiligen im Himmel. Denn es gehörte wesentlich zu dem Begriffe der Unheimlichkeit der Dämonen, daß sie in einem gleichsam unaufhörlichen Gestaltenwechsel das Auge verwirrten.[7] Diese Grundgestalt scheint sich selbst wieder in sehr allgemeinen Zügen an die Feld- und Walddämonen des classischen griechisch-römischen Heidenthums, wie durch die ganze christlich europäische Welt angeschlossen, und in dieser Form auch bereits für die gallische Christenheit, der dies Gebilde doch nicht erst durch die Vermittlung der römischen Cultur zugekommen sein konnte, Gültigkeit gewonnen zu haben. In solcher Gestalt mochte sie sich die Phantasie, die sich so häufig mit ihnen beschäftigte, gleichsam in unbeschäftigtem Zustande denken, wenn sie, wie es nach ihrer menschlich gemodelten Anlage doch mitunter nöthig war, von ihren scheußlichen Thaten ausruhten, oder die Gelegenheit zu neuen Freveln erspähend, in der Welt herumschweiften, wiewohl gerade für diese Situation das biblische Bild des vor Hunger brüllenden Löwen eine gewisse typische Berechtigung gefunden hatte. In dieser Gestalt dachte man sie sich auch in ihrer außerirdischen Wirksamkeit, die doch eigentlich dem Menschen als die hauptsächlichste Beschäftigung erscheinen sollte, wenn sie in der Unterwelt die Flammen schürten und sich an dem verzweifelnden Schmerze der Verdammten weideten. Die kirchliche Lehre wußte noch etwas von der göttlichen Schönheit wenigstens eines aus ihrer Mitte, ihres Fürsten Lucifer, allein die ge-

---

7) Es ist eben auf einen ähnlichen Zug in den deutschen Göttergebilden hinzuweisen, der wie ich glaube viel zu wenig in seiner Wirkung auf die Phantasie und das Gefühl beachtet wird.

wöhnliche Anschauung, die die höchste Schönheit unmöglich mit der höchsten Bosheit zusammenbringen konnte, ließ sich dadurch nicht beirren, und prägte den Teufeln oder dem Teufel häßliche und an sich schon abstoßende Züge als ihr ewiges Erbtheil, als die ihnen gebührende Leiblichkeit auf. Wie ihr Christus das Ideal der höchsten menschlichen Schönheit in seiner verklärten Gestalt geworden war, so galten ihr seine größten Feinde und die größten Feinde der Menschheit naturgemäß als Ausbund aller Schrecken der Häßlichkeit und der Verzerrung des menschlichen Bildes.

Wenn die Dämonen in irgend einer angenommenen oder in ihrer eigentlichen Gestalt dem Menschen erschienen, so war es ihm, falls er sich nur nicht durch den Schrecken selbst bewußtlos in ihre Macht gab, verhältnißmäßig leicht ihre Angriffe zurückzuweisen. Denn im Grunde waren es doch nur lauter wesenlose Trugbilder, die dem Menschen zuletzt keinen wahren Schaden zufügen konnten, falls er sich auf die rechte Art gegen sie vertheidigte. Der brüllende Löwe konnte wohl seinen blutigen Rachen öffnen, aber den Menschen nicht zerreißen, die Schlange ihre Giftzähne zeigen oder ihren ungeheuren Schlund öffnen, aber nicht verwunden und nicht verschlingen. Eben so ohnmächtig waren alle anderen Gräuelgestalten. Wenn sich der Mensch zum Gebete wandte oder das heilige Zeichen des Kreuzes ihnen entgegenhielt, so verschwanden sie alle in die Schatten der Nacht, in die sie sich am liebsten hüllten, oder in das Dunkel des Waldes und der Felsenklüfte, wo sie so gerne wohnten.[8]) Alle solche Orte vermied daher selbst der Muthigste gerne, denn selbst wenn er sich mit guten Waffen bewehrt fühlte, wenn er Reliquien oder das Zeichen des Kreuzes bei sich trug, so war er doch nicht sicher, daß der Teufel ihm nicht in irgend einer Schauder erregenden Gestalt auflauerte, nicht um ihm zu schaden, sondern um sich an seinem Entsetzen zu weiden, das bei den Schwächen der menschlichen Natur auch das glaubensfesteste Gemüth nicht unterdrücken konnte.

Dagegen gab es ein sehr wirksames Mittel, solche an und

---

8) Dieses Vertrauen der Menschheit ist am kürzesten und energischsten ausgedrückt in dem Gebete des h. Calupa oder Calupanes, als ihn der Teufel in Schlangengestalt erschreckte: Discede a servis Dei, a quibus saepius superatus discessisti confusus. Der Teufel verschwand auch mit Schwefelgestank sogleich. V. Patr. XI, 1.

für sich verrufene Orte dem Teufel zu verleiden. Wenn irgend ein geweihtes Zeichen dort aufgestellt wurde, etwa ein Kreuz, oder wenn ein zum Gebete geweihtes Gebäude sich dort erhob, so war der ganze Platz in ziemlichem Umkreiß dem Teufel unheimlich geworden, und wenn er auch seine Nähe nicht ganz vermied, so oft es galt, den Menschen einen recht empfindlichen Schlag zu versetzen, so fühlte er sich doch selbst nicht wohl dabei und eilte so schnell als möglich weiter an andere Stellen, die ihm noch zum ungestörten Walten überlassen waren. Man konnte sich sonach allein durch eine solche Stiftung, die der ganzen Menschheit nützte, schon ein nicht geringes Verdienst in Gottes Augen erwerben.

So war auf eine sinnige Weise an den Fortschritt der Cultur, an die Bewältigung der Wildnisse und Einöden und der gestaltlosen Schrecken, die sie für das naive Empfinden haben, die Beschränkung des Reiches der Teufel geknüpft. Wenigstens in sichtbarer Gestalt konnten sie sich an solchen Orten, die von der christlichen Menschenwelt besucht wurden, nicht mehr so ungestört und behaglich herumtummeln wie vordem. Wenn auch die Anbauung einer solchen ungeheuerlichen Gegend zu rein materiellen Zwecken geschah, um ein neues fruchttragendes Feld zu gewinnen, so folgte doch bald die Errichtung eines Kreuzes oder einer Kapelle nach, oder es siedelten sich Menschen an und diese brachten schon zu ihrer Sicherheit alle die Schutzmittel mit sich, die sich gegen die bösen Geister zu erproben pflegten.

Wenn sich ein heiliger Mann aus innerem Drange, wie es so häufig geschah, in die Einöde zurückzog und hier der beschaulichen Gottseligkeit lebte, so war er ein lebendiges und deshalb besonders kräftiges Schutzmittel des an und für sich eigentlich unheimlichen Ortes. Zwar strebten gegen ihn die Teufel mit aller ihrer Macht und allen ihren Künsten am heftigsten, obschon am Ende gewöhnlich fruchtlos [9]), und für die Reflexion möchte es scheinen, als wenn nun erst recht ein Gewimmel von Teufeln einen solchen Ort unsicher gemacht hätte. Aber das unmittelbare Gefühl faßte es nicht so. Dies wandte gegen die Versuchungen und Kämpfe des Heiligen, die zu seinem Berufe so nothwendig gehörten und ihm einst so überreichlich vergolten werden sollten, nicht das Mindeste ein, aber es fand

9) S. o. S. 172.

sich der Sicherheit, die von dem gottseligen Manne über seine ganze Umgebung sich ergoß, mit vollstem Behagen. Wenn nun gar an einem solchen Orte eine Kirche oder ein Kloster sich erhob, so war dem Teufel ein schwerer Schlag beigebracht, den er häufig durch allerlei Spuk zu rächen oder abzuwehren versuchte, aber zuletzt natürlich immer ohnmächtig, weil auf einem solchen Gebäude, wo sich fast immer große Reliquien befanden, der Friede Gottes so mächtig ruhte. Und weit umher strahlte dieser Friede in die Gefilde hinein, wenigstens so weit man das Kreuz auf seinem Portale glänzen sah.

Größere Ansiedelungen der Menschen waren deshalb durch die Kirchen in ihrer Mitte, die die Gebeine der Schutzheiligen bewahrten, ziemlich genügend gegen das offene Treiben der Teufel gesichert, obgleich es wieder in jedem Orte irgend eine an sich unheimliche Stätte gab, wo sie sich gelegentlich zeigten und die Gläubigen besonders in nächtiger Stunde erschreckten. Es war eine höchst beruhigende Vorstellung für die Einwohner, daß die Heiligen gleichsam die Runde um ihre schutzbefohlenen Orte machten, und alle Versuche der Dämonen einzubringen und Schaden zu thun, lange ehe sie ein menschlicher Sinn gewahr werden konnte, zurückwiesen.[10])

Diesem entsprechend galten besonders ehemals bewohnte, nun verödete Orte als rechte Wohnplätze der Teufel. Von dem Bilde einer Ruine konnte nach der ganzen Anschauungsweise der Zeiten weder der gelehrteste Mann der kirchlichen Wissenschaft noch der roheste Landmann das Bild einer von bösen Geistern bewohnten Stätte trennen. Unzählige Züge der Legende bestätigten dies auf die nachdrücklichste Weise und konnten um so leichter Eingang finden, weil die ungeheuren Katastrophen, die über Gallien im Laufe der letzten Jahrhunderte gekommen waren, eine Menge Ruinen hinterlassen hatten.

Besonders unheimlich waren die Ruinen heidnischer Tempel oder Opferstätten, an denen im Lande kein Mangel war. Hier

---

10) Als die Teufel einmal in die Stadt Trier eindringen wollen, um eine sehr böse Seuche über die Einwohner zu bringen, können sie es nicht. Sie sagen zu einander: Quid hic, o socii, faciemus? ad unam portam Eucharius sacerdos observat, aliam Maximinus, in medio versatur Nicetius. Vit. Patr. XVII, 4.

verdoppelte sich von selbst das Grauen, weil es nicht bloß überhaupt Ruinen, sondern die einstmaligen Wohnplätze der Dämonen waren, die das blinde Heidenthum als Götter angebetet und denen es jene gräulichen Opfer gebracht hatte. Waren es ehemals keltische Heiligthümer, so hatte die Phantasie ein besonderes Recht zum Grauen, denn hier war allerdings dem blutigen Taranis und Hesus Menschenblut in Strömen geflossen. Aber naturgemäß machte [illegible] keine so gelehrten Unterschiede, sondern alles, was einst Tempel gewesen war, gleichviel ob römisch, griechisch oder keltisch, war von demselben Schauer umgeben. Darum war es auch ein doppelt verdienstliches Werk, wenn die Männer, vor deren Wort und Wunderkraft einst die Altäre der Götter in Staub gesunken waren, an ihrer Stelle Heiligthümer des wahren und guten Gottes der Christen errichtet hatten, wie es namentlich der heil. Martinus [illegible] und mit so glänzendem Erfolge gethan hatte, der auch hierin sich als einer der siegreichsten Widersacher des Teufels bewährte.[11]

---

11) Vit. M. I. 13: nam ubi fana destruxerat, statim ibi aut ecclesias aut monasteria construebat. Diese Stelle ist dann fast wörtlich in viele fränkische Heiligen-Legenden übergegangen. Zum ersten Mal wörtlich wiederholt Baudoen, V. St. Amandi 13 (Mab. A. S. O. S. B. 470.).

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Die Thaten des Teufels in der Menschenwelt.

Das Volksbewußtsein und die kirchliche Auffassung, die hier wie so häufig sich mehr von jenem abhängig gestaltete, als daß sie eigentlich maßgebend auf dasselbe einwirkte, unterschied eine Art Stufenleiter der Gefahren, die den Menschen von Seiten der Dämonen drohten. Die geringsten drohten von den Spukgestalten; dafür waren sie die häufigsten, und so ziemlich Jedermann hatte irgend einmal in seinem Leben ihre schreckhaften Einwirkungen erfahren. Viel bedenklicher waren die täuschenden und verführenden Gestalten, in denen sich der Teufel zu nahen pflegte. Doch gehörten diese Erscheinungen zu den seltenen, man könnte sagen, sie waren nur für die Auserwählten des Himmels aufbewahrt oder für die, die sich durch ihre Glaubenskraft zu dieser Schaar emporschwingen wollten. Für die gewöhnliche Menge waren sie so gut wie nicht vorhanden. Dagegen waren alle Gläubigen auf gleiche Weise den allergefährlichsten Anfechtungen des Satans ausgesetzt, wo er unsichtbar und unfaßbar aus seinem luftigen Verstecke hervor seine giftigen Pfeile auf den armen Menschen schoß, oder sich des Armes und des Verstandes einiger von ihm verführten Menschen als seiner Werkzeuge zum Schaden der anderen bediente.

Die Uebel, welche von den Teufeln oder dem Teufel[1]) über die Menschen gebracht wurden, betrafen entweder den Leib oder

---

1) S. o. Cap. XXVI.

die Seele oder beide zusammen. Nach der durchschnittlichen Denkweise der Zeit fürchtete man sich unmittelbar und so lange die Seele nicht reflectirte, mehr vor den ersteren, während immer, sobald nur irgend ein Ansatz aus dem unmittelbaren Empfindungsleben heraus zum Nachdenken gemacht wurde, die zweiten, die die Seele beschädigten, als die gefährlicheren erschienen.

Leibl. Uebel.

Die Uebel des Leibes, deren Verhängung in der Macht des Teufels stand, hielten sich ungefähr in dem Kreiß, in welchem sich die segensreiche Hülfe der Heiligen besonders bewährte.[2]) Den Einzelne fürchtete von ihm mit allerlei Krankheiten, namentlich aber mit innerlichen geplagt zu werden. Vorzugsweise erschienen auch damals noch wie in den urchristlichen Zeiten diejenigen körperlichen Leiden, die zugleich eine auffallende Störung des Seelenlebens bedingen, Epilepsie, Krämpfe, hitzige Fieber u. s. w. als ein Werk des Teufels, und die ursprünglich orientalische Vorstellung der Besessenheit fand auf diesem Wege auch hier allgemeinen Eingang, besonders da sie von Seite der Kirche mit großem Nachdruck in ihrem kanonischen Ansehen aufrecht erhalten wurde. Aber auch ansteckende Krankheiten aller Art wurden den Teufeln zugeschrieben[3]), gleichviel, ob sie mehr innerliche oder mehr äußerliche Leiden in ihrem Gefolge hatten. Auch sonst suchten sie auf alle Weise den Leib des Menschen zu beschädigen. Die fallende Tanne, die im Walde den Holzhauer erschlug, war gewiß durch die unsichtbare Hand eines Teufels umgestoßen worden, ehe sie nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge hätte umfallen können; der Felsblock, der in einem Hohlwege den sorglosen Wanderer zerschmetterte, wäre nicht herabgerollt, wenn ihm nicht ein Teufel mit seiner furchtbar kräftigen Hand einen Stoß gegeben hätte. Der gewöhnliche Mensch, besonders wenn er mitten in seinen weltlichen Gedanken war, konnte sich gegen solche Tücke wenig verwahren, aber Leuten von besonderer Heiligkeit wurde damit wenig geschadet, wie viele Beispiele der Legende beweisen, wo ein heiliger Mann einen auf ihn herabstürzenden Baum oder Fels durch sein kräftiges

---

2) S. o. S. 200. f.

3) Ein instructives Beispiel dieser Vorstellung ist bereits oben Cap. III erwähnt. Die Krankheit, um die es sich dort handelt, ist die so vielfach im Mittelalter erwähnte inguinaria lues, also jedenfalls ein äußeres Leiden.

und im Himmel gehörtes Wort wieder gegen den Lauf der Natur zum Stehen gebracht hatte.

Außerdem beschädigten sie wo sie nur konnten das menschliche Eigenthum, welches dem Menschen das nöthigste und liebste war. Schwer war es, das Vieh vor ihren Anfechtungen in Sicherheit zu bringen. Bald trieben sie die Heerde durch plötzlich eingejagten Schrecken in wilde Flucht, meist an gefährlichen Stellen, oder sie verführten sie zum Genuß ungesunder Kräuter oder gefährlichen Wassers; sie schickten Bremsen und Fliegen über sie, aber sie wichen auch nicht eher, bis sie sie mit dem vergifteten Pfeile der Seuchen verwundet hatten.[4]) Ebenso suchten sie den Feldbau des Menschen zu schädigen, wo sie nur konnten. Die schädlichen Gewitter, Hagel, Frost und Reif, Ueberschwemmungen oder auch versengende Dürre waren ihr Werk, und wenn dem Menschen hiermit ein recht schwerer Schlag geschehen war, daß er ganz verzweifeln wollte, hörte man oft das Hohnlachen der Teufel in der Luft, die vermeinten ihn vernichtet zu haben. Auch wenn ein plötzlicher Brand Haus und Habe verzehrte, war der Teufel gewiß dabei betheiligt; entweder war durch ihn selbst oder einen seiner Diener das Feuer geschürt worden, jedenfalls aber wurde es durch einen von ihm erregten Sturmwind angefacht. Ebenso tobte er in den Orcanen, die Bäume und Häuser zerrissen und ganze Fluren verheerten, die auf dem Meere oder auf den Flüssen die Schiffe in die Fluthen versenkten oder an Felsenriffen zerschmettern ließen. Kurz in dem ganzen Heere der materiellen Uebel, die den einzelnen Menschen und die Menschheit im allgemeinen bedrängten, gab es auch nicht eines, was der Bosheit des Teufels zu gering oder zu groß erschienen wäre, um sich an Gott und den Menschen wenigstens durch Neckereien zu rächen.

Schaden der Seele.

Die Seele beschädigte der Teufel, indem er es war, der ihr die bösen Gedanken eingab, aus denen die Sünde entsprang. Zwar wußte man, daß er die Seele nicht zwingen könne, Sünde zu thun, aber die Verführungen die er ihr bot waren doch so vielgestaltig, so plötzlich, so gefährlich, daß er wie der Augenschein bewies unendliche Erfolge mit seinen Bemühungen erreichte. Auch

4) Deshalb war es so sehr wichtig, daß sich die Heiligen auch des Viehes der Gläubigen erbarmten.

gab es für ihn, wenn er seine ihm ergebenen menschlichen Diener, die Zauberer, gebrauchte, allerdings eine Möglichkeit der menschlichen Seelen auch gegen ihren Willen Herr zu werden. So oft sich im menschlichen Herzen irgend eine Leidenschaft regte, konnte man sicher annehmen, daß der Teufel, der ja fast als allgegenwärtig galt, zur Stelle war[5]), und das Feuer schürte, auch wenn er es nicht unmittelbar angezündet hatte. Wenn dann die gewöhnlichen bösen Früchte der Leidenschaft, die Todsünden nach christlicher Auffassung erfolgten, so hatte er triumphirt, und da man überall wo man sich umsah Meineid, Ehebruch, Mord, Raub erblickte, so war es deutlich genug, daß er unzähligemale Gelegenheit zu Triumph hatte.

Er war es auch, der der Seele einflüsterte, die Lehren der Kirche oder des Christenthums nicht zu glauben und sich seiner Gnadenmittel nicht zu bedienen. Gelang ihm dies, was allerdings damals seltener von Statten ging als die Verführung zu den anderen Todsünden, so war der Mensch vollends verloren. Denn damit beraubte er sich der einzigen Möglichkeit den Angriffen des Teufels zu widerstehen, und er war fortan ein willenloses Werkzeug in seinen Händen. Nach dem Tode gehörte er ihm rettungslos an, und er sollte dann zu seiner ewigen Pein erfahren, wem er sich anvertraut hatte. Der Teufel war der Anstifter aller Ketzereien von denen die christliche Kirchengeschichte zu erzählen wußte, denn nur auf seine Verlockungen hin hatten ihre Urheber den Abfall vom wahren Glauben gewagt und unzählige Seelen mit sich fortgerissen, die nun selbst ebenso rasch unrettbar dem Reiche des Teufels verfallen waren, wenn sie nicht durch ein wunderbares Eingreifen der göttlichen Gnade gerettet wurden. Er trieb die Anhänger der Ketzerei zu versteckten und offenen Angriffen auf den reinen Glauben; er lenkte ihre Zungen, daß sie mit großer Geläufigkeit ihre schändlichen Irrthümer auskramten und mit der größten Beredsamkeit alle Einwürfe dagegen niederdisputirten. Auf diese Weise konnte, wie der Augenschein bewies, sehr leicht die unwissende Menge getäuscht werden, die nicht darüber nachzudenken vermochte, woher diese ihr imponirenden Geistes- und Redegaben stammten und wohin sie schließlich führten. Sie war im Stande

---

5) S. o. Cap. XXVI.

ieselben als Aeußerungen des heiligen Geistes zu bewundern,
ährend sie doch von dem Vater der Lüge und Sünde seinen
üngern eingeblasen wurden, und vor den wahren Waffen des
eiligen Geistes, wie sie die gottbegnadigten Vorkämpfer des rech-
n Glaubens handhabten, in den Staub sanken. Darum war es
unerläßlich nothwendig, daß jeder Bekenner des wahren Glau-
ens von vornherein überzeugt war und sich durch nichts in seiner
eberzeugung wankend machen ließ, weder durch gleißende Worte
och durch gewaltige Wunder, daß alles was mit der Ketzerei in
Verbindung stand ein Werk des Teufels sei und nur durch seine
nmittelbare Hülfeleistung sich zum Schaden der nicht ganz im
lauben Befestigten in der Welt geltend machen könne. Mit einer
lchen Ueberzeugung war man von dieser Seite her wohl bewahrt,
erade so wie man allen übrigen Verlockungen des Teufels durch
e Berufung auf das Gebot des Glaubens und auf das Gebet
Gott leicht entgehen konnte, wenn man nicht selbst durch die
gene böse Lust sich des Gebrauches dieser göttlichen Waffen be-
aubt hatte.

Menschen im Dienste des Teufels.

Es war noch immer eine der allergeläufigsten Vorstellun-
n der Zeit, daß die Feindseligkeiten des Teufels sich am ge-
öhnlichsten durch die Vermittlung von Menschen bethätigten,
nd daß sie dadurch nicht wenig an Nachdruck und Furcht-
arkeit gewannen, verstand sich wie von selbst. Denn es lag
uch in diesen Seelen, so roh sie sonst in manchen Dingen
in mochten, das instinctive Gefühl von der Ueberlegenheit
der Unwiderstehlichkeit des menschlichen Geistes sobald er sich durch
ine sittlichen Schranken mehr gehindert fühlte. Damit verband
ch ein anderes ebenfalls ganz dunkel instinctives, aber gerade
eshalb unendlich tiefwurzelndes Gefühl, wenn man den aller-
sten Ansatz dazu schon mit diesem Namen bezeichnen darf. Trotz
ller seiner physischen und geistigen Kraft war der Teufel doch zu-
tzt dem Menschen nicht gewachsen. Zwar fühlte der Mensch
iese seine Ueberlegenheit durchaus noch nicht als das Product
iner eigenen Kraft, sondern nur als einen Ausfluß der Gnade
ottes, und daher konnte auch das ganze Reich der Dämonen die
eelen dieser und noch vieler folgenden Zeiten so oft in panischen
chrecken jagen. Allein ein Schimmer dieses Bewußtseins brach
och schon in die Nacht der menschlichen Furcht und Verzagtheit

herein. Es schien dem Menschen, als wenn die geistige Macht des Teufels zum Schaden der Menschheit in dem Maße zunehme, als sich ihr die geistige Kraft der Menschheit selbst zugesellte.

Es wurde vorausgesetzt, daß der Mensch, wenn er sich aus freiem Willen in die Gesellschaft oder in die Herrschaft des Teufels gab, es in jedem Falle zum ewigen Schaden seiner Seele that. Denn es war der offenbarste Abfall vom Glauben, von welchem das christliche Bewußtsein Kenntniß hatte, und die Folgen mußte Jedermann, der auch nur die ersten Anfangsgründe des Glaubens kannte, vollständig vor der Seele stehen. Gott und dem eigenen Gewissen gegenüber konnte hier nicht die Ausrede gelten, man habe nicht gewußt was man gethan, wenn man im Namen der bösen Geister irgend etwas verrichtete. Nach streng kirchlicher Auffassung verband sich damit die Ansicht, daß es als Teufelswerk wie auf den Schaden der Seele dessen der sich damit befaßte, so auch nur auf den Schaden der Nebenmenschen, insbesondere der rechten Gläubigen gerichtet sein könne. Daß damit irgend etwas vollbracht werden könne das, als nützlich und zweckdienlich für andere in dem gewöhnlichen Sinne dieser Begriffe gelten könne, mußte von vornherein nach dem strengen Gebote des Glaubens geläugnet werden. Ja es mußte sogar angenommen werden, daß der, welcher sich damit befaßte, immer nur den directen Schaden seiner Nebenmenschen im Auge hatte, nicht allein etwa nur seinen eigenen Vortheil. Sein eigener Vortheil schien derselbe zu sein, wie der des Teufels seines Herrn, wenn er die Menschen beschädigte, und dieser bestand nur in der Seelenfreude über den Verlust, den er Gott oder den Menschen zugefügt hatte.

Mit einer solchen Auffassung hätte sich aber die Ansicht noch immer vereinigen lassen, daß alle derartigen Dinge zwar den Seelen der Menschen gegen die sie gerichtet waren, Schaden zuzufügen bestimmt waren, aber daß sie, gerade um sicherer ihren Zweck zu erreichen, doch in gewissen Grenzen wahrhafte irdische Vortheile zu gewähren vermöchten. Denn dadurch konnten sie auf alle rohen Gemüther stark genug wirken, die um des nächsten grob irdischen Vortheiles Willen leicht geneigt hätten sein können, ihre ewigen Güter aufzugeben. Allein die streng kirchliche Auffassung statuirte auch dies nicht einmal, nicht etwa nach einer verstandesmäßigen

eflexion, die ihr sagte, daß, wenn sie diese Möglichkeit anerkenne,
hr viele unter denen, die dem Namen nach an Christus glaubten,
ichts gegen die Einwirkungen solcher indirecten teuflischen Ein-
üsse einzuwenden gehabt hätten, sondern nach der aufrichtigen und
st im Gefühle wurzelnden Grundanschauung, die sie von dem Walten
es Teufels und der trügerischen Nichtigkeit aller seiner Werke hatte.
Nach ihr waren sowohl die betrogen, die sich selbstthätig zu Werk-
eugen des Teufels hergaben, wie alle die, welche mehr passiv,
ber auch in dieser Passivität noch sündhaft genug sich die Anwen-
ung der von andern in Bewegung gesetzten teuflischen Künste gefallen
eßen. Und beide Theile waren nicht bloß um ihre Seelen be-
ogen — denn auch die Seelen derer, die sich nur die Anwendung
uflischer Künste gefallen ließen, waren selbstverständlich wenigstens
so großer Todesgefahr, daß sie nur mit der größten Mühe ge-
ttet werden konnten, — sondern auch um allen den irdischen
ortheil, den sie aus ihren Kunststücken zu ziehen hofften und der
em Scheine nach auch sehr häufig sich wirklich ergab. Aber es
igte sich immer bald, daß der Schein getrogen hatte, daß das
as Gold geschienen Schmutz oder taubes Gestein war, daß das
aubermittel, welches das Fieber vertreiben sollte, den Tod her-
eiführte.

Indessen war die Volksanschauung in diesem Punkte nicht
nmer so taktfest, wie es die Kirche mit Recht verlangen konnte.
Daß in jedem Falle die Seele dessen schwer beschädigt werde,
elcher sich dem Teufel hingab, um mit seiner Kraft wunderbare,
en gewöhnlichen Menschen unerreichbare Dinge zu thun, stand
ohl fest genug. Auch daß diese Dinge meist zum directen
Schaden der anderen geschähen. Deshalb mußte man sich vor
dem durch des Teufels Beistand zauberkundigen Manne oder
Weibe ebenso, ja fast noch mehr wie vor dem Teufel selbst fürch-
n. Aber daß mitunter diese Zauberer auch mit dem was sie in
er bösen Dämonen Namen thaten, dem Menschen nicht zu schaden,
ondern vielmehr förderlich zu sein gedachten, war eine Vor-
ellung, von der sich die menschliche Seele nicht ganz losreißen
onnte, schon weil es ihr, so lange sie nicht reflectirte, un-
nöglich war, an eine absolute und ausnahmslose Bosheit des
Menschen zu glauben, die bloß um ihrer selbst Willen sich bethä-
gte. Daß die Zauberer dabei im Stillen den Schaden der Seele

des Menschen im Auge hatten, wenn sie seinem Leibe halfen oder Vortheil brachten, war wohl als allgemeingültig angenommen. Doch vergaß man es auch im einzelnen Falle wieder, wenn die Phantasie nicht durch irgend eine auffallende Thatsache darauf aufmerksam gemacht wurde. Gewiß aber schien es, daß manchmal dem Menschen wirklicher und bleibender Vortheil zugekommen war, wenn er sich mit solchen Dienern des Teufels eingelassen hatte. Ebenso gewiß war es freilich, daß auch sehr oft der anfänglich gezeigte Vortheil sich in Trug oder in directen Schaden verkehrt hatte, besonders wenn der Mensch auf diese Weise etwa irgend ein an und für sich sündiges Gelüste schnell und heimlich befriedigen wollte. Daß z. B. Schätze, die mit Hülfe der Zauberei aufgefunden worden waren, wirklichen Segen auch nur im gewöhnlichen irdischen Sinne gebracht hätten, war wenigstens nicht zu beweisen. Es sprachen ebenso viel Stimmen in der gewöhnlichen Volksmeinung dagegen wie dafür. Sicher aber war es, daß die, welche diese Zauberkünste selbstthätig trieben, damit keinen besonderen Vortheil erreichten. Sie waren damals wie zu allen Zeiten meist arm, alt und abgelebt, also den Hauptbeschwerden der Menschheit ebenso, ja fast noch mehr unterworfen, wie andere Menschen. Galt es einen an sich erlaubten oder gar guten Zweck, etwa die eigene Genesung oder die eines andern, den Schutz gegen irgend eine drohende Gefahr der Person oder des Eigenthums, so mochte man vielleicht eher auf einen wirklich glücklichen Erfolg solcher Zaubereien rechnen dürfen, besonders wenn man sich dabei im Stillen vorbehielt, die Macht des Fürsten der Finsterniß, in dessen Namen diese geschahen, doch nicht anzuerkennen, sondern dem wahren Gott im Himmel außerdem treu zu bleiben. Allein auch da fühlte sich die menschliche Seele nicht wenig geängstigt durch unzählige Fälle, die den schlimmsten Erfolg eines derartigen Vornehmens bewiesen. Wer freilich so weit von seiner Leidenschaft, in der selbst schon der Teufel war, sich hinreißen ließ, daß er ohne Rücksicht auf seine unsterbliche Seele etwa bloß an die Befriedigung seiner Rachsucht gegen einen Feind dachte, dem er auf einem andern Wege nicht zu schaden vermochte, konnte am ersten auf die reale Wirkung dieser Dinge rechnen, aber er war damit auch nach seinem eigenen Bewußtsein fast rettungslos in die Gewalt des Teufels gekommen, während nach der gewöhnlichen Vorstellung doch

zwar der Seele immerhin schadete, wenn man Zauberkünste bei sich anwenden ließ oder zu ihrer Anwendung veranlaßte, aber es sich doch denken ließ, daß der dadurch geschehene Schade nicht sogleich für alle Ewigkeit furchtbare und unabwendbare Folgen nach sich ziehe.

Doch gab es auch für die gewöhnliche Auffassung ein sehr weit ausgedehntes, in gewissem Sinne indifferentes Gebiet, auf welchem man, ohne so ganz direct in Gefahr zu kommen, von der Kraft dämonischer Mächte immerhin zu eigenem Vortheil Gebrauch machen konnte. Sehr viele geheimnißvoll wirkende Künste mochte ein Diener der Dämonen anwenden, ohne sich dabei ausdrücklich auf die Dämonen oder auf den Teufel zu berufen. Zwar war es klar, daß die Kraft die er dabei bethätigte, ihm nur von den bösen Mächten eingegeben sein konnte, weil er nur durch sie eine Kunst zu erhalten vermochte, die den gewöhnlichen Menschen verschlossen war. Mit seiner Seele war es daher um nichts besser bestellt, auch wenn er gelegentlich seiner Dienstbarkeit gegen den bösen Geist bei seinem Werke nicht mit ausdrücklichen Worten gedachte und dessen Namen als den seines Beistandes und Schutzherrn nicht geradezu anrief. Aber der andere Mensch, der für sich den Zauberer thätig sein ließ, fuhr um vieles sicherer, wenn der Name des Teufels nicht dabei genannt wurde. Zwar durfte er nicht läugnen, daß alles was von einem Diener des Teufels ausging, auch wenn es direct keinen Zusammenhang mit ihm beurkundete, doch auf jeden Fall nicht Gottes Werk, nichts Frommes und Heiliges sein konnte. Aber für gewöhnlich führte er ja auch eine strenge Eintheilung aller Dinge die geschahen, in solche, die für und gegen Gott waren, nicht durch, obwohl er die vollste Berechtigung einer solchen Eintheilung anerkannte. Die Masse aller Dinge des gewöhnlichen Lebens und der täglichen Ereignisse und Eindrücke war ihm an und für sich indifferent, ohne directen Bezug auf Gott oder auf dessen Feinde. So konnte er nun auch hier in dem übernatürlichen Reiche eine gewissermaßen indifferente Region statuiren, in der er ohne Schaden für seine Seele gelegentlich etwas länger und lieber verweilen mochte, als es die strictkirchliche Anschauung dulden wollte, die zwar auch nicht alles Zauberwesen als gleich tötlich für die Seelen ansah, aber doch in allem große Gefahr für sie erkannte und ein

gab es für ihn, wenn er seine ihm ergebenen menschlichen Diener, die Zauberer, gebrauchte, allerdings eine Möglichkeit der menschlichen Seelen auch gegen ihren Willen Herr zu werden. So oft sich im menschlichen Herzen irgend eine Leidenschaft regte, konnte man sicher annehmen, daß der Teufel, der ja fast als allgegenwärtig galt, zur Stelle war[5]), und das Feuer schürte, auch wenn er es nicht unmittelbar angezündet hatte. Wenn dann die gewöhnlichen bösen Früchte der Leidenschaft, die Todsünden nach christlicher Auffassung erfolgten, so hatte er triumphirt, und da man überall wo man sich umsah Meineid, Ehebruch, Mord, Raub erblickte, so war es deutlich genug, daß er unzähligemale Gelegenheit zu Triumph hatte.

Er war es auch, der der Seele einflüsterte, die Lehren der Kirche oder des Christenthums nicht zu glauben und sich seiner Gnadenmittel nicht zu bedienen. Gelang ihm dies, was allerdings damals seltener von Statten ging als die Verführung zu den anderen Todsünden, so war der Mensch vollends verloren. Denn damit beraubte er sich der einzigen Möglichkeit den Angriffen des Teufels zu widerstehen, und er war fortan ein willenloses Werkzeug in seinen Händen. Nach dem Tode gehörte er ihm rettungslos an, und er sollte dann zu seiner ewigen Pein erfahren, wem er sich anvertraut hatte. Der Teufel war der Anstifter aller Ketzereien, von denen die christliche Kirchengeschichte zu erzählen wußte, denn nur auf seine Verlockungen hin hatten ihre Urheber den Abfall vom wahren Glauben gewagt und unzählige Seelen mit sich fortgerissen, die nun selbst ebenso rasch unrettbar dem Reiche des Teufels verfallen waren, wenn sie nicht durch ein wunderbares Eingreifen der göttlichen Gnade gerettet wurden. Er trieb die Apostel der Ketzerei zu versteckten und offenen Angriffen auf den rechten Glauben; er lenkte ihre Zungen, daß sie mit großer Geläufigkeit ihre schändlichen Irrthümer auskramten und mit der größten Beredsamkeit alle Einwürfe dagegen niederdisputirten. Auf diese Weise konnte, wie der Augenschein bewies, sehr leicht die unwissende Menge getäuscht werden, die nicht darüber nachzudenken vermochte, woher diese ihr imponirenden Geistes- und Redegaben stammten und wohin sie schließlich führten. Sie war im Stande,

5) S. o. Cap. XXVI.

dieselben als Aeußerungen des heiligen Geistes zu bewundern, während sie doch von dem Vater der Lüge und Sünde seinen Jüngern eingeblasen wurden, und vor den wahren Waffen des heiligen Geistes, wie sie die gottbegnadigten Vorkämpfer des rechten Glaubens handhabten, in den Staub sanken. Darum war es so unerläßlich nothwendig, daß jeder Bekenner des wahren Glaubens von vornherein überzeugt war und sich durch nichts in seiner Ueberzeugung wankend machen ließ, weder durch gleißende Worte noch durch gewaltige Wunder, daß alles was mit der Ketzerei in Verbindung stand ein Werk des Teufels sei und nur durch seine unmittelbare Hülfeleistung sich zum Schaden der nicht ganz im Glauben Befestigten in der Welt geltend machen könne. Mit einer solchen Ueberzeugung war man von dieser Seite her wohl bewahrt, gerade so wie man allen übrigen Verlockungen des Teufels durch die Berufung auf das Gebot des Glaubens und auf das Gebet zu Gott leicht entgehen konnte, wenn man nicht selbst durch die eigene böse Lust sich des Gebrauches dieser göttlichen Waffen beraubt hatte.

Menschen im Dienste des Teufels.

Es war noch immer eine der allergeläufigsten Vorstellungen der Zeit, daß die Feindseligkeiten des Teufels sich am gewöhnlichsten durch die Vermittlung von Menschen bethätigten, und daß sie dadurch nicht wenig an Nachdruck und Furchtbarkeit gewannen, verstand sich wie von selbst. Denn es lag auch in diesen Seelen, so roh sie sonst in manchen Dingen sein mochten, das instinctive Gefühl von der Ueberlegenheit oder Unwiderstehlichkeit des menschlichen Geistes sobald er sich durch keine sittlichen Schranken mehr gehindert fühlte. Damit verband sich ein anderes ebenfalls ganz dunkel instinctives, aber gerade deshalb unendlich tiefwurzelndes Gefühl, wenn man den allerersten Ansatz dazu schon mit diesem Namen bezeichnen darf. Trotz aller seiner physischen und geistigen Kraft war der Teufel doch zuletzt dem Menschen nicht gewachsen. Zwar fühlte der Mensch diese seine Ueberlegenheit durchaus noch nicht als das Product seiner eigenen Kraft, sondern nur als einen Ausfluß der Gnade Gottes, und daher konnte auch das ganze Reich der Dämonen die Seelen dieser und noch vieler folgenden Zeiten so oft in panischen Schrecken jagen. Allein ein Schimmer dieses Bewußtseins brach doch schon in die Nacht der menschlichen Furcht und Verzagtheit

des Menschen im Auge hatten, wenn sie seinem Leibe halfen oder Vortheil brachten, war wohl als allgemeingültig angenommen. Doch vergaß man es auch im einzelnen Falle wieder, wenn die Phantasie nicht durch irgend eine auffallende Thatsache darauf aufmerksam gemacht wurde. Gewiß aber schien es, daß manchmal dem Menschen wirklicher und bleibender Vortheil zugekommen war, wenn er sich mit solchen Dienern des Teufels eingelassen hatte. Ebenso gewiß war es freilich, daß auch sehr oft der anfänglich gezeigte Vortheil sich in Trug oder in directen Schaden verkehrt hatte, besonders wenn der Mensch auf diese Weise etwa irgend ein an und für sich sündiges Gelüste schnell und heimlich befriedigen wollte. Daß z. B. Schätze, die mit Hülfe der Zauberer aufgefunden worden waren, wirklichen Segen auch nur im gewöhnlichen irdischen Sinne gebracht hätten, war wenigstens nicht zu beweisen. Es sprachen ebenso viel Stimmen in der gewöhnlichen Volksmeinung dagegen wie dafür. Sicher aber war es, daß die, welche diese Zauberkünste selbstthätig trieben, damit keinen besonderen Vortheil erreichten. Sie waren damals wie zu allen Zeiten meist arm, alt und abgelebt, also den Hauptbeschwerden der Menschheit ebenso, ja fast noch mehr unterworfen, wie andere Menschen. Galt es einen an sich erlaubten oder gar guten Zweck, etwa die eigene Genesung oder die eines andern, den Schutz gegen irgend eine drohende Gefahr der Person oder des Eigenthums, so mochte man vielleicht eher auf einen wirklich glücklichen Erfolg solcher Zaubereien rechnen dürfen, besonders wenn man sich dabei im Stillen vorbehielt, die Macht des Fürsten der Finsterniß, in dessen Namen diese geschahen, doch nicht anzuerkennen, sondern dem wahren Gott im Himmel außerdem treu zu bleiben. Allein auch hier fühlte sich die menschliche Seele nicht wenig geängstigt durch unzählige Fälle, die den schlimmsten Erfolg eines derartigen Beginnens bewiesen. Wer freilich so weit von seiner Leidenschaft, die der selbst schon der Teufel war, sich hinreißen ließ, daß er ohne Rücksicht auf seine unsterbliche Seele etwa bloß an die Befriedigung seiner Rachsucht gegen einen Feind dachte, dem er auf einem andern Wege nicht zu schaden vermochte, konnte am ersten auf die volle Wirkung dieser Dinge rechnen, aber er war damit auch nach seinem eigenen Bewußtsein fast rettungslos in die Gewalt des Teufels gekommen, während nach der gewöhnlichen Vorstellung a

Reflexion, die ihr sagte, daß, wenn sie diese Möglichkeit anerkenne, sehr viele unter denen, die dem Namen nach an Christus glaubten, nichts gegen die Einwirkungen solcher indirecten teuflischen Einflüsse einzuwenden gehabt hätten, sondern nach der aufrichtigen und fest im Gefühle wurzelnden Grundanschauung, die sie von dem Walten des Teufels und der trügerischen Nichtigkeit aller seiner Werke hatte. Nach ihr waren sowohl die betrogen, die sich selbstthätig zu Werkzeugen des Teufels hergaben, wie alle die, welche mehr passiv, aber auch in dieser Passivität noch sündhaft genug sich die Anwendung der von andern in Bewegung gesetzten teuflischen Künste gefallen ließen. Und beide Theile waren nicht bloß um ihre Seelen betrogen — denn auch die Seelen derer, die sich nur die Anwendung teuflischer Künste gefallen ließen, waren selbstverständlich wenigstens in so großer Todesgefahr, daß sie nur mit der größten Mühe gerettet werden konnten, — sondern auch um allen den irdischen Vortheil, den sie aus ihren Kunststücken zu ziehen hofften und der dem Scheine nach auch sehr häufig sich wirklich ergab. Aber es zeigte sich immer bald, daß der Schein getrogen hatte, daß das was Gold geschienen Schmutz oder taubes Gestein war, daß das Zaubermittel, welches das Fieber vertreiben sollte, den Tod herbeiführte.

Indessen war die Volksanschauung in diesem Punkte nicht immer so taktfest, wie es die Kirche mit Recht verlangen konnte. Daß in jedem Falle die Seele dessen schwer beschädigt werde, welcher sich dem Teufel hingab, um mit seiner Kraft wunderbare, den gewöhnlichen Menschen unerreichbare Dinge zu thun, stand wohl fest genug. Auch daß diese Dinge meist zum directen Schaden der anderen geschähen. Deshalb mußte man sich vor jedem durch des Teufels Beistand zauberkundigen Manne oder Weibe ebenso, ja fast noch mehr wie vor dem Teufel selbst fürchten. Aber daß mitunter diese Zauberer auch mit dem was sie in der bösen Dämonen Namen thaten, dem Menschen nicht zu schaden, sondern vielmehr förderlich zu sein gedachten, war eine Vorstellung, von der sich die menschliche Seele nicht ganz losreißen konnte, schon weil es ihr, so lange sie nicht reflectirte, unmöglich war, an eine absolute und ausnahmslose Bosheit des Menschen zu glauben, die bloß um ihrer selbst Willen sich bethätigte. Daß die Zauberer dabei im Stillen den Schaden der Seele

solches neutrales Gebiet zwischen Gott und dem Teufel [illegible]
nicht gelten lassen wollte.

Als ein stehender Zug für die Bethätigung solcher dämoni[illegible]
Einflüsse, die durch Menschen als Diener des Teufels anderen [illegible]
schen vermittelt wurden, darf es gelten, daß sie sowohl zum [illegible]
den als auch zum Nutzen der anderen nicht durch den bloßen [illegible]
des Zauberers in Wirksamkeit gesetzt werden konnten, sondern
noch irgend etwas weiteres, eine sinnlich wahrnehmbare [illegible]
lung, unumgänglich nöthig war. Wenn dieselbe auch nur [illegible]
Aussprechen gewisser Worte und Namen bestand, so war sie
schon vorhanden, gewöhnlich aber verbanden sich solche von
bösen Geistern eingegebene Formeln noch mit einem handgreiflich[illegible]
Vorgang, mit gewissen Geberden, gewissen Stellungen mit
Auflegen der Hand, Bestreichen des Leibes, Aufstreichen [illegible]
Flüssigkeiten und Salben aller Art. Selbstverständlich war
eigentlich dämonische Kraft nicht in diesen Dingen gelegen,
galten, um nach unserer Art zu reden, nicht als Instrum[illegible]
sondern nur als Symbole des Vorganges, aber sie waren [illegible]
unzertrennlichen Symbole. Darum konnte man sie auch [illegible]
an und für sich anwenden, ohne die Hülfe der Kraft, deren [illegible]
sie ihrer Geltung nach waren, ausdrücklich in Anspruch zu [illegible]
men. Eine unzählige Menge derartiger Dinge figurirte als ei[illegible]
liche Masse des Volksaberglaubens in dieser Zeit, ohne daß [illegible]
in ihnen eine directe Versündigung gegen Gott sah, obgleich
Zusammenhang mit den bösen Mächten gar nicht abgeläug[illegible]
werden konnte. Die Kirche verfolgte diese Dinge zwar mit gro[illegible]
Strenge, allein sie zogen sich gewöhnlich so sehr in das D[illegible]
des geheimsten Familienlebens und des engsten Privatverk[illegible]
zurück, daß es auch ihrem sonst so scharfen Auge nur selten gl[illegible]
sie zu erspähen. Ausrotten ließen sie sich vollends nicht, höchst
wurde ihre Verbreitung und laute Kundgebung durch die Mahnun[illegible]
der Geistlichkeit gehindert, obgleich auch diese selbst oft nur
sehr geneigt war, weil sie doch noch selbst mit einem Fuße mi[illegible]
in dem nationalen Leben stand, sich daran zu betheiligen.

Die Erfolge, welche die menschlichen Diener der Dämonen
anderen Menschen, oder diejenigen erzielten, die sich ihrer For[illegible]
und Kunststücke bedienten, ohne selbst in ihre Botmäßigkeit und in
Dienst des Teufels einzutreten, bestanden, soweit sie darauf abge[illegible]

waren den Nebenmenschen zu schaden, im Wesentlichen in denselben Dingen, in denen auch die Teufel ihre Macht über die Natur bewiesen. Man konnte damit Krankheiten aller Art dem andern, oder auch im Dienste eines Zweiten einem Dritten, den dieser Zweite verderben wollte, aufladen. Ihre Gefährlichkeit und Schmerzlichkeit hielt sich in allen denkbaren Nüancen: man konnte damit ebensowohl einen andern des freien Gebrauches eines Gliedes, eines Fingers der Hand, der ganzen Hand, des Armes oder des Beines berauben, wie man ihn unter qualvollen Martern hinsiechen ließ, bis er, wenn ihm keine Hülfe zukam oder das Zauberwerk nicht von selbst unterassen wurde, den Geist aufgab. Ebenso konnte man in aller Weise das Eigenthum eines anderen, sowohl lebendiges wie totes beschädigen, insbesondere durch Unwetter und Hagel die Feldfrüchte verderben, das Vieh erkranken und sterben lassen.

Unter den Krankheiten, deren Verhängung auf diese Weise durch den obersten Feind Gottes und der Menschen in die Macht des Menschen gegeben war, nahmen diejenigen, welche den Gebrauch der Vernunft lähmten oder gar raubten, eine gewißermaßen bevorzugte Stelle ein.[6]) So gewann man auch in einer Hinsicht Gewalt über die unsterbliche Seele, die sonst den Anfechtungen des Satans zwar nicht entzogen war, aber doch nur mit ihrem eigenen Willen von ihm besiegt werden konnte.[7]) Aber gerade in Betreff des von Menschen getriebenen Zauberwerkes, gestattete die allgemeine Anschauung der Zeit, die sogar von den Männern der Kirche fast durchweg getheilt wurde, gleichsam um die höhere Kraft desselben anzuerkennen, eine höchst merkwürdige Ausnahme von jenem Grundsatz, der ihr doch ein so wichtiges Schutzmittel gegen die von der Phantasie geschaffenen Schrecknisse war. Man nahm zwar ungern, aber doch mit größter Ueberzeugung an, daß Zauber- und Herenwerk soweit Gewalt über die Seele gewinnen könnten, daß sie geradezu zu Begehung von bösen Dingen zwängen. Hätte die Volksanschauung die furchtbaren Consequenzen dieses Glaubens ermessen, so würde sie davor zurückgeschaudert sein. So aber stand er unvermittelt neben jenem anderen trostreichen Glauben der Mensch-

6) S. o. S. 242.
7) S. o. S. 243.

solches neutrales Gebiet zwischen Gott und dem Teufel durchaus nicht gelten lassen wollte.

Als ein stehender Zug für die Bethätigung solcher dämonischer Einflüsse, die durch Menschen als Diener des Teufels anderen Menschen vermittelt wurden, darf es gelten, daß sie sowohl zum Schaden als auch zum Nutzen der anderen nicht durch den bloßen Willen des Zauberers in Wirksamkeit gesetzt werden konnten, sondern daß noch irgend etwas weiteres, eine sinnlich wahrnehmbare Vermittlung, unumgänglich nöthig war. Wenn dieselbe auch nur in dem Aussprechen gewisser Worte und Namen bestand, so war sie doch schon vorhanden, gewöhnlich aber verbanden sich solche von den bösen Geistern eingegebene Formeln noch mit einem handgreiflicheren Vorgang, mit gewissen Geberden, gewissen Stellungen mit dem Auflegen der Hand, Bestreichen des Leibes, Aufstreichen von Flüssigkeiten und Salben aller Art. Selbstverständlich war die eigentlich dämonische Kraft nicht in diesen Dingen gelegen, sie galten, um nach unserer Art zu reden, nicht als Instrumente, sondern nur als Symbole des Vorganges, aber sie waren seine unzertrennlichen Symbole. Darum konnte man sie auch wohl an und für sich anwenden, ohne die Hülfe der Kraft, deren Träger sie ihrer Geltung nach waren, ausdrücklich in Anspruch zu nehmen. Eine unzählige Menge derartiger Dinge figurirte als eigentliche Masse des Volksaberglaubens in dieser Zeit, ohne daß man in ihnen eine directe Versündigung gegen Gott sah, obgleich ihr Zusammenhang mit den bösen Mächten gar nicht abgeläugnet werden konnte. Die Kirche verfolgte diese Dinge zwar mit großer Strenge, allein sie zogen sich gewöhnlich so sehr in das Dunkel des geheimsten Familienlebens und des engsten Privatverkehrs zurück, daß es auch ihrem sonst so scharfen Auge nur selten glückte, sie zu erspähen. Ausrotten ließen sie sich vollends nicht, höchstens wurde ihre Verbreitung und laute Kundgebung durch die Mahnungen der Geistlichkeit gehindert, obgleich auch diese selbst oft nur zu sehr geneigt war, weil sie doch noch selbst mit einem Fuße mitten in dem nationalen Leben stand, sich daran zu betheiligen.

Die Erfolge, welche die menschlichen Diener der Dämonen an anderen Menschen, oder diejenigen erzielten, die sich ihrer Formeln und Kunststücke bedienten, ohne selbst in ihre Botmäßigkeit und in den Dienst des Teufels einzutreten, bestanden, soweit sie darauf abgesehen

waren den Nebenmenschen zu schaden, im Wesentlichen in denselben Dingen, in denen auch die Teufel ihre Macht über die Natur bewiesen. Man konnte damit Krankheiten aller Art dem andern, oder auch im Dienste eines Zweiten einem Dritten, den dieser Zweite verderben wollte, aufladen. Ihre Gefährlichkeit und Schmerzlichkeit hielt sich in allen denkbaren Nüancen: man konnte damit ebensowohl einen andern des freien Gebrauches eines Gliedes, eines Fingers der Hand, der ganzen Hand, des Armes oder des Beines berauben, wie man ihn unter qualvollen Martern hinsiechen ließ, bis er, wenn ihm keine Hülfe zukam oder das Zauberwerk nicht von selbst unterassen wurde, den Geist aufgab. Ebenso konnte man in aller Weise das Eigenthum eines anderen, sowohl lebendiges wie totes beschädigen, insbesondere durch Unwetter und Hagel die Feldfrüchte verderben, das Vieh erkranken und sterben lassen.

Unter den Krankheiten, deren Verhängung auf diese Weise durch den obersten Feind Gottes und der Menschen in die Macht des Menschen gegeben war, nahmen diejenigen, welche den Gebrauch der Vernunft lähmten oder gar raubten, eine gewißermaßen bevorzugte Stelle ein.[6]) So gewann man auch in einer Hinsicht Gewalt über die unsterbliche Seele, die sonst den Anfechtungen des Satans zwar nicht entzogen war, aber doch nur mit ihrem eigenen Willen von ihm besiegt werden konnte.[7]) Aber gerade in Betreff des von Menschen getriebenen Zauberwerkes, gestattete die allgemeine Anschauung der Zeit, die sogar von den Männern der Kirche fast durchweg getheilt wurde, gleichsam um die höhere Kraft desselben anzuerkennen, eine höchst merkwürdige Ausnahme von jenem Grundsatz, der ihr doch ein so wichtiges Schutzmittel gegen die von der Phantasie geschaffenen Schrecknisse war. Man nahm zwar ungern, aber doch mit größter Ueberzeugung an, daß Zauber- und Hexenwerk soweit Gewalt über die Seele gewinnen könnten, daß sie geradezu zu Begehung von bösen Dingen zwängen. Hätte die Volksanschauung die furchtbaren Consequenzen dieses Glaubens ermessen, so würde sie davor zurückgeschaudert sein. So aber stand er unvermittelt neben jenem anderen trostreichen Glauben der Mensch-

6) S. o. S. 242.
7) S. o. S. 243.

heit an sich selbst und an die sittliche Weltordnung, wie ein finsterer Schatten, der aus der Nacht des Heidenthums in den menschlichen und göttlichen Tag des Christenthums hereinfiel, der diesen Tag zwar nicht wieder in Nacht verwandeln konnte, aber doch nicht so hell scheinen ließ, als es zum Frieden der Menschheit gedient hätte.[8])

Daß man durch solche Künste Abneigung in Zuneigung, Liebe in Haß verwandeln konnte, hing ebenfalls mit dieser Anschauung enge zusammen und man dachte sich dabei, weil die Folgen solcher Zaubereien wenigstens für eine rohe sittliche Auffassung gar nicht bedenklich schienen, nichts Arges.

Zum Nutzen eines anderen konnte man von solchen Zaubersprüchen und Zaubermitteln in derselben Weise, nur umgekehrt, Gebrauch machen, wie man sie zu seinem Schaden anwandte. Alle möglichen Krankheiten ließen sich dadurch vertreiben, und gerade hierin als in einem Vorgange, der im Laufe des gewöhnlichen Lebens unzähligemale zur Anwendung kommen konnte, wurzelte auch die Geltung und der Gebrauch des Zauberwesens am festesten. Es gab viele Menschen, die sich aus eigenem Instinct oder weil sie die Regungen ihres christlichen Gewissens fühlten, um keinen Preiß dazu verstanden haben würden, Zauberformeln zum Schaden eines andern anzuwenden oder anwenden zu lassen. Allein sie nahmen keinen Anstoß daran, sie zum eigenen oder zum Vortheil eines andern, besonders in der Noth der leiblichen Krankheit zu gebrauchen und glaubten auch an ihren Erfolg, obwohl sie nach den Geboten des Glaubens davon überzeugt zu sein vermeinten, daß nur durch den besonderen Beistand Gottes oder seiner Heiligen dem Menschen eine wunderbare Befreiung von seinen Leiden zu Theil werden könne. Daß aber weder von Gott noch von den Heiligen bei diesem Verfahren die Rede war, daß überhaupt beide auf eine

---

8) Zur Charakteristik der Zeitenschauung führe ich nur an Fredeg. XLIX: Adaloaldus, der König der Longobarden, war im Bade mit einer zauberischen Salbe bestrichen worden. Damit war seine Seele in die Hand des Eusebius gegeben, der das Hexenwerk veranlaßt hatte; „post banc unctionem necquicquam aliud nisi quod ab Eusebio hortabatur facere poterat. Er vollbringt nun auf dessen teuflisches Geheiß eine Menge Thaten, die ihm und seinem Volke den größten zeitlichen Schaden und ihm die schwersten Todsünden aufladen. Aber die volle Last der Sünde bleibt auf ihm, dem Willenlosen, haften.

solche Weise nicht zur Hülfeleistung gegen die Menschheit gezwungen werden konnten, wußten sie sehr wohl.

Noch umfassender war die Macht zauberischer Künste auf dem geistig-intellectuellen Gebiete. Hierher gehörte alles, was man als Wahrsagung und Vorschau bezeichnen kann. Es stand fest, daß die Dämonen ihren Dienern diese Gabe in sehr ausgedehntem Maße verleihen konnten, obgleich das menschliche Gefühl wieder mit sehr bemerkenswerther Inconsequenz eine solche Gabe der Allwissenheit bei dem Teufel selbst oder den Teufeln anzuerkennen sich weigerte.[9]) Aber ihre menschlichen Diener besaßen dieselbe nur durch ihre Macht und konnten sie zwar nicht unmittelbar wie ihre sonstige Zauberkunst auf andere übertragen, aber doch anderen damit dienen. Auch hier war es wieder als allgemein gültig angenommen, daß die Wahrsager und Erspäher der Zukunft zwar auf jede an sie gestellte Frage Antwort zu geben vermöchten, daß aber diese Antwort nicht immer wahrhaftig sei. Nicht als wenn sie nicht selbst die Wahrheit hätten sagen wollen. Aber wie in Nachwirkung der bösen Grundkraft, durch die dies alles geschah, war es ihnen gewöhnlich nur verstattet, das Böse, was dem der sie befragte geschehen sollte, richtig vorherzusehen, während sich ihnen das Gute entweder gar nicht oder in falscher Gestalt offenbarte. Auch hier zeigte sich der Teufel, wie er der kirchlichen Ansicht galt, als der Vater aller Lüge und alles Truges. Die Consequenz der volksmäßigen Anschauung ging sehr häufig so weit, daß sie annahm, daß das Gute, welches die Wahrsager des Teufels verkündeten, nur dann eintreffen werde, wenn es dem der sie fragte zum Schaden dienen sollte. Wenn er sich vielleicht angelegentlich nach dem Schicksal einer von ihm gehaßten Person erkundigte, in der Hoffnung, daß dieser in der Zukunft sehr viel Uebel bevorstehe, so erfuhr er zu seinem Schrecken, daß ihr ein großes Glück und dadurch ihm selbst Unglück bevorstehe. Ja es schien sogar, obgleich sich der Volksgeist nie ganz darüber klar wurde, als wenn ein solches Forschen in der Zukunft nicht blos die schon im Laufe der Dinge begründeten, aber noch nicht vorhandenen Ereignisse offenbare, sondern gewissermaßen bestimmend auf ihren Gang einwirken könne, aber immer nur im bösen Sinne.

Mantik.

9) S. o. Cap. XXVI.

Nichts desto weniger fühlte man sich, trotz aller Abmahnungen der Kirche, welcher diese Mantik ein Gräuel war, die nicht in ihrem Namen oder in dem des christlichen Glaubens betrieben wurde, und trotz der widerstrebenden Regungen im eigenen Gewissen fortwährend mächtig dahin gezogen, und an allen Orten und Enden gab es Wahrsager und Vorschauer, die ihr Gewerbe gewöhnlich nicht einmal mit der Heimlichkeit trieben, in die sich die eigentlichen Zauberkünstler zu verhüllen gezwungen sahen, wenn sie nicht als Verehrer und Diener des Teufels, folglich als Ketzer oder Feinde des christlichen Glaubens sehr strengen körperlichen Strafen auch neben der Ausschließung aus der Gemeinschaft der Kirche, aus der sie sich ja freiwillig entfernt hatten, verfallen wollten. Im Vergleich damit schien das Verlangen die Zukunft kennen zu wollen ein sehr unschuldiges zu sein, und auch die Formen, in denen diese Kunst von ihren Meistern ausgeübt wurde, trugen wenigstens nicht alle den auffallenden Stempel ihres heidnischen Ursprunges oder ihres Zusammenhanges mit dem Teufel auf der Stirn.

Die grausigste Art dieser Mantik war, wenn mit Hülfe dämonischer Sprüche und Ceremonien die Geister der Toten aus ihrer Ruhestätte herausgezwungen wurden, um Auskunft über Dinge zu geben, welche die Lebenden nicht wissen konnten oder nicht wissen durften. Auch hier zog sich der Faden der Tradition direct aus dem Heidenthum in das Christenthum hinein, und die heidnische Düsterheit war hier noch weniger als anderswo durch christliche Streiflichter erhellt. Darum wagte man auch nur sehr selten, diese Kunst in Ausübung zu bringen, doch stand es fest, daß sie nothwendig zu der Zauberkunst gehörte und also auch Jedem, der davon Profeß machte, bekannt sein mußte.

Auch diese Vorstellung stand ganz einzeln und abgerissen neben der sonst geläufigen über das Schicksal und den Aufenthalt der Seelen nach dem Tode. Es wurde kein Versuch gemacht, beide mit einander zu vermitteln. Die Kirche kämpfte gegen sie mit größtem Eifer wie gegen alles Zauber- und Hexenwesen, hier wie überall von dem Glauben getragen, es mit einer realen Macht zu thun zu haben. Wenn sie es nun auch durchsetzte, daß sich so leicht Niemand damit an die Oeffentlichkeit herauswagte, außer da, wo durch ganz besondere Verhältnisse der Einfluß der Kirche ge-

lähmt war, so trug ihre Polemik eher dazu bei, den Volksaberglauben zu bestärken als zu brechen, weil sie die Realität aller solcher Dinge ebenso wie das Volk selbst nicht bezweifelte.

Der gewaltige Zug, der die menschliche Natur an und für sich nach diesem dämonischen Kreiße hintrieb, auch wenn das Gewissen ernstlichst dagegen warnte, die Kirche die Folgen davon so schreckhaft als möglich vorstellte, und der Arm der weltlichen Justiz mit den empfindlichsten Strafen drohte, konnte sich auch, wenn gleich unter einschränkenden Bedingungen, auf eine ganz erlaubte, ja man kann sogar sagen geweihte Art befriedigen. Denn auch die Kirche erkannte die Principien der Naturanschauung, auf welchen dieser Aberglaube überhaupt beruhte, völlig an, und hatte ihnen keineswegs etwa aus praktischer Reflexion, sondern ganz unwillkürlich in ihrer Mitte Raum verstattet.

Hierher gehört vor allen Dingen der Glaube an die fast absolute Wirksamkeit gewisser Gebetsformulare, um die Heiligen zur Hülfe gleichsam zu zwingen [10]), dann auch was sich auf die an und für sich wunderthätige Kraft von Reliquien bezog. Mit ihrer Hülfe konnte man die meisten der Dinge wirklich thun, die man mit Hülfe des Teufels oder seiner Diener nur zu eigenem Betrug und zur Blendung anderer vollbrachte. Die Zukunft konnte man freilich damit nicht erkennen, indem man Tote aus ihren Gräbern hervorgehen ließ, so wenig wie man über die Seele oder den Willen des Menschen auf diesem Wege Macht gewann. Aus freier göttlicher Gnade war aber manchen die Gabe der Wunder verliehen worden, zwar nicht in der ganzen Fülle, wie sie Gott allein zustand, aber doch oft in sehr ausgedehntem Umfang [11]), allein es gab kein Mittel, um diese Gabe zu erzwingen.

Es gab als Gegenstücke zu den dämonischen Zeichen und Ceremonien solche, die kirchlich geweiht waren und die, sobald sie nur von einem wahrhaft Gläubigen angewandt wurden, nicht bloß dem Seelenheile nichts schadeten, sondern sich auch für den bestimmten Zweck stets wirksam erwiesen. Dazu gehörte das Zeichen des

---

10) S. o. S. 195.

11) Das Genauere s. u. Cap. XXXI, wo von den lebendigen Heiligen in der Kirche Gottes die Rede ist.

Kreuzes, welches dem Menschen in jeglicher Lage zu Statten kam. Es war die erste Zuflucht aller wahrhaft gläubigen Menschen in jeglicher Noth des Lebens, in den Schrecknissen der Natur, in Krankheitsanfällen, unter Feinden. Aehnlich wirkte auch schon das bloße Aussprechen des Namens der Dreieinigkeit oder einer der göttlichen Personen, vor allem der Name Christi, auch in geringerem Maße der eines bewährten Märtirers oder Heiligen.

Das Aussprechen eines heiligen Namens war die einfachste Art, sich seiner Gegenwärtigkeit zu versichern. Aber man konnte dies auch noch auf leibhaftigere und dauerndere Weise erreichen, wenn man ihn auf Stäbchen einschnitt oder schrieb. Wurden solche Stäbchen etwa unter das Kopfkissen eines Kranken gelegt, so leisteten sie diesem gleichsam als eine fortwährend wirksame Medicin die besten Dienste, während das einmalige Aussprechen eines heiligen Namens nur mehr eine momentane Hülfe zu bedingen schien, die allerdings in manchen Fällen nothwendig war, während andere eine stetigere und längere Einwirkung erforderten. [12])

Wollte man auf kirchlich erlaubte Weise die Zukunft erkennen, ohne daß Gott durch einen Traum oder eine Vision sie von freien Stücken dem Menschen offenbarte, so gab es auch dafür ein sehr

---

12) So hatte Gregor von Tours eine himmlische Erscheinung als sein Vater krank war: facito hastulam parvulam ex ligno quod nomen Josuae recipere possit, scriptumque ex atramento sub capitis fulcrum conloca. Ebenso wird ihm geboten, ein Stäbchen mit dem Namen des Tobias zu bezeichnen, Glor. Confess. 40. — Das Loßen durch Aufschlagen der Bibel ist sehr lebendig und anschaulich beschrieben, Fred. XV, 14: Meroveus tres libros super sancti (Martini) sepulcrum posuit, id est Psalterii, Regum, Evangeliorum, et vigilans tota nocte, petiit ut sibi beatus confessor quid eveniret ostenderet. Post haec continuato triduo in jejuniis, vigiliis atque orationibus iterum ad beatum tumulum accedens, revolvit librum, qui erat Regum. — Psalterii autem versus hic est inventus etc. — In Evangeliis autem hoc est repertum etc. —

Ebenso erlaubt war die Befragung Gottes oder des Schicksals, die Austregisil, als er zur Ehe gedrängt wurde, vornahm, welche gleichfalls sehr häufig geschah. Occurrit in mente tres viros e vicino, deren Töchter er heirathen konnte. Quorum nomina scribens in tria pittacia misit ea super altare sub palla in basilica S. Joannis — votum faciens ut tres noctes sine somni perceptione in oratione persisteret. Et expletis trium noctium spatiis mittens manum, quale dominus ei admoveri pittacium dignaretur arripere, et cujus in ipso scriptum nomen inveniret, ejus filiam petere deberet. Vit. S. Austregis. Bit. A. St. O: St. Ben. II. 88, 2

beliebtes Mittel in dem Aufschlagen der Loßung in der Bibel. Doch war es fast unumgänglich nöthig, daß der Wißbegierige einen besonders frommen Mann zur Seite hatte, der ihm die geheimnißvollen Worte des Buches verdolmetschte. Auch geschah es am besten an einem geweihten Orte, auf dem Altar einer Kirche und mit mancherlei umständlichen Vorbereitungen, welche dazu dienen sollten den Fragenden der göttlichen Offenbarung würdig zu machen.

Unter solchen Umständen kann es nicht auffallen, daß die kirchlichen Ersatzmittel des dämonischen Zauber- und Beschwörungswesens im ganzen doch die Menschen nicht recht befriedigten und ihnen dieses nicht entbehrlich machten. Es gehörte darum schon eine große Intensität des Glaubens dazu, um das hohe Verdienst auch nur annähernd zu begreifen, dessen sich das Christenthum mit Recht rühmte, daß durch den Namen Christi die Finsterniß erleuchtet werde, die Spukgestalten verschwinden, die Götzenbilder niederfallen, die Wahrsager und Zeichendeuter zu Schanden werden, die Verehrer des Teufels und seiner Kräfte die Flucht ergreifen müßten. [13])

---

13) Magna est enim dignitas nominis Christiani, si illa quae confiteris fide opere prosequaris. Per hoc enim inluminantur tenebrae, serpentes fugiunt, idola prosternuntur, cessat ariolus, tabescit sacrilegus, cultores daemonum propelluntur, wie Gregor von Tours kurz und energisch sagt.

gestraft werden sollen. Aber die Phantasie der christlichen
war nicht dazu geschaffen, sich eine bloße Pein der Seelen
hinreichende Genugthuung für Frevel vorzustellen, die
zuletzt von der Seele, aber gewöhnlich doch auch von dem
aus Antrieb der Seele begangen wurden. Auch wirkte
eine andere christliche Grundanschauung, wonach die letzte
der Sündhaftigkeit des Geistes doch wieder in den Leib
die Materie als solche gelegt war. So sprach man denn
Kirche herkömmlich allerdings von einer Qual der Seelen,
aber unwillkürlich oder ausdrücklich doch vorzugsweise
sinnliche oder leibliche Qual damit. Ueberhaupt würden bloß
Leiden diesem Geschlechte gegenüber zu dünn und zu leicht
nen sein. So gesellten sich den wesentlich leiblichen Qualen
Hölle geistige Leiden nur bei, um jenen noch ein stärkeres
zu geben: fruchtlose Reue, Verzweiflung, Neid gegen die
deren Glück den Schmerz der Verdammten erst recht
machte, der Anblick der Freude und des Hohnes der Teufel.

Flammenhölle. Die Stätte dieser Qualen lag nach der gewöhnlichen
stellung in den tiefsten Räumen der Erde, deren Inneres
menschliche Phantasie zu jeder Zeit ebenso gut ein Jenseits
ist, wie die luftigen Räume des Himmels. Hier brannte
ewige Feuer, das nach christlich-orientalischer Anschauung
gentliche Mittel der leiblichen Strafen der Verdammten
Diese Flammen, die nicht leuchteten, weil sie kein irdisches
waren, aber desto schärfer bis auf das Mark zehrten, warfen
gerade hinreichende Dämmerung in die undurchdringliche Nacht
höllischen Palastes, damit jeder einzelne Gemarterte auch
Martern der andern und die Fratzengestalten seiner Quäler
nen mochte. —

Den Neubekehrten war diese christliche Flammenhölle
für sich ein fremdartiges Bild. Aber es lag in ihm eine
fache, scharfe und unheimliche Plastik, daß sich ihre Seelen
dagegen wehren konnten. Vor ihm versank die heimische
hölle mit ihrer starrenden Kälte, ihrem stockenden Wasser
ihren mehr verdrießlichen als schmerzlichen Leiden, obgleich
wie sich leicht sehen läßt, der Natur des Volkes und der
art viel mehr angepaßt waren, als jene Flammen, die nur
orientalischen Phantasie entspringen konnten. Aber wie

Energie des Unheils in dem jenseitigen Walten des Teufels zu suchen sei, dessen schwaches Abbild in den diesseitigen Schrecknissen und Unglücksfällen die Geister aufregte.

Die Kirche that ihrerseits alles, was in ihren Kräften stand, um die ihr anvertrauten Seelen vor der jenseitigen Macht des Teufels zu warnen. Alle ihre Beredsamkeit wandte sie in den Predigten und in dem Privatverkehr ihrer Diener mit dem Volke auf, um diese Warnungen möglichst eindringlich zu machen. Besonders wußte sie aller der Gelegenheiten wahrzunehmen, wo außergewöhnliche Ereignisse die Gemüther an und für sich schon in Schrecken gesetzt hatten, und dann gelang es ihr auch häufig, den in der menschlichen Seele einmal angeschlagenen Ton noch in langen Schwingungen fortklingen zu lassen.

Die Vorstellungen von der Macht des Teufels im Diesseits und Jenseits gehörten nicht bloß zu den theoretisch und praktisch wichtigsten Bestandtheilen des christlichen Glaubens, sondern auch zu denen, die sich mit der größten Plastik entwickelt und in die Volksphantasie eingedrückt hatten. Die neubekehrten Franken waren also schon deshalb im wahren Sinne des Wortes verpflichtet, sie so aufzunehmen wie sie sie vorfanden, und sahen sich durch den Instinct ihres eigenen Geistes nicht wenig dabei unterstützt. Denn in unzähligen Einzelheiten lagen die Bilder der christlichen Vorstellung von der Macht des Teufels ihren eigenen mythologischen Erzeugnissen der früheren Periode ganz nahe, mitunter waren beide in ihrer äußerlichsten Form geradezu identisch. Wo sich wirkliche Abweichungen fanden, konnte sich die Phantasie bei der Masse des Homogenen oder Identischen ihnen unter der Herrschaft der Autorität der kirchlichen Lehre gerade auf diesem Gebiete leichter anbequemen als anderswo.

Indessen waren es vorzüglich die Vorstellungsweisen, die sich auf die diesseitige Gewalt des Teufels bezogen, in die sich der Volksgeist ganz unwillkürlich einzuleben vermochte, wogegen die, welche sich auf die jenseitige Gewalt des Teufels bezogen, ihm ferner ablagen. Doch war auch hierfür schon in mancher Weise in der bisherigen religiösen Entwicklung vorgearbeitet worden, und die Autorität der Kirche so wie der öffentlichen Meinung der christlichen Welt konnte ganz unwillkürlich an diese begünstigenden Momente ihren Einfluß knüpfen, um auch diesen Bildern und Gefühlen eine feste Stätte in den Seelen der Neubekehrten zu erobern.

und ewiges Schicksal beschäftigte, so war es eigentlich die hö
Hoffnung, zu der sie sich erheben mochte, daß sie vielleicht
Hölle und ihrer Pein entgehen könne. Daher richteten sich auch
Mahnungen der Kirche zunächst und zumeist nur darauf.
Christ, hieß es, solle jeden Augenblick bedenken, wie er thue, damit
für das, was er thue, nicht dereinst in der ewigen Pein büßen mü

Viel seltener hieß es, der Christ möge die Sünde verm
und Gutes thun, damit er nach einem kurzen zeitlichen Ka
der ewigen Freude des Paradieses theilhaft werde. Die men
liche Seele selbst glaubte zu empfinden, daß ein gewisses Zeich
der Auserwähltheit dazu gehöre, wenn man auf noch etwas mehr al
auf das bloße Vermeiden der ewigen Pein sich Hoffnung mach
wollte. Wer sich durch besondere Leiden und Thaten zur E
Gottes vor dem gewöhnlichen Haufen der Christen heraushob, de
mochte wohl zu dieser höheren Hoffnung berufen erscheinen, aber w
konnte von sich selbst sagen, daß er das dazu nöthige Maß erfüllt

Die neubekehrten Deutschen waren jedoch durchaus nicht z
einer so resignirenden Haltung der Seele geeignet. Namentlich i
Anfang ihres christlichen Lebens, als ihnen die Zahl und di
Strenge der Gebote Gottes und der Einzelbedingungen, an welch
das Christenthum die Erwerbung der Seligkeit knüpfte, noch nicht
recht geläufig waren, zeigten sie sich eher geneigt, das Verhältni
umzukehren und sich, wenn auch nicht absolut berechtigt, so do
vorzugsweise berufen zu den Freuden des Paradieses zu halten.
Zwar gelang es der Kirche, auch ihnen allmählich begreiflich z
machen, daß der Weg zum Paradiese nicht so leicht und so b
sei, wie sie sich vorstellten. Aber die Kirche brachte es nimmer
dahin, wenn sie ihnen auch die Schwierigkeiten desselben noch s
schreckhaft ausmalte, daß sie auch durchschnittlich jener Resign
sich anbequemt hätten, die in dem Gedanken, daß die Seele viel
doch wohl der Hölle entgehen werde, ihren höchsten Trost fan
Auch sie gewöhnten sich mit Zittern an die Flammen der Hölle
zu denken, aber es blieb ihnen doch das Paradies an sich die nä
und natürlichste Aussicht in das Jenseits.

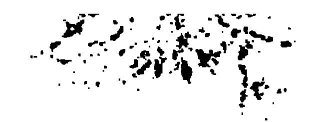
Paradies. Das christliche Paradies erhielt durch seine Folie, die Hö
seine concrete Lebhaftigkeit. Die Phantasie durfte nur Zug vor Z
das ganze höllische Wesen aus dem Finstern in das Helle, au
dem Schmerzlichen in das Erfreuliche, aus dem Gespenstischen i

gewesen wäre, in das Einzelne einzugehen, gestattete sie der menschlichen Phantasie Freiheit, sich diese Abstufungen je nach Belieben so lebendig als möglich auszumalen, aber der Christ durfte nie vergessen, daß dies alles nur unzureichende Versuche des beschränkten menschlichen Geistes waren, die niemals die volle Realität einer Glaubenswahrheit für sich in Anspruch nehmen konnten.

Daß Gott das Strafamt im Jenseits nicht in eigener Person ausübte, folgte aus dem Begriffe seines Wesens. Der Teufel war der natürliche Vollstrecker dieser Strafen, er war auch hier wie in seinem irdischen Walten, ja noch mehr wie in diesem, nur ein Diener Gottes, aber ein so gewaltiger, eifriger und grausamer Diener, daß es der menschlichen Furcht nichts benahm, wenn man ihn im letzten Grunde nicht aus eigener Machtvollkommenheit, sondern nach Gottes Willen und Anordnung in seinem Strafamte thätig wußte. Auch diese christliche Anschauung prägte sich durch ihren einfachen, allgemein verständlichen Schematismus den Neubekehrten tief und schnell ein. Ihre Phantasie hatte bis dahin eine bloß zur Strafe für die Menschen bestimmte dämonische Gestalt nicht gekannt, so wenig wie ihr Geist den Begriff des absolut Bösen erfaßt hatte. Dafür waren beide Begriffe so zu sagen über alle ihre supranaturalistischen Vorstellungen zerstreut gewesen. Jetzt, wo sie sich in einem festgeschlossenen Bilde concentrirten, fühlten sich ihre Seelen eher erleichtert als beschwert, obgleich der Begriff dieses Teufels und dieses Bösen ein unendlich herberer war, als sie ihn aus eigenen Kräften zu erzeugen vermocht hatten. Denn es war nun auch auf der anderen Seite wieder ganz licht geworden. Es stand nun ein absolut glänzendes Bild — Gott und das, was zu ihm gehörte — dem absolut finstern reinlich geschieden gegenüber.

Wesen der Höllenstrafen.

Die jenseitigen Strafen des Teufels bestanden nach einer durchgehenden Vorstellung, der von der Kirche niemals direct widersprochen wurde, während sie dieselbe häufig direct und indirect vertrat, vorzugsweise in sinnlichen oder körperlichen Leiden. Es handelte sich nach christlicher Anschauung um die Bestrafung von Vergehen, die nicht sowohl durch den Antheil, den der Leib daran genommen hatte, als durch die Sünde oder den Ungehorsam des Geistes strafwürdig geworden waren. So wäre es also der Geist gewesen, der, weil er gesündigt hatte, auch hätte

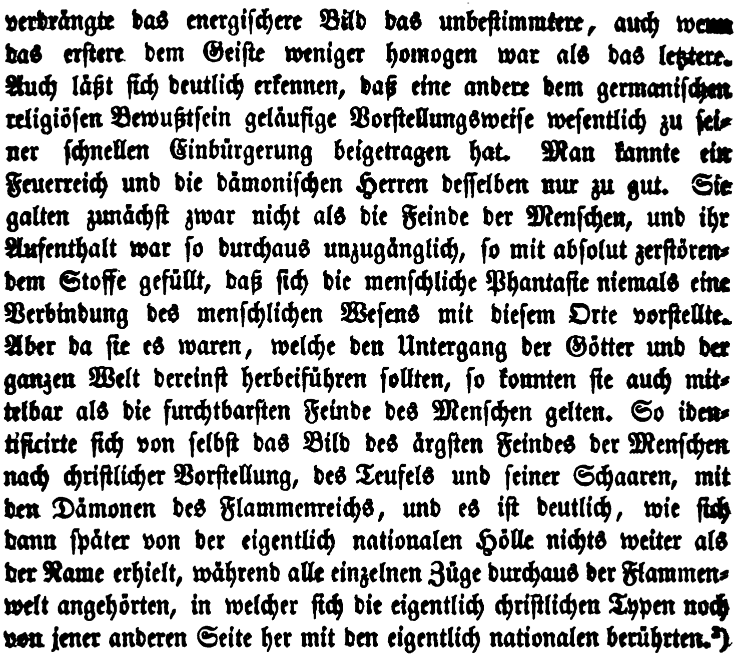


gestraft werden sollen. Aber die Phantasie der christlichen Welt war nicht dazu geschaffen, sich eine bloße Pein der Seelen als hinreichende Genugthuung für Frevel vorzustellen, die allerdings zuletzt von der Seele, aber gewöhnlich doch auch von dem Leib aus Antrieb der Seele begangen wurden. Auch wirkte immerfort eine andere christliche Grundanschauung, wonach die letzte Ursache der Sündhaftigkeit des Geistes doch wieder in den Leib oder in die Materie als solche gelegt war. So sprach man denn in der Kirche herkömmlich allerdings von einer Qual der Seelen, meinte aber unwillkürlich oder ausdrücklich doch vorzugsweise nur eine sinnliche oder leibliche Qual damit. Ueberhaupt würden bloß geistige Leiden diesem Geschlechte gegenüber zu dünn und zu leicht erschienen sein. So gesellten sich den wesentlich leiblichen Qualen der Hölle geistige Leiden nur bei, um jenen noch ein stärkeres Relief zu geben: fruchtlose Reue, Verzweiflung, Neid gegen die Seligen, deren Glück den Schmerz der Verdammten erst recht unerträglich machte, der Anblick der Freude und des Hohnes der Teufel.

Flammenhölle.

Die Stätte dieser Qualen lag nach der gewöhnlichen Vorstellung in den tiefsten Räumen der Erde, deren Inneres für die menschliche Phantasie zu jeder Zeit ebenso gut ein Jenseits gewesen ist, wie die luftigen Räume des Himmels. Hier brannte jenes ewige Feuer, das nach christlich-orientalischer Anschauung das eigentliche Mittel der leiblichen Strafen der Verdammten war. Diese Flammen, die nicht leuchteten, weil sie kein irdisches Feuer waren, aber desto schärfer bis auf das Mark zehrten, warfen doch gerade hinreichende Dämmerung in die undurchdringliche Nacht des höllischen Palastes, damit jeder einzelne Gemarterte auch noch die Martern der andern und die Fratzengestalten seiner Quäler erkennen mochte. —

Den Neubekehrten war diese christliche Flammenhölle an und für sich ein fremdartiges Bild. Aber es lag in ihm eine so einfache, scharfe und unheimliche Plastik, daß sich ihre Seelen nicht dagegen wehren konnten. Vor ihm versank die heimische Nebelhölle mit ihrer starrenden Kälte, ihrem stockenden Wasser und ihren mehr verdrießlichen als schmerzlichen Leiden, obgleich diese, wie sich leicht sehen läßt, der Natur des Volkes und der Landesart viel mehr angepaßt waren, als jene Flammen, die nur in einer orientalischen Phantasie entspringen konnten. Aber wie überall



verdrängte das energischere Bild das unbestimmtere, auch wenn das erstere dem Geiste weniger homogen war als das letztere. Auch läßt sich deutlich erkennen, daß eine andere dem germanischen religiösen Bewußtsein geläufige Vorstellungsweise wesentlich zu seiner schnellen Einbürgerung beigetragen hat. Man kannte ein Feuerreich und die dämonischen Herren desselben nur zu gut. Sie galten zunächst zwar nicht als die Feinde der Menschen, und ihr Aufenthalt war so durchaus unzugänglich, so mit absolut zerstörendem Stoffe gefüllt, daß sich die menschliche Phantasie niemals eine Verbindung des menschlichen Wesens mit diesem Orte vorstellte. Aber da sie es waren, welche den Untergang der Götter und der ganzen Welt dereinst herbeiführen sollten, so konnten sie auch mittelbar als die furchtbarsten Feinde des Menschen gelten. So identificirte sich von selbst das Bild des ärgsten Feindes der Menschen nach christlicher Vorstellung, des Teufels und seiner Schaaren, mit den Dämonen des Flammenreichs, und es ist deutlich, wie sich dann später von der eigentlich nationalen Hölle nichts weiter als der Name erhielt, während alle einzelnen Züge durchaus der Flammenwelt angehörten, in welcher sich die eigentlich christlichen Typen noch von jener anderen Seite her mit den eigentlich nationalen berührten.[3])

Wenn man die Voraussetzungen scharf im Auge behielt, die das Christenthum zur Erfüllung der Gebote Gottes nöthig erachtete oder zur Vermeidung der göttlichen Strafen, die auf ihre Uebertretung gesetzt waren, so war es begreiflich, daß die Hölle und ihre ewige Qual den Seelen, die unter der Herrschaft der christlichen Anschauung standen, als das gewöhnliche oder so zu sagen als das natürliche Ende des menschlichen Lebenslaufes vorschwebte. Allerdings hatte die christliche Lehre neben der Strafe auch die Belohnung, neben der Hölle auch das Paradies mit möglichst warmen und glänzenden Farben auszuführen versucht, aber wer konnte es wagen, einen Anspruch auf dieses zu erheben, wenn man bedachte, daß nur die Erfüllung der göttlichen Gebote einen Anspruch darauf gab.

Wenn daher die menschliche Seele, wie sie es so häufig mitten unter dem wüsten Lärm des täglichen Treibens in dieser Zeit zu thun pflegte, sich mit dem Gedanken an ihr jenseitiges

---

3) S. o. Bd. I. S. 250.

und ewiges Schicksal beschäftigte, so war es eigentlich die höchste Hoffnung, zu der sie sich erheben mochte, daß sie vielleicht der Hölle und ihrer Pein entgehen könne. Daher richteten sich auch die Mahnungen der Kirche zunächst und zumeist nur darauf. Der Christ, hieß es, solle jeden Augenblick bedenken, wie er thue, damit er für das, was er thue, nicht dereinst in der ewigen Pein büßen müsse.

Viel seltener hieß es, der Christ möge die Sünde vermeiden und Gutes thun, damit er nach einem kurzen zeitlichen Kampfe der ewigen Freude des Paradieses theilhaft werde. Die menschliche Seele selbst glaubte zu empfinden, daß ein gewisses Zeichen der Auserwähltheit dazu gehöre, wenn man auf noch etwas mehr als auf das bloße Vermeiden der ewigen Pein sich Hoffnung machen wollte. Wer sich durch besondere Leiden und Thaten zur Ehre Gottes vor dem gewöhnlichen Haufen der Christen heraushob, der mochte wohl zu dieser höheren Hoffnung berufen erscheinen, aber wer konnte von sich selbst sagen, daß er das dazu nöthige Maß erfüllt habe?

Die neubekehrten Deutschen waren jedoch durchaus nicht zu einer so resignirenden Haltung der Seele geeignet. Namentlich im Anfang ihres christlichen Lebens, als ihnen die Zahl und die Strenge der Gebote Gottes und der Einzelbedingungen, an welche das Christenthum die Erwerbung der Seligkeit knüpfte, noch nicht recht geläufig waren, zeigten sie sich eher geneigt, das Verhältniß umzukehren und sich, wenn auch nicht absolut berechtigt, so doch vorzugsweise berufen zu den Freuden des Paradieses zu halten. Zwar gelang es der Kirche, auch ihnen allmählich begreiflich zu machen, daß der Weg zum Paradiese nicht so leicht und so kurz sei, wie sie sich vorstellten. Aber die Kirche brachte es niemals dahin, wenn sie ihnen auch die Schwierigkeiten desselben noch so schreckhaft ausmalte, daß sie auch durchschnittlich jener Resignation sich anbequemt hätten, die in dem Gedanken, daß die Seele dereinst doch wohl der Hölle entgehen werde, ihren höchsten Trost fand. Auch sie gewöhnten sich mit Zittern an die Flammen der Hölle zu denken, aber es blieb ihnen doch das Paradies an sich die nächste und natürlichste Aussicht in das Jenseits.

Paradies. Das christliche Paradies erhielt durch seine Folie, die Hölle, seine concrete Lebhaftigkeit. Die Phantasie durfte nur Zug vor Zug das ganze höllische Wesen aus dem Finstern in das Helle, aus dem Schmerzlichen in das Erfreuliche, aus dem Gespenstischen in

das Heimliche übersetzen. Man wußte aber, daß die Wonnen des Paradieses nicht auf eine grobsinnliche Weise vorgestellt werden durften, wogegen Niemand irgend etwas dem Glauben Zuwiderlaufendes that, wenn er sich die Qualen der Hölle so grobsinnlich als möglich vorstellte.[4]) Doch sollten sich auch die Freuden des Paradieses in gewisser Art an den Sinnengenuß anschließen. Die himmlische Stätte selbst, an der Gott und die Seligen wohnten, war mit den Sinnen wahrzunehmen; das Auge sollte sich an der Schönheit und dem Glanze des himmlischen Saales weiden, in dem sich alle Pracht der irdischen Architektur in verklärter Gestalt nur wiederholte. Er funkelte von den köstlichsten Zierrathen, war durchduftet von den besten Gerüchen und durchklungen von den süßesten Tönen des Saitenspieles und des Gesanges. In ihm wallten und wogten die Schaaren der Seligen in glänzender Gestalt und in glänzendem Gewande in ewiger Festfreude hin und her. Aller leibliche Schmerz oder alles leibliche Bedürfniß, was unbefriedigt Schmerz macht, war von ihnen genommen und dafür das Gefühl des ungestörten Genusses ihnen verliehen.[5]) Die Quintessenz dieses Genusses sollte nun in dem Schauen Gottes und seiner Wunderwerke bestehen, also in einer rein geistigen Befriedigung. Allein die menschliche Phantasie, die gewöhnlich gerade damit wenig anzufangen wußte, hielt sich lieber auf dem Gebiete der halb sinnlichen, halb geistigen Genüsse, die gleichsam nur die Vorstufe zu jenem höchsten, rein geistigen bildeten. Doch waren auch sie ihrer Natur nach, wenigstens wenn sich die menschliche Phantasie durch die Mahnungen des Glaubens zügeln ließ, allzu fein oder allzu sehr verschwommen, als daß sie der Seele jene vollste Befriedigung hätten geben können, nach der sie doch so sehr rang. Aber sobald das Bild der Hölle herantrat, das ohnedem der Phantasie näher lag als das des Paradieses, so verzichtete die

4) S. o. S. 262.

5) Diese Prädicate sind wörtlich entnommen aus einer zu populären Zwecken gemachten Schilderung des Paradieses und seiner Freuden, die sich in einer Predigt des h. Eligius findet, wie überhaupt diese Predigten, aber nur in der Gestalt, in der sie die Vita Eligii aufbewahrt, die vorzüglichste Quelle für die Kenntniß von der Weise der Mittheilung der christlichen Glaubenslehre an das Volk, speciell an fränkische Heiden und eben Bekehrte, genannt werden müssen, und insofern von außerordentlich großem culturhistorischen Werthe sind. Die hier gebrauchte Stelle findet sich bei D'Achery, Spicileg. ed. 2. II, 104.

Freuden der jenseitigen Kämpfe jetzt verzichtet haben, wenn nur das andere der Phantasie erhalten worden wäre, was einstmals neben dieser wildesten Spitze der jenseitigen Genüsse stand. Aber man mußte glauben, daß das eine wie das andere zugleich eine durch-aus verwerfliche Vorstellung sei, daß man die Ruhe des Paradie-ses oder das, was von den christlichen Vorstellungen an sich dem Geiste homogen war, nicht erlangen könne, ohne auf das andere zu verzichten, und wenn dem Menschen jetzt nur die Wahl gegeben wurde, sich ohne alle weitere Vermittlung zwischen der ruhelosen Activität des früheren Jenseits und der behaglichen Passivität des nun bekannt gewordenen zu entscheiden, so würde er doch die letztere vorgezogen haben, auch wenn das Gebot der kirchlichen Autorität nicht seine bekannte Macht geübt hätte.

Jedenfalls bot aber das christliche Paradies den unendlichen Vorzug vor den ähnlichen Vorstellungen des germanischen Heiden-thums, daß ihm eine ewige Dauer zukam, während die nationalen Freuden des Jenseits sammt den Göttern und der ganzen Welt je bald von dem Verhängniß des Unterganges bedroht waren. Je concreter und näher die Vorstellungen des Weltunterganges in der letzten Zeit an das Volksgemüth herangetreten waren, desto dank-barere Empfänglichkeit hatte es ganz von selbst erworben für einen Glauben, der ihm die immerhin in sich beschränkteren Freuden des Jenseits doch für die Ewigkeit verbürgte, wodurch sie allein Werth erhielten. Denn seitdem jene anderen Vorstellungen sich der Seelen bemächtigt hatten, war auch alles volle und tiefe Behagen an den an sich behaglichsten Gebilden der Phantasie unmöglich geworden.

Schicksal des einzelnen Menschen.

Nach der gewöhnlichen Lehre der Kirche und auch nach den unmittelbaren Gefühle der Menschen brachte der Tod die Seele so-gleich entweder in die Hölle oder in das Paradies. Es standen schon ehe der Sterbende den letzten Athemzug gethan, Schaaren von Engeln oder von Teufeln bereit, um sich je nach dem Winke Gottes seiner Seele zu ewiger Qual oder zu ewiger Freude zu be-mächtigen. Unzählige erschütternde oder erhebende Vorgänge an dem Sterbebette thaten in immer sich erneuender Wiederkehr auch dem rohesten oder leichtfertigsten Gemüthe die ungeheure Verant-wortung dar, die im Jenseits aller Menschen wartete, und die sich hier schon sichtbar genug zeigte. Nicht bloß der Sterbende, sondern auch seine umstehenden Verwandten und Freunde sahen entweder

stellungen vom Paradiese hindurchgeht, im Gegensatz zu der Activität, welche man in den älteren griechischen und in den germanischen Gebilden dieses Kreißes wahrnehmen kann, jetzt mehr in gewisser Wahlverwandtschaft zu der Grundstimmung der Volksseele stand, als in früherer Zeit, wo er geradezu abstoßend wirken mußte. Denn mitten in dem Getümmel des wildesten äußeren Treibens, wie es diese Zeit so gut wie die ihr vorhergehende noch immer darstellte, zeigte sich doch jetzt eine gewisse Erschöpfung der Kraft oder eine Sehnsucht nach Ruhe. Aber das gewöhnliche Leben war noch viel zu sehr von der rohen Schwerkraft der einmal angestoßenen Kräfte beherrscht, als daß es möglich gewesen wäre in ihm dies Bedürfniß zu befriedigen. Auch trat es naturgemäß sehr selten mit solcher Intensität auf, daß es das Individuum zu einem auch formell vollständigen Bruche mit dem gewöhnlichen Treiben und Thun der Menschen führen konnte. Die meisten konnten und wollten sich davon nicht losreißen, um in dem einzigen Wege, den ihnen der Geist der Zeit zeigte, in einer asketischen Einsamkeit jenes ersehnte Ausruhen zu suchen. So tobte äußerlich alles noch ebenso wild, ja bald noch wilder als früher fort, und wer hier Ruhe finden wollte, fand sie in der That nur, indem er seine Phantasie gerade an dies specifisch-quietistische Element in den christlichen Vorstellungen vom Jenseits gewöhnte. Allerdings war dies dort wieder wie man sehen kann stärker vertreten, als es der Sinn der Neubekehrten begehrte, denn zu einem völligen Quietismus war er auch nicht einmal auf dem idealen Gebiete hinreichend vorbereitet oder abgestumpft, und jedenfalls suchte er den Genuß, der ihm daraus hervorgehen sollte, nicht allein in dem Gefühle des behaglichen Ausruhens, des bloßen Aufgehens in ein rein negatives Element, sondern in positiven Zuthaten zu der negativen Basis. Die positiven Zuthaten, welche die gewöhnliche christliche Vorstellung gewährte, waren nicht bloß nicht prägnant genug, sondern auch nach ihrer Substanz zu fremdartig, als daß sich der Volksgeist nach seiner durchschnittlichen Haltung damit hätte von selbst befreunden können. Man hätte sich gern die Ruhe des Paradieses, die Befreiung von allem irdischen Schmerz, aller irdischen Mühsal gefallen lassen, wenn nur daneben einiges von den sinnlichen Hochgenüssen geblieben wäre, die auf Erden eine solche Ruhe so wünschenswerth machten. So würde man gern auf die blutigen

Freuden der jenseitigen Kämpfe jetzt verzichtet haben, wenn nur das andere der Phantasie erhalten worden wäre, was einstmals neben dieser wildesten Spitze der jenseitigen Genüsse stand. Aber man mußte glauben, daß das eine wie das andere zugleich eine durchaus verwerfliche Vorstellung sei, daß man die Ruhe des Paradieses oder das, was von den christlichen Vorstellungen an sich dem Geiste homogen war, nicht erlangen könne, ohne auf das andere zu verzichten, und wenn dem Menschen jetzt nur die Wahl gegeben wurde, sich ohne alle weitere Vermittlung zwischen der ruhelosen Activität des früheren Jenseits und der behaglichen Passivität des nun bekannt gewordenen zu entscheiden, so würde er doch die letztere vorgezogen haben, auch wenn das Gebot der kirchlichen Autorität nicht seine bekannte Macht geübt hätte.

Jedenfalls bot aber das christliche Paradies den unendlichen Vorzug vor den ähnlichen Vorstellungen des germanischen Heidenthums, daß ihm eine ewige Dauer zukam, während die nationalen Freuden des Jenseits sammt den Göttern und der ganzen Welt ja bald von dem Verhängniß des Unterganges bedroht waren. Je concreter und näher die Vorstellungen des Weltunterganges in der letzten Zeit an das Volksgemüth herangetreten waren, desto dankbarere Empfänglichkeit hatte es ganz von selbst erworben für einen Glauben, der ihm die immerhin in sich beschränkteren Freuden des Jenseits doch für die Ewigkeit verbürgte, wodurch sie allein Werth erhielten. Denn seitdem jene anderen Vorstellungen sich der Seele bemächtigt hatten, war auch alles volle und tiefe Behagen an den an sich behaglichsten Gebilden der Phantasie unmöglich geworden.

Schicksal des einzelnen Menschen.

Nach der gewöhnlichen Lehre der Kirche und auch nach dem unmittelbaren Gefühle der Menschen brachte der Tod die Seele sogleich entweder in die Hölle oder in das Paradies. Es standen schon ehe der Sterbende den letzten Athemzug gethan, Schaaren von Engeln oder von Teufeln bereit, um sich je nach dem Willen Gottes seiner Seele zu ewiger Qual oder zu ewiger Freude zu bemächtigen. Unzählige erschütternde oder erhebende Vorgänge an dem Sterbebette thaten in immer sich erneuender Wiederkehr auch dem rohesten oder leichtfertigsten Gemüthe die ungeheure Verantwortung dar, die im Jenseits aller Menschen wartete, und die sich hier schon sichtbar genug zeigte. Nicht bloß der Sterbende, sondern auch seine umstehenden Verwandten und Freunde sahen entweder

den Glanz des Himmels sich öffnen und die Engel in lichten Gewändern und mit Palmzweigen in der Hand auch in die ärmlichste Hütte herabsteigen, deren Dunkel und Dürftigkeit dann auf einmal von überirdischem Scheine verklärt und von den lieblichsten Düften durchzogen wurde. Aber ebenso sichtbar den andern Menschen drängten sich oft die Schaaren grimmig aussehender und grimmig jubelnder Teufel mit dem Schwefelgestank der Hölle mitten in die Pracht des Reichthums. Die arme Seele wurde dann, wenn sie wirklich den Leib verlassen hatte, in diesem freudigen oder entsetzlichen Geleite hingeführt vor den Thron des Weltenrichters, und was sie auf Erden gedacht oder gethan erhob sich in sichtbarer Gestalt, wie es von den Engeln, den Dienern Gottes [7]), während der Mensch lebte, zu dem Throne Gottes gebracht worden war, und zeugte dort für oder wider den Menschen. Wer in diesem Gerichte verurtheilt wurde, fiel dann sogleich und für immer den Teufeln zu, während der Gerechtfertigte sogleich in die Wonne des Paradieses einging.

Aber neben dieser Vorstellung ging noch eine andere, die, falls man sie in verstandesmäßiger Reflexion mit jener hätte zusammenbringen wollen, den menschlichen Geist in unlösbare Widersprüche verwickelt haben würde. Mit dem Schicksal des Einzelnen war das Schicksal der Menschen und der ganzen Welt noch nicht entschieden, und doch konnte wieder nach einer allgemein menschlichen Empfindung das Schicksal des Einzelnen nicht für alle Ewigkeit entschieden sein, so lange das Schicksal der Menschheit und der ganzen Welt nicht entschieden war. Gestützt auf die ausdrücklichsten und energischsten Worte Christi hatte die christliche Weltanschauung von dem Augenblicke an, wo es überhaupt eine solche gab, eine Reihe grosartiger und in kräftiger Plastik entwickelter Vorstellungen über dies definitive Schicksal der Menschheit und der ganzen Welt herausgebildet, die mit außerordentlicher Stärke die Geister beherrschten.

Der Antichrist.

Es stand fest, daß die Gewalt des Teufels in der Welt, die jetzt schon so stark war, im Laufe der Zeiten einmal sich noch viel furchtbarer bethätigen solle. Der Teufel wollte noch einen letzten großen Versuch machen gegen Christus und das Reich Gottes.

7) S. o. S. 160.

Seine gewöhnlichen Boten und Diener genügten ihm nicht, weil er sah, daß das Reich Gottes troß seiner Anfechtungen wuchs und gedieh. Er wußte auch, daß im Laufe der Zeiten die ganze sichtbare Welt, auf die er doch zur Verstärkung seiner Herrschaft angewiesen war, von Gott, der sie geschaffen, wieder aufgelöst werden sollte. Sobald dies geschah, war es mit einer weiteren Ausdehnung seiner Macht, folglich auch mit der Ausführung seiner Rachegedanken vorbei. Wann das von Gott bestimmte Endziel der Welt eintreten sollte, war ihm verborgen, aber nachdem einmal der Sohn Gottes Mensch geworden, konnte es nicht mehr so fern sein. Daher mußte er auch den letzten und größten Schlag, den er gegen Gott und die Menschheit führen wollte, beschleunigen. Er wollte dann selbst auf die Erde kommen oder einen seiner obersten Diener schicken, um in der Gestalt Christi, die er so gut wie jede andere annehmen konnte [8]), die Menschen zu betrügen. Allerdings hatten dann die Menschen mehr wie sonst diese furchtbarste Versuchung verdient. Denn der Ankunft des Antichrists sollte ein noch viel größeres Verderbniß als jetzt und ein noch viel allgemeinerer Abfall von den Geboten Gottes vorhergehen. Alle offenen Feinde und Verächter Gottes fielen dann dem Antichrist von selbst zu, weil sie in ihm ihren natürlichen Herrn erkannten und glaubten, daß er nun Gott wirklich besiegen und die ewige Ordnung der Welt umkehren werde. Wer sich aber vorher noch nicht zu ihm offen bekannte, dessen Sinn wurde durch seine Erscheinung und durch seine Wunder verwirrt, denn in beiden [9]) ahmte er Christi Bild und Thun täuschend nach. Selbst die Heiligen Gottes mochten irre werden, wie viel mehr die gewöhnliche Menge der Gläubigen. So sollte nun wieder geschehen, was sich einst in den Zeiten des Kampfes der heidnischen Welt gegen das Christenthum ereignet hatte. Der Antichrist triumphirte über unzählige schwache Seelen, und wer ihm nicht troß jener Wunder und Drohungen und troß des Beispiels der verführten Menge zufiel, auf den lud er das qualvollste Martyrium.

Dann schien allen Kleingläubigen und dem Teufel und seinen Dienern das Reich Gottes verloren. Aber nun trat Christus

8) S. o. S. 231.
9) S. o. S. 231.

in eigener Person auf die Wahlstatt und erfocht mit den Schaaren der Engel und Seligen den letzten und entscheidenden Sieg über den Teufel. Dieser lernte nun selbst erkennen, daß er der schwächere sei und daß die Welt Gott gehöre. Der Kampf zwischen Christus und dem Antichrist war von der Phantasie über alles Maß hinaus ausgestattet. Auf beiden Seiten fochten übermenschliche Helden. Unter den Vorkämpfern des Himmels trat auch hier wieder der Erzengel Michael heraus, der schon einmal in einem eben so harten Kampfe das Beste gethan hatte.[10]) Der Sieg schwankte lange hin und her, bis er sich endlich für Christus und den Himmel entschied und das höllische Heer in seine Verstecke flüchtete. Dann wurden die Thore der Hölle für immer geschlossen.

Chiliast. Vorstellungen in dieser Zeit.

Von diesem Zeitpunkte an war nicht weit mehr bis zu den letzten Dingen im eigentlichsten Sinne. Die kirchliche Lehre dieser Zeit knüpfte an den Sieg Christi die Auferstehung aller Toten und das Gericht über die Lebendigen und Toten unmittelbar an. Nach diesem Gerichte, das von Christus selbst auf dieser Erde gehalten werden sollte, erfolgte dann das Allerletzte, der Untergang dieser Erde und die allgemeine Erfüllung des leeren Raumes durch die himmlischen und höllischen Wohnstätten. Die Volksvorstellung dagegen schob zwischen der großen Schlacht und dem Gerichte noch immer das urchristliche Bild des tausendjährigen Reiches ein, das von der Kirche dieser Zeit mit größerer oder geringerer Entschiedenheit gewöhnlich bei Seite gewiesen wurde. Noch bis zum vierten Jahrhundert hatte die occidentalische Kirche dieses Bild nicht geradezu zu verwerfen gewagt, sondern sich nur mit höchster Vorsicht darüber geäußert. Auch jetzt durfte man es nicht für durchaus glaubenswidrig erklären, weil die bekannten Bibelstellen, an die es sich anlehnte, wenigstens die Möglichkeit einer solchen Deutung, wie sie früher fast allgemein gewesen war, zuließen. So durfte die Kirche seit dem fünften Jahrhundert, wo sie sich immer mehr von den chiliastischen Ansichten entfernte, dieselben doch nicht mit der Entschiedenheit bekämpfen, wie sie es sonst zu thun gewohnt war, wenn sie eine Ketzerei oder eine nach ihrem Bewußtsein falsche Auffassung einer christlichen Vorstellung zurückwies. Darum konnte sie nichts anderes thun, als

10) S. o. S. 165.

sich möglichst passiv oder auch gelind ablehnend dagegen ver-
ten. Das Volksbewußtsein ließ sich nun zwar dadurch sei-
Glauben an das nahe bevorstehende tausendjährige Reich
rauben, aber es fühlte sich doch in ihm für gewöhnlich nicht
unerschütterlich sicher, wie in den andern von der Kirche aus-
lich recipirten und ausgebildeten Lehren. Aber weil sich diese
stellung der Controle der Kirche gleichsam entzog, so sank sie
unwillkürlich immer tiefer in die Region der grobsinnlichen Phan-
bilder herab. Alles was in dem irdischen Leben der groben Si-
lichkeit schmeichelte und was eben deshalb nach dem kirchl-
Glaubensgebot von dem eigentlichen Himmel fern gehalten
mußte, fand hier seine natürlich berechtigte Stätte. Hier
sich die roheste Phantasie ein ihr vollkommen genügendes Pa-
ausmalen, das freilich keinen ewigen Bestand hatte, aber
tausend Jahre dauern sollte, also nach menschlichen Begriffen
hin lange genug, um sich gründlich für den Jammer und den
des Lebens zu entschädigen.

Manchmal schien es wohl, als wenn das Bild des tau-
jährigen Reiches auch in den niederen Volksschichten, denen es
eigentlichsten zugehörte, ganz verblaßt sei; aber auf einmal
dann wieder bei Einzelnen und bei den Massen in der alten
und Lebensfülle hervor und verschlang wenigstens für den
ment alle anderen geistigen und sittlichen Interessen. Dies
schah gewöhnlich dann, wenn unerhörte Unglücksfälle oder
dere Zeichen am Himmel oder auf der Erde die Gemüther
schütterten und verstörten. In solchen Fällen wußte man
zufriedenstellendere Erklärung, als daß man sie für die Vorbo-
tungen des Antichrists und damit zugleich auch des tausendjähr-
Reiches hielt. Je unerträglicher die Noth oder auch nur die
der Gegenwart wurde, desto lockender wirkte jenseits der gra-
aber kurzen Durchgangsperiode der Herrschaft des Antichrists
derbe und farbensatte Freude der tausendjährigen irdischen Herr-
Christi.

Zeichen der letzten Dinge.

Nach den Worten Christi sollte die Zeit des Weltendes
haupt den Menschen verborgen bleiben, aber er hatte gewisse
geordnet, damit die Menschen wenigstens nicht ganz unvorbe-
davon überfallen würden. Diese Zeichen, die theils dem Na-
angehörten, wie die Verfinsterung der Sonne und der

Erdbeben, Unwetter, Mißwachs und Vernichtung aller natürlichen Hülfsquellen, durch welche die menschliche Existenz ermöglicht ist, theils dem Gebiet der moralischen Weltordnung entnommen waren, wie Feindschaft und Krieg unter allen Völkern, Zwietracht und Haß unter den Nächstverbundenen, Auflösung aller äußeren gesellschaftlichen Ordnung, Wachsthum der Laster und des Abfalls von Gott, offenbarten sich fortwährend, so lange es eine christliche Kirche und Welt gab. Insofern hatte jede Generation die unmittelbare Nähe des jüngsten Tages vorausgesehen und in gewisser Weise war durch diese fortwährende und niemals erfüllte Erwartung der menschliche Geist nach und nach etwas abgespannt und weniger empfänglich für diese ganze Vorstellungsreihe geworden. Aber sobald neben den gewöhnlichen Zeichen des Weltendes noch irgend welche besondere Ereignisse stattfanden, die, wenn auch im Wesen mit jenen identisch, doch in der Form neu auftraten, so ging auch sogleich durch die ganze christliche Welt ein gewaltiger Schauer halb der Furcht und halb der freudigen Erwartung, der Furcht vor den nächsten Schrecknissen, daß der Antichrist seine Macht bethätigen sollte, und vor den noch größeren des göttlichen Weltgerichtes, der freudigen Erwartung auf eine lange Periode ungestörter Freude, eingerahmt von diesen beiden Schreckbildern und durch sie erst recht gehoben. —

Weltgericht.

Das große Gericht sollte, wie es in der kirchlichen Lehre und in der Volksvorstellung übereinstimmend feststand, auf dieser Erde vor sich gehen. Christus selbst kam mit dem ganzen himmlischen Heere, den Engeln und den Seligen in seinem vollen Glanze, aber auch in seiner vollen Menschlichkeit. Er trug noch die Wundenmale, die er einst am Kreuze erhalten hatte. Dann ertönten die Heerhörner der Engel über die ganze Erde, und bei ihrem Klange sammelte sich alles, was noch auf Erden lebte. Alle Völker zogen zu der Gerichtsstatt. Es erhoben sich aber auch die Geschlechter der Toten aus ihren Gräbern. Alle in einem Augenblick in ihren einstigen Leib gekleidet, den sie der Erde nur zur Aufbewahrung gegeben hatten, zogen sie schaarenweise, wie sie im Leben zu einander gehörten, hin zu dem Throne Christi. Dort sahen sie mit ihren leiblichen Augen den Richter sitzen und hörten mit ihren leiblichen Ohren die furchtbaren oder trostreichen Sprüche die er sprach.

Sobald aber das große Gericht ein Ende genommen hatte, war auch die letzte Stunde der Erde oder der sichtbaren Welt gekommen, die nach der gewöhnlichen Vorstellung ohnehin nur der Erde halber geschaffen war. Die himmlischen Gestirne, die bisher den Menschen Licht und Wärme gegeben hatten, fielen vom Firmament herab. Die Wölbung des irdischen Himmels brach zusammen und die Erde ging in Flammen auf. Wenn die ganze irdische Materie der Welt von den Flammen verzehrt war, dann erhob sich an ihrer Stelle die Herrlichkeit des Reiches Gottes, wie sie einst vor der Erschaffung der Erde den ganzen Weltraum erfüllt hatte. Diese meist sehr einfachen und für die Phantasie und das Gefühl vollkommen genügenden Vorstellungen von den letzten Dingen verfehlten auch nachweislich auf die Neubekehrten nicht ihren Eindruck. Selbst die Furcht oder die Hoffnung der Individuen, die sich an die letzten Dinge auf alle Ewigkeit hinaus knüpfte, trat doch in den Hintergrund vor der imposanten Macht des allgemeinen Bildes, in welchem das Schicksal des Einzelnen ganz verschwand. Hier vor allen Dingen wirkte die Verwandtschaft ihrer eigenen religiösen Phantasiegebilde mit den neuen christlichen Vorstellungen.[11]) In einer Menge von Einzelzügen waren sie früher durch eigene Kraft ganz nahe an diese rücksichtslose Plastik der christlichen Vorstellungen herangetreten, in anderen freilich, namentlich in den eigentlich motivirenden und den Pragmatismus der ganzen Bilderreihe begründenden, weit in nebelhafter Verworrenheit zurückgeblieben. Als jetzt das volle Licht des christlichen Bildes auf sie wirkte, mußten sie dasselbe auch abgesehen von dem Zwange der kirchlichen und volksthümlichen Autorität, ganz und vollständig gleichsam als ihr uraltes Eigenthum auch da anerkennen, wo ihr Geist durch dessen furchtbare Rücksichtslosigkeit stärker erschreckt wurde, als durch irgendwelche andere Schrecknisse, die sie sich selbst früher geschaffen hatten.

Auferstehung des Fleisches.

Unter den einzelnen Vorstellungen, die sich an das Weltende in christlichem Sinn anschlossen, hatte von jeher die Lehre von der Auferstehung der Toten mehr oder minder großen Anstoß gefunden, obgleich sie durch dieselbe Autorität wie alle anderen erhärtet wurde. Nach der kirchlichen Anschauungsweise war sie ausdrücklich von

11) Wie schon oben bemerkt wurde.

Christus und den Aposteln gelehrt und von Christus selbst auf die kräftigste Weise, durch seine eigene Auferstehung, thatsächlich bewiesen worden. Aber der gewöhnliche gesunde Menschenverstand, der doch immer neben den anderen geistigen Kräften und trotz der Autorität der kirchlichen Glaubenssätze sein Recht innerhalb eines beschränkten Gebietes sich nicht ganz nehmen ließ, war gerade durch diesen Satz ärger verletzt, als durch irgend einen anderen, obgleich im Wesen auch fast alle anderen ihm ebenso zuwiderliefen wie dieser eine. Doch wagte er sich auch hier nur selten mit einer eigentlichen Regirung heraus, und jedenfalls nur dann, wenn der Mensch auch sonst sich unabhängig von den Geboten des christlichen Glaubens zu halten vermochte, was sehr Wenigen gelang. Im allgemeinen fühlte man sich hier in einen wunderlichen Zwiespalt hineingeworfen. Die gewöhnlichsten Thatsachen der täglichen Erfahrung auf einem Gebiete, auf welchem der Mensch an seine eigenen Erfahrungen glauben durfte, weil es ganz der menschlichen Diesseitigkeit angehörte, widersprachen aufs entschiedenste der Lehre der Kirche, die doch wieder von der Kirche zum Theil gerade deshalb zu einem der Grundpfeiler der Glaubensrichtigkeit, folglich auch der Seligkeit im Diesseits und Jenseits gemacht wurde. Dagegen fühlte die menschliche Seele an und für sich den stärksten Zug nach einer solchen Hoffnung, wie sie die kirchliche Lehre im allgemeinen mit so großer Bestimmtheit gab. Denn es lag ihr vor allen Dingen eine Bürgschaft für die ewige Dauer der Einzelexistenz in ihrer völligen Integrität am Herzen. Man kann sagen, es war dies in gewissen Lagen des Lebens überhaupt der wichtigste Gegenstand des Fürchtens oder Hoffens. Aber da die Thätigkeit des Verstandes sich hier nicht ausschließen ließ, so hätte der Mensch gern eine Lösung der Zweifel, die sich von dieser Seite her nothwendig aufdrängten, nicht bloß durch das Machtgebot der kirchlichen Lehre allein, sondern auch durch eine eigentliche Beweisführung mittelst des Verstandes gewünscht. Mit richtigem Tact hielt sich jedoch die kirchliche Lehre von diesem gefährlichen Felde fern. Wie sie auf der einen Seite so energisch als möglich die Wichtigkeit des ganzen Dogmas hervorhob und es so plastisch als möglich der menschlichen Phantasie darbot, so machte sie doch auf der andern Seite keinen Versuch, die Möglichkeit dieses Vorgangs, dessen Realität ihr so gewiß war, anders begreiflich zu machen, als durch eine

allgemeine Appellation an den Begriff der Allmacht Gottes. die Allmacht Gottes ein offenbar noch viel größeres Wunder, Erschaffung der ganzen Welt aus Nichts, habe zu Stande brin können, so sei es vermessen, wenn der Mensch sich Zweifel Sorgen hingeben wolle über dieses geringere Wunder. [illegible] eludirte sie damit die Thatsache, daß dem menschlichen [illegible] wie er einmal beschaffen war, die Bürgschaft für seine [illegible] Existenz viel wichtiger erschien, als die Existenz der ganzen [illegible] außer ihm. Aber doch imponirte diese Berufung, so wie Sicherheit, mit welcher die Kirche auf das Detail der Vorst[illegible] einging und hier ohne Wanken die allerstärksten Consequenzen zog[illegible] dem Volksgeiste außerordentlich und trug wesentlich dazu bei, [illegible] zwar nicht über alle Zweifel des Verstandes hinüberzuhelfen, [illegible] diese doch von vornherein als unberechtigt erscheinen zu lassen. Dadurch verloren sie an und für sich ihre eigentliche Bedeu[illegible] und dienten höchstens dazu, den Geist in schwachen oder [illegible] Stunden immer fester in der Ueberzeugung zu bestärken, daß [illegible] eigene Kraft ihn gerade da, wo er der Hülfe am meisten bed[illegible] verlasse.

Als besonders erquickliche Zugabe zu der Lehre von der [illegible] erstehung des Fleisches versicherte die Kirche, daß der Leib von [illegible] den Fehlern und Krankheiten, die ihm auf der Erde anhaften, dann für immer befreit sein solle. Alle Häßlichkeit und Entst[illegible]

---

12) Von Interesse ist es, die ins Einzelne eingehenden Schilderungen [illegible] welchen der h. Eligius seinem Kreiße von Halbbekehrten und Heiden, die [illegible] bekehren wollte, diesen Satz vorlegt, zu beachten, wie sie sich in den [illegible] l. c. 104 mitgetheilten Predigtbruchstücke finden. Auch er sucht die näch[illegible] wände, die der einfache Verstand dagegen machen konnte, zurückzuweisen [illegible] immer bloß durch ein Berufen auf die Autorität, keineswegs durch ei[illegible] Erklärungsversuche, die jedenfalls mehr geschadet als genutzt hätten, z. B. l. c. 103: Tunc nimirum praecinentibus Angelorum tubis omnes gentes [illegible] que sub coelo fuerunt et omnis homo in eo sexu unusquisque quo natus [illegible] in mundo, boni similiter et mali, sancti et peccatores, vel quicunque ab [illegible] mundi nati et mortui fuerint, sive a bestiis devorati, sive ab igne con[illegible] sive etiam ab aquis absorpti, omnes simul — resurgent, in ipsis sine [illegible] corporibus, atque in ipsa carne quam hic habuerunt. Auch er belehrt [illegible] Zuhörer, daß alle in der Vollkraft ihres Leibes auferstehen sollen: scilicet [illegible] virum perfectum et in mensuram aetatis plenitudinis Christi, in qua ipse [illegible] minus Christus resurrexit a mortuis.

des ursprünglichen Gottesbildes, das der Leib des Menschen darstellte, hörte dann auf. Auch wollte Gott alle Auferstandene für immer in der Vollkraft des Alters erhalten, gleichviel ob sie gestorben waren, ehe sie dieselbe erreicht oder nachdem sie dieselbe überschritten hatten. —

Es läßt sich denken, daß auch die Neubekehrten in ihrer Weise Scrupel in Betreff der Lehre von der Auferstehung des Fleisches hegten, obgleich auch ihnen diese ganze Vorstellung an sich die größte Befriedigung gab. Denn ein ewiges Fortleben, das bloß für die Seele oder für die feinste Leiblichkeit gegolten hätte, wäre gerade für sie ein unbefriedigendes Bild gewesen. Schon als Heiden waren sie mit größerer Energie als irgend ein anderes Volk auf der Idee eines wirklichen Fort- oder Wiederauflebens im Jenseits bestanden. Aber wenn sie auch ihre Toten für diese geforderte energische Jenseitigkeit mit allen Gegenständen ausrüsteten, die ihnen im Leben gedient hatten und lieb gewesen waren, so blieb das Bild des Jenseits im Ganzen und damit auch in seinen Beziehungen auf das Leben des Individuums dennoch immer schattenhaft und unterschied sich nicht specifisch von den Bildern des griechischen Hades oder des römischen Orcus. Die christliche Vorstellung allein war kühn genug, um aus ihrem innersten Wesen heraus auch diesem Bilde eine Plastik zu verleihen, die es specifisch von allen der Form nach ähnlichen unterschied. Jetzt lag die volle Realität des menschlichen Daseins in dem ganz erhellten Jenseits und alle Nebel lagerten sich auf das Diesseits. —

Genauer betrachtet fielen in dem christlichen Bewußtsein zwei eigentlich von einander getrennte, ja einander widersprechende Vorstellungsreihen über die letzten Dinge zusammen. Hätte man ihnen mit einem verstandesmäßig consequenten Denken nahe kommen wollen, so würde sich gezeigt haben, daß wenn der Mensch sogleich nach seinem Tode zu dem Throne Gottes und von da aus entweder zu dem ewigen Feuer oder zu der ewigen Freude geführt werden solle, er nicht bis zu dem Tage des allgemeinen Gerichtes seines Urtheils gewärtig sein könne.[13]) In diesem Falle wäre aber das allgemeine Gericht fälschlich ein allgemeines genannt worden, denn es betraf dann nur diejenigen Menschen, die zu der

13) S. o. im Anfange dieses Cap.

Zeit der Wiederkunft Christi lebten, weil alle Toten schon vorher gerichtet waren. Die Auferstehung der Toten wäre dann nur die Wiederbelebung des Fleisches und seine Wiedervereinigung mit den bereits in die ewige Seligkeit oder in die ewige Verdammniß eingegangenen Seelen gewesen. Aber die Vorstellung des allgemeinen Gerichtes stand so fest und war so wichtig für das Gesammtbild der christlichen Vorstellungen, daß ihr durch eine Vorwegnahme ihrer hauptsächlichsten Function kein Eintrag geschehen durfte, während doch das unmittelbare Gefühl und die uralte religiöse Anschauung auch die Wichtigkeit des Augenblickes, wo sich bei dem Individuum Seele und Leib von einander schied, nicht aufgeben konnte, dessen Bedeutung offenbar verringert oder geradezu vernichtet wurde, wenn sich die ewige Entscheidung über das Schicksal des Individuums nicht daran anknüpfte, sondern sich auf eine unbestimmte Ferne, den Tag des allgemeinen Gerichtes hinausschob. Indem die kirchliche Doctrin um diese Zeit die Vorstellung des Fegfeuers als eines Mittelzustandes und eines Durchganges von dem Tode an bis zur Wiedervereinigung des Leibes mit der Seele ausbildete, löste sie allerdings auf die beste Weise die Bedenken, die sich Jedem, wenn er nur mit einiger Gabe der Reflexion an die Vorstellungen herantrat, aufdrängen mußten, und dieser Umstand muß sehr in Anschlag gebracht werden, wenn man sich die schnelle Einbürgerung dieser Lehre erklären will, die der älteren Kirche ganz fremd war. Es ist aber auffallend genug, daß die gallische Kirche dieser Zeit und sogar noch später keine Rücksicht darauf nahm, aber auch keinen Versuch machte, die Widersprüche zwischen jenen beiden von ihr auf gleiche Weise vertretenen Vorstellungsreihen auf anderem Wege zu beseitigen. Auch der Volksglaube wußte von dieser Vermittlung, die ihm bald so geläufig werden sollte, noch nichts, und hielt beide Bilder dennoch ohne irgendwelche Richtungen fest. Zwar imponirte ihm das Bild des allgemeinen Gerichtes durch seine riesenhaften Dimensionen am meisten, aber auch das andere, in welchem sich der allgemeine Vorgang individualisirte[14]), war ihm vollkommen gegenwärtig. Es läßt sich be-

14) Für unsere heutige Art zu denken hält es schwer zu glauben, daß z. B. ein und derselbe Prediger beide Bilder unmittelbar nach einander und beide mit der größten Wirkung auf die zuhörenden Neubekehrten ausgeführt

dessen erkennen, daß diese für die moderne Denkweise schwer begreifliche Haltung des Geistes durch die fortwährenden Verweisungen auf die unmittelbare Nähe des Weltendes und also des allgemeinen Gerichtes wesentlich bedingt wurde. Dadurch fielen beide einander im Grunde ausschließende Bilder für die Phantasie gleichsam in ein einziges zusammen, dessen genauere zeitliche Bestimmung nicht weiter der Beachtung werth gehalten wurde.[15])

---

haben könne. Ich theile deshalb die Stelle so weit als nöthig mit: Quod si vultis scire, cum magno metu, Carissimi, magnisque doloribus separatur anima a corpore, venient enim Angeli eam assumere, ut perducant illam ante tribunal metuendi judicis, et tunc illa memorans opera sua mala, quae die noctuque gessit, contremiscit, et quaerit ea fugere, induciasque petere, dicens: Date mihi vel unius horae spatium. Tunc quasi simul loquentia omnia ejus opera dicunt: Tu nos egisti, tua opera sumus, nec te deseremus, sed tecum semper erimus, tecumque pergimus ad judicium. Haec quidem peccatoris anima agit, quae cum horrendo timore separatur a corpore, et pergit plena peccatis, et ingenti confusione depressa. —

Justi vero anima cum separatur a corpore, non timet nec expavescit, sed animus cum gaudio egreditur, et cum exultatione pergit ad Deum deducentibus se Angelis sanctis.

Scitote vero, quia anima cum corpore evellitur, statim aut in paradiso pro bonis meritis collocatur, aut certe pro peccatis in inferno continuo praecipitatur.

Einige Zeilen weiter: consideremus quis terror in illo die erit, cum de coelo Dominus ad judicandum saeculum venerit; quis metus Deum videre, ad cujus adventum elementa quatientur. Tunc nimirum praecinentibus etc. (folgt die Anm. 13 citirte Stelle bis zu:) et omnes simul ante judicium Christi venient, pariterque eum et electi et reprobi suis oculis videbunt.

Tunc mali traditi in potestate daemonum abeunt in ipsis corporibus suis cum diabolo in supplicium aeternum. — Justi autem in vitam aeternam in ipsa sine dubio carne. Vita El. l. c. 103, 104.

15) Ecce omnia quae Prophetae vaticinaverunt, quaeque Apostoli dixerunt jam completa sunt, solusque dies judicii et horribilis antichristi adventus adhuc restat. Ecce bellum super bellum, tribulatio super tribulationem, fames super famem, pestilentia super pestilentiam, et gens super gentem consurgit. Wer in die fränkische Geschichte im Laufe des siebenten Jahrhunderts einen Blick geworfen hat, wird begreifen können, welchen Eindruck diese Berufung auf die furchtbaren Thatsachen der Wirklichkeit bei den leicht erregbaren Zuhörern machen mußte, besonders in Verbindung mit der Schilderung der Schrecken der Todesstunde und des jüngsten Gerichtes. Vit. El. l. c. 105.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Die christlichen Laster und Tugenden.

Die Freuden des Paradieses oder die Qualen der Hölle waren, wie es sich dem Geiste der Neubekehrten leicht einprägte, abhängig allein von dem Verhalten des Menschen, so lange er auf der Erde lebte. Sie erschienen auch ihnen im eigentlichen Sinne als eine Belohnung oder Bestrafung, die sich nicht einmal nach der Willkür Gottes, wenn man sich so ausdrücken darf, richteten, sondern nach ewigen Gesetzen und in einem vollständigen gerichtlichen Verfahren, dem Urbild oder verklärten Abbild aller irdischen Rechtspflege, zuerkannt wurden. Kein menschliches Gemüth vermochte deshalb sich innerlich gegen die Rechtmäßigkeit des Schicksals, welches die Seele und der Leib nach dem Tode erwartete, aufzulehnen oder für sich andere Normen zu verlangen, nach denen sein Schicksal bestimmt werden sollte.

Nach der Anschauungsweise des Heidenthums war die Vorstellung von einer doppelten Möglichkeit der jenseitigen Geschicke dem Volksgeist bereits tief eingeprägt. Freilich schieden sich die Freuden des Jenseits nicht so scharf und reinlich von den Leiden, vielmehr war den Freuden etwas von ihrem Glanze genommen durch einen dunkeln Hintergrund der Vergänglichkeit alles Weltdaseins, und auch die Leiden erschienen mehr als ein Mangel an Genuß und vergebliche Sehnsucht nach Genuß wie als positive Martern. Auch sie wurden nicht nach dem absoluten Zufall, sondern nach einer gewissen allgemein gültigen Norm dem Menschen zuertheilt. Die freundlichen Götter riefen den Menschen zu sich oder

gestatteten ihm einen Antheil an dem Genuß, dessen sie sich selbst erfreuten, weil sie ihm in Wohlwollen zugethan waren, und sie waren ihm deshalb in Wohlwollen zugethan, weil er ihren Willen auf Erden erfüllt hatte. Wer ihnen verhaßt war, fiel dem Nebelreiche der Unterwelt anheim, ohne Aussicht, je zu dem Glanze der Götter emporgehoben werden zu können. Seine Strafe, wenn man diesen Zustand Strafe nennen will, dauerte so lange wie das Glück des von den Göttern Belohnten, das heißt bis zu dem Ende der Welt. Durch eigenen Willen konnte sich kein Mensch den Eingang zu dem besseren Jenseits, zu der Halle der Götter erzwingen, denn sie waren stark genug alle unbefugten Eindringlinge zurückzuwerfen. Er mußte immer eine gewisse Summe von guten Thaten mitbringen, die ihn dazu würdig machten. Wenn er aber dieselben aufweisen konnte, so durfte er auch mit Sicherheit darauf rechnen, denn im Hintergrund der menschlichen Seele herrschte die Vorstellung, daß der Wille der Götter ihn dann weder von dem Himmel ausschließen dürfe noch könne. Daß man solche Ueberzeugungen nicht laut aussprach, geschah, um die Götter nicht zu beleidigen, deren beschränkte Macht dadurch allen Menschen offenbart worden wäre, aber im Stillen trug dieser Glaube wesentlich zu der sicheren Haltung der Gemüther im Diesseits bei. Denn auf den guten Willen der Götter sich allein zu verlassen und ihm allein die menschlichen Schicksale anheimzugeben, konnte nie einem Heiden in den Sinn kommen, so lange er noch in dem naiven Volksglauben stand, und das ganze deutsche Heidenthum war nirgends in seiner ganzen Entwickelung über diese Sphäre hinausgegangen. Ein reflectirtes Heidenthum, wie etwa das untergehende antike, das seine Substanz aus der Philosophie und aus dem Christenthum nahm, also aus den beiden großen Momenten, die es selbst vernichtet hatten, und diese Substanz allegorisch in die Formen der früheren religiösen Gebilde kleidete, mochte allerdings von der lauteren und völligen Güte der Götter sprechen, aber der heidnische Volksglaube kannte überall nur aus hellen und dunkeln Farben nach verschiedenen Mischungsverhältnissen zusammengesetzte Bilder seiner Götter.

Die guten Thaten des diesseitigen Lebens, die zur Anwartschaft auf das Jenseits berechtigten, bestanden in der möglichsten Erfüllung des Ideals, welches der Volksgeist als eine unbe-

Neunundzwanzigstes Capitel.

Die christlichen Laster und Tugenden.

Die Freuden des Paradieses oder die Qualen der [illegible] waren, wie es sich dem Geiste der Neubekehrten leicht [illegible], abhängig allein von dem Verhalten des Menschen, so [illegible] auf der Erde lebte. Sie erschienen auch ihnen im eig[illegible] Sinne als eine Belohnung oder Bestrafung, die sich nicht [illegible] nach der Willkür Gottes, wenn man sich so ausdrücken darf, [illegible], sondern nach ewigen Gesetzen und in einem vollständigen [illegible] lichen Verfahren, dem Urbild oder verklärten Abbild aller [illegible] schen Rechtspflege, zuerkannt wurden. Kein menschliches [illegible] vermochte deshalb sich innerlich gegen die Rechtmäßigkeit [illegible] Schicksals, welches die Seele und der Leib nach dem Tode [illegible] tete, aufzulehnen oder für sich andere Normen zu verlangen, [illegible] denen sein Schicksal bestimmt werden sollte.

Nach der Anschauungsweise des Heidenthums war die [illegible] stellung von einer doppelten Möglichkeit der jenseitigen [illegible] dem Volksgeist bereits tief eingeprägt. Freilich schieden [illegible] Freuden des Jenseits nicht so scharf und reinlich von den [illegible] vielmehr war den Freuden etwas von ihrem Glanze gen[illegible] durch einen dunkeln Hintergrund der Vergänglichkeit alles [illegible] daseins, und auch die Leiden erschienen mehr als ein Mangel [illegible] Genuß und vergebliche Sehnsucht nach Genuß wie als positive [illegible] tern. Auch sie wurden nicht nach dem absoluten Zufall, [illegible] nach einer gewissen allgemein gültigen Norm dem Menschen [illegible] theilt. Die freundlichen Götter riefen den Menschen zu sich [illegible]

drängen. Vielmehr blieb diese nach wie vor nach der allgemeinen Voraussetzung des Volksgeistes nur deshalb die Stätte der ewigen Freuden, weil sie die Wohnung der Götter war.

Der eigentliche Kern der Tugenden, die zur Aufnahme in der Götterwohnung berechtigten, bestand in einer möglichst allseitigen Bethätigung der männlichen Kraft in ziemlich äußerlicher Fassung dieses Begriffes. Es war nicht bloß die rohe Stärke, aber es war doch die physische Tapferkeit, die den ersten Rang darunter einnahm. In welcher Weise diese wieder individuell gefaßt wurde, richtete sich nach den localen und zeitlichen Voraussetzungen, die auf den deutschen Nationalcharakter wirkten. Daneben standen allerdings auch sittliche Eigenschaften, Treue, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Zucht und andere, aber sie alle standen unter dem Banne jener Grundtugend und ihrer leiblichen Auffassung. Auch traten sie allmählich vor einer einseitigen Hervorhebung des roheren Elementes jener leiblichen Tapferkeit zurück, so daß diese und zwar in einer keineswegs sehr anmuthenden Art doch eigentlich allein den Himmel erstürmte, wie sie hier auf Erden alles durch Berufung auf ihren trotzigen Egoismus niederwarf. [1])

Alle diese Tugenden waren wegen ihrer Verbindung mit ihrer sie belebenden Basis nach der allgemeinen Anschauung das Privilegium eines gewissen Standes und eines bestimmten Geschlechtes. Der freie Mann war es, dem der Himmel gehörte, so gut wie eigentlich auch nur für ihn allein die Erde da zu sein schien. Zwar gehörte ihm der Himmel nicht deswegen, weil er vornehmer als andere war, aber die anderen konnten nach den festen Traditionen, in denen sich ihr Leben und Thun befangen sah, gar nicht einmal den Anspruch auf die Erwerbung der Tugenden erheben, die wiederum den Anspruch auf den Himmel begründeten. Die auf solche Weise von dem wahren Himmel Ausgeschlossenen mochten sehen, wie sie sich in dem Jenseits zurecht fanden. Da dem Volksgeist eine gewisse Gutmüthigkeit und Wohlmeinenheit bei allem rohen Gebahren doch immer einwohnte, so ließ er es sich gefallen, daß auch die Frauen und Knechte nicht geradezu dem widerwärtigen Nebelreich verfallen sein sollten. Aber in dem eigentlichen Himmel

1) S. o. Bd. I. S. 120 u. f.

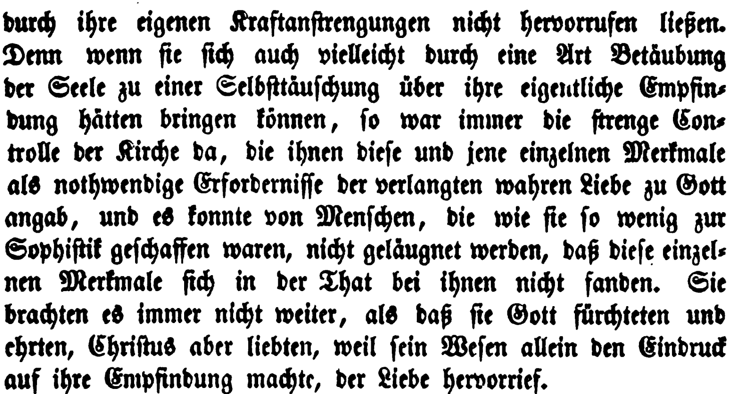
wußte Copie seiner hauptsächlichsten Neigungen und Anlagen
worfen hatte und jedem Einzelnen als Spiegel seines Einzelleb
vorhielt. Die Götter waren im wesentlichen, soweit sie über
von ihrer elementaren Basis sich abgelöst und sich zu menschlich
lichen Persönlichkeiten erhoben hatten, nach demselben Ideale
formt, und mit desto größerer Befriedigung konnte sich der
dereinst in ihrer Gesellschaft denken. Bei einer tieferen
fassung der sittlichen Anforderungen meist ganz äußerliche Eig
schaften, genügten sie doch dem Geiste des Volkes vollkom
um die Stelle dessen einzunehmen, was man ein sittliches
nennt, und übten alle die Wirkungen, die von einem solchen
zugehen pflegen. Es gehörte dazu auch eine gewisse äußerl
Ergebenheit gegen die Götter. Man mußte ihnen Opfer
bringen, wie, wann und wo sie dieselben verlangten, an
Festen Theil nehmen und ihre Verächter oder Feinde in
Namen bekämpfen. In so fern dieser Zug zur Religion
war auch die Erlangung der himmlischen Freuden an ein
Verhalten gebunden. Nur wer sich auch in diesen Dingen
Göttern willfährig bezeigte, konnte hoffen, von ihnen als
Gast in ihrer Heimat aufgenommen zu werden. Ihrem
oder Feind gestatteten sie keinen Platz in derselben, so wenig
Mensch selbst damals eine Stimme in sich vernahm, die ihm
hätte, seinen Feind mit Wohlthaten zu bedenken. Aber diese Religion
war nur ein secundäres Element. Man fühlte, obgleich man
darüber reflectirte, ganz deutlich daß man durch sie allein
den jenseitigen Freuden emporsteigen könne. Später, als
weltgeschichtliche Einflüsse die Form und die Substanz des
Glaubens gleich sehr gefährdeten, ließ es sich sogar denken,
auch ein Mann, der sich in seinem irdischen Leben wenig
Götter kümmerte, weil er ihre Macht gering anschlug, und
und Feste zu ihrer Ehre deshalb gleichsam als eine über
Ausgabe ansah, doch nach seinem Tode mit derselben Gewißheit
ihr eifrigster Verehrer auf einen Platz in ihrem Himmel rechnen
wenn er nur die ihm wohlbekannten sittlichen Forderungen
die ihn hier und dort der Gesellschaft der besten Männer
machten. Stillschweigend schob man so die Götter auch
Bilde der himmlischen Freude bei Seite, obgleich Niemand
denken konnte, sie ganz aus ihrer himmlischen Wohnung zu

der Geist der Neubekehrten unmöglich zu der Wahrnehmung gelangen, daß die Pflichten, die ihnen Gott durch das Christenthum auferlegte, schon ihrem eigenen Herzen von demselben Gott der es geschaffen hatte eingeprägt worden seien; daß sie gleichsam nur durch die christliche Belehrung daran erinnert, oder daß der Staub und der Moder des Heidenthums, die sich darüber gelegt hatten, nur weggewischt werden müßten. Zwar glaubten sie auch das, weil ihnen die Kirche sagte, daß es so sei und so geglaubt werden müsse, aber wenn sie in ihrem eigenen Innern nach jener Stimme sich umhörten, die sie von selbst die Gebote Gottes lehren sollte, so fanden sie zu nicht geringem Schrecken alles stumm und tot.

Als erstes Gebot Gottes, dessen Erfüllung zur Seligkeit nothwendig sei, stellte die Kirche die Forderung des rechten Glaubens hin, und es schien als wenn dieses Gebot sich nach dem ernstlichsten Willen der Neubekehrten noch am leichtesten erfüllen ließe. Aber wenn ihnen nun ihre Lehrer den Begriff dieser Forderung, wie sie ihn selbst faßten und als Gebot Gottes aussprechen mußten, deutlich machten, so entschwand ihnen schon hier oft der Muth. Denn zunächst verlangte der Glaube nach dieser Auffassung nicht bloß ein passives Hingeben der Seele und ein äußeres Aufnehmen gewisser Sätze, die ihnen als Lehre von der Dreieinigkeit, von den göttlichen Eigenschaften, von der Erlösung u. s. w. mitgetheilt wurden. Alle Kräfte des Geistes sollten sich ganz in diese Gedanken versenken und immer mit ihnen beschäftigt sein, um sie soweit zu begreifen, als dies dem Menschen überhaupt gegeben war. Es war auch nicht genug, daß man seinen Abscheu vor aller Ketzerei und aller Abgötterei laut bekannte und im Herzen davon überzeugt war, daß nur das, was die Kirche von Gott, von Christus u. s. w. lehrte, als wahre und göttliche Lehre gelten könne. Man sollte auch sich selbst und anderen Rechenschaft davon geben können, warum dies der wahre Glaube sei und warum man nicht anders glauben dürfe. Wer konnte, wenn er alle diese Ansprüche erwog, sich selbst sagen, daß er wirklich so glaube, wie er glauben solle? Unzählige Einzelheiten und ganze Abschnitte der christlichen Lehre setzten eine so eigenthümliche Stimmung des Geistes voraus, ehe sie wirklich Eingang finden konnten, unzählige waren auch äußerlich so schwer zu verstehen und festzuhalten, daß die neubekehrten Deutschen, wie sie einmal waren, mit aller Mühe

war ebenfalls keine passende Stätte für sie, denn der war nur für tapfere Männer aufgespart. Daß zur Lösung dieser verschiedenen Ansprüche die Phantasie allerlei einigermaßen das Gefühl befriedigende Bilder erfunden habe, ist gewiß, obgleich wir sie nicht mehr deutlich vor uns sehen. Wahrscheinlich waren sie auch an und für sich noch schwankender und gestaltloser als die sonstigen religiösen Gebilde des deutschen Volksgeistes. Soviel ist aber ebenfalls gewiß, daß sie von denen, die sich damit zufrieden geben mußten, doch nicht für das rechte des Menschen würdige Jenseits gehalten werden konnten, obgleich sie es nicht wagen durften ihre Augen mit begehrlichem Verlangen nach der Götterwohnung zu erheben, wo die Männer zechten und kämpften. Das Christenthum dagegen erkannte grundsätzlich die gleiche Berechtigung aller auf den Himmel, freilich auch auf die Hölle an. Vor ihm galt kein Unterschied der Person, des Standes, des Geschlechtes, wenn nur die Bedingungen erfüllt wurden, deren Erfüllung in dem Vermögen jedes Menschen lag. Ja eine Menge Züge in der Lehre von der Erfüllung dieser Bedingungen wiesen darauf hin, daß die Armen und Unterdrückten wegen dieses ihres niedrigen irdischen Zustandes ein besonderes Anrecht auf den Himmel besaßen. So wirkte das Bild des allgemeinen christlichen Himmels wie eine wahre Erlösung auf den Geist aller derer, die neben den Lasten des irdischen Daseins auch noch mit dem Gedanken an ein um wenig besseres Jenseits beladen waren, und es trug das nicht wenig dazu bei, die Energie, mit welcher sich der Gedanke des christlichen Paradieses und der höllischen Hölle durch seinen eigenen Inhalt Raum in den Seelen zu verschaffen wußte, vollends unwiderstehlich zu machen.

Aber die Erwerbung dieses Himmels war dafür auch so unendlich schwerer geworden als früher, so schwer, daß der Mensch, falls er alle die Bedingungen an die sie geknüpft war, erfüllen sollte, fast daran verzweifeln mußte. Denn die Gebote Gottes, die von dem Menschen erfüllt werden mußten, waren so unzählig, aller bisherigen Art zu denken und zu handeln so widersprechend, und zugleich so fein und so zart und doch wieder so inhaltreich und mannigfaltig, daß der Geist des Menschen allein schon Mühe hatte, sie sich einzuprägen und leicht dabei durch seine Schwäche eins oder das andere vergessen konnte. Denn da sie so sehr contrastirten mit dem, was man bisher gedacht und gethan hatte, so konnte



durch ihre eigenen Kraftanstrengungen nicht hervorrufen ließen. Denn wenn sie sich auch vielleicht durch eine Art Betäubung der Seele zu einer Selbsttäuschung über ihre eigentliche Empfindung hätten bringen können, so war immer die strenge Controlle der Kirche da, die ihnen diese und jene einzelnen Merkmale als nothwendige Erfordernisse der verlangten wahren Liebe zu Gott angab, und es konnte von Menschen, die wie sie so wenig zur Sophistik geschaffen waren, nicht geläugnet werden, daß diese einzelnen Merkmale sich in der That bei ihnen nicht fanden. Sie brachten es immer nicht weiter, als daß sie Gott fürchteten und ehrten, Christus aber liebten, weil sein Wesen allein den Eindruck auf ihre Empfindung machte, der Liebe hervorrief.

So lernten die Neubekehrten, je mehr sich ihnen die Bedeutung dessen, was die Kirche Glauben nannte, aufhellte, auch allmählich die Herzensangst empfinden, die auf den frömmsten und tiefsten Gemüthern am allerstärksten lastete, der sich aber auch ein roherer Geist, falls er nur überhaupt religiösen Eindrücken zugänglich war, nicht ganz entziehen konnte, jenes oft bis zu krankhafter Verzweiflung sich steigernde Gefühl der menschlichen Schwäche gegenüber dem unendlichen Inhalt der an sich so einfachen Forderung den rechten Glauben zu haben. Je nach den individuellen Voraussetzungen empfing diese Angst von daher oder von dorther ihre Nahrung, und je gröber die geistige Beschaffenheit des Christen war, desto äußerlichere Dinge erregten ihm Scrupel an seiner Glaubensstärke, weil das was ihm Glauben hieß, auch nur ein etwas roher Auszug des geistigen Complexes war, der anderen gebildeteren als wahrer Glaube erschien. Aber die Noth des roheren Geistes war deshalb nicht geringer, weil er Dinge für wesentlich hielt, die einem gebildeten als äußerlich vorkamen, und auch da, wo sie nur selten in das Getriebe der gewöhnlichen Gedanken und der irdischen Interessen eingriff, war sie doch, so oft sie sich einstellte, ein sehr störender Gast.

Aber die Kirche oder Gott, dessen Gebote sie den Menschen überlieferte, begnügte sich nicht mit dem Glauben, auch wenn seine Beschaffenheit alle die Forderungen erfüllte, die man an den wahren Glauben stellen mußte. Allerdings war der Glaube unerläßlich nothwendig zur Seligkeit, und die damalige katholische Kirche drückte sich den Neubekehrten gegenüber in Betreff

immer nur ein ganz allgemeines und eben deshalb ungenüg
Bild sich davon einprägen konnten. Wieder andere waren so
und es streifte in ihnen der gefährlichste Irrthum so leicht
wahre Lehre, daß der Geist gar oft bei dem besten Willen
rechten Glauben treu zu bleiben, sich mitten in dem gefährl
Irrthum fand. Auch war es an so vielen Stellen der christl
Glaubenslehre fast unmöglich, daß man nicht nebenaus
altbekannten Bilder von dem göttlichen Wesen und den
lichen Dingen und damit ohne es zu argwöhnen in das
bare Vergehen einer Hinneigung zu den heidnischen
gerieth. War es schon ein schweres Vergehen, wenn
in aller Unschuld des Herzens den Phantasien über das
seitige Leben nachhing und dabei an die Genüsse des
dachte, so war es ein noch viel größeres, wenn man das
Bild Gottes durch Hereintragen menschlicher Art und
ten entweihte, und doch konnte ohnedem weder die eine
andere Vorstellung mit der Herzenswärme aufgenommen
nach der Lehre der Kirche als eine unerläßlich nothwendig
dingung für die richtige Beschaffenheit des Glaubens
werden mußte. Der Glaube gebot, Gott über alle Dinge
ten und zu ehren, und der Geist der Neubekehrten zeigte
wirklich vollkommen bereit, diese Haltung gegen den Schöpfer
Himmels und der Erde, den allwissenden, allmächtigen Herrn
Leben und Tod, über das Diesseits und das Jenseits einzu
Denn alles was sie von ihm durch die christliche Lehre
und alles was sich ihnen als seine Thaten offenbarte,
ihnen so, daß sie keine andere Macht und Kraft in der
seiner vergleichen konnten. Allein derselbe Glaube gebot
von ganzem Herzen, mit allen Kräften des Gemüths zu
nicht bloß sich für schuldig zu erklären, daß man ihn liebe
vor allen Dingen und über alle Dinge hinaus, sondern auch
lich diese Liebe als die Grundlage alles Denkens und Em
in jedem Augenblicke zu fühlen. In einem Athemzuge
hier zwei Gemüthsstimmungen als unerläßlich nothwendig
füllung des wahren Glaubensgebotes gefordert, die wohl
ursprünglich christlich gefärbten Seele neben, oder vielmehr
und in einander existiren konnten, aber sich hier in der
der Neubekehrten oder auf das Gebot irgend einer

deutlich ausdrücken konnte. Fast alles, was die kirchliche Lehre in dieser Hinsicht forderte, widersprach aber dem, was die Neubekehrten bisher zu wollen und zu thun pflegten, ganz entschieden, während anderes, was auf den ersten Anschein nicht weit von dem, was man bisher zu thun gewohnt war, ablag, doch in der eigenthümlichen Auffassung des Christenthums sich ebenso fremdartig dem Volksgefühle gegenüberstellte, als das auch seiner äußeren Form wie seiner Substanz nach Neue und Unerhörte.

Die Vertreter der Kirche, welche die Kraft des Widerstandes in den Gesinnungen und Gewohnheiten der Neubekehrten vollkommen zu würdigen verstanden, wären vielleicht geneigt gewesen, ihnen diese herbste Seite der christlichen Glaubensforderungen zu ersparen oder so weit zu mildern, daß sie daran keinen Anstoß nahmen; aber es schreckte sie die strenge Verantwortung im Jenseits, die den Priester erwartete, der aus Trägheit oder Menschenfurcht seinen Lehrlingen den Weg zum Himmel zu leicht darstellte. So kam es, daß die Sittenlehre, als die Aufzählung und Beschreibung der Werke, die den Glauben zu einem wahren und lebendigen machen sollten, eine überwiegende Stelle einnahm, und selbst für bedeutsamer als der eigentlich dogmatische Theil des Christenthums gehalten wurde.

Während man in Betreff des dogmatischen Theiles der Glaubenslehre von der richtigen Vorstellung ausging [2]), daß der Geist der Neubekehrten noch zu roh sei, um ihm ein tieferes Ergreifen desselben zumuthen zu können, durfte man von den Forderungen, die sich an das Gewissen und den Willen richteten, nichts ablassen. Um sie zu begreifen, war nach kirchlicher Ansicht die menschliche Seele an und für sich geeignet, sobald sie ihr nur auf die rechte Art nahe gebracht wurden. [3])

Methode der kirchlichen Doctrin.

In der Unterweisung der christlichen Sittenlehre pflegte die Kirche mit bemerkenswerther Uebereinstimmung stets denselben Gang einzuhalten. Sie gab nämlich zuerst eine Reihe negativer Gebote Gottes und wandte sich dann erst zu den positiven. Jedenfalls war dies auch hier der praktischste Weg, denn im Großen und Ganzen fielen die Hauptkategorien der ersten zusammen mit den natürlichen Regungen des Gewissens bei den an das Christenthum

---

2) S. o. S. 25.
3) S. o. S. 131.

der Bedeutung des Glaubens für die Seligkeit so aus, daß sie ei-
lich auf die Annahme kommen mußten, der Glaube allein reiche
Seligkeit aus. Aber sie erfuhren dann sogleich, daß der Glaube,
zur Seligkeit ausreiche, nicht bloß das enthalte, was ihnen dam
sein Inhalt angegeben wurde, wenn es sich darum handelte,
das Verständniß von dem zu eröffnen, was zu ihm ge-
Denn es war immer nur eine Haltung des Geistes, der S-
zunächst ohne Beziehung auf die Thätigkeit nach außen.
man denken und fühlen solle daß es Gott genehm sei,
ihnen vorgeschrieben, wenn ihnen die Kirche die Verpflichtung
Glauben auseinandersetzte. Allein der wahre Glaube im
Sinne enthielt auch die Verpflichtung zu einer bestimmten H-
des nach außen gerichteten Willens und des wirklichen H-
Denn wenn die kirchliche Lehre noch so nachdrücklich die S-
des Menschen allein vom Glauben abhängig machte, so
doch regelmäßig hinzu, daß der Glaube ohne Werke
d. h. daß die Seligkeit durch den theoretischen Glauben
worden werden könnte, während sie allerdings auch nicht
erworben werden könnte.

So trat nun an die Neubekehrten mit eben der S-
wie die Forderung recht zu glauben, auch die Forderung
zu handeln heran, als die Summe des Begriffes Gla-
wie er damals von der Kirche aufgefaßt und dargestellt
Wenn schon die Forderung des Glaubens im engeren Sinne
fast unerfüllbar erschien, so überstieg das, was als W-
Glaubens von ihnen zum Zeugniß der Wahrheit des Gla-
also auch als unerläßliches Erforderniß zur Seligkeit ge-
wurde, alle ihre Kräfte. Hier war es auch nicht mögli-
Selbsttäuschung zu gerathen, und sich damit vor den An-
der inneren Stimme und den Mahnungen der Kirche gleich
schützen, wie es auf dem theoretischen Gebiete des Glaubens
auch sehr schwer, doch möglich war. Denn die Handlung
an sich immer deutlich in ihrem Wesen, und es konnte in
einzelnen Falle Niemand sich selbst darüber täuschen, ob sie
von denjenigen war, die das Christenthum zum Beweise
wahren Glaubens verlangte oder nicht, zumal da die Lehr-
Kirche hier auf diesem realen Gebiete ganz anders wie auf
idealen sich vernehmlich und auch dem rohesten Begriffsverm-

sie sich gestehen, daß sehr viele von ihnen, auch nachdem sie das Gelübde des christlichen Glaubens abgelegt hatten, sich mit einem oder mehreren oder allen zusammen noch immer befleckt hatten. Dies mußten sie eingestehen, auch wenn sie die Begriffe dieser Laster so verstanden, wie sie bisher die Worte, mit denen sie bezeichnet wurden, zu fassen pflegten. Aber sie erfuhren bald, daß sie diese Worte nicht in dem bisherigen Sinne auffassen durften, wenn sie den Forderungen des christlichen Glaubens gerecht werden wollten. Was die kirchliche Lehre unter Gotteslästerung verstand, war ein unendlich ausgedehnter und auf die subtilste Art ausgesponnener Begriff, der eine Menge scheinbar sehr unschuldiger Dinge mit dem Stempel eines Hauptlasters bezeichnete. Denn nicht bloß eine Verspottung Gottes und seiner Kirche, eine Verletzung seiner Diener und ihres Eigenthums war damit gemeint, sondern auch alles, was in Lebensgewöhnungen aller Art von dem Heidenthum unwillkürlich in das Christenthum herübergekommen war, nicht bloß eigentliche Zauberei, unter Anrufung des Teufels oder der alten Götter und Dämonen. Wer in einer Krankheit zu einem sympathetischen Mittel seine Zuflucht nahm, das nicht ausdrücklich von der Kirche recipirt oder anempfohlen war, machte sich der Strafe schuldig, die auf dieses Hauptlaster gesetzt war. Ja das bloße Fluchen und Schwören bei dem Namen Gottes, da wo es die Kirche nicht durch ihren Consens geheiligt hatte, wurde geradezu, auch wenn es nur aus Unachtsamkeit geschah, als ein Zeichen für das Vorhandensein einer Versündigung aufgestellt. — Unter den Begriff des Mordes fiel nun nicht mehr bloß der wirkliche Totschlag aus Haß oder aus Habsucht, sondern alle körperlichen Verletzungen, die einer dem andern wissentlich und um ihm zu schaden anthat. Auch galt vor den Augen der Kirche der Unterschied zwischen dem durch die Sitten und bürgerlichen Gesetze verbotenen und dem durch beide erlaubten oder durch erstere gebotenen Morde nicht. Wer das Blut eines andern vergoß, um damit das Blut eines Verwandten zu rächen, war des Mordes im christlichen Sinne ebenso wohl schuldig als der Schächer,

---

mit den sonst bekannten, nur hält sich der Prediger hier mehr an die Realität des Lebens und vermeidet die seinen Zuhörern unverständlichen termini technici der andern kirchlichen Moralisten.

der einem Manne auflauerte, der ihm kein Leid zugefügt hatte. Ebenso dehnte sich der Begriff des Ehebruches, des falschen Zeugnisses, des Diebstahls, des Raubes, der Trunksucht nun in einer Weise aus, daß jeder in unzähligen Situationen des bürgerlichen Lebens in eins oder mehrere dieser Hauptlaster zugleich fallen mußte.

In Betreff der Strafwürdigkeit dieser Laster ging die kirchliche Ansicht dahin, daß ihre bloße Begehung auch dann den Menschen der ewigen Höllenpein zuführe, wenn er dabei keine Regung des Gewissens fühlte, wenn er sich nicht erinnerte, daß er in der bestimmten That gegen das Gebot Gottes handelte. Wer einmal in seinem Leben, gleichviel ob er Heide oder Christ war, die angeführten Laster in der so schreckhaft weitschichtigen Definition der kirchlichen Sittenlehre begangen hatte, war dem ewigen Feuer verfallen, einerlei, ob er wußte, was er that und welche Strafe ihn erwartete, oder nicht.

Versündigung des Gedankens.

Aber noch furchtbarer war es, daß die Kirche lehrte, man könne sich nicht bloß durch das Begehen dieser Laster für alle Ewigkeit versündigen, sondern es reiche schon der Wille oder die Lust dazu hin, um den Menschen strafwürdig zu machen. Damit wurde ein Riß durch das ganze geistige und sittliche Leben des Volkes gemacht, der sich in keiner Weise mehr ganz heilen ließ. Das Spiel der Gedanken und der Phantasie irgendwie der Berücksichtigung oder gar der Ahndung werth zu halten, war Niemand bisher in den Sinn gekommen. Jetzt erfuhr man, daß man sich damit um seine ewige Seligkeit bringen konnte, und wollte man an diesem Satze zweifeln, so verfiel man erst recht in die schwerste Strafe. Denn dann machte man sich des Verbrechens der Gotteslästerung schuldig, das nach der Deduction der Kirche auch alle bewußte Opposition gegen die wahre Glaubenslehre, also auch gegen jeden einzelnen Bestandtheil derselben in sich schloß, der den Menschen als solcher von der kirchlichen Autorität überliefert wurde. Und doch war es ihnen auch bei dem besten Willen unmöglich, zu begreifen, wie man sich vor den Gedanken und Bildern, die so von selbst kamen und gingen, bewahren solle. Die Kirche gab als Mittel dagegen an, man solle die ganze Seele mit Gedanken an Gott und seine Gebote erfüllen, dann müßten die strafbaren Gedanken von selbst weichen. Aber damit war noch nicht die Mög-

lichkeit gegeben, sich dieses Mittels zu bedienen, denn dies setzte immer voraus, daß die Seele schon völlig zu einer Aufnahme der christlichen Anschauungen disponirt und daß diese ihr in hohem Grade wahlverwandt seien, und beides fand bei den Neubekehrten nur ganz ausnahmsweise statt.

Die Autorität der Kirche war es allein, die den Neubekehrten den Begriff der Versündigung durch den Gedanken und Willen aufzwang. Es dauerte aber nicht lange, so fühlten auch ihre Seelen selbst eine Regung, die ihnen die Wahrheit der kirchlichen Lehre auch von innen her mehr zum Bewußtsein brachte. Dazu wirkte vor allem, wie es scheint, der von der Kirche überlieferte Begriff der Allwissenheit Gottes. Indem sie festhielten, was ihnen immer und immer wiederholt wurde, daß Gott auch in das Verborgenste, in das Innere der Menschen hineinsehe, stellte es sich ihnen als eine leicht begreifliche Folge davon dar, daß er auf gleiche Weise von dem, was man nach menschlicher Weise offenkundig, und von dem, was man geheim zu nennen pflegte, berührt werde, weil er beides auf gleiche Weise sah und kannte. Er freute sich nicht bloß, wenn er die Thaten der Menschen in Uebereinstimmung mit seinen Geboten sah, sondern auch wenn die von ihm ebenso gut gesehenen Gedanken ihm gefallen konnten; ebenso zürnte er nicht bloß über die äußerlich wahrnehmbaren Abweichungen von seinen Geboten, sondern auch über den ihm sichtbaren ungehorsamen Willen, und da er eins wie das andere gleich scharf sah, so freute er sich oder zürnte er auch gleich stark über das eine wie über das andere, und bestrafte dann zumeist auch das eine wie das andere.

Tugenden.

Wer mit Worten oder mit Gedanken in jene Todsünden fiel, war dem ewigen Feuer bestimmt, wer sie aber vermied, hatte dasselbe noch nicht vermieden und sich noch nicht den Anspruch auf die ewigen Freuden erworben. Denn die guten Werke, die der wahre Glaube zu seiner Bekräftigung bedurfte, bestanden nicht in einem bloßen Vermeiden der Sünde, sondern auch und zwar vorzugsweise in der Ausübung unzähliger Tugenden. Wie der Begriff der Hauptlaster auch anfänglich ein leicht verständlicher und verhältnißmäßig enger zu sein schien, weil man unwillkürlich dabei an die traditionellen Vorstellungen über Recht und Unrecht anknüpfte, bis er vor der Seele der zugleich verwirrten und entsetz-

erst Herantretenden, während die positiven Gebote Gottes, insofern sie nicht bloß den Gegensatz zu jenen bildeten, sondern noch mit einem selbständigen Inhalt erfüllt waren, erst durch eine mannigfache Vermittelung verständlich werden konnten.

Genau demselben Princip folgend belehrte die Kirche auch zuerst über die hauptsächlichsten Abweichungen von den Geboten Gottes, über die Laster im christlichen Sinne, ehe sie von den Tugenden sprach, durch welche die Gebote Gottes positiv erfüllt werden. Indem aber die Kirche den Neubekehrten gewisse Hauptlaster als besonders frevelhaft gegen Gott vorführte, verwahrte sie sich immer sehr ernstlich gegen verschiedene Mißverständnisse, die sich daraus häufig ergaben. Es sollte damit nicht gesagt sein, daß nicht überhaupt jede Abweichung von dem Gesetze Gottes gleich verwerflich sei, wenn sie mit dem Bewußtsein Gott ungehorsam zu sein begangen wurde. Eben so verwahrte sie sich gegen die Auslegung, als wenn die Vermeidung der aufgestellten Hauptlaster schon der Erfüllung von Gottes Willen gleichkäme, während sie doch nur als eine nothwendige Vorstufe dazu betrachtet werden sollte.

Hauptlaster.

In der Schematisirung der Hauptlaster schwankte die kirchliche Terminologie hier und da aus verschiedenen Motiven; auch ihre Zahl wechselte manchmal, aber im Ganzen standen doch die hierher gehörigen Begriffe bereits so fest, daß durch dies Schwanken keine Verwirrung weder bei den Lehrern noch bei den Hörern sich erzeugen konnte, und die Abweichungen waren auch immer so gering, daß sie niemals den Gesammteindruck des Feststehenden und von einer höheren Autorität Ueberlieferten verwirren konnten.

Wenn den Deutschen Gotteslästerung, Mord, Ehebruch, falsches Zeugniß, Diebstahl, Raub, Hochmuth, Neid, Geiz, Zornmuth und Trunksucht als solche Hauptlaster geschildert wurden[4], so [illegible]

4) Um eine authentische Stelle aus den Predigten des h. Eligius zu Grunde zu legen, l. c. 102: sacrilegium, homicidium, adulterium, falsum testimonium, furtum, rapina, superbia, invidia, avaritia, iracundia, et ebrietas: haec et [illegible] crimina quae mergunt homines in supplicium aeternum. Man sieht wie dieser Lasterschematismus formell beträchtlich abweicht von dem sonst schon zu der Zeit geläufigen, wo bald sieben bald acht Todsünden genannt werden. In der Substanz fallen natürlich die hier genannten Todsünden gänzlich zusammen

nicht gehaßt, sondern geliebt und für ihre Missethaten mit Wohlthaten belohnt werden. Zwar blieb es der Kirche nicht verborgen, daß bei einer solchen Forderung sich das Herz der Neubekehrten empörte, und wenn es nur Kraft besessen hätte, sich dem unerträglichen Joche, das das Christenthum ihm auferlegte, wieder entzogen haben würde.[5] Aber nach ihrer Pflicht durfte sie nicht anders lehren, und wenn sie ihre Pflicht, an der die eigene Verdammniß hing, wahrhaft erfüllen wollte, so mußte sie gerade hier, wo sie den natürlichen Menschen schäumen und knirschen sah, besonders nachdrücklich auf der vollen Lehre Christi beharren, die in keinem anderen Punkte mit einer solchen schneidenden und zerschmetternden Klarheit ausgesprochen war, wie gerade in dem Gebote der allgemeinen Nächstenliebe. Daß sie von den Lehrern der Kirche unwillkürlich auf den Bereich der Christenheit beschränkt wurde, nahm ihr in dem Gefühle der Neubekehrten nichts von ihrer unerträglichen Schwere, denn unter denen, die den Namen Christi trugen, waren ebenso gut solche, die sie nur zu hassen und zu verfolgen vermochten, als unter den Ketzern und Heiden.

Freigebigkeit.

Nicht anders war es mit der Tugend der Freigebigkeit oder Mildthätigkeit, dem Gegensatze der Todsünde der Habsucht und des Geizes. Auf die Bekämpfung dieses Lasters legte die Kirche einen um so größeren Nachdruck, weil es nach der traditionellen Ansicht von der psychologischen Genesis der Laster als Wurzel aller Laster gewöhnlich angesehen wurde. Zwar konnte ihm der Hochmuth nach kirchlicher Ansicht den Platz streitig machen, weil er auch nach ausdrücklichen Bibelworten alle Sünde über die Welt gebracht hatte. Er war es, durch den Lucifer aus dem Himmel und Adam aus dem Paradiese vertrieben worden war. Für die gewöhnliche Praxis entsprang daraus, statt einer störenden Verwirrung, der Vortheil, daß der Lehrer je nach dem eigenen Instincte oder nach dem Bedürfnisse der ihm anvertrauten Seelen entweder das eine oder das andere Hauptlaster zum Hauptgegenstande seiner Angriffe machen konnte. Den Neubekehrten gegenüber

---

5) So heißt es in einer Predigt l. c. licet grandis sit labor inimicos diligere in hoc saeculo, sed magnum erit praemium in futuro. Daß aber unter der allgemeinen Nächstenliebe die Liebe aller Christen zu verstehen sei, sagt am naivsten ein Pönitentiale, von dem mehr unten: ut unusquisque — diligat proximum suum, id est unumquemque hominem Christianum.

der einem Manne auflauerte, der ihm kein Leid zugefügt hatte. Ebenso dehnte sich der Begriff des Ehebruches, des falschen Zeugnisses, des Diebstahls, des Raubes, der Trunksucht nun in einer Weise aus, daß jeder in unzähligen Situationen des bürgerlichen Lebens in eins oder mehrere dieser Hauptlaster zugleich fallen mußte.

In Betreff der Strafwürdigkeit dieser Laster ging die kirchliche Ansicht dahin, daß ihre bloße Begehung auch dann den Menschen der ewigen Höllenpein zuführe, wenn er dabei keine Regung des Gewissens fühlte, wenn er sich nicht erinnerte, daß er in der bestimmten That gegen das Gebot Gottes handelte. Wer einmal in seinem Leben, gleichviel ob er Heide oder Christ war, die angeführten Laster in der so schreckhaft weitschichtigen Definition der kirchlichen Sittenlehre begangen hatte, war dem ewigen Feuer verfallen, einerlei, ob er wußte, was er that und welche Strafe ihn erwartete, oder nicht.

Versündigung des Gedankens.

Aber noch furchtbarer war es, daß die Kirche lehrte, man könne sich nicht bloß durch das Begehen dieser Laster für die Ewigkeit versündigen, sondern es reiche schon der Wille oder die Lust dazu hin, um den Menschen strafwürdig zu machen. Damit wurde ein Riß durch das ganze geistige und sittliche Leben des Volkes gemacht, der sich in keiner Weise mehr ganz heilen ließ. Das Spiel der Gedanken und der Phantasie irgendwie der Berücksichtigung oder gar der Ahndung werth zu halten, war Niemand bisher in den Sinn gekommen. Jetzt erfuhr man, daß man sich damit um seine ewige Seligkeit bringen konnte, und wollte man an diesem Satze zweifeln, so verfiel man erst recht in die schwerere Strafe. Denn dann machte man sich des Verbrechens der Gotteslästerung schuldig, das nach der Deduction der Kirche auch die bewußte Opposition gegen die wahre Glaubenslehre, also auch gegen jeden einzelnen Bestandtheil derselben in sich schloß, der den Menschen als solcher von der kirchlichen Autorität überliefert wurde. Und doch war es ihnen auch bei dem besten Willen unmöglich, zu begreifen, wie man sich vor den Gedanken und Bildern, die ja von selbst kamen und gingen, bewahren solle. Die Kirche gab als Mittel dagegen an, man solle die ganze Seele mit Gedanken an Gott und seine Gebote erfüllen, dann müßten die strafbaren Gedanken von selbst weichen. Aber damit war noch nicht die Mög-

feuerschnaubenden Drachen behüteter Schatz ihre Phantasie entflammt hatte, nun wirklich in ihre Hand gegeben war, daß sie sie bloß auszustrecken brauchten, um das Köstlichste zu erreichen.[7]) Deswegen hatten sie nicht in den gefährlichsten Kämpfen Blut und Leben eingesetzt, um jetzt in der Fülle des Sieges zu darben.

Aber selbst wenn es das Menschenherz vermocht hätte, sich selbst so ganz zu brechen und alle seine Freude zu veröden, um die christlichen Tugenden zu üben, so war es auch damit noch nicht gethan. Denn wehe dem, der sie nur übte um der Ehre bei den Menschen Willen, oder auch weil er damit irgendwelche äußere Vortheile bei den Menschen und von den Menschen zu erreichen gedachte. Wo sie so geübt wurden, verwandelten sie sich von selbst in die gefährlichsten Sünden. Bloß weil sie Gott geboten hatte, und so wie sie Gott geboten hatte, sollten sie nach der strengen Mahnung der Kirche geübt werden. Aber auch nicht mit kaltem Herzen wollte sie Gott von den Menschen gethan wissen. Mit ganzer Seelenfreude mußte er dabei betheiligt sein, ohne den Zwang zu empfinden, den sie ihm auferlegten. Wenn er sie nur deswegen übte, weil er damit dem furchtbaren Strafgericht zu entgehen hoffte, so konnte die Kirche freilich nichts gegen eine solche Haltung des Gemüthes einwenden; allein sie drang doch immer darauf, daß es die Seele nicht bei einer solchen Stimmung bewenden lassen, sondern sich zu einer wahren Liebe und Begeisterung für die Tugend emporschwingen solle. Denn wenn auch ein menschliches Auge nicht wahrzunehmen vermochte, welche Beweggründe die sichtbaren Werke hervorbrachten, die die Gestalt und das Gepräge christlicher Tugenden an sich trugen, so war doch auch Gott hier wie überall, als der allessehende und alleswissende, über jeden Gedanken und jedes Gefühl der Seele des Menschen so genau wie dieser selbst unterrichtet, und bemaß allein darnach den Werth der scheinbar guten Handlungen. Dagegen genügte auch wieder nicht die bloße Neigung der Seele zu den Geboten Gottes oder die Liebe zur Tugend allein. Umgekehrt wie bei den Todsünden, deren Begehung schon durch den Gedanken möglich war, nützte hier das bloße Empfinden und Wollen, wenn es auch so beschaffen war, wie Gott selbst geboten hatte, noch nichts. Es

7) S. o. Bd. I. S. 96.

ten Zuhörer zu einem tausendgestaltigen Ungeheuer aufschwoll, dessen Klauen Niemand entgehen zu können hoffen durfte, so hörten sich auch die Namen der christlichen Tugenden und ihrer Werke anfangs fast wie selbstverständlich an; allein auch sie erweiterten sich bei näherer Ausführung dergestalt, daß die Seele der Hörer ebenso sehr verzweifeln mußte, die Tugend zu üben wie das Laster zu vermeiden. Wenn ihnen der Begriff einer der christ-

Demuth.

lichen Haupttugenden, der Demuth, entwickelt wurde, so bedurfte es nur eines Blickes auf die allergewöhnlichsten Verhältnisse des Lebens, zu dem auch der roheste Sinn, wenn er einmal erweckt war, hinreichende Schärfe besaß, um zu sehen, daß sie selbst bei dem besten Willen sich nicht durchführen lasse, ohne den, der sie durchführen wollte, der Verachtung oder dem Spotte aller andern preißzugeben. Zwar wiederholte ihnen die Kirche immer und immer, daß es wesentlich zum Begriffe des Gott wohlgefälligen Lebens, insbesondere aber zur Bethätigung der Demuth selbst gehöre, Schmach und Hohn, Verachtung und Verfolgung für Gott auf sich zu nehmen, allein damit war die von der Natur selbst gegebene und durch eine unvordenkliche Gewöhnung befestigte Anlage der Gemüther nicht ausgerottet. So lange sie überhaupt in dem weltlichen Leben blieben, waren sie schon der anderen Menschen wegen unfähig, diese

Nächstenliebe.

Tugend zu üben. Ebenso war es mit der gebotenen Liebe des Nächsten. Die Kirche setzte hier durchweg einen Begriff als die Grundlage dieser Tugend voraus, für welchen die Neubekehrten in ihrem Gefühle gar keine Stätte finden konnten. Diese Tugend vor allen, wie freilich der Voraussetzung nach alle, die sich auf das Verhältniß eines Menschen zu andern Menschen bezogen, sollte sich auf alle Menschen, oder, nach der milderen Bestimmung der gewöhnlichen Lehre, auf alle Christen erstrecken, und alle Unterschiede, die sonst unter den Menschen eine natürliche Anziehung oder Abstoßung begründen, vollkommen vergessen. Der geringste und verachtetste hatte auf sie durchaus den gleichen, ja weil er ihrer bedürftiger war fast einen größeren Anspruch als der edelste und geehrteste. Sie sollte aber nicht bloß sich so bethätigen, daß man sich scheute, irgend einen Menschen irgendwie mit Wort oder That zu beleidigen, sondern ausdrücklich gebot sie, daß man sich alle die, die man beleidigt oder verletzt hatte, wieder versöhne, ja noch mehr, auch die Beleidiger und Feinde sollten nicht bloß

Hier bot sich nun die bekannte, der Phantasie und dem Gefühl so stark eingeprägte Gestalt des Teufels zur Erklärung dar. Der Teufel betrieb nichts anderes, als das Verderben der Menschen. Er war überall zu finden, wo es galt ihnen für das Diesseits oder das Jenseits zu schaden, und die Kirche lehrte ausdrücklich, daß es keine Sünde gäbe, wobei er nicht thätig sei. Aber es stand nach derselben Autorität eben so fest, daß er über die Seelen oder über den Willen der Menschen keine Gewalt habe. Er konnte nur die schon vorhandene sündhafte Regung befördern, die sündhafte That begünstigen, und so konnte man doch wieder nicht auf ihn die eigentliche Schuld des Abfalls von den Geboten Gottes werfen und ihn allein auch nicht verantwortlich für die daraus entspringenden Folgen machen.

Erbsünde.

Da diese anschaulichste Erklärung nicht ausreichte und die Seele doch einer Erklärung bedurfte, welche die volle Schwere der Verschuldung einigermaßen von dem Individuum abwälzte, so war der sonst in ihrem Ursprung und in ihrer speculativen Ausbildung so ganz fremdartigen Lehre von der Erbsünde eine populäre Wichtigkeit und damit zugleich eine populäre Verständlichkeit gegeben, die sie an und für sich nie hätte beanspruchen können. Wenn durch eine erbliche, im Blute liegende Anlage der Mensch zur Sünde geneigt oder ihr unterworfen war, so ließ es sich begreifen, warum er stets sich so mächtig zu ihr hingezogen fühlte, obgleich er damit sich selbst so sehr schadete. Er war damit zwar nicht entschuldigt und noch weniger von den Folgen seiner Sünde befreit, aber es war doch die Trostlosigkeit etwas gemildert, die sonst über den Menschen hätte kommen müssen, wenn er keinen solchen vom Standpunkt des Individuums äußeren Erklärungsgrund für sein Verhalten zu seinem eigenen Heil und Verderben gehabt hätte.

Wie stark sich diese erbliche Anlage zur Sünde bethätigen könne, wie weit sie die eigene Kraft des Individuums unterjoche, gehörte in dieser Zeit noch zu denjenigen Punkten der kirchlichen Lehre, in welchen die Ansichten der Vertreter der kirchlichen Bildung sehr weit auseinandergingen.[11]) Die Neubekehrten aber wurden

11) Zur Zeit der ersten Massenbekehrungen unter den Franken schwankte die gallische Kirche hin und her zwischen einer strengeren Doctrin, die sich auf

nichts von dem Zwiespalt der Doctrin gewahr. Die Erbsünde wurde auch von denen als die letzte Ursache der Neigung der menschlichen Seele zum Ungehorsam gegen Gottes Gebote anerkannt, die der menschlichen Natur daneben noch eine gewisse Neigung zum Guten oder zum Gehorsam gegen Gottes Willen zuschrieben. Und daß selbst bei der größten Sündhaftigkeit des Menschen doch noch sein eigener Wille thätig sein mußte, um die ihm von Gott oder der Kirche angebotene Möglichkeit seiner Rettung vor der Strafe zu ergreifen, läugneten auch diejenigen nicht, die in Folge des Verderbnisses durch die Erbsünde der menschlichen Natur an und für sich alle Neigung zum Guten absprachen. —

In Beziehung auf die zu erwartenden Strafen war der menschlichen Seele allerdings nicht durch die Vorstellung von der Erbsünde geholfen, so wichtig es auch war, daß der Mensch dadurch über den sonst unlösbaren Conflict zwischen dem individuellen Gebahren und der objectiven Ordnung der Welt auf eine an sich freilich rohe, aber für die Geisteshaltung des Volkes doch genügende Weise hinweggeführt wurde.[12]) Sobald sich diese Vorstellung etwas

---

Augustinus stützte und zwischen den laxeren sog. Semipelagianischen Ansichten, deren Hauptvertreter gallische Kirchenlehrer und Geistliche waren. Kurz nach dem Uebertritt Chlodwigs erhielt die strengere Doctrin in einem großen Theil von Gallien das Uebergewicht, aber nicht in dem, wo die Franken wohnten, sondern in Burgund und in der Provence. Avitus von Vienne und Cäsarius von Arles waren ihre Vorkämpfer. Auf der Synode zu Arausio 529 wurde der Semipelagianismus verworfen und das hier aufgestellte Glaubensbekenntniß sollte der stricten Augustinischen Lehre entsprechen. Aber es verwarf doch die Prädestination und damit eigentlich alles, was den Gegensatz zwischen beiden Ansichten schroff machte (s. darüber Gieselers Note gegen Wiggers Gesch. des Augustin. und Pelagian. II, 141. Gies. Kircheng. Bd. I. Abth. 2. S. 381. 15. Aufl. 4.).

Um so mehr konnte der Semipelagianismus sich factisch behaupten, und im Volksunterricht ging man auch da, wo die strengere Ansicht herrschte, immer auf ihn zurück, bis er im Laufe der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts eigentlich wieder die ganze gallisch-fränkische Kirche überfluthete. So galt auch für die spätere Zeit als die eigentliche Norm der kirchlichen Ansicht hier das Glaubensbekenntniß des Bischofs Faustus von Regium, in seinem Brief an den Presbyter Lucidus, das man schon vorher als den rechten Ausdruck dieser Ansicht auffaßte und entweder als eine Art rechtgläubiges oder ketzerisches Symbolum annahm oder verwarf (Canis. Lect. Ant. ed. Basnage I, 352.).

12) Interessant ist es zu beobachten, wie, wenn die Prediger dieser Zeit versuchten, in kurzen Zügen die Hauptgebote der christlichen Sittenlehre

eingebürgert hatte, was unter der Begünstigung der erwähnten Momente so schnell geschah, konnte man aus ihr heraus das

darzustellen, dies in einer Weise geschieht, daß der Mensch allenfalls noch recht wohl hoffen konnte, mit einem gewissen Behagen in seinem Selbst zu beharren und doch ein richtiger Christ zu sein. Aber sobald dann ein solcher allgemeiner Begriff specialisirt und individualisirt wird, sieht alles anders aus. Da werden die Zuhörer im Handumdrehen mit den furchtbarsten Gewissenslasten überhäuft, während eben noch das Wort so leicht und sanft schien. Man vergleiche in dieser Hinsicht die folgenden Stellen aus einer Predigt des h. Eligius (l. c. II, 15) und stoße sich nur nicht an der unsystematischen Art des Vortrages, der Aeußerliches und Innerliches, Allgemeinstes und Speciellstes bunt durcheinander wirft:

Non sufficit vobis quod Christiani appellamini. illi enim prodest Christianum nomen qui semper Christi praecepta et mente et corpore perficit, qui furtum non facit, qui falsum testimonium non dat, qui nec mentitur nec pejerat, qui adulterium non committit.

Ille inquam bonus Christianus est, qui hospitibus pedes lavat, et tamquam parentes carissimos diligit, qui juxta quod habet pauperibus eleemosinas tribuit, qui ad ecclesiam frequentius venit, et oblationem quae in altari Deo offeratur exhibet; qui de fructibus suis non gustat nisi prius Deo aliquid offerat, qui stateras dolosas et mensuram duplicem non habet, qui pecuniam suam non dat ad usuram, qui et ipse caste vivit et filios et vicinos docet, ut caste et cum timore Dei vivant, et quotiens sancte solemnitates adveniunt, plures dies ante etiam a propria uxore se continet, ut secura conscientia ad Domini altare possit accedere. Denique qui symbolum Apostolicum et orationem Dominicam memoriter tenet, et filios atque familiam suam docet. Qui talis est, is procul dubio revera Christianus est.

Oder eine ähnliche kurze Summe der Pflichten, die ebenfalls nichts unübersteiglich Schweres zu fordern scheint:

Ad Ecclesiam quoque frequentius convenite, sanctorum patrocinium humiliter expetite, diem Dominicam pro reverentia Resurrectionis Christi absque ullo servili opere colite, sanctorum solemnitates pio affectu celebrate: proximos vestros sicut vos ipsos diligite; quod vobis non vultis fieri, nulli facite. charitatem habete ante omnia, quia charitas operit multitudinem peccatorum: estote hospitales, humiles, omnem sollicitudinem vestram ponentes in Deum. Infirmos visitate, carceratos requirite, peregrinos suscipite, esurientes pascite, nudos vestite.

Wenn der Christ dies alles erfüllte, wie er es nach seiner Auffassung hätte gemeint glauben können, so durfte er immer noch er selbst bleiben. Allein ganz anders lautet es, wenn die einzelnen Pflichten nun besprochen werden, z. B. die Liebe gegen den Nächsten: Quamvis ergo quisque te irritet, quamvis convitiet, quamvis injuriam tibi faciat, tu tace, patiens esto, nec rependas contumeliam et melius faciendo vince injuriam. cum maledicitur tibi, benedic tu etc.

Oder in der Ausführung über die Demuth: Nullum despicias, non egenum, non servum, qui forsitan melior est apud Deum quam tu. Wenn alles

sollte und mußte bis zu den Thaten fortschreiten, die nach G[illegible] Gebot als die ausdrücklichen Beweise des rechten Glaubens [illegible] sehen werden konnten, gleichviel, welche Hindernisse sich [illegible] Schwäche des Menschen oder in äußeren Verhältnissen ihrer [illegible] führung entgegenstellten. Und wenn es nun dem Christen ge[illegible] gen war, tugendhaft in diesem rechten Sinne zu denken [illegible] handeln, so mußte er stets ernstlich auf der Hut sein, daß [illegible] bei nicht in Selbstüberhebung und Stolz wegen seiner [illegible] Erfüllung des göttlichen Willens gerieth, denn damit [illegible] wieder von Gottes Gebot abgewichen und auf dem Wege [illegible] andere Todsünde, in den Hochmuth zu fallen.

Wenn der Mensch alles dies erfüllte, dann, aber [illegible] dann war ihm der Lohn sicher, den Gott ihm verheißen [illegible] Dann mochte er, wenn ihn der Tod zu dem wahren Leben [illegible] sprechen: ich habe erfüllt was du geboten; gieb mir was [illegible] versprochen.[9] Uebrigens erstreckten sich die Verheißungen, [illegible] auf den völligen Gehorsam gegen Gottes Willen gesetzt [illegible] nicht bloß auf das Jenseits, sondern auch schon auf das Di[illegible] Gott wollte denen, die ihm gehorchten, Ueberfluß an allen G[illegible] des Lebens, Fruchtbarkeit der Erde, Friede und Gedeihen [illegible] Die Freude und der Genuß in dem Diesseits war es aber, [illegible] das Herz der meisten begehrte, auch wenn es auf Augenblicke [illegible] selbst vergessen und sich bloß an der Hoffnung auf das Je[illegible] sättigen konnte.

Aber es war schwer, ja eigentlich unmöglich, die Bedin[illegible] gen zu erfüllen, an welche diese Verheißungen geknüpft waren. [illegible] Gott selbst deshalb zu rechten, war unzulässig, aber man [illegible] die Ursache davon auch nicht ganz allein in den Menschen [illegible] wie er einmal beschaffen war, verlegen. Bei den meisten S[illegible] die Gott verboten, und bei den meisten Tugenden, die Gott [illegible] hatte, fühlte das menschliche Gewissen an und für sich [illegible] sondern erst dann, wenn es durch eine offenbare Mahnung [illegible] aufmerksam gemacht worden war.[10]

---

8) Nach der von der Kirche vertretenen Ansicht.

9) Wörtlich: nos implevimus id quod iussisti: tu redde quod pr[illegible] V. El. II, 16, wie es scheint zunächst citirt aus V. S. Radeg. II, 5.

10) Dieser Punkt kann nicht zuviel betont und hervorgehoben [illegible]

Dreißigstes Capitel.

Die Gnadenmittel Gottes in der Kirche.

Dieselbe Stimme, welche die furchtbaren Strafgerichte Gottes verkündigte, verkündigte aber auch die Gnade Gottes dem sündigen Menschen. Niemand durfte an der Barmherzigkeit Gottes verzagen, auch wenn er hundert Sünden und tausend auf sich geladen hatte, auch nicht nach den schwersten Todsünden, wenn die Verschuldung des Ehebruches, des Mordes, des Zornes, des Hochmuths und aller anderen Laster, welche die sichere Anwartschaft auf die Hölle gaben, auf ihm lag. Gottes Barmherzigkeit sollte als ebenso unendlich empfunden werden, wie seine Gerechtigkeit, und es stand in der Macht des Menschen, diese Barmherzigkeit zu ergreifen und von der Strafe gerettet zu werden, der er nach der Gerechtigkeit Gottes nicht entgehen konnte.

Es war ein großer Trost für den Menschen, daß er hörte und glauben durfte, Gott wolle die Rettung aller Sünder oder, was damit gleichbedeutend sei, aller Menschen. Denn selbst einem Menschen von sehr rohem Denken lag in der zerknickten und doch leidenschaftlich erregten Stimmung, in welcher sich die Seele im Vollgefühl ihrer Sündhaftigkeit und der göttlichen Zorneslast so oft befand, der Zweifel sehr nahe, ob nicht gerade er unfehlbar zum ewigen und diesseitigen Verderben bestimmt sei. Daß Menschen überhaupt gerettet wurden, wenn sie es vielleicht auch nicht besser um Gott verdient hatten als der Sünder, der Gottes Zorn so schwer empfand, wußte jeder recht wohl. Daß also überhaupt eine Gnade und Barmherzigkeit Gottes in der Welt sich bethätige,

menschliche Gemüth in gewissen Lagen in noch größere Schrecken treiben, als wenn es seine Sündenschuld allein auf sich hätte nehmen müssen. Denn nun rang der Mensch, insofern er auf sein Verhältniß zu dem göttlichen Willen aufmerksam wurde, nicht mehr mit sich selbst, sondern mit dem allgemeinen Schicksal der ganzen Menschheit, und er konnte leicht zu der verzweifelnden Resignation gebracht werden, welche die kirchliche Lehre von ihm so nachdrücklich forderte, daß auch er wie alle anderen diesem allgemein gültigen Schicksal verfallen sei. Der Mensch war dadurch noch viel abhängiger von einer von außen ihm gebotenen Hülfe gemacht, als wenn er selbst der Herr seiner Schuld oder seiner Unschuld gewesen wäre, und die Erleichterung, die das menschliche Gemüth auf der einen Seite durch die Doctrin der von Adam überkommenen, also nicht selbst erzeugten Sündhaftigkeit erhielt, wurde auf der anderen Seite aufgewogen durch ein unendliches Gefühl der eigenen Schwäche und der Hülfsbedürftigkeit, auf welches sich überall die Macht der Kirche und auch sehr bald bei den neubekehrten Deutschen am sichersten gründen ließ.[13])

---

dies uns noch mild klingt, so muß man erwägen, daß es nicht zu uns, sondern zu den Franken des siebenten Jahrhunderts gesagt wurde.

Ebenso die Ausführung über die Vermeidung der Abgötterei, wo nach einer Aufzählung einer unendlichen Masse von Aberglauben auch die unbedeutendsten Dinge, sympathetische Mittel, das Singen heidnischer Lieder, die Theilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten, an ehemaligen heidnischen Festen geradezu als Todsünde auf gleiche Stufe mit dem Glauben und der Berufung an die heidnischen Götter gestellt wird. Von allen großen und kleinen Vergehen heißt es: Ante omnia autem illud denuntio atque contestor, ut nullas Paganorum sacrilegas consuetudines observate, quia qui hoc facit malum, statim perdit baptismi sacramentum, folglich die sichere Anwartschaft auf die Hölle erhält.

13) Das, wie nachgewiesen wurde, schon durch andere Momente bestens vorbereitet war.

Dreißigstes Capitel.

Die Gnadenmittel Gottes in der Kirche.

Dieselbe Stimme, welche die furchtbaren Strafgerichte Gottes verkündigte, verkündigte aber auch die Gnade Gottes dem sündigen Menschen. Niemand durfte an der Barmherzigkeit Gottes verzagen, auch wenn er hundert Sünden und tausend auf sich geladen hatte, auch nicht nach den schwersten Todsünden, wenn die Verschuldung des Ehebruches, des Mordes, des Zornes, des Hochmuths und aller anderen Laster, welche die sichere Anwartschaft auf die Hölle gaben, auf ihm lag. Gottes Barmherzigkeit sollte als ebenso unendlich empfunden werden, wie seine Gerechtigkeit, und es stand in der Macht des Menschen, diese Barmherzigkeit zu ergreifen und von der Strafe gerettet zu werden, der er nach der Gerechtigkeit Gottes nicht entgehen konnte.

Es war ein großer Trost für den Menschen, daß er hörte und glauben durfte, Gott wolle die Rettung aller Sünder oder, was damit gleichbedeutend sei, aller Menschen. Denn selbst einem Menschen von sehr rohem Denken lag in der zerknickten und doch leidenschaftlich erregten Stimmung, in welcher sich die Seele im Vollgefühl ihrer Sündhaftigkeit und der göttlichen Zorneslast so oft befand, der Zweifel sehr nahe, ob nicht gerade er unfehlbar zum ewigen und diesseitigen Verderben bestimmt sei. Daß Menschen überhaupt gerettet wurden, wenn sie es vielleicht auch nicht besser um Gott verdient hatten als der Sünder, der Gottes Zorn so schwer empfand, wußte jeder recht wohl. Daß also überhaupt eine Gnade und Barmherzigkeit Gottes in der Welt sich bethätige,

war eine Anschauung, die nicht einmal einer besonderen Anregung durch die Lehre der Kirche bedurfte. Wohl aber mochte es scheinen, als wenn sie nicht für alle gelten dürfe, sondern aus Gründen, die in der unerforschlichen Tiefe des göttlichen W[illens] verborgen lagen, nur diesem und jenem und vor allem nicht gerade dem Menschen, dessen Seele eben von der furchtbarsten Angst und Verzweiflung umnachtet war.

Darum fand der Ausspruch und die Betheuerung der Kirche, daß Gott wirklich allen Sündern seine Barmherzigkeit unter ge[...] wissen, nicht unerfüllbaren Bedingungen zu Theil werden lasse, im menschlichen Gemüth unter allen ihren Lehren den mächtigsten Widerhall. Denn die Kirche dieser Zeit sprach wenigstens den Schwachen im Volke gegenüber, zu denen vor allem die Neubekehrten zu zählen waren, nur von einer allgemeinen Bestimmung des Menschen zur Gnade oder zur Rettung, aber nicht von der Erwählung einiger zur Gnade und der Verurtheilung der meisten zum Zorn und zum Verderben. Zwar konnte es einem tieferen Geiste, der von der streng kirchlichen Anschauung der Welt und der menschlichen Verhältnisse ausging, nicht entgehen, daß die meisten Menschen wirklich hier und dort der Verdammniß anheimfielen, allein es widerstrebte dem Gefühle dieser Zeit und vor allem der gallischen Kirche anzunehmen, daß dies in Folge eines ewigen Rathschlusses Gottes geschehe, den der menschliche Geist nicht ergründe und gegen den die menschliche Kraft vergebens ringe.

Es war also die strenge Prädestinationslehre, wie sie seit Augustinus einen großen Theil der Kirche beherrscht hatte, [...] aufgehoben, obgleich viele sich noch zu allen ihren praktischen Consequenzen bekannten. [1]) Denn thatsächlich kam es auf ein und dasselbe hinaus, ob man sich von vornherein die meisten zur Verdammniß bestimmt dachte, oder ob man sich die Schwierigkeiten, mit welchen die Ergreifung der göttlichen Barmherzigkeit verbunden war, so groß und die menschliche Kraft so klein vorstellte, daß nur sehr wenige von dem Anerbieten der für alle bestimmten Gnade Gebrauch zu machen wußten, und deshalb doch verloren gingen, wie sie verloren gegangen wären, wenn die Prädestination [...]

1) S. o. S. 299. Wie aus den Schlüssen des oben S. 300, Anm. [...] citirten Concils von Orange hervorgeht.

strengen Sinne gegolten hätte. Obgleich nämlich die eigentliche ursächliche Verkettung, nach welcher dieselbe stattfand, dem Menschen unzugänglich blieb, so war es ihm doch unbenommen, eine solche nach der größeren oder geringeren Willfährigkeit des Menschen zur Ergreifung des Heils zu ahnen, die Gott in seiner Allwissenheit von Anfang der Zeit vorher gesehen hatte. Wenigstens vermittelten sich alle milderen Vertheidiger der Prädestinationslehre den Zusammenhang so, während freilich die Verstandesfanatiker, die sich dieses Dogma's so häufig bemächtigten, auch davon nichts wissen wollten, sondern die Prädestination ganz in dem alles menschlichen Gefühles entkleideten Sinne des antiken Fatums walten ließen.

Die Neubekehrten wurden aber mit einem solchen Schreckensbilde nicht noch mehr in Angst versetzt. Und wenn sie auch jene naive Vorstellung von einstmals, wonach sie in der ersten Freude ihrer Rechtgläubigkeit sich alle zusammen für das erwählte Volk Gottes und jeder Einzelne sich wieder für seinen besonders wohlangesehenen Schützling gehalten hatte, vor den gewaltigen Streichen der Lehre von der Sünde und von der Verdammniß nicht zu vertheidigen vermochten, so durfte doch auch keiner von ihnen fürchten, daß Gott gerade ihn zur Verdammniß erwählt habe. Im Gegentheil klang die Darstellung der Kirche von der Gnade Gottes je länger je mehr so, daß auch der schlimmste Sünder immerhin einigen Trost daraus schöpfen konnte. Und zwar wirkte dafür sowohl eine pädagogische Reflexion in der Kirche, wie auch der mildere semipelagianische Geist,[2]) der trotz des canonischen Ansehens der strengeren Lehre, als die naturwüchsige Grundlage der menschlich-christlichen Anschauung dieser Zeit, immer wieder mächtig hervorbrach, und in kurzer Frist die strengere Ansicht nur noch als eine völlig leblose Formel bestehen ließ.

Die pädagogischen Rücksichten waren an und für sich begreiflich und bedürfen keiner weiteren Begründung oder Entschuldigung. Hatte ja doch selbst Augustinus zugegeben, daß man dem Volke die strenge Prädestinationslehre, deren Urheber er war, nicht vor-

2) S. o. S. 302, wo die geläufige Fassung des Glaubensbekenntnisses der gallischen Kirche, das freilich in strengem Sinne keinen Anspruch auf Rechtgläubigkeit machen durfte, erwähnt ist.

tragen dürfe. Abgesehen davon sprach aber auch die eigene menschliche Empfindung, in Berücksichtigung sowohl der Bedürfnisse des Menschen selbst, als auch des Wesens Gottes, wie sie es auffassen zu müssen glaubte, in den Kirchenlehrern dagegen. Denn wenn auch irgend Jemand so kalt und egoistisch gesinnt gewesen wäre, daß er nach den strengen Consequenzen des Systems die unabwendbare Verdammniß der meisten rings um ihn her ohne Bedenken zugeben mochte, so war es doch etwas ganz anderes, wenn er endlich auch an sich und sein Schicksal dachte.[3] Denn dieselben Consequenzen, die er gegen andere kehrte, mußte er auch gegen sich kehren, und die Kennzeichen, welche dem Individuum verkünden sollten, daß die göttliche Gnade in ihm wirksam geworden, daß es also gerettet, nöthigenfalls allein gerettet sei, wenn auch die ganze Welt verdammt wäre, waren nicht so untrüglich, daß sie nicht auch von derselben Dialektik, die den andern ihre Seligkeit streitig machte, angefochten werden konnten. In dem Begriffe Gottes aber war es nicht sowohl die Vorstellung seiner unendlichen Güte, die dem menschlichen Denken nicht erlauben wollte, eine von ihm ausgehende ewige Prädestination zur Sünde anzunehmen, als das mehr instinctive als reflectirte Gefühl für den Begriff der persönlichen Freiheit Gottes. Gott, der so sichtbar überall in die Welt und Menschengeschicke eingriff, konnte sich unmöglich gerade in dem, was für ihn das Wichtigste sein mußte, weil es für die Menschen das Wichtigste war, in der Rettung oder Verdammniß des Menschen, so zu sagen von Ewigkeit her die Hände gebunden haben. Wo wäre die göttliche Allmacht in der schrankenlosen Ausdehnung ihres Begriffes, wie ihn die Kirche dieser Zeit verstand und lehrte, geblieben, wenn sie nicht auch hier ein Wunder hätte thun können? Zwar hätten die strengen Consequenzen aus dem Begriffe der Gerechtigkeit und Allwissenheit Gottes unübersteigliche Schwierigkeiten einer solchen Betrachtungsweise in den Weg legen müssen; allein die Zeit, in welcher der Geist zu einer consequenten und umfassenden Handhabung speculativer Begriffe fähig gewesen, war hier zum Glück für die Ruhe des Geistes abgelaufen, und man konnte, ohne mit sich in Zwiespalt zu kommen, recht wohl eine Seite des göttlichen Wesens, und zwar

3) Ein Moment, das fortwährend dagegen gewirkt hat.

gerade die, die der menschlichen Empfindung am meisten homogen war, sich schrankenlos bethätigen lassen, ohne daß deswegen der Glaube an die Unendlichkeit der anderen gefährdet worden wäre.[4])

Dazu kam noch, daß die Kirche als Kirche durch einen unwiderstehlichen Instinct für ihre eigene Bedeutung und Größe nicht bloß von der strengen Auffassung der Prädestination, sondern überhaupt von einer allzustrengen Darstellung der Schwierigkeiten, die den göttlichen Gnadenwirkungen im Wege standen, sich zurückgehalten und gerade nach der entgegengesetztesten Seite hin gezogen fühlte. An die Kirche waren die Bedingungen für die Gnadenwirkungen gebunden, und je mehr der Mensch die Möglichkeit zu fühlen glaubte, sich derselben zu seinem Heile zu bedienen, desto mehr wuchs auch das Ansehen der Kirche. Sie erfüllte dann auch um so vollkommener die ihr anvertraute Aufgabe der Rettung der Menschen, denn jedem gewissenhaften Priester sollte immer die unendliche Verantwortlichkeit für die Seelen, die ihm anvertraut waren, in ihrer ganzen Größe vorschweben. Es schien als wenn er und nur er allein es wäre, von dem Gott einst Rechenschaft für die verlornen Seelen fordern würde, und so furchtbar auf der einen Seite dieser Gedanke war, so erhebend und so stolz war er auch auf der andern Seite. Wie aber konnte Gott Rechenschaft von ihm fordern, wenn es sicher war, daß die meisten dieser Seelen von vornherein dem Teufel gehörten? Zwar erhob sich der Stolz der Vertreter der Kirche nicht so weit, daß sie das Heil der Menschen allein in ihre Hand gelegt glaubten, sie waren und blieben immer nur Gottes Werkzeuge; aber wenn sie überhaupt sowohl die Schwere wie auch die Herrlichkeit dieses Berufes fühlen wollten, mußten sie glauben, daß sie von Gott zu Werkzeugen der Rettung für alle bestimmt seien, die sich ihrer dazu bedienen wollten.

Sacramente.

Die Neubekehrten wußten, daß die allgemeine Errettung ihnen und allen Menschen durch Christi Tod gegeben sei, aber daß sie nur denen zu Gute kommen könnte, die sich der dazu von Christus selbst gebotenen Mittel bedienten. Diese Mittel waren die Sacramente, die die rechtgläubige Kirche verwaltete. Die Errettung von der ewigen Verdammniß und die Möglichkeit der Erwerbung der

4) S. o. S. 52 u. f.

ewigen Seligkeit war also von dem Eintritt und von dem [illegible]
bleiben in der Kirche abhängig.

Das Sacrament der Taufe, welches ihren Eintritt in [illegible]
Kirche bezeichnet hatte, hatte ihnen die Anwartschaft auf [illegible]
Gnade Gottes gegeben. Die Erbsünde war dadurch in [illegible]
getilgt worden, daß jedem Getauften die Sündenschuld, die [illegible]
auf ihm lastete, von Gott erlassen worden war, mochte [illegible]
schwer sein wie sie wollte, vorausgesetzt, daß der Täufling [illegible]
vollem Herzen an Christi Verdienst als die einzige Ursache [illegible]
Errettung glaubte.

Aber die Neigung und Anlage zur Sünde war damit [illegible]
von ihm genommen. Es kam darauf an, daß er, nachdem [illegible]
die Sünde von ihm genommen war, in der Gnade Gottes [illegible]
was nur hätte geschehen können, wenn er die Verbote Gottes [illegible]
dem ganzen Umfange, wie sie ihm durch die Lehre der [illegible]
bekannt wurden, streng beobachtete und seine Gebote in [illegible]
Umfange erfüllte. Wer dies nicht that, verlor die [illegible]
Segenswirkung der Taufe, und die Strafe Gottes lastete [illegible]
auf ihm. Da es aber Niemand thun konnte, in Folge der [illegible]
gebornen Schwäche, sondern Jeder hier und dort Gott [illegible]
handelte, so war auch Jeder nach der Taufe in einer Beziehung
in demselben Elend wie früher. Aber in anderer Beziehung [illegible]
ihm doch schon unendlich viel Glück zu Theil geworden. Denn [illegible]
die Taufe wäre er unrettbar verloren gewesen; mit der Taufe [illegible]
er zwar noch nicht gerettet, ihm aber doch die Verheißung [illegible]
Rettung gegeben, wenn er nur, auch nachdem er wieder [illegible]
Gnade gefallen war, die ihm gebotenen Rettungsmittel [illegible]
wollte.

Dafür diente die Spendung des Leibes und Blutes [illegible]
welche Christus selbst den Dienern seiner rechtgläubigen Kirche [illegible]
fohlen hatte. Sie sollte die Sünde aller derer, die mit vollem [illegible]
an ihre Wirksamkeit und mit der rechten Beschaffenheit des [illegible]
müthes daran Theil nahmen, ebenso tilgen, wie die Folgen [illegible]
Erbsünde durch das heilige Wasserbad der Taufe beim Eintritt [illegible]
die rechtgläubige Kirche von dem Täufling genommen [illegible]
Allein der Gläubige wußte, daß wenn er sich nicht auf die [illegible]
Weise, d. h. in der Verfassung der Seele, die ihm nach der [illegible]
der Kirche vorgeschrieben wurde, an dem Genuß des Leibes [illegible]

Blutes Christi betheiligte, er damit die größte Todsünde gethan und sich selbst das unlösbare Siegel der ewigen Verdammniß aufgedrückt haben würde, und die Diener der Kirche waren bei Strafe ihrer eigenen ewigen Verdammniß angewiesen, Niemandem dies Sacrament, das allein von ihren Händen gespendet werden konnte, zu geben, bei dem sie nicht die unzweifelhaften Kennzeichen der Erfüllung der Bedingungen, die Gott selbst vorgeschrieben hatte, wahrnahmen.

Wie der Mensch nur durch seinen Willen und durch keine andere Macht zur Sünde gezwungen wurde, so lag auch die Erfüllung dieser Bedingungen, die ihn wieder zur Theilnahme an den Verheißungen des Sacramentes befähigte, anerkanntermaßen in dem Bereiche seines eigenen Wesens. Wenn nicht in ihm und durch ihn selbst die Sehnsucht erwachte, aus den Sünden heraus und wieder zu der Gnade Gottes zu gelangen, so konnte auch nach der durchgängigen Lehre der Kirche, wie sie den Neubekehrten geboten wurde, überhaupt nicht die Möglichkeit einer Wiedererlangung der in der Taufe zugesicherten Gnade Gottes gedacht werden. Denn die Ansicht von einer auch gegen den Willen des Menschen sich bethätigenden göttlichen Gnade, die strenge Consequenz der strengsten Prädestinationsvorstellungen war überhaupt zu dieser Zeit in der gallischen Kirche nicht mehr vertreten, und würde, selbst wenn sie es gewesen wäre, doch nicht den Neubekehrten vorgetragen worden sein, wegen der schweren, ja tötlichen Verirrungen, in die sie durch dieselbe hätten so leicht gerathen können.

Die Kirche faßte alle die Vorgänge, die in dem Innern des Menschen dazu nöthig waren, um sich der angebotenen göttlichen Gnadenmittel zu bemächtigen, unter dem Begriffe der Bekehrung von der Sünde zu Gott zusammen.[5] Es gehörte auch dieses Wort zu denen, die im ersten Augenblicke, wo sie der Mensch hörte, großen Trost geben zu können schienen, weil es sich so leicht anhörte, wenn im allgemeinen verlangt wurde, der Mensch solle sich von der Sünde zu Gott wenden, und es so leicht thunlich scheinen konnte, weil es als die nothwendige Bedingung der Gnade, die allen nöthig war und die alle so sehr begehrten, ausgesprochen wurde. Aber auch dieser scheinbar so selbstverständliche

5) Conversio.

Begriff schwoll, wenn die kirchliche Lehre ihn nach ihrem besten Wissen und Glauben im einzelnen ausführte, zu einem Meere von Schwierigkeiten und Gefahren an, und das arme menschliche Herz mußte auch hier wieder gestehen, daß Gott fast Unmögliches von ihm verlangte.[6])

Zuerst verwirrten schon den einfachen Geist der neubekehrten Christen die Forderungen, welche die Kirche in Betreff der eigenthümlichen Vorgänge an sie stellte, die sie als Kennzeichen der wahren Bekehrung annahm. Eine ganze Anzahl von Gemüthszuständen wurde gleichsam nur als vorläufige Bedingung, um zu der Hauptsache selbst gelangen zu können, vorausgesetzt, die alle in wiederholten und sehr nachdrücklichen Schilderungen ihnen bis ins einzelnste ausgeführt wurden, so daß sich Niemand durch seine Unbekanntschaft mit dem, was zur wahren Bekehrung gehörte, hätte entschuldigen können. Wie das menschliche Herz betrübt über die begangenen Sünden und über den Verlust der göttlichen Gnade sein müsse, wie es aus einer anfänglichen Traurigkeit unter tausend bitteren Thränen immer tiefer in diese Betrübniß, bis zu einer eigentlichen Zerknirschung sich versenken, wie es diese Zerknirschung Gott und sich selbst gegenüber durch ein vollständiges, aufrichtiges Bekenntniß aller begangenen Sünden zu erkennen geben müsse, wie dabei auch nicht eine Sünde, auch nicht ein böser Gedanke verschwiegen werden dürfe, wenn das Bekenntniß überhaupt aufrichtig und Gott wohlgefällig und ein Zeichen der Aechtheit der vorhergehenden Gemüthsstimmungen sein solle, war bis ins einzelnste und kleinste hinein dem Menschen vorgeschrieben. Jedem Seelennerv war seine Haltung in diesem inneren Processe zugewiesen, und wenn er sie nicht in der vorgeschriebenen Weise annehmen wollte, so war aller Kummer und alle Noth des Herzens vergeblich. Auch verstand es sich von selbst, daß hier von keinem bloßen Zurechtlegen der Seele oder der Gedanken die Rede sein konnte. Der Mensch sollte, nicht weil es Gebot des Glaubens war, sondern aus seinem eignen Gefühl heraus diese Stimmungen durchleben, weil sie nur so ihren Zweck bei Gott erfüllten und ihm einen seiner Allwissenheit genügenden Beweis für die wahre Sehnsucht des Menschen nach der Wiedererlangung seiner Gnade gaben.

6) Wie es sich oben in ähnlichen Fällen gezeigt hat.

aber diese aus dem Menschen heraus selbstwüchsig entsprungenen Stimmungen mußten doch wieder genau so sein, wie sie in Gottes Gebot ausdrücklich vorgeschrieben waren. Verhielten sie sich anders, so galten sie in Gottes Augen nichts, weil er selbst so genau und deutlich geboten hatte, wie er den Menschen wieder zu seiner Gnade gelangen lassen wollte.

Aber wenn der Mensch nun auch wirklich so weit gediehen war, so hatte er doch noch immer nur den einen und zwar den verhältnißmäßig leichteren Theil des Bekehrungswerkes vollbracht. Er war nur da angelangt, wo er durch Thaten und Gedanken zeigen mußte, ob er wirklich die göttliche Gnade zu verdienen würdig sei. Denn der Begriff der wahren Bekehrung setzte als die nothwendige Folge des Schmerzes und der Reue über die Sünde nun auch den lebendigsten Eifer zum Guten und zur Tugendübung in dem Sinne, wie diese von der Kirche verstanden wurde, voraus. Aller Schmerz über die Sünde war doch vergeblich gewesen, wenn das Herz, nachdem es sich in Thränen abgerungen, etwa bloß in der Verzweiflung über seine Sündenschuld stehen bleiben wollte. Eine solche Verzweiflung war ein sicheres Kennzeichen, daß Gottes Gnade nicht bei dem ganzen Bekehrungswerke gewesen, also daß es überhaupt nicht recht gewesen, obgleich es der Mensch selbst für recht gehalten hatte. Aber Gott kannte den Menschen besser als er sich selbst, und wußte, daß dem doch nicht so war. Doch sollte auch wieder der Mensch durch eine Periode der Verzweiflung wegen seiner Sündenschuld und wegen seiner Schwäche hindurch, aber er sollte mitten in dieser Verzweiflung fühlen, daß ihm die Gnade Gottes nahe sei, und als ein sicheres Zeichen, daß sie ihm nahe war, sollte er darauf in seinem Herzen den brennenden Eifer zur Erfüllung des göttlichen Willens und unter dem Beistand der wieder gewonnenen Gnade auch die Kraft zur Erfüllung der guten Werke finden, die in Gottes Augen als solche galten.

Wenn dies alles endlich vollbracht war, dann mochte der Mensch auf den Erlaß der Sünden hoffen, dann durfte er auch das Sacrament des Leibes und Blutes Christi genießen, das ihm unter diesen Umständen die Theilnahme an der durch Christi Blut geschehenen Befreiung von der göttlichen Strafe zusicherte. Aber nur wenn der ganze Bekehrungsproceß wirklich ächt gewesen war, nützte ihm dies Sacrament, und der Priester,

der es ihm spendete, erinnerte ihn mit Ernste an die entsetzliche Verantwortlichkeit, die er auf sich nahm, wenn er unwürdig den Leib und das Blut Christi genoß.

Es war also auch hier wieder die Grundanschauung des Christenthums durchgeführt, daß der Mensch selbst für seine Seligkeit sorgen könne[7]), allein es war ihm diese Sorge so schwer gemacht, daß er sich sehnsüchtig nach einem Beistande umsah und es als eine große Gnade Gottes empfand, daß ihm ein solcher in der Kirche und ihren Dienern geboten wurde. Besonders waren die Neubekehrten im Bewußtsein ihrer Schwäche geneigt, sich dieses Beistandes in so ausgedehntem Maße zu bedienen, als es die Kirche selbst nur immer gestatten wollte, und diese kam ihnen dabei mehr als auf halbem Wege entgegen.

Das weitläufige Werk der Reue und der Bekehrung erhielt nach der damals schon herrschenden Ansicht der Kirche seinen eigentlichen Mittelpunkt in dem Sündenbekenntniß, das der Mensch Gott gegenüber ablegte.[8]) Freilich wurde vorausgesetzt, daß auch alle anderen vorhergehenden und nachfolgenden Schritte ebenso wichtig seien als das Sündenbekenntniß, oder daß dies nur auf die rechte Art abgelegt werden könne, wenn alle anderen Schritte gleichfalls auf die rechte, von Gott gebotene Art gethan wurden. Allein es schien doch der eigentliche Wendepunkt der Bekehrung darin zu liegen, daß der Mensch nicht mehr bloß im allgemeinen wegen seiner Sünden und wegen des göttlichen Zornes bekümmert war, sondern auch bis ins einzelne zu einer klaren Erkenntniß und zu einem unumwundenen Geständniß aller begangenen Missethaten durchdrang. Damit schien alle falsche Scham und aller falsche Stolz, die Hauptfeinde, die sich dem ganzen Bekehrungswerke entgegenstellten, vollständig besiegt, und Gott erhielt dadurch Gewißheit, daß der Mensch wirklich gerettet sein wollte. Indessen war auch das Sündenbekenntniß nicht leicht so zu bewirken, wie es Gott begehrte. Wie leicht konnte nicht eine Sünde da vergessen werden, wo das Gewissen durch die Gewohnheit zu sündigen schon so abgestumpft worden war, daß es die Sünde nicht mehr als Sünde empfand. Da ferner die Neubekehrten in ihrem Ge-

7) S. o. Cap. XXIX.

8) Confessio peccatorum.

wissen bei der Begehung der meisten Sünden, wenn sie in dem so ausgedehnten und feinen Begriffe der kirchlichen Moral gefaßt wurden, wirklich unmittelbar nichts empfanden[9]), sondern nur, wie man wohl sagen darf, mit Hülfe des Gedächtnisses auf Recht und Unrecht aufmerksam gemacht werden mußten, so war es auch sehr natürlich, daß sich das Gefühl der Verschuldung nicht so recht dem unmittelbaren Bewußtsein einprägte, und daß dem Gewissen, wenn es überhaupt durch seine Sündenlast und durch die Furcht vor seiner Verantwortlichkeit aufgeregt und ernstlich geneigt war, Friede mit Gott zu machen, alle die Sünden, die zu büßen waren, doch nicht immer als eigentliche Bestandtheile seines Wesens gegenwärtig waren. Wo das Gewissen bereits in Folge der Einlebung des Menschen in die christlichen Anschauungen oder in Folge seiner natürlichen Feinheit so weit geschärft war, daß es, während es sündigte, sogleich auch seine Verantwortlichkeit empfand, traten die Bilder der begangenen Sünden wie mit einem Schlage vor die Seele, und wenn ein solcher Mensch sein Sündenbekenntniß ablegte, so konnte er wohl ziemlich sicher sein, daß er wenigstens keine Hauptsünde vergaß. Aber anders hier, wo alle Erinnerung an die Sünden sehr häufig bloße Gedächtnißsache war. Und doch war es auch einem solchen Menschen bekannt, daß er alle seine Sünden bekennen müsse, falls er Verzeihung haben wolle. Zur Abhülfe dieses Dilemma's bot sich nun in dem Sündenbekenntnisse, welches man dem geweihten Diener Gottes ablegte, ein beruhigender Weg dar. Er war nach der Lehre der Kirche ausdrücklich von Christus selbst darauf angewiesen, und konnte die Beichte des Menschen an Gottes Statt annehmen, und wenn sie bei ihm auf die rechte Weise geschah, so hatte sie dieselben Wirkungen bei Gott zur Versöhnung des göttlichen Zornes, als wenn sie Gott allein abgelegt wurde. — Da die Menschen in aller und jeder Beziehung zu den menschlichen Dienern Gottes mehr unmittelbares Vertrauen fühlten, als zu dem gewaltigen unsichtbaren Herrn über das Diesseits und Jenseits, so ergriffen sie freudig diese gebotene Gelegenheit, ihr Herz zu erleichtern. Wenn der Mensch nur überhaupt die Renitenz seiner Sündhaftigkeit so weit gebrochen fühlte, daß er ein Sündengeständniß ablegen wollte und konnte,

9) S. v. Cap. XXIX.

so war es viel leichter, einem Menschen von Fleisch und Blut, dem der menschliche Instinct von selbst Mitgefühl für die menschliche Schwäche zuschrieb, die begangenen Gräuel zu erzählen, als Gott dem Reinen und Heiligen, dem Todfeind aller Sünde und aller Unreinigkeit. Dann half aber auch der Priester dem armen Sünder nach, wenn er durch Vergeßlichkeit oder durch sonstige Hindernisse nicht zu einem vollständigen Sündenbekenntniß gelangen konnte. Er kannte in vielen Fällen die Thaten und das Leben seines Pflegbefohlenen besser als dieser selbst, er wußte überhaupt, nach welcher Richtung hin die Sünden dieser Menschen gewöhnlich zu gehen pflegten, er konnte Trost und Muth einsprechen, aber auch ernste Worte der Mahnung einfließen lassen, wenn der Sünder in seinem Bekenntnisse stockte, er konnte bis ins einzelnste das Gedächtniß oder das Gewissen des Menschen durch Fragen und Erkundigungen zur Erinnerung an ganz verloschene Bilder führen, er konnte noch zuletzt, wenn der Sünder alles bekannt zu haben vermeinte, ihm die ganze Wichtigkeit des Momentes vor die Seele führen, und in einigen großen Kategorien die Hauptsünden, die um keinen Preiß bei der Beichte vergessen werden durften, ihm als Spiegel seiner Vergangenheit vorhalten. War dies alles geschehen, so ertönte aus seinem Munde das erquickliche Wort, daß die Beichte des Sünders, wenn sie recht vollzogen worden, bei Gott erhört und angenommen sei, und daß er auf die göttliche Verzeihung hoffen dürfe, falls er auch weiter in seiner Leitung überlasse. Von Gott her klang nur selten eine Stimme in die Verzweiflung des menschlichen Herzens hinein, die ihm mit völliger Klarheit und mit völligem Ausschluß aller Zwei- Trost und Sicherheit gegeben hätte.

Es kam der Kirche dieser Zeit nicht in den Sinn zu leugnen, daß nur die Beichte bei dem Priester die wahre Beichte sei, denn sie war davon überzeugt daß es ein Zeichen der wahren Bußfertigkeit des Menschen sei, wenn er seine Beichte bei dem Priester ablege. Und da die eigenthümliche Seelenhaltung der Zeit so mächtig nach einer solchen Vermittlung mit Gott durch den Mund seiner geweihten Diener rang, so war es natürlich, daß die fest davon überzeugt waren, die Beichte bei dem Priester sei nothwendig zu dem ganzen Bußwerke, und nur mit ihr sei es die Gott angenehm und erhört, eine Ansicht, die sich mit derjenigen

Zähigkeit in ihren Seelen festsetzte, wie alle anderen Vorstellungen, die zu dem Complexe der Gebote des wahren Glaubens gehörten, und der die Kirche niemals direct widersprach. Denn wenn der Priester erklärte, daß, falls die bei ihm abgelegte Beichte wirklich aus lauterem und aufrichtigem Sündenschmerze komme, er unter dieser Bedingung dem Menschen die Gnade Gottes, die er einer solchen Beichte verheißen, kraft seines ihm von Gott übertragenen Amtes zusichern könne, so hörte das gepreßte Gemüth immer nur, daß es überhaupt in der Macht des Priesters stehe, ihm die Gnade Gottes zu verheißen, ohne auf das Wenn zu achten, das im Grunde wieder alle Verantwortlichkeit auf den Menschen selbst zurückwälzte.

Aber damit war erst der eine Theil des Entlastungswerkes vollbracht. Der Sünder mußte, wenn ihm das Bisherige helfen sollte, nun auch bereit sein, das Weitere nach dem Befehle des Priesters auf sich zu nehmen. Er mußte vor allen Dingen einsehen, daß er für die begangenen Sünden die darauf gesetzte Strafe verdient habe, und daß, wenn sie ihm erlassen werden sollte, er es als eine unverdiente Gnade Gottes zu betrachten habe. Er mußte aber auch bereit sein, sich einer gewissen freiwilligen zeitlichen Strafe zu fügen, die gleichsam als Abschlag der ewigen ihm erlassenen betrachtet wurde. Die Verhängung dieser Strafe stand ganz in der Macht des Priesters, falls sich der Mensch überhaupt mit seiner Beichte seiner Vermittlung bei Gott bediente, und der Priester sprach hier wieder nach der gewöhnlichen Anschauung an Gottes Statt. Der Sünder konnte sie beliebig verschärfen, er konnte sich auch aus eigenem Triebe noch andere dazu auferlegen, aber die, die ihm der Priester auferlegt hatte, mußten vollzogen werden, so vollständig, wie sie geboten waren. Nur wenn er aufrichtig das Versprechen dies zu thun ablegte, sicherte ihm der Priester unter dieser Bedingung den Erlaß seiner Sünden bei Gott zu. Und erst nachdem der Sünder dieses Versprochene geleistet, durfte er es wieder wagen, sich an dem Genusse der Sacramente zu betheiligen.

Aber auch bei der Zusicherung der Sündenvergebung sprach der Priester nicht im eigenen Namen: er bezeichnete sich immer nur damals noch und auf lange hinaus als den von Gott bestellten Vermittler zwischen dem Sünder und Christus. Nur wenn alle

die inneren Voraussetzungen erfüllt waren, die zu dem vollständigen Bußwerke gehörten, dann sollte auch seine Vermittlung überhaupt fruchten. Anderen Falls war sie von vornherein ohne Wirkung und der Mensch mit einer neuen Sünde belastet. Auch durfte er nicht kraft seiner Machtvollkommenheit Vergebung der Sünden versprechen, wenn alle Bedingungen richtig erfüllt waren, sondern er durfte nur sagen, daß er bei Gott für den bußfertigen Sünder beten wolle und daß Gottes Gnade seinem Gebete die Erhörung zugesagt habe. Aber der Sünder vernahm auch hier nur das, was seine Seele bedurfte. Der Priester verkündigte ihm die Sündenvergebung, wenn er ihm gehorsam sein wollte: der Priester war es, der ihm das Sacrament, das Zeichen der Gnade Gottes, reichte oder vorenthielt, wenn der Mensch nach seinem Ermessen dazu noch nicht würdig war, und so übte diese Sündenvergebung, in welcher der Priester nur im Namen Gottes und unter den beschränkendsten Bedingungen waltete, doch dieselbe Wirkung auf die Gemüther, als wenn er sie im eigenen Namen kraft der ihm aufgetragenen Macht zu binden und zu lösen ausgesprochen hätte, und er war es in dessen Händen das ewige und gewissermaßen auch das zeitliche Heil des Menschen lag.[10]

---

10) Wie wenig noch in einer viel späteren Zeit der Gedanke, daß die remissio peccatorum allein durch den Priester bewirkt werden könnte, Kirchenlehre war, während doch das gewöhnliche christliche Volksbewußtsein auf die Anschauung schon lange eingegangen war, geht aus der gesammten Predigtliteratur des früheren Mittelalters hervor, und ist so allgemein bekannt, daß es eigentlich keiner Belege bedürfte. Ich hebe deshalb nur einen einzigen aus den interessanten heraus, aus einer verhältnißmäßig sehr späten Zeit, in welcher der Begriff der Nothwendigkeit der Beichte bei dem Priester zur remissio peccatorum volksmäßig ganz fest stand, und Niemand geglaubt haben würde, zur Seligkeit ohne sie zu gelangen.

In sacris scripturis legendum est, quod omnipotens Deus per XII res hominibus dat remissionem peccatorum eorum. Prima remissio — est per baptismi lavacrum. Secunda remissio est per Dei et hominum amorem, ut unusquisque Deum diligat ex toto corde, et deinde proximum suum, id est quemlibet hominem Christianum, ut se ipsum. Tertia remissio est per erogationem eleemosynae, quoniam scriptum est, quod, sicut aqua ignis extinguitur, ita eleemosyna delet peccata hominis. Quarta remissio est per cantum psalmorum, et effusionem lacrimorum, ut quisque pro peccatis suis poeniteat et fleat, prout quisque flet propter amici sui obitum. Quinta remissio est per confessionem peccatorum

quisque peccata sua confiteatur confessario suo, et ei secreta sua revelet, et deinde emendet, prout ille ei praescripsit. Sexta remissio est ut quisque ex amore Dei et pro animae suae necessitate cum corporis sui pravis cupiditatibus certet, et se ipsum jejunio et alio conamine subjuget, ut interior homo, id est anima, in conspectu Dei servatus sit. Septima remissio est ut quisque possessiones suas et liberos suos et patriam suam ex amore Dei relinquat et peregre proficiscatur, et ibi vitam suam claudat. Octava remissio est ut homo ex hac vita ad supplicium discedat, et deinde amici eius, qui in vivis sunt, eum redimere et remissionem ei servitio divino, et possessionibus mundanis suis, apud Deum consequi possint. Nona remissio est misericordia et bona fides. Decima remissio est ut quis alterum a peccatis suis ad Dei voluntatem convertat. Undecima remissio est ut quisque ex amore Dei illius hominis delicta remittat, qui in eum deliquerit. Duodecima remissio est martyrium, prout latroni evenit ad passionem Domini (Poenit. Pseudo-Egb. C. LXIII. Wasserschl. Poenitent. S. 341.).

Die gewöhnlichste oder damals einzig gewöhnliche Art der remissio p. theilhaft zu werden steht hier, wie man sieht, theoretisch noch allen anderen Wegen, seine Bekehrung zu manifestiren, gleich, und nichts weist hier darauf hin, daß sie der Verfasser dieses Pönitentiale für unumgänglich nothwendig hielt, während doch die Existenz des Werkes selbst zeigt, wie ganz anders die Praxis oder das unmittelbare kirchliche Bewußtsein darüber urtheilte. —

In Betreff der Wirksamkeit, die dem Priester bei der Vergebung der Sünden zugeschrieben wurde, ist es gleichfalls bekannt, daß die kirchliche Ansicht noch auf Jahrhunderte hinaus so war, wie sie oben dargestellt wurde. Die Formeln des priesterlichen Gebetes bei der Absolution: qui me indignum dignum fecisti officio sacerdotali et me exiguum et humilem mediatorem constituisti ad orare et intercedere ad Dominum nostrum Jesum Christum pro peccantibus et ad poenitentiam revertentibus und ähnliche finden sich in allen Pönitentialen der folgenden Periode. Aber es hieß auch: Et sic date mandatum his, qui poenitentiam agunt, quia si jejunaverint et compleverint quod illis mandatum est a sacerdote, purificabuntur a peccatis oder is qui dabit sacerdotibus confessionem pro crimina perpetrata, aeterna consequeretur praemia, dagegen qui peccasset, si poenitentiam non agebat, in infernum mitteretur, perpetuo cruciandum, was nur zu verstehen ist: wenn er nicht auf dem gewöhnlichen Wege, bei dem Priester, Pönitenz leisten wollte.

So heißt es in einer Predigt des h. Eligius, die wahrscheinlich sogar später überarbeitet ist: nam licet ministerium reconciliandi Episcopali auctoritate in vobis complere velimus (bei den publice poenitentes) tamen nisi spiritus sanctus — corda vestra intrinsecus purificata invenerit, a reconciliationis gratia non vacui remanebitis. Elig. Hom. 13. Bibl. P. Max. XII, p. 321. Aber es versteht sich von selbst, daß die Büßenden vollkommen in ihrem Gemüth damit befriedigt waren, daß der Bischof sie episcopali auctoritate wieder zu der Communion ließ.

Einunddreißigstes Capitel.

Die Strafgewalt der Kirche.

Die Kirche übte durch die Autorität ihrer Priester, die [illegible]
Sünder die Gott wohlgefällige Buße für seine Sünden [illegible]
eine Strafgewalt, gegen die sich der Mensch, besonders [illegible]
ihm überhaupt das Bewußtsein des göttlichen Zornes und [illegible]
Folgen angeregt war, in keiner Weise widersetzlich verhalten [illegible]
Noch viel weniger konnte er zu der Frage gelangen, woher [illegible]
diese Strafgewalt komme und warum sie gerade so und nicht [illegible]
ders geübt werde. Wollte er es wagen, so mochte er sich [illegible]
Strafen entziehen, denn eine äußere zwingende Macht [illegible]
geistlichen Autorität hierbei nicht zur Seite, aber er konnte es [illegible]
thun, ohne in seinem eigenen Innern das Gefühl einer un[illegible]
Verantwortlichkeit zu erzeugen, das zeitweise durch eine noch [illegible]
Wüstheit des Lebens wohl zurückgedrängt werden mochte, aber [illegible]
ten bis zum Ende Stand hielt gegen die Beredsamkeit der [illegible]
lichen, gegen die Macht des Beispiels seiner Umgebung, kurz [illegible]
die Einflüsse der gesammten christlichen Atmosphäre.

Wenn der sündige Mensch sich eine Beichte und Buße [illegible]
die zeitlichen Strafen wegen seiner Sünden hätte denken [illegible]
die ihm der Priester gleichsam als Aequivalent für die [illegible]
Strafen auferlegte, so würde er die Last des göttlichen Zo[illegible]
immerhin gern durch die ihm von der Kirche gebotenen [illegible]
von sich gewälzt haben, auch wenn er nach seiner Rohheit [illegible]
Herzenshärtigkeit keine besonderen Vorwürfe in seinem [illegible]
empfand, sondern sich vielleicht gar noch seiner Uebelthat [illegible]
So mochte nach dem gewaltthätigen und zornmüthigen Sinne [illegible]

Zeit es einem neubekehrten Deutschen in tiefster Seele wohlthun, wenn er daran dachte, daß er einen Beleidiger gründlich bestraft oder die Pflicht der Blutrache, die auf ihm lag, endlich vollzogen habe. Und doch wußte er, daß er damit eine Todsünde begangen hatte, und wäre auch gern bereit gewesen, dies dem Priester zu bekennen; aber die Strafen, die ihm dieser auferlegen mußte, um Gott von seiner wahren Bußfertigkeit zu überzeugen, schreckten ihn davon zurück, und machten, daß er lieber sich so gut mit seinem Gewissen oder vielmehr mit den ihm bekannten Forderungen seines christlichen Gedächtnisses absand, als es eben gehen wollte. Im Nothfall rechnete er darauf, daß noch immer Zeit dazu sei, denn es war ihm zu seinem nicht geringen Trost gesagt worden, daß Gott keinen Sünder verwerfen wolle, auch wenn er noch so spät zur Reue sich kehre. Er wußte, daß eine wahre Beichte und ein wahrer Erlaß der Sünden auch noch auf dem Todbette möglich sei, und kannte die Nachsicht der Kirche, die es zum Gesetz erhoben hatte, daß im Augenblicke des Todes dem bußfertigen Sünder die Absolution nicht verweigert werden dürfe. So also hätte er noch immer, auch nach dem wüstesten Leben, hoffen dürfen, wenigstens nicht den Höllenstrafen zu verfallen, wenn er auch mit nahe liegender Bescheidenheit auf einen besonders auserwählten Theil der Seligkeit verzichtete. Allein dieselbe tröstliche Stimme, die ihm auch noch für den letzten Augenblick seines Lebens die Möglichkeit der göttlichen Gnade verkündigte, klang zugleich doch sehr ernst, wenn sie ihm versicherte, daß die Bekehrung auf dem Todbette immer zweifelhaft in ihrer Wirkung auf Gott sei, daß sie namentlich am Schlusse eines gänzlich unbußfertigen Lebens nicht so an und für sich in Gottes Augen Gnade finden werde, wie die Bekehrung so lange der Mensch noch in frischen Kräften, folglich auch mitten in der Kraft zu sündigen stehe.[1]) Wenn aber diese Bekehrung vorsätzlich deswegen hinausgeschoben werde, um unge-

1) Die gewöhnliche Formel: quis vel si qua in ultimo spiritu constitutus sit, licet peccator, vel peccatrix fuerint, et exposcunt communionem, Christi nomen non negandum ei dicimus esse. — Am kürzesten aber ist die kirchliche Ansicht über die Bedenklichkeit der Buße articulo mortis dargestellt, Is. Sent. II, 13: Qui autem prave vivendo, poenitentiam in mortis agit periculo, sicut ejus damnatio incerta est, sic remissio dubia. Qui ergo cupit certus esse in morte de indulgentia, sanus poeniteat.

stört der Sünde fröhnen zu können, oder auch um den gerechten Strafen der Kirche zu entgehen, so könne sie für nichts anderes, als für eine Blasphemie gelten, und der Sünder werde im Jenseits zu seinem Entsetzen erfahren, daß sich Gott nicht ungestraft spotten lasse.

So war es denn doch viel gerathener, wenn man sich den Strafen der Kirche fügte, und es gehörte eine, nur unter ganz besonderen Verhältnissen und bei einer ganz besonderen Organisation mögliche Hartnäckigkeit und Leichtfertigkeit dazu, wenn man, um ihnen zu entgehen oder um überhaupt die Demüthigung des Bußprocesses vor dem Priester nicht zu erleiden, sich der Seelenpflege der Kirche hierin entzog, besonders wenn man in schweren und offenkundigen Sünden befangen war, die die Kirche nöthigten, den Unbußfertigen ganz aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen.

Die Strafen, welche die Kirche zuerkannte, fußten auf den Grundsätzen, daß ihre Schwere und Dauer der Größe des Vergehens angemessen sein müsse, und daß, wo der Leib Sündiges vollbracht habe, auch der Leib büßen solle.[2]) In Beziehung auf den ersten Satz konnte Niemand etwas im allgemeinen einwenden, denn auch das weltliche Strafwesen beruhte darauf; in Beziehung auf den zweiten war freilich das deutsche Rechtsbewußtsein nicht ganz einverstanden, denn die meisten der weltlichen Vergehen, die der Leib vollbrachte, ließen sich durch einen Verzicht auf einen Theil des Vermögens wieder gut machen, wenigstens für den eigentlichen freien Mann, und nur für den unfreien galt für gewöhnlich, daß an seinem Leibe das mit Schlägen oder härteren Leibesstrafen gebüßt wurde, was sein Leib verbrochen hatte. Indessen fügte man sich auch unter dem stillschweigenden Vorbehalt darein, daß dem freien Manne nichts eigentlich Ehrenrühriges oder gar zu Schweres zugemuthet werde.

Aus diesen beiden Grundsätzen heraus ließ sich aber noch eine unendliche Mannigfaltigkeit praktischer Consequenzen entwickeln, die alle in die Hand der Kirche gegeben waren. Denn der Laie mußte sich unbedingt ihrer Autorität hierin fügen, und konnte nur soviel sich zum Troste sagen, daß es wohl wahr sein werde, wie

---

2) Die unzählige Male wiederholte Formel: mensurae noscendae sunt poenitentiae, ut juxta magnitudinem culparum etiam longitudo statuatur poenitentiarum, und: Qui per corpus peccat, per corpus emendet.

ihm verkündigt wurde, daß die Kirche oder Gott, dessen Gebote sie auch hierin vollzog, dem Menschen nichts Allzuschweres auferlegen wolle. Ein wirklicher Schutz für den Sünder lag aber allein in dem gemeinschaftlichen Herkommen der Kirche, die keinem ihrer Diener erlaubte, nach individuellen Rücksichten etwa in allzustrengen Strafbestimmungen gegen den Büßenden vorzugehen. Denn wiederholt schärften allgemein anerkannte kirchliche Gesetze ein, daß der Priester sich an das Herkommen halten und keine neuen und grausamen Bußen auferlegen solle. Es war um so nöthiger, daß hier das Gesammtbewußtsein jeden Einzelnen streng controllirte, weil an und für sich die Versuchung zu individuellem Eingreifen den einzelnen Gliedern der Kirche nirgends näher gelegt war als hier.

Die gewöhnlichen Strafen bestanden nach eben diesem Herkommen in der Verpflichtung zu Fasten und Kasteiungen aller Art. Dann auch in dem Sprechen einer Anzahl von gewissen Gebetsformularen, besonders des Vaterunsers, und in Psalmensingen; ferner in dem Gebote von Wallfahrten nach besonders heiligen Stätten, endlich in der Auferlegung einer bestimmten Anzahl mildthätiger Werke gegen die Armen oder gegen die Kirche, deren Hab und Gut ja eigentlich allen denen gehören sollte, die selbst ohne Hab und Gut waren. Am häufigsten und einfachsten war die Verpflichtung zum Fasten, besonders zu einem nicht lange fortgesetzten, zu Gebeten und Psalmen, endlich zu Almosen oder milden Werken. Gewöhnlich brachte es die Praxis mit sich, daß aus mehreren Kategorien zugleich solche Bußen auferlegt wurden, besonders war die Verpflichtung zu Almosen herkömmlich ein integrirender Theil des Bußwerkes, sobald der Büßende nicht selbst einer von den Armen und Hilfsbedürftigen war. Während so die allgemeinen Grundzüge feststanden, war im einzelnen sehr viel der Willkür oder dem Ermessen des Priesters überlassen. Denn obgleich er nach dem Grundsatz, daß nach dem Maße der Verbrechen das Maß der Strafe gesetzt werden solle, für ein leichtes Vergehen nicht den üblichen höchsten Grad von Fasten und Kasteiungen oder gar noch darüber hinaus fordern durfte, falls er sein kirchliches Gewissen nicht beschweren wollte, wie er auch umgekehrt nicht eine zu geringe Strafe für ein schweres Vergehen auferlegen konnte, so war ihm doch ausdrücklich gestattet, auf alle möglichen indivi-

duellen Verhältnisse seiner bußfertigen Sünder Rücksicht zu neh[illegible]
und darnach das Einzelne der Strafart und des Strafma[illegible]
nachdem er es vor Gott zu verantworten vermochte, auszusp[illegible]
Geschlecht, Nationalität, Alter, Stand, frühere Lebensgewöh[illegible]
auch der mehr oder minder gute Name des Büßenden boten
eine geradezu unerschöpfliche Mannigfaltigkeit besonderer Fäl[illegible]
alle besonders behandelt sein wollten. Auch dafür war der Prie[illegible]
Folge seiner kirchlich-praktischen Bildung schon mit einem gr[illegible]
Vorrath von herkömmlichen Regeln ausgerüstet, die ihm [illegible]
stens sehr häufig das immerhin bedenkliche Selbstdenken [illegible]
Selbstbestimmen, wenn sein Gewissen fein genug war, die [illegible]
seiner Verantwortlichkeit zu empfinden, ersparten. Aber [illegible]
keine Formulare zu erschöpfende Mannigfaltigkeit des [illegible]
Lebens, die immer neue und immer verwickeltere Verhält[illegible]
in Folge dessen auch immer neu aussehende Vergehen [illegible]
nöthigte wieder gerade den gewissenhaften Priester indivi[illegible]
selbstthätig einzugreifen und seine traditionellen Kategorien [illegible]
stens hier und da aufzugeben, während freilich ein bloß [illegible]
sches Verfahren für sehr viele auch in den besseren Zei[illegible]
Kirche das einzige blieb, das sie überhaupt zu leisten [illegible]
mochten. In so fern aber soviel dem individuellen Er[illegible]
überlassen bleiben mußte, lag hier doch eine nicht geringe Ge[illegible]
zu einer nach ungehörigen Rücksichten entweder geschärften [illegible]
milderten Bußdisciplin, eine Gefahr, der fortwährend [illegible]
Glieder der Kirche nicht zu entgehen verstanden, ohne [illegible]
gerade damals als ein eigentlicher Krebsschaden der ganzen [illegible]
hätte angesehen werden dürfen.

An und für sich lag in der Form aller dieser Bußen [illegible]
was etwa nach den bisherigen Anschauungen der Deutschen [illegible]
hin als ehrenrührig und deswegen absolut unthunlich angeseh[illegible]
den mußte, obgleich sich alle ihre liebsten Neigungen und Ge[illegible]
gen gegen manche davon empörten. So gegen das Ge[illegible]
Fastens bei Wasser und Brod, der Enthaltung von allen [illegible]
genüssen, welche die groben Nerven des Volkes nicht [illegible]
konnten, ohne daß sich eine Art von Verzweiflung des Ge[illegible]
mächtigte; so gegen das Gebot des Wachens und der Kasteiun[illegible]
gegen die Verpflichtung mit gänzlicher Entsagung auf alles, [illegible]
die Heimat Liebes und Genußreiches bot, in die Fremde zu [illegible]

und in einem armseligen Aufzuge unter den schwersten Entbehrungen umherzuwandern. Am ersten fand sich der Volksgeist noch mit den auferlegten Almosen ab, denn diese griffen doch nicht so unmittelbar ins Herz, und eine gewisse rohe Freigebigkeit oder vielmehr Unachtsamkeit auf den Werth des Besitzes gehörte ebenso wie die roheste Habsucht zu seinen Charakterzügen, wie zu denen aller gutartig angelegten, aber demoralisirten Barbaren.

Dann schien aber auch das Maß dieser an und für sich widerwärtigen Bußen im Durchschnitt nach der gewöhnlichen Volksanschauung viel zu groß. Schon einer der Hauptgrundsätze, von denen die Kirche bei ihrem Strafverfahren ausging, konnte unmöglich sich in der Denkart des Volks einbürgern. Es sollten nicht bloß die mit dem Leibe begangenen Sünden durch den Leib, durch Hunger und Elend gebüßt werden, sondern auch die bösen, aber nicht zur Ausführung gekommenen Vorsätze. Wenn sie die tiefe und strenge Ansicht der Kirche hätten erwägen können[3], so würden sie eher noch die Milde des kirchlichen Strafverfahrens haben preisen müssen, anstatt daß sie über seine Strenge murrten. Denn die Kirche erkannte ausdrücklich an, daß, obgleich der Vorsatz zur Sünde gleich sündig wie die That selbst sei, doch für jenen nur eine geringere Strafe zur Buße genüge. In Hinsicht auf das Strafmaß selbst schien es eine furchtbare Härte, daß auch nach der Bestimmung einer späteren Zeit, in der sich überhaupt eine große Neigung zur Milderung aller dieser Kirchenstrafen geltend machte gegen den strengeren und von ernsteren Geistern noch immer vertretenen Typus der Vergangenheit, ein Mensch z. B., der das Fleisch eines Thieres gegessen hatte, von dem er nicht wußte, ob es auf die im Gesetze Gottes vorgeschriebene Art getötet worden, vier Monate, oder daß einer, der aus einem Brunnen getrunken hatte, in welchen ein totes Thier zufällig hineingestürzt war, eine Woche, daß, wer einen abgestandenen Fisch aß, vier Wochen fasten sollte, daß Jeder, der ohne es zu wissen und zu wollen von einem Thiere gegessen, welches den heidnischen Göttern geopfert worden war, vier Tage Buße leisten mußte, daß wer an einem heidnischen Aufzuge, der ja noch immer in vielen Gegenden als Volksfest galt, sich betheiligte, sogar drei ganze Jahre Pönitenz erhielt. Auch erschien es



3) S. o. S. 292.

sehr hart, daß der Priester neben der an sich schon so strengen Strafe auch noch den weltlichen Schadenersatz an den Verletzten, falls der Sünder durch seine Missethat einem anderen Schaden zugefügt hatte, verlangte.

Nicht weniger war es eine peinigende Vorstellung, daß sich die Strafe nicht einmal bei diesem Maße hielt, wenn der einmal bußfertig gewordene Sünder zum zweiten Mal und öfter dieselbe Sünde beging. So natürlich es war, daß bei einem Zurückfallen in die Sünde die Kirche dies als ein noch größeres Vergehen gegen Gott ansah und darnach ihre Maßregeln nahm, als bei der ersten Sünde, so natürlich war es aber auch, daß sich der Mensch, der schon mit dem einfachsten Strafmaß sich so schwer, ja fast unerträglich belastet fühlte, nun vollends gegen eine vergrößerte Strafe empörte.

Aber trotz dem allen war doch die Sündenangst durch die starken Mittel, die der Kirche zu Gebote standen, bereits auch in den Neubekehrten so lebhaft angefacht, daß sie wohl im Stillen über die Härte dessen, was von ihnen gefordert wurde, seufzen mochten, jedoch sich nicht so leicht bis zu einer frechen und trotzigen Renitenz dagegen zu erheben wagten. Kam aber ein solcher Fall vor, so stand das Volksbewußtsein durchaus gegen den Frevler, obgleich dieselben Menschen, die es als Glaubensgebot ansahen, daß man sich auch diesen Anforderungen der Kirche unterwerfen müsse, in dem Falle, wo sie selbst die ganze Härte derselben praktisch kennen lernten, nicht immer sich als standhaft und glaubenstreu bewährten. Allein es übte schon einen unermeßlichen Einfluß auf jeden Einzelnen, daß die öffentliche Meinung des christlichen Volkes sich auch hierin gehorsam der Kirche unterwarf. Die Neubekehrten nahmen wahr, daß Niemand, der für einen guten Christen gelten wollte, sich dagegen mit Worten auflehnte, und daß in der That sehr Viele die härtesten ihnen auferlegten Büßungen nicht bloß so vollbrachten, wie sie ihnen die Kirche vorschrieb, sondern auch noch aus eigenem Antrieb, weil ihnen die kirchliche Strafe zu leicht für ihre Verschuldung schien, beträchtlich steigerten. Ueberall im gallischen Lande stieß das Auge der Deutschen auf Büßende, die unter der Last schwerer Ketten, die oft ganz in das Fleisch gewachsen waren, von Ort zu Ort, von Kirche zu Kirche zogen, oder die sich andere körperliche Qualen auferlegten und mit Freuden ertrugen,

nur um den noch furchtbareren Qualen der höllischen Flammen zu entgehen.[4]) Sie hörten von Männern und Frauen, die allgemein wegen ihres frommen Lebens berühmt waren und die dennoch wie die entsetzlichsten Sünder fast nichts anderes thaten, als sich in heißen Thränen verzehren, den Leib blutig geißeln, fasten und beten, weil sie fühlten, daß die Gebote Gottes von ihnen trotz ihres besten Willens und trotzdem, daß sie sich aller Gnadenmittel der Kirche bedienten, unzählige Male verletzt wurden, und daß Gott vollkommen berechtigt sei, ihrer Buße nicht zu achten, weil damit ihrer unendlichen Sündenschuld nicht im entferntesten genug gethan werde. Sie sahen auch, daß ein solches bußfertiges Gebahren nicht bloß ewigen Lohn, sondern auch zeitliche Ehre einbrachte, und daß der Name der besonders eifrigen Büßer von Mund zu Munde ging, und wenigstens ebenso gefeiert wurde, wie der des größten weltlichen Helden. —

Excommunication.

Außer diesen Strafen konnte die Kirche nur noch eine höhere zuerkennen, die mit allen Schrecknissen, welche in den Gemüthern erregt werden konnten, umgeben war. Diese bestand in einer völligen Ausschließung aus ihrer Gemeinschaft. Damit war selbstverständlich der Ausschluß von allem Anspruch auf die Seligkeit und die directe Anwartschaft auf das ewige Feuer, und zwar auf die grausamsten Qualen in ihm gegeben, und es gehörte eine fast übermenschliche oder fast bestialische Seelenkraft dazu, um sich einer solchen Gefahr in einer Zeit auszusetzen, in welcher die Kirche in frischer Lebensfülle und in unbestreitbarer Herrschaft über die Geister stand. Als die Kirche durch ihre eigene Schuld diese ihre glorreiche Stellung schnell verscherzte, mochte sich auch diese Strafe leichter ertragen lassen, und das Maß des durchschnittlichen Trotzes und der gewöhnlichen Rohheit der Gemüther reichte beinahe schon dafür aus.

Diese Strafe durfte natürlich nur für ganz besonders schwere Verbrechen zuerkannt werden, und konnte entweder auf eine unbestimmte Dauer oder auf eine bestimmte Frist sich erstrecken. Unter diesen Verbrechen standen die eigentlichen offenkundigen Todsünden

---

4) Ueber diese in Ketten Büßenden verweise ich auf die lehrreiche Zusammenstellung über das Vorkommen dieser Sitte im Bereiche der gallischen Kirche in Mabillons Praefat. zum Saec. II. Act. St. O. St. Ben. p. XXI.

obenan, aber auch die freche Unbußfertigkeit gehörte dazu.
sie ließ sich sogar von dem Menschen abnehmen, obgleich wei
mer als der auf andere Art verwirkte Zorn Gottes. Wenn er
in sich ging und wahre Reue empfand, und dem Priester g
Bürgschaft für seinen unbedingten Gehorsam gab, dann
wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen werden
die dazu nöthigen Vorgänge waren aber mit Ceremonien
gegen die sich alles, was in dem Menschen von Stolz
noch von Selbstgefühl zurückgeblieben war, auf Tod
empören mußte. Indessen war auch hier die Strafe,
menschliche Schwäche sich dem nicht fügen wollte, im J
hart, und auch im Diesseits lag ein so auffälliger Fluch
heimlichkeit und der Verachtung auf dem Excommunicirten
der Mensch meistens dieser Entehrung sich lieber fügte, wie
die öffentliche Kirchenbuße auferlegte, als daß er sein zeitlich
ewiges Dasein durch Beharren in seinem Trotz weiter gefähr

Daß in den Händen des Priesters auf solche Art
Tod, zeitliche und ewige Strafe in einer grenzenlosen
wie es schien, vereinigt war, floß aus dem Begriffe
von seinem Amte, und alles dies haftete nur an seinem
und nicht an ihm selbst. Aber die gewöhnliche Anschauung
welche auch die neubekehrten Deutschen rückhaltlos
konnte Amt und Person unmöglich trennen. Ihr schien
schmetternde Macht und diese errettende Kraft wirklich von der
des Priesters selbst, der sie übte, auszugehen, ohne daß
darüber fragten, wie sie ihm, der doch ein Mensch war
anderen Menschen, habe zuertheilt werden können.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Die geistige Suprematie der Diener der Kirche.

Die Kraft zu binden und zu lösen schien auf den Priestern durch eine besondere Gnade Gottes zu ruhen, die sie vor allen übrigen Menschen auserwählt hatte, ihm nahe und vertraut zu sein. Aber wie es kaum irgend einen andern Bestandtheil ihres Amtes oder ihres Wesens gab, der auch dem rohesten Sinne so stark imponirte, wie gerade dieser, so war er doch nur eine der übermenschlichen Gaben, welche die Volksanschauung in ihnen fand. Deren Gesammtheit stammte von Gott, und in so fern hätte der einzelne Priester immer nur als ein Werkzeug Gottes erscheinen sollen, der in dem einzelnen Falle seine Allmacht und seine Güte, auch seine Gerechtigkeit durch ihn bethätigte. Allein sobald die Persönlichkeit des Priesters dem Volke gegenüber stand, vergaß die Seele ganz von selbst, daß nicht der von höherer Weihe umgebene Mensch, sondern Gott durch ihn seine Wunder that, und jene von oben auf ihn gelegte Kraft haftete unlösbar an seiner Individualität, als der lebendige Ausdruck derselben und ihr unter jeder Bedingung zukommend. So drehte sich thatsächlich das Sachverhältniß um in der Volksvorstellung. Der Priester war nicht bloß deshalb so besonders begnadigt, weil Gott durch die Uebertragung der Gaben des heiligen Geistes in ihm wirksam war, sondern die Gaben des heiligen Geistes ruheten deshalb auf ihm, weil er vermöge seiner Persönlichkeit hoch über der gewöhnlichen Menschheit stand. Wie sich aber aus seiner Strafgewalt von selbst gleichsam eine rationelle Erklärung seiner übrigen Kraftäußerungen und Vorzüge

im Volksgeist zurecht legte, so diente umgekehrt alles, was [illegible] einen gewissen Nimbus gab, dazu, um dem Gefühl des [illegible] begreiflich zu machen, wie dem Priester nach göttlichem [illegible] jene Strafgewalt zustehe, die den Einzelnen so oft erschreckte [illegible] über die sich sehr selten irgend einer durch Trotz oder Hohn hin-wegzusetzen wagte.

Kirchl. Wissenschaft.

Der Priester war der ausschließliche Inhaber jener geheimniß-vollen kirchlichen Wissenschaft, in der sich das Walten des heiligen Geistes, als der eigentlichen Lebenskraft der Kirche, bethätigte.[1] Wenn der Mund des Priesters die schwierigsten Lehren des Glaubens vortrug, so war es die Kraft dieses Geistes, die es ihm möglich machte, nicht bloß die Hauptsätze davon, sondern auch eine Menge von Einzelheiten je nach dem Bedürfniß der [illegible] Erkenntniß noch weniger fortgeschrittenen Menschen als Erläuterung jener Hauptsätze in jedem Augenblick in Bereitschaft zu haben. Alles, was man von dem Priester hörte, war nach seinem Inhalt so neu und so wunderbar, die Masse seines Wissens schien so groß, daß man schon darin einen Beweis für seine höhere Begabung sah. Die Neubekehrten wußten bald aus eigener Erfahrung, welche Mühe es ihnen kostete, auch nur einige [illegible] Gebetformeln, etwa das Vaterunser oder die Bußpsalmen, [illegible] das apostolische Symbolum vollständig sich einzuprägen; die wenigsten vermochten der auf ein solches Minimum reducirten Forderung ihrer geistlichen Lehrer zu genügen.[2] Aber dem geistlichen Priester strömten die längsten Gebete, die Psalmen, andere [illegible] Gesänge, ganze große Stücke der Bibel in unerschöpflicher Fülle von den Lippen, gleichsam als wenn er dies nicht in gewöhnlicher Weise gelernt hätte, sondern es in jedem Augenblicke aus sich selbst oder durch die Kraft eines höheren Geistes, der in [illegible]nigen waltete, erzeugte.

Cultus.

Der Priester besaß allein die Kenntniß aller der Erfor[illegible]

1) S. o. S. 110.

2) Die oratio dominica und das Symbolum apostolicum werden [illegible] lich jedem Gläubigen (auch dem Neubekehrten oder dem Katechumenen) [illegible] wendig zu lernen vorgeschrieben. Wer dies nicht leistet, ist gegen [illegible] horsam, der auch hier nichts Allzuschweres von den schwachen Menschen [illegible] Die sieben Bußpsalmen sind schon damals fast immer gemeint, wenn [illegible] Psalmen zu lernen oder zu singen fordert.

des Gottesdienstes. Als Verwalter der Mysterien des Cultus erschien er überhaupt dem Volke im höchsten Glanze der Verklärung. Stets war er der sichtbare, ja der ausschließliche Mittelpunkt der wunderbaren Ceremonien, in denen sich der kirchliche Gottesdienst bewegte. Die Gemeinde war nur dazu da, um die heiligen Eindrücke der Gottesnähe in sich aufzunehmen, aber von einer selbstständigen Betheiligung an dem Gottesdienst war in dieser Zeit keine Spur mehr übrig. Der Priester vollzog die Messe, in der zwar damals noch nicht das Brot und der Wein in das wirkliche Fleisch und Blut Christi verwandelt wurde, die aber doch schon durch die wenn auch unleibliche, doch nicht weniger wahrhaftige Gegenwart Christi geheiligt war. Er waltete außerhalb des Volksgedränges auf dem erhöhten und streng abgeschlossenen Raume am Altar und spendete von dort aus dem Volke seinen Segen. Er intonirte die heiligen Gesänge und Kleriker höheren und niederen Ranges sangen sie allein, während die Gemeinde in andächtigem Schweigen verharrte.

Die sinnenblendende Pracht des mittelalterlich katholischen Cultus war bereits zum größten Theile von der Kirche aufgenommen. Wenn auch nur größere und reichere Gotteshäuser diesen prächtigen Cultus in seiner ganzen imposanten Formenfülle durchzuführen vermochten, so thaten doch auch die kleineren und ärmeren ihr Möglichstes, wenigstens an den höheren Festen. Für die Neubekehrten genügte anfänglich, ehe sich ihre Phantasie überhaupt an diese Eindrücke gewöhnt hatte, auch das Aermlichere und Unscheinbarere vollkommen, um ihrer Seele ein Bild übermenschlicher Herrlichkeit einzuprägen. Es schien, als wenn sich die Pracht des Paradieses, wie sie es sich nach den Andeutungen der Kirche ausmalen durften, hier auf der Erde erschlösse[3]: die Lichter, welche die dunkelen Räume erhellten, die Gesänge, welche wie aus der Höhe des Himmels erschallten, die Weihrauchdüfte, die emporstiegen, und in der Mitte aller dieser Wunder die Gestalt des Priesters im Schmucke seiner fremdartigen, aber um so mehr imponirenden heiligen Gewänder. Er war es, der diese Wunder hervorrief und lenkte, der damit ge-

3) Bekannt sind Gregors Worte: Velis depictis adumbrantur plateae Ecclesiae, cortinis albentibus adornantur, balsama diffunduntur, micant fragrantes odore cerei, totumque templum divino respergitur odore. Talemque gratiam ibi adstantibus Deus tribuit ut estimarent se Paradisi odoribus collocari. II, 31.

ehrt wurde, dem im vollen Sinne des Wortes zu gehören schien, was ihre Sinne innerhalb der heiligen Räume überwältigte.

Gelehrsamkeit.

Aber auch sonst waren die Männer der Kirche mit Kunst und Wissenschaft aller Art gleichfalls über alle menschliche Fassungskraft hinaus begnadigt. Ihnen stand die geheimnißvolle Übung des Schreibens und des wenigstens für die meisten Neubekehrten nicht minder geheimnißvollen Lesens zu Gebote. Wo es die Verhältnisse des täglichen Lebens nöthig machten, daß geschrieben wurde, war der Priester gewöhnlich der einzige in seiner Gemeinde, der es verstand und aushelfen konnte. Da es immer nur sehr Wenige gab, die das Geschriebene lesen konnten, so war Jeder aus dem Volke auch in den allertrivialsten Vorkommnissen des Lebens gleichsam der Macht des Geistes, die in dem Priester waltete, willenlos und ohne Controle übergeben; aber es verstand sich von selbst, daß, wenigstens so lange, als die Kirche ihre imponirende Gewalt auf den Volksgeist behauptete, daraus nicht etwa Zweifel und Mißtrauen, sondern vielmehr das Gefühl der unbedingten Unterordnung des Menschen unter diese höhere geistige Kraft seine Nahrung zog. Der Priester war auch außerhalb der Kirche mit seinen Büchern beschäftigt, und alles, was Buch hieß, machte auf diese Menschen wie auf alle, die einer gleichen oder ähnlichen Bildungsstufe angehörten, den Eindruck eines zwar unheimlichen, aber desto wirksameren verschlossenen Schatzes von unbegreiflicher Kraft, von einer wahren Zaubermacht, deren sich der Eingeweihte ganz nach seinem Belieben bedienen konnte, während der Uneingeweihte nichts weiter als eine Sammlung von krausen und halb lächerlichen halb bedenklichen Zeichen darin sah.

Die ganze Summe menschlicher Wissenschaft und Kunstfertigkeit wurde bei jedem Priester, eben weil er Priester war, vorausgesetzt, und allerdings besaß die Kirche dieser Zeit, wenigstens in denjenigen Theilen von Gallien, wo die Neubekehrten zuerst mit einem höheren Culturleben Bekanntschaft machten, in ihrer Mitte die Männer, die wirklich als Inbegriff der damaligen höheren geistigen Thätigkeit gelten konnten. Der Betrieb der eigentlichen Wissenschaften und aller Künste zusammen gehörte aber mit solcher Nothwendigkeit zu dem Begriffe, den die Kirche von ihrer eigenen geistigen Ueberlegenheit ausgebildet hatte, daß auch die Glieder der Kirche, welche an und für sich zu höheren geistigen

Interessen wenig befähigt und geneigt waren, doch immer in etwas an den allgemeinen Voraussetzungen ihres ganzen Standes mit oder gegen ihren Willen Theil nehmen mußten. In einem so wohlgefügten und lebendigen Organismus, wie ihn die gallische Kirche damaliger Zeiten trotz einzelner Gebrechen und Schäden noch immer vorstellte, konnten gänzlich unwissende Priester, die wo möglich noch unter dem Niveau der Volksrohheit sich hielten, noch nicht vorkommen, wie sie später in der deutschen Kirche und in der gallischen zur Zeit ihres ärgsten Verfalles nicht bloß einzeln sich merkbar machten, sondern geradezu die Majorität bildeten. Jeder Priester konnte den Neubekehrten gegenüber noch immer als ein unbegreifliches Wunder tiefster Gelehrsamkeit gelten, denn er war, wenn auch nur encyklopädisch, in Wissenschaften und Künsten unterrichtet, von denen sie nicht einmal den Namen gehört hatten, und die im Ganzen so lebendige Aufsicht der Bischöfe, die nicht minder lebendige Controle des allgemeinen Standesbewußtseins sorgten immer dafür, daß er auch in dem entferntesten Winkel des christlichen Landes oder in der Mitte einer noch überwiegend heidnischen Bevölkerung nicht ganz vergaß, daß es nur die Macht des Geistes allein war, auf die sich der Bestand der Kirche und auch sein eigenes Dasein stützte.

Das Meiste der kirchlichen Wissenschaft hüllte sich in ein undurchdringliches Dunkel. Die philologischen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Disciplinen, die wenigstens in der encyklopädischen Unterrichts- und Studienweise der kirchlichen Bildung dieser Zeit allen Priestern bekannt geworden waren, falls sie die gewöhnliche Laufbahn zu ihrem Amte in einer kirchlichen Unterrichtsanstalt oder in der persönlichen Lehre eines älteren Geistlichen durchgemacht hatten, mußten sowohl nach ihren Voraussetzungen wie nach ihren Zwecken einem Volke, das aus eigener Kraft nicht einmal zu den ersten Anfängen davon gediehen war, völlig unbegreiflich bleiben. Es wirkte nur das ganz allgemeine Bild einer unendlich schweren und unendlich ausgedehnten Kunst, die durch sie überliefert wurde. Ohne sie, das ahnte man, war die Kirche nicht die Kirche, und der Priester nicht der Priester, der er sein sollte, allein nur für sie schienen sie verständlich, allen anderen Menschen von vornherein und für immer verschlossen. Selbst als offenkundige Thatsachen bewiesen, daß auch aus der Mitte der Franken Männer der kirch-

lichen Gelehrsamkeit hervorgehen konnten, als allerwärts fränki
Kinder an dem Unterrichte der Geistlichen Theil nahmen,
immer nur für den Dienst der Kirche bestimmt zu sein, als
manche Laien wenigstens einiger Kenntnisse in der Gelehrs
der Kirche rühmen konnten, besonders in demjenigen Theil,
gewissermaßen die encyklopädische Propädeutik zu den eigen
theologischen Studien bildete[4]), verharrte doch die Volksansch
gleichsam um sich selbst gegen alle etwaigen gelehrten Zumuth
gen sicher zu stellen, auf ihrer alten Ansicht, daß der gewöhnl
Menschengeist zu dem Erlernen dieser Wissenschaften nicht aus
Wer in sich den Drang fühlte geistlich zu werden, oder wer
irgend äußere Veranlassungen der Kirche zugewiesen wurde,
mit der Wahl oder mit der Nöthigung zu seinem Berufe
sam die besondere Kraft, die ihm als gewöhnlichem Mensch
immer abgegangen wäre. Die Beispiele gelehrter Laien, die
eine eigentlich geistliche Erziehung jemals genossen, noch
dem geistlichen Stande bestimmt gewesen waren, und nichts
weniger doch auch Vieles von dem gelernt hatten, was eigent
nur die Priester lernen konnten und sollten, standen aber
zu vereinzelt, als daß sie jene volksmäßige Anschauung hätten
machen können.

Musik. Unter den von der Kirche betriebenen Künsten stand in
ziehung auf die Wirkung auf das Volk die Musik oben an,
fern sie als Dienerin der geistlichen Poesie und Begleiterin de
greifendsten Handlungen des Cultus auftrat. Sie bildete
auch damals einen sehr wesentlichen Theil des theoretischen
praktischen Unterrichts in den Schulen, aus denen sich die
recrutirte. Nach der ganzen Beschaffenheit des fränkischen
wirkte sie am meisten und am tiefsten unter allen Künsten.
sie schon in dem Volksleben eine sehr wichtige Rolle gespielt
Denn auch den Franken war trotz aller prosaischen Einflüsse
geschichtlichen Verhältnisse noch immer eine sehr lebhafte
zur Poesie und damit selbstverständlich auch zu der untrennbar
bundenen Musik geblieben. Aber freilich konnte sich ihre
Kunst in keiner Weise mit der durchgebildeten Uebung dieser
lichen Kunst messen. Die Kirche legte auch mit richtigem

4) Wovon unten noch die Rede sein wird.

weil sie wohl inne ward, daß sich ihr hier ein Zugang zu dem Volksgeiste eröffnete, großes Gewicht auf eine möglichst vollkommene Handhabung der Kunst des Gesanges, der ja eigentlich alles das, was man unter Musik verstand, in sich begriff, und es war ein Vorzug, der auch den erleuchtetsten Kirchenhäuptern immer als eine besondere Gnade und zugleich als ein besonderes Zeichen ihrer echten Bildung nachgerühmt wurde, daß ihre Stimme schön und rein wie die eines Engels in der Kirche beim Gesange ertönte oder den Gesang intonirte. Der Unterhalt und die Einübung zahlreicher Sängerchöre, die meist aus den Geistlichen der niederen Weihen und jüngeren Alters zusammengesetzt waren, gehörte deshalb ebenso sehr zu den Pflichten eines Kirchenhauptes, besonders eines Bischofs, wie das Messelesen oder Predigen.

Bildende Kunst.

Die Malerei, Sculptur und Architektur, soweit sie der Kirche dienten, was zwar auch in Gallien noch keineswegs ausschließlich, aber doch mehr und mehr vorzugsweise geschah, wurden allerdings nach der altherkömmlichen Weise auch von weltlichen Künstlern betrieben. Allein auch aus der Mitte der Kirche nahm man lebhaft, und zwar nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch Theil an ihrer Ausübung. Die kirchliche Malerei namentlich ging schon beinahe vorzugsweise von Gliedern der Kirche aus, sowohl von eigentlichen Geistlichen, wie von den Bewohnern einiger Klöster, die ja in der volksmäßigen Anschauung ebenso gut wie jene zu der eigentlichen Kirche gehörten, weil sie eine womöglich noch tiefere Kluft von der Welt schied als jene. Die Architektur bedurfte bei der unendlich lebhaften Bauthätigkeit, die die gallische Kirche in diesen Zeiten entfaltete, an und für sich schon viel zahlreicherer Hände als die Kirche stellen konnte. Indessen war es wenigstens unerläßlich, daß ein Bischof, ein Abt, der wie so häufig in dieser Zeit einen großartigen Bau unternahm, ihn auch wenigstens als Oberaufseher leitete, und gewöhnlich griffen dann Einzelne seiner Untergebenen unmittelbarer noch in das Werk ein. Eine Summe von Kenntnissen, die sich auf dieses Fach bezog, war dadurch in der ganzen Kirche verbreitet, und häufig war eine nach damaligen Vorstellungen riesenhafte und unvergleichlich schöne, d. h. kostbar ausgeschmückte Basilica, oder ein Oratorium, oder auch Zellen eines für Hunderte von Bewohnern bestimmten Klosters fast allein durch die Hände kirchlicher Werkmeister und Werkleute zu Stande gekommen. Denn

diese Arbeit gerade galt als besonders verdienstlich, wie denn [illegible] thatsächlich keine andere Kunst so geeignet war, der Welt [illegible] Würde und dem Reichthum der Kirche zu imponiren. [illegible] Laien dabei geholfen hatten, das Haus Gottes zu erbauen [illegible] auszuschmücken, so war es doch auch hier der Geist und [illegible] schick der Kirche selbst, die das Beste gethan und den Laien [illegible] Platz und die Gelegenheit angewiesen hatten, wo sie sich [illegible] sprießlichsten an dem frommen und stolzen Werke betheiligen [illegible]. Ja selbst wenn ein weltlicher Prachtbau errichtet werden [illegible] waren es oft Geistliche, die als die geschicktesten Architekten [illegible] Landes zu seiner Leitung herbeigezogen wurden.

Technik. Zu einer größeren Kirche oder zu einem Kloster gehörten [illegible] ständig eingerichtete Werkstätten aller Art, in denen zunächst [illegible] was sich auf das Bauwesen, überhaupt auf die technische [illegible] des Schmuckes der bildenden Kunst bezog, dessen die Kirche [illegible] vielen Veranlassungen bedurfte, gefertigt wurde. Auch [illegible] oft sehr viele weltliche Arbeiter, die Dienstleute des Gottes[illegible] verwandt wurden, ging die Aufsicht von den eigentlichen [illegible] hörigen der Kirche aus, gerade so, wie sie draußen als die [illegible] lichen Baumeister auftraten.

Ebenso umfaßte eine wohleingerichtete geistliche Stiftung [illegible] sehr ausgedehnten bürgerlich-technischen Betrieb sammt allen [illegible] gehörigen Gewerben. Wenn auch die Neubekehrten wenig [illegible] gung und wenig Verständniß für die Künste und Gewerbe [illegible] brachten, die in den eigentlichen Werkstätten der Kirche [illegible] ben wurden, weil sie überhaupt jede nützliche Handarbeit, [illegible] Ausnahme des Landbaues, eines echten Franken unwürdig [illegible] allein einem Unfreien oder einem Römer ziemend betrachteten [illegible] ließen sie sich doch immerhin durch die Resultate dieser [illegible] thätigkeit, besonders so weit sie sich mit der Verarbeitung [illegible] Stoffe oder edler Metalle beschäftigte, imponiren. Sie [illegible] auch diese wohlgegliederte Thätigkeit im Ganzen an, in [illegible] ähnlich wie in der modernen Industrie die Arbeit schon [illegible] theilt war und eine große Menge von Menschen selbst für ihre [illegible] Sinne sichtbar nur die verschiedenen Organe eines und [illegible] sie beherrschenden Geistes vorstellte. Und dieser Geist [illegible] haftig wieder vor ihnen in der Gestalt eines Mannes der [illegible] vielleicht des Bischofs selbst, den sie in dem Pompe der [illegible]

in dem Glanze gestickter und goldbesetzter Gewänder öfters gesehen hatten. Er ging jetzt zwischen den Arbeitern umher, wußte überall das, worauf es ankam, anzugeben, und die ganze für den Zuschauer verwirrende Thätigkeit lag klar vor seinen Augen ausgebreitet. Und wenn auch die höchsten Häupter der Kirche, ein Bischof oder der Abt eines reichen und berühmten Klosters, nicht selbst mehr mit Hand anlegten, so sah man doch geringere Geistliche, und besonders die Mönche, mit einem Geschick, einer Ausdauer und einer stillen Beflissenheit arbeiten, die wieder über menschliche Kräfte hinauszugehen schien, besonders wenn man bedachte, daß sie von Fasten und Nachtwachen und den so unbegreiflich schweren Forderungen des Gottesdienstes erschöpft sein mußten.

Landwirthschaft der Kirche.

Am lebhaftesten war jedoch der Eindruck, den die landwirthschaftliche Thätigkeit der Kirche auf die Neubekehrten machte, weil dies ein Feld war, zu dem fast Jeder durch die unmittelbarsten Beziehungen des täglichen Lebens und sehr Viele durch die ursprüngliche Neigung des Volkscharakters hingeführt wurden, die sich mitten in dem Wirbel der Ereignisse seit dem ersten Zusammentreffen mit den Römern nie ganz verloren hatte.[5]) Wer unter den Franken begütert war, war es eigentlich immer nur als Besitzer von Landeigenthum und was dazu gehörte; aller andere Besitz, der besonders seit den letzten Kriegen in Gallien in nicht geringer Masse bei diesen Deutschen sich vorfand, und von ihnen, besonders wenn er in der einfachsten Form des ungemünzten oder gemünzten Silbers und Goldes sich hielt, fast mit größerer Heftigkeit begehrt wurde, als der Erwerb von Land[6]), galt doch in der öffentlichen Meinung nicht als ein eigentlicher Besitz. Wer aber Land besaß, mußte immer, auch wenn er im Dienste des Königs etwa gewöhnlich am Hofe lebte, oder wenn ihn seine Neigung bloß zu den Künsten des Kriegs und Soldatenwesens hinzog, einigermaßen sich um den Betrieb der Landwirthschaft kümmern und etwas davon verstehen, besonders wenn, wie dies so häufig vorkam, größere Gütercomplexe in der Hand eines Besitzers lagen. Selbst der König war auf sein Grundeigenthum und dessen mög-

5) S. o. B. I. S. 210.
6) S. o. B. I. S. 300.

möglichst nutzbare Verwaltung hauptsächlich angewiesen, [illegible]
dieses brachte jedenfalls viel mehr ein, als alle die ande[illegible]
Quellen seiner Einkünfte: Steuern, Zölle, Strafgelder, [illegible]
für öffentliche Documente, freiwillige oder scheinbar freiwill[illegible]
Geschenke. Gewöhnlich verband sich mit dieser Röthigung [illegible]
die Verhältnisse, die sich auf Hoch und Niedrig auf gleiche [illegible]
erstreckte, aber auch noch jener angeborne Zug im Volkscharak[illegible]
und man darf sich die Franken kurz nach ihrer Bekehrung [illegible]
als ein stets schlagfertiges und über alle Maßen kriegslustig[illegible]
Volk, wie als ein Volk eifriger Ackerbauern und Landwirthe [illegible]
ken, nur daß dies letztere mehr von den mittleren und [illegible]
deshalb auch verhältnißmäßig ärmeren Schichten der frein [illegible]
völkerung kraft ihrer ursprünglichen Neigung gilt, während [illegible]
vornehmeren im Ganzen das Hof- und Kriegsleben als [illegible]
edelsten und einzigen Beruf anzusehen gewöhnt waren. [illegible]
waren im Stande, zu bemerken, wie großartig und nach [illegible]
gebenen Verhältnissen verständig und trefflich die Männer [illegible]
Kirche auch diese Kunst zu betreiben wußten, wie ihre Felder [illegible]
Güter gewöhnlich die blühendsten und bestgebauten im [illegible]
Umkreise, wie ihre Ackerwerkzeuge vollständiger und rationeller [illegible]
die der anderen Landbevölkerung waren, kurz wie sie, [illegible]
modernen Worten zu reden, auch als die eigentlichen ration[illegible]
Landwirthe im größten Style in dieser Zeit gelten mußten. [illegible]
Güter brachten viel mehr ein als die anderer Besitzer, ihre [illegible]
rathshäuser waren am meisten gefüllt, ihre Kornfelder standen [illegible]
üppigsten, ihre Weinberge gaben den besten Ertrag. Zwar ließ [illegible]
sich leicht begreifen, daß Gottes Gnade über ihren Besitz am [illegible]
sten wachte und von ihnen am ersten alle die Zerstörungen [illegible]
die durch Gewitter, Hagel, Ueberschwemmungen, Dürre, Un[illegible]
entstehen mochten; allein es war auch sichtbar, daß der Gei[illegible]
Verwalter des Besitzes der Kirche und ihre kluge Thätigkei[illegible]
besonderen Schutz Gottes ganz anders zu benutzen verstand, [illegible]
die übrigen Menschen, die durch Trägheit, Leichtsinn und Unge[illegible]
auch die ihnen so unverdient zugekommenen Gnaden des [illegible]
gewöhnlich wieder verscherzten. Auch hier sah man mit [illegible]
wunderung, daß die heiligen Männer der Kirche nicht blos [illegible]
ferne die Leitung der landwirthschaftlichen Geschäfte führ[illegible]
sondern selbst überall mit Hand anlegten und die mühsam[illegible]

Geschäfte im Schweiße ihres Angesichtes verrichteten. Insbesondere waren es die Mönche, die auch hier ein höchst erbauliches Beispiel der christlichen Tugend des Fleißes gaben. Denn nicht umsonst hörte man aus dem geweihten Munde so oft das Wort, welches Gott zu dem Menschen gesprochen hatte: „du sollst dein Brot im Schweiße deines Angesichtes essen" sammt allen Nutzanwendungen auf einzelne Lebensverhältnisse und Berufsarten. Am einfachsten war es so zu verstehen, daß der Mensch das, was er essen wollte, selbst mit eigenen Händen und schwerer Arbeit aus der Erde, die er bebaute, gewinnen sollte, und wenn man sah, wie strict dies die Kirche verstand, ging doch wohl hier und da einem der Neubekehrten, die sich so oft eigentlich gegen ihre natürliche, zur Arbeit bestimmte Anlage in einem halbmüßigen Leben gefielen und ihre Knechte für sich arbeiten ließen, ein Gedanke an die Verantwortlichkeit, die er sich durch seinen Müßiggang und sein Wohlleben zugezogen, durch die Seele. Wenn eine ganze Schaar von Mönchen, ihren Abt an der Spitze, der als heiliger Wunderthäter, als besonderes Werkzeug Gottes weit und breit andächtig verehrt wurde, in aller Frühe von dem Morgengottesdienste hinaus auf das Feld zog und dort pflügte und säete, Korn schnitt und auflud oder drasch, oder gar mit dem Beile die Wildniß der menschlichen Cultur unterwarf, und das Reich der Wölfe und Bären, aber auch der Teufel [7]) immer mehr schmälerte, mit keinem anderen Schutze bewaffnet, als mit dem unsichtbaren der Nähe Gottes und seiner Engel und anderer Heiligen, die einst gerade so wie sie im Schweiße ihrer Stirn das erste und älteste Gebot erfüllt hatten, so war dies ein Anblick, der seines Eindruckes auf das Volk nie verfehlte und namentlich in sehr kurzer Zeit unter den Franken sehr Viele der Kirche oder dem Klosterleben zuführte, die sich nimmer in dasselbe hätten finden können, wenn nicht neben dem ersten Satze: bete, auch der andere: arbeite, mit so handgreiflicher Energie von den Mönchen dieser Zeit überall da durchgeführt worden wäre, wo sie wirklich ihrem Berufe treu bleiben wollten. Denn zu einem rein beschaulichen Leben waren diese Klöster in Gallien auch schon lange vorher, ehe Columbans und Benedicts Regel ausdrücklich die Handarbeit und besonders die Bebauung des Bodens als

7) S. o. S. 240.

eine der Hauptaufgaben der Mönche festsetzten, nicht recht geeignet. Ihre Maxime war stets, daß der Abt mit der ganzen Congregation mit eigenen Händen arbeiten und den Lebensunterhalt im Schweiße des Angesichtes erwerben müsse.[8]) Es waren aber dieselben Män-

8) Am kürzesten auf eine Formel gebracht V. Patr. XVIII, 6, im Leben des h. Ursus, der überhaupt ein echter Typus dieses praktischen Klosterlebens ist, cum omni congregatione manibus propriis operari et victum a terra in sudore vultus exigere. Doch würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, daß der Betrieb der Wissenschaften grundsätzlich oder factisch aus diesen alten Klöstern ausgeschlossen worden sei. Es bedarf nur einer Erinnerung an Lerins, so wie daran, daß von dort, als einer Pflanzschule der echten klösterlichen Zucht im fünften Jahrhundert, fast alle gallischen Klöster Einwirkungen erfuhren, um eine solche Ansicht zurückzuweisen. Ausdrücklich war auch z. B. schon in dem Kloster des h. Martinus in Tours das Schreiben, d. h. das Abschreiben und Vergleichen von literarischen Werken unter die Hauptbeschäftigungen der jüngeren Mönche aufgenommen. Auch existirte überall in den eigentlichen Klöstern eine Art Klosterschule für die Novizen und andere Knaben. Begreiflich aber ist es, daß dieselben Mönche, die, wenn sie sich in der Wildniß ansiedelten, alle ihre Kraft zunächst auf die Urbarmachung des Bodens verwenden mußten, weniger geeignet zum Schreiben und Studiren waren, als andere, deren Kloster an einer volkreichen Stadt oder in einer ganz angebauten Gegend lag. Aber für das Volk waren selbst solche vorzugsweise praktische Klöster doch der Sitz einer ihm unbegreiflichen Gelehrsamkeit, besonders da fast immer die Aebte und Mönche wirklich geweihte Priester waren, die ihren Gottesdienst selbst vollzogen. Daß aber von Seite der Kirche selbst nicht verkannt wurde, daß den Mönchen nicht dieselben Forderungen der kirchlichen Gelehrsamkeit gestellt werden konnten, ist sicher. Am anschaulichsten zeigt sich die Meinung der Kirche über diesen Punkt in der Vit. Leobini (A. S. O. S. B. I, 115). Leobin aus Poitiers, der in seiner Jugend die Heerde seines Vaters hütete, war von einem unwiderstehlichen Wissensdrang beseelt; er ließ sich von einem Mönch Schreiben und Lesen lehren. Später wurde er selbst Mönch. Von seinen jugendlichen Studien und seinen ökonomischen Arbeiten aber heißt es: l. l. c. 1: cui tantum exinde processit studium, ut utrumque pariter ageret, videlicet ut laborationi insisteret et lectioni operam daret, sic inter colendi instantiam sedulum dividebat officium. Hisque duobus praefigurabatur actibus, ut per agriculturae opus obedientia strenuus futurus judicaretur Monachus, et per discendi studium venturus praepararetur Episcopus. Dann nachdem er lange Mönch gewesen, wurde er trotz seines jedenfalls aufrichtigen Sträubens noch Bischof von Chartres — zum Lohn für seine gelehrten Verdienste — während für das Mönchsleben jene praktische Richtung ihn so ausgezeichnet befähigte. Daß es auch sonst gelehrte Mönche gab, geht schon daraus hervor, daß sein erster Lehrer selbst ein Mönch war. Wenn er ihn auch bloß Lesen und Schreiben lehrte, so war dies schon immer ein Zeichen nicht gewöhnlicher Bildung. Noch deutlicher wird es bewiesen durch die zahlreichen Lebensgeschichten heiliger Mönche und Eremiten, die häufig von ihren Schülern

ner, die daneben jene unbegreiflichen Geheimnisse aller Kunst und Wissenschaften besaßen, die das Wort Gottes dem Volke verkündeten und in der Kirche den Gottesdienst so würdig und so andächtig vollbrachten; und ihre Weihe verlor nichts in den Augen des Volkes, sie erhöhte sich gewissermaßen noch dadurch, wenn man sah, wie viel besser als andere sie den Pflug und die Hacke, die Sichel und die Axt zu führen vermochten, wie sie auf ihren Feldern die schönsten Obstbäume, die besten Reben zogen und etwa in völlig unbegreiflicher Weise die schwierige und mühselige Arbeit des Zermahlens der gewonnenen Früchte durch das damals in diesen Gegenden neue mechanische Kunstwerk einer Wassermühle [9]) zu Stande brachten, das sie gleichfalls nur durch die Gnade des Geistes, der auf ihnen ruhte, auszuführen vermochten, desselben Geistes, der ihnen die Geheimnisse des göttlichen Glaubens enthüllte und ihre Stimme bei Predigt oder Gesang leitete.

Es war ein merkwürdiger Eindruck, den die Franken von diesen Priestern empfingen. Sie sahen zum ersten Male Menschen, die nichts von alledem, was ihnen nach ihren bisherigen Begriffen als der erste Ehrenvorzug eines Mannes gegolten hatte, verstanden, und sich dessen nicht schämten, sondern im Gegentheil ihre Ehre und ihr Verdienst darein setzten, es nicht zu verstehen und nicht auszuüben. Keiner von ihnen führte eine Waffe, und wenn er sie auch früher, ehe er sich der Kirche ergab, geführt haben mochte, so schaute er auf diese Zeit wie auf eine schwere Sündennacht und auf den Schandfleck seines Lebens zurück. Keiner verlangte nach Genüssen, die andere Menschen als die Würze des Lebens ansahen.

---

gleichen Standes geschrieben sind, in denen fast überall eine nicht geringe Gelehrsamkeit im Sinne der damaligen kirchlichen Wissenschaft sich kund giebt, und in denen auch noch wenig von dem berüchtigten Mönchslatein einer späteren Zeit zu entdecken ist. Auch im Stil stand das sechste Jahrhundert und selbst ein Theil des siebenten noch so ziemlich auf dem Niveau des fünften. — Daß aber Männer, die aus einem vielbewegten weltlichen Leben, von innerem Drange ergriffen, mit einer Hacke und einem Beile in die Wildniß gingen und als gottselige Eremiten lebten und starben, wie es unzählige Male geschah, nicht besonders gelehrt sein konnten, und auch später sich nicht viel Gelehrsamkeit erwarben, versteht sich von selbst.

9) So legte der schon erwähnte Ursus eine förmliche Wassermühle an die Stelle der bis dahin üblichen Handmühlen bei seinem Kloster an (V. P. l. c. 2) und von hier aus verbreiteten sie sich zuerst auf den kirchlichen Gütern.

Fasten und harte Arbeit, zwei Dinge, die entweder ihren Zorn oder ihre Verachtung erregt haben würden, wenn man sie ihnen sonst zugemuthet hätte, waren die einzige Würze dieses Lebens. Und dieselbigen Leute, die sie halb zu verachten halb zu bemitleiden durch den eingewurzelten Instinct ihrer Seelen getrieben wurden, waren die geehrtesten im ganzen Lande, und nicht etwa bloß bei den Römern, sondern sie selbst, so stolz und trotzig sie auch immer sein mochten, fühlten bei ihrem Anblick das Wehen eines höheren Geistes, der ihnen Ehrfurcht, ja fast dämonischen Schrecken abzwang. Ihre eigene Kraft, wiewohl sie die Streitart und die Lanze so gut zu führen vermochten, erlahmte gegen diese Hände, die nie eine Waffe geführt hatten, die ihre Brust allein mit dem Schilde des göttlichen Geistes gegen die Bestien des Waldes und die oft nicht minder furchtbaren Bestien in Menschengestalt deckten. Zwar fiel es ihnen nicht ein sich zuzumuthen, auch so zu werden wie sie, und dann dieselbe Weihe des göttlichen Geistes und dieselbe Ehre bei den Menschen zu genießen, die keiner ihrer größten Helden mit allen seinen Kriegsthaten sich in diesem Maße erwerben konnte. Dagegen empörte sich die ganze Natur der meisten, aber ihre Seele war doch nicht im Stande, diesen Helden die höhere Ehre vor den Helden der Welt, also vor ihrem eigenen Thun und Treiben, zu versagen.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Die Kirche und die Armen und Unterdrückten im Volke.

Dieselbe Kirche, deren Priester und Mönche so häufig fast unerreichbare Vorbilder von Entsagung und Arbeitsamkeit gaben, stellte auch in ihren höheren Würdenträgern wahre Repräsentanten alles Glanzes, aller Hoheit und aller Macht auf, die nur irgend durch weltliche Mittel erworben und zu weltlichen Zwecken angewandt werden konnten. Ehe die Franken in die christliche Kirche eintraten, waren die Bischöfe die eigentlichen Fürsten der einzelnen größeren Orte und ihres Umkreises gewesen.[1] Ihr persönlicher Einfluß in allen Lebensverhältnissen reichte sehr oft bis zu den äußersten Grenzen ihrer Diöcesen, die besonders in dem mittleren und nordöstlichen Gallien von viel größerem Umfange waren, als in den meisten anderen Ländern der christlichen Welt. Wo sich noch Beamte des Kaisers gehalten hatten, durften sie sich Glück wünschen, wenn sie unter der Begünstigung der kirchlichen Autorität noch einen factischen Einfluß auf ihren Bezirk behaupteten. Die Gesetzgebung des römischen Reiches hatte übrigens auch, besonders seit Theodosius I., den Bischöfen so bedeutende und zugleich so ideale Rechte in weltlichen Dingen eingeräumt, daß sie nach dem Wortlaut der Gesetze ein Oberaufsichtsrecht über die höchsten weltlichen Behörden besaßen, welches sich unter dem Einfluß der damaligen Verhältnisse sehr häufig bis zu einer völlig organisirten weltlichen Administrations-Gewalt ausdehnte. Auch nach der Eroberung Galliens

---

1) S. o. Cap. XVI.

durch die Franken hatte sich hierin nicht viel geändert. Zwar gab es jetzt eine viel stärkere Staatsgewalt als in den letzten Zeiten der römischen Herrschaft, und der fränkische König, der noch dazu im Lande selbst wohnte und in dem verhältnißmäßig nicht sehr ausgedehnten Reichsgebiet überall ganz anders eingreifen konnte, als die meist im Auslande residirenden früheren Herrscher von Gallien, war geneigt, von seinen Regentenbefugnissen den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Allein an den Grundlagen der staatsrechtlichen Verhältnisse der Regierungsgewalt zu den Unterthanen und der einzelnen Klassen der Unterthanen gegen einander war theoretisch nichts geändert worden, und so blieb auch der Einfluß der Bischöfe in den größeren Städten und neben den weltlichen Beamten des Königs unangefochten in den Formen, wie er bisher gewesen war. Daß er aus den berührten Gründen etwas von seinem inneren Gewichte verlor, nahm ihm wenigstens nichts von seinem äußeren Relief. Noch immer war es herkömmlich, daß die Bischöfe aus dem vornehmsten Stadtadel, dem einzigen Adel, welchen die römische Herrschaft in Gallien hatte bestehen lassen, hervorgingen. Es galt noch als die ehrenvollste Krone eines ehrenvollen Lebens, wenn sich ein vornehmer Mann nach einem langen Laufe in den höchsten bürgerlichen Aemtern seiner städtischen Heimat, zuletzt der weltlichen Geschäfte entschlug, in die Kirche eintrat und Bischof wurde. Es war fast undenkbar, daß eine niedrige Herkunft und ärmliche Verhältnisse zu der Anwartschaft auf diese höchste Ehre berechtigten, wenn auch sonst alle geistigen und sittlichen Eigenschaften einen begründeten Anspruch darauf gegeben hätten. Auch war es ganz natürlich, daß man so großes Gewicht auf jene Vorbedingungen legte. Denn ein Bischof mußte im eigentlichen Sinne Fürst sein können, und um dies zu können, waren die großen Verhältnisse der höchsten Stände und der höchsten weltlichen Würden die beste Vorschule.

So empfänglich das christlich-römische Volk sich für den äußeren Glanz bewies, welcher die Kirchenfürsten herkömmlich umgab, so waren die Neubekehrten doch noch viel empfänglicher dafür. Ihnen imponirten von jeher die gemessenen und würdevollen Formen der römischen Gesellschaft besonders dann, wenn sie mit gelegentlichem Prunke möglichst die äußeren Sinne überwältigten. Sie hatten es versucht, sie so gut wie sie es verstanden in ihrer

eigenen Mitte einzubürgern, und namentlich war es ihnen gelungen, der Umgebung des Königs und dem ganzen Hofe ein neues, stark mit römischen Einflüssen versetztes Colorit zu geben.[2] Nirgends aber fanden sie das, was sie so sehr bestach, vollkommener ausgeprägt als in der Art, wie sich die römischen Bischöfe dieser Zeit in allen möglichen Verhältnissen des geselligen Lebens äußerlich zu benehmen verstanden. Die ruhige und sichere Würde, die sich in allen Bewegungen der vornehmen Geistlichen zu erkennen gab, der heitere Ernst ihrer Mienen, ihre gewählte und milde Rede, die vornehme und doch wieder einfache Pracht ihrer Kleidung, machte auf sie zwar nicht den Eindruck, den wirklich gebildete Menschen der damaligen Zeit davon erhielten, aber regte auch in ihnen Gedanken oder Vorstellungen an, die wesentlich dazu beitrugen, der von anderer Seite her schon so wohl begründeten Suprematie der Kirche auch von dieser Seite her eine neue Stütze zu geben. Auch wurden diese günstigen Eindrücke hier in keiner Weise durch das sonst so natürliche Gefühl des Mißtrauens gestört, dessen sich die Deutschen auch in ihrem jetzt friedlichen Verkehr mit den Römern nicht entschlagen konnten, weil sie trotz ihrer Rohheit doch recht wohl bemerkten, wie sie mit höhnischer Geringschätzung von diesen Römern behandelt wurden, sobald sie es wagen durften, die Deutschen nicht mehr zu fürchten.

Reichthum der Kirchenhäupter.

Die Fülle des weltlichen Besitzes, die sich in den Händen der Bischöfe concentrirte, imponirte gleichfalls in einer Zeit am mächtigsten, wo sich die Begierde nach Erwerb und Besitz bloß um des Besitzes Willen und nicht mehr wie früher um des Genusses Willen mehr und mehr auch auf die Barbaren verbreitete. Zwar gehörten die Güter der Kirche, über die ein Bischof die Herrschaft übte, wie man wußte, nicht ihm selbst, sondern Gott oder dem Heiligen, dem die betreffende Kirche geweiht war. Allein man konnte dies Sachverhältniß leicht vergessen, wenn man sah, wie er scheinbar ganz nach seinem Gutdünken darüber disponirte und sich wie ein eigentlicher Herr und Besitzer benahm. Denn die starken Beschränkungen aller individuellen Willkür neben der Möglichkeit einer individuellen Thätigkeit, welche das Herkommen

---

2) S. o. Bd. I. S. 299 und unten, wo von dem Treiben am königlichen Hofe noch weiter die Rede ist.

und die innere kirchliche Gesetzgebung auferlegten, wurden
den außerhalb der Kirche Stehenden gewöhnlich gar nicht
merkt, besonders wenn sie überhaupt erst in alle römisch-christ
Zustände sich einleben mußten, wie es mehr oder weniger
bekehrten Franken ging. Man sah, wie der Bischof Schenk
entgegen nahm, Güter kaufte und vertauschte, wie er hier und
kostspielige Bauten unternahm, wie er über die Geld- und Na
Einkünfte, die aus der ganzen Diöcese ihm zuflossen, scheinbar
nach seinem Belieben disponirte und wie die zahlreiche Geistl
seines Sprengels auch in dieser Beziehung ganz von ihm ab
gig war. Auch konnten sehr viele Bischöfe neben den überm
Einkünften ihrer Kirche noch über ein bedeutendes persönliches V
mögen verfügen. Da man die Bischöfe überhaupt aus dem S
des städtischen Adels zu nehmen pflegte, der zugleich das
Grundeigenthum im Lande besaß, so weit es nicht schon d
Kirche gehörte, so waren es von Haus aus fast nur sehr rei
Leute, die zu dieser Würde gelangten. Auch war es herkömml
daß bei mehreren sonst gleich gut empfohlenen Candidaten d
Reichthum geradezu den Ausschlag der Wahl gab. Wer aber a
Bischof seinem Amte Ehre machen wollte, mußte auch sein Pri
vatvermögen zur Erhöhung des Glanzes seiner Würde heranzi
und so war es allerdings sehr gewöhnlich, daß wahrhaft
Reichthümer einem solchen geistlichen Fürsten in seiner
Eigenschaft zu Gebote standen, die für die volksmäßige Ansch
ein Accidenz seiner geistlichen Würde bildeten.

Wer selbst reich war, mußte gestehen, daß die Kirchen
noch reicher waren; daß sie meist auch einen in jedem Si
besseren Gebrauch von ihrem Reichthum zu machen wußten,
die weltlichen Besitzer, wurde zwar selten von diesen, daf
desto allgemeiner von dem Volke anerkannt. Wer arm war,
in diesem Reichthum der Kirche oder ihrer sichtbaren Vertreter
besten, oft den einzigen materiellen und ideellen Trost in
Hülflosigkeit. Der Bischof und mit und neben ihm jeder Pr
galten herkömmlich als von Gott eingesetzte Berather, Besch
und Pfleger aller derer, die sonst keine andere Zuflucht auf
hatten.

Die Reichthümer, welche die Kirche besaß, sollten,
Mund der Priester immer und immer wieder dem Volke

bete, nur dazu da sein, damit alle etwas hätten, die sonst nichts hatten. Dies unzählige Male wiederholte Wort fand einen Wiederhall in den Herzen der Vielen, die thatsächlich nichts weiter auf der Welt ihr Eigenthum nannten, als das, woran ihnen die Kirche einen ideellen Mitbesitz verstattete.[3]) Mitten in dem Zerfall einer ganzen Welt, in der Auflösung aller politischen und socialen Ordnung, waren doch die umfassenden Wohlthätigkeitsanstalten der Kirche im Wesen unversehrt geblieben. Wenn auch einmal ein großes Schicksal über eine ganze Stadt und Landschaft gekommen war und alles vernichtet hatte, so erstanden doch immer zuerst wieder jene weiläufigen Gebäude, die zur Aufnahme der Fremden, der Kranken und Hülflosen aller Art dienten. Herkömmlich dachten die Regenten der Kirche, wenn sie wirklich ihren Beruf mit vollkommenster Pflichttreue erfüllen wollten, eher an ihren Wiederaufbau, als an den ihrer eigenen Wohnung, und es war ganz gewöhnlich, daß die ärmsten der Armen viel glänzender wohnten, als der Bischof selbst. Sobald ein solcher Weltsturm vorübergebraust, so begannen auch wieder die regelmäßigen Spenden an die Armen der ganzen Gegend, welche das Gut der Kirche als ihre unerschöpfliche Speisekammer und den Bischof als den natürlichen Vertheiler des täglichen Brotes ansahen. Tag für Tag fanden sie an dem gewohnten Orte alles, was sie an Speise und Trank bedurften, so reichlich zugemessen, als es die Mittel der Kirche erlaubten. Wenn irgend ein im christlich-kirchlichen Sinne besonders freudiger Tag erschien, ein hoher Festtag oder auch nur ein Sonntag, so erhielten sie zu der gewöhnlichen Gabe noch ein besseres Gericht oder eine Spende an Wein, damit auch sie an der allgemeinen Freude der Christenheit in der allernatürlichsten Weise durch reichlicheren Genuß der irdischen Gaben Gottes Theil hätten. Neben Essen und Trinken erhielten diese Armen aber auch noch, was sie an Kleidung bedurften, und so war ihre ganze irdische Existenz nicht bloß auf die Kirche gestellt, sondern auch von der Kirche befriedigt.

Jedem Armen war der Bischof, als der oberste Beaufsichtiger der ganzen Armenpflege in ihrer weitschichtigen Organisation, irgend

3) Salv. Adv. Av. III, 5: Die Geistlichen sollen reich sein, ut donent, ut largiantur, ut illis habentibus cuncti habeant non habentes.

irdischen Verhältnissen Benachtheiligten zu erkennen gab. Nach der christlich-kirchlichen Anschauung von dem Ursprung des Uebels in der Welt und seiner Zwecke hätte man alles Elend, welches einen Menschen traf, als eine wohlverdiente Strafe für seine Sünden ansehen und darstellen können. Gelegentlich that dies auch wohl die Kirche mit allergrößter Energie, wenn es galt, einen trotzigen Sünder zu demüthigen, aber zu den im gewöhnlichen Sinne Armen und Elenden pflegte sie ganz anders zu sprechen. Der Priester, der ihnen Almosen oder sonstige Hülfe reichte, ging meist mild und schonend über die Ursache ihres Elends hinweg und wies auf die Herrlichkeit des Jenseits, die ihnen um so sicherer zu Theil werden sollte, als sie hier schon mehr als andere für Sünden gebüßt hatten, die andere täglich vor aller Augen begingen, ohne in solche Strafgerichte Gottes zu fallen. Es hielt nicht schwer, ihre Seelen so zu stimmen, daß sie ihr Elend noch als eine Gnade Gottes ansahen. Wenn ihnen der Priester, indem er ihnen Speise, Trank, Kleidung und Obdach gewährte, zugleich das Bild des Lazarus als den typischen Canon der altchristlichen Anschauung über das Verdienst der Armuth vor die Seele führte, so mochten sie ihre Armuth eher segnen als verfluchen.

Aber die Männer der Kirche zeigten sich auch, wenn sie von dem rechten Geist ihres Amtes erfüllt waren, mildthätig in allerallgemeinster Art, ohne daß sie den einzelnen Leidenden oder eine einzelne Plage der Menschheit dabei ausschließlich berücksichtigten. Wenn ein heiliger Abt Brücken über Flüsse und Bäche anlegte, die sonst nur mit Lebensgefahr bei angeschwollenem Wasser passirt werden konnten, wenn andere heilige Männer Wege anlegten und in Stand hielten, Sümpfe und Brüche austrockneten, Kapellen an gefährlichen Stellen in der Wildniß bauten oder sich selbst als die lebendigen Schutzgeister der Wüste an den unheimlichsten Orten ansiedelten, so arbeiteten sie für die ganze Menschheit.[6]) Aber allerdings gehörten die Individuen, denen diese ihre Arbeit zu gute kam, meist wieder den unteren Schichten des Volkes an, und diese empfanden deshalb mit vollem Rechte die stärkste dankbare Anhänglichkeit an solche Wohlthäter der ganzen Menschheit. Die armen Wanderer, die um ihres mühsamen Lebenserwerbes Willen weder

6) S. o. S. 239.

auf die Jahreszeit, noch auf Unwetter, noch auf die Gefahren ihres Weges durch Räuber, Bestien und Dämonen Rücksicht nehmen durften, wußten viel inniger solche Schutzmaßregeln zu würdigen, als die Reichen, die nach ihrer Bequemlichkeit reisen mochten. Und darum zögerten auch die Männer der Kirche nicht geradezu auszusprechen, daß sie bei derartigen Gotteswerken nur an das Heil der Armen gedacht hätten [7]), wenn es gleich in der Natur der Verhältnisse lag, daß auch die Reichen gelegentlich großen Vortheil daraus zogen.

Oberaufsicht über die weltl. Beamten.

Ebenso war das Oberaufsichtsrecht, welches die Kirchenfürsten herkömmlich über die weltlichen Beamten übten, fast ausschließlich zum Nutzen der unteren Stände da. Wenn sie über die gewissenhafte Handhabung der Rechtspflege in ihrer Diöcese wachten, so gehörten die Verletzten, die sie der weltlichen Gewalt gegenüber vertraten, fast ohne Ausnahme den ärmeren Klassen an, denn Geld war es, was der Unparteilichkeit der Justiz am häufigsten Eintrag that, oder wenn auch nicht Geld, so doch die anderen Mittel der Verführung, die dem Reichthum an und für sich zu Gebote standen. Wenn die Bischöfe die Gefangenen, gleichviel ob sie wegen leichterer oder schwererer Vergehen oder nach der Stimme des Volkes schuldig oder unschuldig ihrer Freiheit beraubt waren, unter ihre besondere Obhut nahmen, und darauf Acht hatten, daß ihnen nicht durch die Willkür der Richter oder die Rohheit ihrer Wächter irgend eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende grausame Behandlung zu Theil wurde, so waren es wieder zumeist die von Hause aus ärmeren Gefangenen, gegen welche man in den öffentlichen Gefängnissen die Rücksichten der herkömmlichen Behandlung bei jeder Gelegenheit außer Augen setzte. Wenn die Bischöfe als die Vertreter des allgemeinen Herkommens und der öffentlichen Billigkeit den Verwaltungsbeamten wegen willkürlicher Bedrückungen entgegentraten, so schützten sie dabei ganz von selbst die außerdem schutzlosen niederen Stände, deren Armuth die feige Habsucht und Brutalität der Beamten in der römischen und in der fränkischen

---

7) Wie es ausdrücklich V. Patr. XV, 3 von dem heiligen Senoch heißt: tanta ei cura de egentibus fuit, ut etiam pontes super alveos amnium diligenter instrueret, ne quis inundantibus aquis naufragia lugeret (auf Flößen oder Kähnen.)

irdischen Verhältnissen Benachtheiligten zu erkennen gab. Nach der christlich-kirchlichen Anschauung von dem Ursprung des Uebels in der Welt und seiner Zwecke hätte man alles Elend, welches einen Menschen traf, als eine wohlverdiente Strafe für seine Sünden ansehen und darstellen können. Gelegentlich that dies auch wohl die Kirche mit allergrößter Energie, wenn es galt, einen trotzigen Sünder zu demüthigen, aber zu den im gewöhnlichen Sinne Armen und Elenden pflegte sie ganz anders zu sprechen. Der Priester, der ihnen Almosen oder sonstige Hülfe reichte, ging meist mild und schonend über die Ursache ihres Elends hinweg und wies auf die Herrlichkeit des Jenseits, die ihnen um so sicherer zu Theil werden sollte, als sie hier schon mehr als andere für Sünden gebüßt hatten, die andere täglich vor aller Augen begingen, ohne in solche Strafgerichte Gottes zu fallen. Es hielt nicht schwer, ihre Seelen so zu stimmen, daß sie ihr Elend noch als eine Gnade Gottes ansahen. Wenn ihnen der Priester, indem er ihnen Speise, Trank, Kleidung und Obdach gewährte, zugleich das Bild des Lazarus als den typischen Canon der altchristlichen Anschauung über das Verdienst der Armuth vor die Seele führte, so mochten sie ihre Armuth eher segnen als verfluchen.

Aber die Männer der Kirche zeigten sich auch, wenn sie von dem rechten Geist ihres Amtes erfüllt waren, mildthätig in allerallgemeinster Art, ohne daß sie den einzelnen Leidenden oder eine einzelne Plage der Menschheit dabei ausschließlich berücksichtigten. Wenn ein heiliger Abt Brücken über Flüsse und Bäche anlegte, die sonst nur mit Lebensgefahr bei angeschwollenem Wasser passirt werden konnten, wenn andere heilige Männer Wege anlegten und in Stand hielten, Sümpfe und Brüche austrockneten, Kapellen an gefährlichen Stellen in der Wildniß bauten oder sich selbst als die lebendigen Schutzgeister der Wüste an den unheimlichsten Orten ansiedelten, so arbeiteten sie für die ganze Menschheit.[6]) Aber allerdings gehörten die Individuen, denen diese ihre Arbeit zu gute kam, meist wieder den unteren Schichten des Volkes an, und diese empfanden deshalb mit vollem Rechte die stärkste dankbare Anhänglichkeit an solche Wohlthäter der ganzen Menschheit. Die armen Wanderer, die um ihres mühsamen Lebenserwerbes Willen weder

6) S. o. S. 239.

auf die Jahreszeit, noch auf Unwetter, noch auf die Gefahren ihres Weges durch Räuber, Bestien und Dämonen Rücksicht nehmen durften, wußten viel inniger solche Schutzmaßregeln zu würdigen, als die Reichen, die nach ihrer Bequemlichkeit reisen mochten. Und darum zögerten auch die Männer der Kirche nicht geradezu auszusprechen, daß sie bei derartigen Gotteswerken nur an das Heil der Armen gedacht hätten [7]), wenn es gleich in der Natur der Verhältnisse lag, daß auch die Reichen gelegentlich großen Vortheil daraus zogen.

Oberaufsicht über die weltl. Beamten.

Ebenso war das Oberaufsichtsrecht, welches die Kirchenfürsten herkömmlich über die weltlichen Beamten übten, fast ausschließlich zum Nutzen der unteren Stände da. Wenn sie über die gewissenhafte Handhabung der Rechtspflege in ihrer Diöcese wachten, so gehörten die Verletzten, die sie der weltlichen Gewalt gegenüber vertraten, fast ohne Ausnahme den ärmeren Klassen an, denn Geld war es, was der Unparteilichkeit der Justiz am häufigsten Eintrag that, oder wenn auch nicht Geld, so doch die anderen Mittel der Verführung, die dem Reichthum an und für sich zu Gebote standen. Wenn die Bischöfe die Gefangenen, gleichviel ob sie wegen leichterer oder schwererer Vergehen oder nach der Stimme des Volkes schuldig oder unschuldig ihrer Freiheit beraubt waren, unter ihre besondere Obhut nahmen, und darauf Acht hatten, daß ihnen nicht durch die Willkür der Richter oder die Rohheit ihrer Wächter irgend eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende grausame Behandlung zu Theil wurde, so waren es wieder zumeist die von Hause aus ärmeren Gefangenen, gegen welche man in den öffentlichen Gefängnissen die Rücksichten der herkömmlichen Behandlung bei jeder Gelegenheit außer Augen setzte. Wenn die Bischöfe als die Vertreter des allgemeinen Herkommens und der öffentlichen Billigkeit den Verwaltungsbeamten wegen willkürlicher Bedrückungen entgegentraten, so schützten sie dabei ganz von selbst die außerdem schutzlosen niederen Stände, deren Armuth die feige Habsucht und Brutalität der Beamten in der römischen und in der fränkischen

---

7) Wie es ausdrücklich V. Patr. XV, 3 von dem heiligen Senoch heißt: tanta ei cura de egentibus fuit, ut etiam pontes super alveos amnium diligenter instrueret, ne quis inundantibus aquis naufragia lugeret (auf Flößen oder Kähnen.)

Zeit viel eher zu insultiren wagte, als die Reicheren und Vornehmeren. Bestanden die Gewaltmaßregeln der Regierung, wie sehr häufig in der ersten Periode der fränkischen Herrschaft, in betrügerischen Steuerforderungen, so wußten sich die Reicheren gewöhnlich durch die Bestechung der damit beauftragten Beamten, also durch eine verhältnißmäßig sehr geringe Abschlagzahlung, loszumachen, während die Armen mit grausamster Härte zu ihren Leistungen gezwungen wurden, obwohl sie schon an und für sich durch das römische System des Steuerwesens, welches von den Franken beibehalten worden war, am meisten litten.[8]) Aber

8) Ich verweise auf die ausführliche Erörterung über das System der Grundsteuer und Kopfsteuer in der späteren römischen und in der ersten fränkischen Zeit in Roths Geschichte des Beneficialwesens S. 85—91, wo auch die hier gleichgültigen Aehnlichkeiten und Abweichungen der fränkischen Steuerpraxis verglichen mit der römischen besser als irgendwo früher dargestellt sind. Nur die eine S. 87 gemachte Behauptung, daß die Kopfsteuer von den Franken auf die ganze städtische Bevölkerung ausgedehnt worden sei, folglich auch den possessor, der Grundsteuer zahlte, getroffen habe, ist um so gewisser nicht begründet, weil, wie l. c. S. 88 zugegeben wird, die Kopfsteuer schon im siebenten Jahrhundert auf eine viel geringere Anzahl von Personen beschränkt war, wie etwa unter der römischen Herrschaft, während doch nach Roths Annahme sie eine viel größere getroffen haben müßte. Jedenfalls wäre der Beweis zu liefern, wie sich diese beiden Sätze mit einander vertragen, von denen der eine durch Thatsachen bewiesen wird, der andere aber auf einer bloßen Muthmaßung beruht. Denn wenn S. 87 als Beweis angeführt wird, daß sich bei den so häufig wiederkehrenden Versuchen zur Steuererhöhung, die von den Königen ausgingen, auf die oben Rücksicht genommen wird, die ganze städtische Bevölkerung wie ein Mann erhoben habe, und wenn dies durch die S. 87, Note 178 citirten Stellen aus der Vita des Sulpicius von Bourges, aus der Vita des Aredius und aus Gregor von Tours bewiesen werden soll, so kann dies alles nicht als Beweis gelten. Denn in der Stelle aus dem Leben des h. Sulpicius, auf die hier besonders Gewicht gelegt wird, ist immer von der plebs civitatis die Rede. Allerdings ist es natürlich, daß die meisten der eigentlichen Einwohner der Stadt unter die Kategorie der Plebejer ohne Grundbesitz gehörten, also auch der Kopfsteuer unterworfen waren, so daß wohl eine gewaltige Menschenmenge zu dem Bischof strömen konnte, weil sie sich durch den König in ihren Rechten gefährdet sah. In den anderen Stellen ist aber die Betheiligung des Volkes in so allgemeinen Worten erwähnt, daß daraus weder für noch gegen die Annahme Roths irgend etwas zu entnehmen ist. Wenn aber der Umstand, daß auch Franken zur Kopfsteuer herbeigezogen wurden, dafür beweisen soll, daß alle possessores und plebeji der Kopfsteuer unterworfen waren, so müßte erst bewiesen werden, daß diese Franken possessores und

gerade in solchen Fällen pflegten die Bischöfe am energischsten und sehr oft mit glücklichem Erfolg für ihr armes Volk aufzutreten,

---

nicht besitzlos gewesen seien. In jedem Falle erschien aber den Franken das Zahlen der Kopfsteuer als etwas Ungehöriges, weil es ein Zeichen der Unfreiheit nach ihrer unvertilgbaren Ansicht war. Daher ihr gewaltiger Widerstand, wie z. B. aus Gregor VII, 15 hervorgeht: multos de Francis qui tempore Childebertii — ingenui fuerunt, publico subegit tributo, wodurch sie nicht mehr ingenui sind. Gewöhnlich folgten dann Explosionen, und der Volkszorn rächte sich auf eine furchtbare Weise an den Werkzeugen solchen Schimpfes, z. B. an Parthenius in Trier, an Audo in Paris, so daß sich Jeder hütete, dergleichen zu unternehmen, obgleich nach den in den obersten Regionen des Staates angenommenen Grundsätzen der Franke wie Römer, falls er besitzlos war, dem tributum, d. h. der Kopfsteuer, zufiel. Die Grundsteuer gehörte ohnehin zu den Reallasten und wurde auch von den Franken ohne Weigern entrichtet. Es waren also ganz unbesteuerte, keineswegs aber wie Roth, wenn er consequent wäre, annehmen müßte, bereits Grundsteuern entrichtende, also reichere und vornehmere Franken, die jene blutigen Thaten gegen die Steuerbeamten des Königs verübten. Es geht auch aus der Schilderung dieser Auftritte Gregor III, 36, VII, 15 hervor, daß es mehr oder weniger sogar Leute der niedersten Klassen, also aus dem so zahlreichen fränkischen Proletariat, waren, die sich daran betheiligten; die Vornehmeren hatten ja keine Ursache dazu, da von ihnen Niemand tributum nahm.

Wenn man ein anschauliches Bild von dem Zutrauen, welches das niedere Volk gerade in dieser Beziehung auf den Bischof des Ortes setzte, gewinnen will, so kann man es am besten aus der schon angeführten Stelle Vit. Sulpic. Episc. Bitur. (Ich citire sie nach Mab. A. S. O. S. B. II, 161, 24:) „tanta multitudo ad pium confluxit pastorem, tantusque plangentium elevatis vocibus increpuit fragor, ut putaretur terribile esse tonitrum. Hoc solum omnium voces conclamabant: Pie pastor, subveni gregi, quem usque nunc pastorali fovisti affectu. Age ne pereat grex tibi commissus a Deo: defende a lupo quem rabido lacerat dente.“ Das Benehmen des Sulpicius giebt, verglichen mit dem des Gregor von Tours in einem ähnlichen Falle, zugleich den Canon ab, nach dem sich alle Bischöfe in gleichem Falle zu halten suchten. V. Sulp. l. c. 24, 25 und Gr. Tur. hist. IX, 30. Nur scheint Dagobert gegen Sulpicius noch mehr im Unrecht als Childebert gegen Gregor gewesen zu sein, denn in Bourges handelte es sich wenigstens nach der Darstellung beider Vitae des Sulpicius um die Heranziehung bisher steuerfreier Personen, d. h. der eigentlichen Proletarier, die Childebert ausdrücklich ausgenommen. Dagegen konnte sich freilich Gregor auf die Praxis in der ersten Regierungszeit Childeberts und unter den vorigen Königen berufen, die das Volk von Tours aus Verehrung gegen den h. Martin mit der immer verächtlichen Kopfsteuer verschont hatten.

Ich bemerke übrigens noch, daß die von Roth l. c. aus den Mirac. St. Austregisli citirte Stelle sich gleichfalls in denselben Steuerangelegenheiten auf

und ihre zugleich bittende und drohende Stimme erschreckte dann nicht bloß die untergeordneten Werkzeuge der Staatsgewalt, sondern auch die Könige selbst. Wenn sich die Bischöfe herkömmlich der Wittwen und Waisen und der Fremdlinge annahmen und über sie eine Art vormundschaftlicher Aufsicht ausübten, so waren es wieder die Hinterlassenen der Aermeren und ärmere Fremdlinge, denen der Schutz der Kirche am meisten half, denn reichere und vornehmere fanden, auch wenn sie ihres natürlichen Beschützers beraubt oder im Lande unbekannt waren, ohnehin entweder durch ihre Familienverbindungen oder durch ihr Geld Rath und Beistand genug.

Sociale Zustände der Franken.

Den neubekehrten Deutschen erwies sich diese eigenthümliche Richtung der kirchlichen Thätigkeit ebenso erwünscht als der römisch-christlichen Landesbevölkerung. Auch sie waren sehr bald mit einem zahlreichen Proletariat beladen, das sich theils schon vor ihrer Einwanderung in das mittlere Gallien erzeugt hatte, theils aber erst in Folge der Einwanderung heranwuchs. Die größere Zahl der unfreien Leute hatte sich einst, als das ganze Volksleben noch mehr seiner ursprünglichen Ordnung und naiven Sittlichkeit treu geblieben war, verhältnißmäßig in ziemlich günstigen Umständen befunden. Allein schon ehe das Christenthum die Franken überwältigte, waren alle diese Zustände ihrer alten patriarchalischen Behaglichkeit entkleidet und durch die Habsucht und Rohheit der Individuen, welche die alte Zucht an allen Stellen durchbrachen, sehr häufig unleidlich geworden.[9]) Die Knechte oder Sklaven konnten jetzt

---

Bourges und Sulpicius bezieht, aber auf einen Vorgang unter König Theodorich II. Dadurch erhebt sich starker Zweifel gegen ihre Authenticität, besonders da Warnerius dort zweimal, erst bei Austregisels Lebzeiten und dann unter seinem Nachfolger Sulpicius, in derselben Angelegenheit auftritt. Daß der Name des Theodorich ein wie das andere Mal falsch ist, haben schon die Bollandisten und Mabill. A. S. II, 92a nachgewiesen. Der spätere Autor der Miracula stellt die Sache nach der Anschauungsweise seiner Zeit so dar, als wenn Warnerius in der Tributforderung etwas schlechthin Unrechtmäßiges gethan habe, weil zu seiner Zeit, d. h. vielleicht im 8. Jahrhundert, nur wenige und unfreie tributarii vorhanden waren. Indessen geht aus der oben citirten Stelle der Vita Sulp. zwar nicht sicher, aber doch mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß nur entweder die Ausdehnung auf bisher befreite Personen oder ihre Erhöhung den Aufruhr und die Dazwischenkunft des Bischofs bewirkten.

9) S. o. Bd. I. S. 105.

sehr wohl einen mit imponirender Autorität ausgerüsteten Beschützer brauchen, der gleichsam den Platz der früheren Volkssitte einnahm, die einst denselben Schutz fast ebenso kräftig gewährt hatte. So richteten sich die Augen der Unterdrückten in der herrschenden Nation gleichfalls auf die Kirche. Sie erkannte allein theoretisch und wenn sie gewissenhaft verfahren wollte auch praktisch den Menschen im Sklaven an, besonders wenn ihm das christliche Glaubensbekenntniß den Stempel der vollen Gottähnlichkeit in ihrem Sinne aufgedrückt hatte. Auch den trotzigen fränkischen Herren gegenüber ließ sie es nicht bloß bei freundlichen Ermahnungen und sanften Worten bewenden, oder überhaupt nur bei Worten, sondern sie schützte die entlaufenen Sklaven zum großen Aerger dieser ihrer noch nicht an die Einrichtungen eines christlich-kirchlichen Gemeinwesens gewöhnten fränkischen Herren durch ihr Asylrecht, das selbst wieder durch den Bann, also durch das furchtbarste geistliche Schreckmittel geschützt war. Sie lieferte die Entlaufenen nicht eher wieder ihren rechtmäßigen Besitzern aus, bis diese versprachen, sie der Strafe zu entledigen und künftighin eine menschlichere Behandlung eintreten zu lassen.[10]) Sie wirkte zwar nicht auf die augenblickliche Aufhebung der Sklaverei überhaupt, aber begnügte sich auch nicht bloß damit, die mildere Behandlung der Sklaven anzuempfehlen und durch ihre Autorität im einzelnen durchzusetzen, sondern sie stellte die Freilassung von Sklaven auf eine sehr hohe Stufe unter die guten Werken, die Gott mit besonderem Wohlgefallen ansah, und die vornehmsten Geistlichen gingen hierin herkömmlich mit gutem Beispiel voran, indem sie bei besonderer Gelegenheit und fast regelmäßig in ihrem letzten Willen eine größere oder geringere Anzahl von Sklaven aus ihrem Privateigenthum freiließen.[11]) Wenn die Kirche daneben aber doch auf ihren Besitzungen die Sklaverei aufrecht erhielt, so war dies an und für sich und noch mehr nach dem damaligen Zeitbewußtsein ein ganz

10) Hier ist auch an das zu erinnern, was oben S. 201 bemerkt wurde.

11) Freilich vermochte nicht jeder Bischof wie Desiderius von Auxerre in seinem Testamente 2000 Leibeigene freizulassen und jeden mit einem Ackergute auszustatten. Aber wo möglich geschah es doch mit einigen, falls der Bischof, wie fast immer, Privatgrundbesitz hatte, denn nur über seine Privatsklaven, versteht sich von selbst, nicht über die der Kirche gehörigen eigenen Leute konnte er verfügen.

anderer Fall, der in keiner Weise nach dieser Auffassung einen inneren Widerspruch gegen ihre sonstigen Bemühungen das schrankenlose Eigenthumsrecht eines Menschen an einem anderen aufzuheben einschloß. Sie wußte ferner die Freilassungen unter ihre specielle Obhut zu stellen, und ihnen durch den Ort, die Kirche, und die Theilnahme der Geistlichen eine religiöse Weihe und zugleich eine allgemein menschliche Gültigkeit zu verleihen, die keine andere der daneben gebräuchlichen Formen dieser Procedur beanspruchen konnte. Wo sie von solchen Bestrebungen absehen mußte, suchte sie doch wenigstens die sittlich-religiöse Bedürftigkeit gerade dieser Menschenklasse zu berücksichtigen. In den Bußformularen findet sich häufig vorgeschrieben, daß die Priester die Sünden solcher Leute mit viel geringeren Kirchenstrafen zu belegen hätten, als die der gewöhnlichen freien Menschen.[12]) Die Kirche brachte dabei auf die verständlichste und humanste Weise in Anschlag, daß bei dieser Klasse von Menschen die Menschenfurcht oder die zuletzt freilich immer nur ideelle Abhängigkeit von dem Willen eines anderen, die sie sonst nach ihrer strengen Ansicht von der geistigen oder sittlichen Freiheit der Christen nicht als Entschuldigung eines Sünders gelten ließ, doch zu berücksichtigen sei, weil ihr das ganze Verhältniß der Sklaverei als ein durchaus exceptionelles, widerrechtliches und darum auch depravirendes erschien.

Der Stand der Freigelassenen, zu dessen Vermehrung die Kirche so viel als sie konnte beitrug, war es, aus dem sich die größte Masse des bald so zahlreichen und hülflosen fränkischen Proletariats entwickelte. Damit verbanden sich dann noch die gleichfalls zahlreichen von Herkunft freien Leute, die an und für sich mittellos, auch nach den letzten Occupationen in Gallien entweder durch eigene Schuld oder durch die Ungunst der Verhältnisse es zu nichts brachten, während so viele andere von ihren Landsleuten sich schnell bereicherten. Solche Leute waren es gewöhnlich, die, weil ihnen andere das gehoffte Glück vorweg genommen hatten,

12) So heißt es noch in dem Poenit. Pseudocumm. Wasserschl. p. 363: Et hoc scitote, fratres, ut dum venerint ad vos servi vel ancillae, quaerentes poenitentiam, non eos gravetis, neque cogatis tantum jejunare, quantum divites, quia servi et ancillae non sunt in sua potestate, ideoque medietatem poenitentiae illis imponite.

immer weiter nach Gallien hinein vordrangen, soweit wie sich nur überhaupt der Name der fränkischen Herrschaft verbreitete, und auf diesem müßigen und zwecklosen Wanderleben, das allerdings der noch immer sehr mächtigen Neigung des damaligen deutschen Nationalcharakters zur Unstäte entsprach, noch um das Wenige kamen, was sie besaßen. Zwischen vornehmen und rohen Landsleuten und dem römischen Stock der Bevölkerung eingeklemmt, gleich übel bei den einen wie bei den anderen angesehen, verfielen sie dem allertraurigsten Loos, das nur durch die Barmherzigkeit der Kirche gemildert wurde. In den Herbergen und Krankenhäusern derselben fanden sie eine immer offene Ruhestätte in ihrem erschöpfenden Wanderleben, und der Tisch der Kirche war der einzige, der für sie gedeckt wurde.

So gewann die Priesterschaft auch von dieser Seite her einen unberechenbaren Einfluß auf das fränkische Volk durch dieselben Mittel, wodurch sie ihn auf die ältere Landesbevölkerung gewonnen hatte und behauptete. Deutschen wie Römern stand es gleich lebhaft vor der Seele, daß jeder Diener Gottes der Vater und Bruder aller Armen und Elenden sein, daß er mit größerer Zärtlichkeit die Armen als die Reichen umfassen solle. Auf die Deutschen, denen eine solche werkthätige Barmherzigkeit völlig fremd war, machte dies einen noch tieferen Eindruck, als auf die Römer, die sich seit unvordenklichen Zeiten daran als an eine selbstverständliche Erscheinung gewöhnt hatten. [13])

Die vielen Armen unter dem nominell herrschenden deutschen Volke fühlten wohl die Bedeutung von Worten, wie sie der Bischof Perpetuus von Tours [14]) zum Abschied an die Armen seiner Diöcese richtete und wie sie von anderen Männern der Kirche unzählige Male wiederholt wurden: ihr mein innerstes Leben, ihr meine geliebtesten Brüder, meine Krone, meine Freude, ihr meine Fürsten, meine Kinder, ihr Armen in Christus, ihr Bedürftigen, ihr Bettler, ihr Kranken, Wittwen und Waisen, ihr, ihr seid meine Erben. Wenn sie auch die Tiefe des geistigen Principes nicht

---

13) S. o. S. 294.

14) At vos viscera mea, fratres dilectissimi, corona mea, gaudium meum, Domini mei, filii mei, pauperes Christi, egeni, mendici, aegri, viduae, orphani, vos, inquam, heredes meos scribo. Test. Perpetui Ep. Tur. Ruinart p. 9131.

zu ermessen vermochten, aus dem allein solche Worte, selbst wenn sie im einzelnen Falle nur Formeln und nicht ein lebendiger Ausfluß der Seele waren, geboren werden konnten, so ergoß sich doch von ihnen aus und von den Thaten, in welche die echten Repräsentanten des kirchlichen Geistes jene Worte übersetzten, eine vorher nicht gekannte warme Zuversicht in ihr Herz, von der sie in der kalten und rohen Zeit des beschlossenen national-heidnischen Volkslebens nichts hatten fühlen können. Denn die Mildthätigkeit, der sie unter ihrem eigenen Volke, ehe es von der Kirche bewältigt wurde, begegnet waren, unterschied sich specifisch von den Werken der christlichen Barmherzigkeit. Die an sich gutmüthige Art des fränkisch-deutschen Wesens erwies sich gelegentlich und wohl nicht selten einmal einem Armen und Elenden hülfreich, aber die Geber und Empfänger solcher Wohlthaten sahen darin nichts weiter, als eine ganz zufällige, ganz freie Aeußerung einer augenblicklichen Stimmung, einer freundlichen Laune. Wenn einer nichts geben wollte, so nahm weder das eigene Gewissen, noch die öffentliche Meinung an dem Unterlassen der Mildthätigkeit Anstoß. Wenn einem das Gesicht oder das Gebahren eines Bettlers nicht gefiel, wenn man vor seinen Lumpen, seinem Schmutze, seiner Krankheit Ekel empfand, so mochte man ihn, falls er nicht freiwillig ging, durch Gewalt von der Thür vertreiben. Gab man in einem anderen Falle einem andern etwas, so konnte man bei sich selbst und andern Menschen noch mit vollem Rechte auf den Ruhm der Freigebigkeit Anspruch machen.

Ueberdies hatte sich die Stellung der Armen in der letzten Zeit des fränkischen Heidenthums auch darin im Vergleich mit der Vergangenheit verschlimmert, daß der durch mancherlei Einflüsse im allgemeinen roher und härter gemachte Volksgeist unempfindlicher für die Regungen des gewöhnlichen menschlichen Mitgefühls geworden war, wie sie sich sonst bei gut gearteten Barbaren in nicht geringer Intensität zu äußern pflegen. In der älteren Zeit durfte der Bettler auf eine gewisse aus Scheu und Mitleid gemischte Wohlthätigkeit als auf eine allgemein verbreitete Nationaltugend rechnen. In jedem Falle empfand er, daß seine Existenz bei den anderen, vom Schicksal besser begünstigten Landsleuten wenigstens nicht verhaßt und verachtet war. Aber seitdem der wüste Gedanke an Erwerb und Besitz auf Kosten aller anderen zur eigentlichen Substanz der Charakter

geworden war, sah man auf den Armen für gewöhnlich mit Verachtung und Haß, weil er nichts von dem hatte, was allein dem Leben Werth gab, und doch einen Antheil von dem begehrte, was bereits andern gehörte. Mitleid und Barmherzigkeit wurden unbekannte Begriffe für dies harte Geschlecht. Es wußte nur, daß der Arme schutzlos sei, und Niemand hielt es für ein Verbrechen, Uebermuth und Brutalität an ihm auszulassen. [15])

---

15) Daß der Volksgeist gegen die Armen sich verhärtete, ist schon an verschiedenen Stellen motivirt worden, und es hat sich auch schon Gelegenheit ergeben, einzelne hierher gehörige Symptome genauer zu erörtern. Es wäre jedoch falsch, wenn man überhaupt annehmen wollte, daß die Tugend der Freigebigkeit jetzt in geringerem Ansehen als früher im Volksleben gestanden habe. Sie galt nach wie vor als ein sehr großer Schmuck, beinahe als eine unerläßliche Beigabe eines edlen Mannes. Aber sie unterschied sich jetzt noch mehr wie ehedem specifisch von der Barmherzigkeit und Mildthätigkeit, die das Christenthum verlangte, die jeder echte Christ um Gottes Willen üben sollte, und die namentlich von der Kirche großartig und organisch geübt wurde. Die noble Freigebigkeit bezog sich zunächst auf das Verhältniß eines Vornehmeren zu Geringeren, die herkömmlich mit ihm in Verbindung, wenn man will in einer durch die Sitte und die Tradition sanctionirten Curatel standen. Es war eine Art gegenseitigen Vertragsverhältnisses, wobei freilich der größere Theil der Leistungen auf Seite des Gebers zu liegen schien, während diese doch wieder in der That durch die dankbare Abhängigkeit der Empfangenden und die daraus folgenden Verpflichtungen aufgewogen wurden. Aber diese ließen sich nicht mit Gold ersetzen, überhaupt nicht in Zahlen bringen, und so erschien es dem roheren Sinne, daß sie weniger werth als die Gabe seien. Auf diese Art war der König zunächst freigebig gegen seine vornehme Umgebung, und wenn er es im größten Style war, so erfüllte er auch eine königliche Hauptpflicht im größten Style. So ging es dann herabwärts in den anderen Kreißen des Volks; überall ein etwas höher stehender Geber und viele Empfänger, die selbst wieder in ihrem Kreiße Geber sein konnten. Aber überall erwartete man von den Empfängern sehr reale Gegendienste. Wer aber durch seinen Stand als Sklave oder unfreier Bebauer des Landes oder durch seine Heimatlosigkeit ganz von der Möglichkeit, die Gabe in seiner Weise wiederzuerstatten ausgeschlossen war, der hatte auch keinen Anspruch auf Mildthätigkeit, und einem solchen nichts zu geben, war kein Vorwurf, sondern vertrug sich sehr wohl mit dem größten Ruhm der Freigebigkeit. Wenn einer, wie gewisse Arten der Heimatlosen, als „fahrender Künstler", Spielmann, Gaukler, Mime, Sänger 2c. die Gaben Wett zu machen wußte, so änderte sich das Verhältniß, und er trat dann ungefähr auf die Stufe der anderen zur Mildthätigkeit berechtigten Empfänger, denn auch er gab eine Art Aequivalent durch seine Kunst, oder war im Stande, ein solches zu geben, wenn man es gestattete. Einem wahrhaft freigebigen Manne stand es wohl an, wenn sein Haus von Schaaren

Vergleicht man damit, wie die Kirche ihre Stellung zu den Armen faßte und wie sie diese überhaupt wenigstens in der geforderten ideellen Weltordnung zu stellen versuchte, so ergiebt sich, daß sie zuerst fühlten, daß mit dem Christenthum ein neues Leben begonnen habe. Es schaffte ihnen auf der Erde wenigstens einen Theil dessen, was unerläßlich nothwendig zu der menschlichen Existenz gehört, es schützte sie vor den bittern Kränkungen, denen sie bis dahin ohne irgend einen Schutz Preiß gegeben waren, wenigstens in vielen Fällen, es gab ihnen eine besonders sichere Aussicht auf die Herrlichkeiten des Paradieses, die zwar allein keinen Ersatz für das völlige Elend des Diesseits gegeben hätten, aber so als Supplement zu der sichtbaren Hülfe, welche die Kirche gewährte, ihr unzureichendes Dasein doch ganz anders erträglich machten, wie früher.

---

solcher Leute — die unter den Franken in Massen zu finden waren — heimgesucht und wenn der Ruhm seiner Mildthätigkeit von ihnen im Lande verkündigt wurde. Aber die christliche Barmherzigkeit und Mildthätigkeit hielt als ihr innerstes und letztes Princip fest, daß Jeder solchen gab, die nicht wieder geben konnten, und um so reichlicher, je weniger sie es konnten. Es war dies einer der vielen völlig neuen Begriffe und Anschauungen, die das Christenthum in die Welt gebracht hatte. Darum läßt sich auch sagen, daß jene deutsche heidnisch-barbarische Freigebigkeit den Forderungen der christlichen Mildthätigkeit geradezu entgegengesetzt war, obgleich auch das deutsche Gemüth für den Begriff der christlichen Mildthätigkeit so gut wie jede andere wohlorganisirte Menschenbrust empfänglich war, als er ihm offenbart wurde, und sogar darin bald eine gewisse Virtuosität bewies.

Ich bemerke noch gelegentlich, daß in der Substanz des so unendlich wichtigen mittelalterlichen Begriffes der „milte" sich die altheidnische Stimmung mit den christlichen Einflüssen ungefähr die Wage hält. — Zugleich bemerke ich noch, daß Jeder, der ein Verständniß für die wahren culturgeschichtlichen Probleme hat — womit ich nicht jene Dinge meine, die man gewöhnlich mit diesem Namen tauft — zugeben wird, daß der Begriff der christlichen Barmherzigkeit wesentlich eins der großen Resultate des specifisch-orientalischen Lebens ist, aus dem er in das Christenthum und damit in die ganze Weltentwickelung überging.

Vierunddreißigstes Capitel.

Die Wunderthaten der lebendigen Heiligen Gottes.

Daß die wahre Wunderkraft der christlichen Gesinnung sich in den Werken der Barmherzigkeit und Mildthätigkeit offenbare, wie sie die echten Vertreter der Kirche übten und alle nach den Geboten ihres Berufes üben sollten, ahnte wohl der Volksinstinct, allein zu ihrer eigenen Befriedigung bedurfte die Phantasie der Masse auch noch einer concreteren Bethätigung der Wunderkraft, die gleichfalls den Dienern Gottes nicht fehlte. Denn alle die Zeichen, welche die göttliche Gnade durch die Heiligen des Himmels wirken ließ, geschahen auch durch die lebendigen Diener Gottes, die in der Mitte des christlichen Volkes wandelten und sonst gerade so anzuschauen waren in allem ihren Thun und Lassen wie die andern Menschen. Allerdings durfte nicht jeder Priester, weil er Priester war, sich rühmen, solche Wunder zu thun, auch hatte Gottes Gnade die Kraft dazu nicht bloß auf den Stand seiner geweihten Diener beschränkt, sondern auch Menschen aus den weltlichen Kreißen mochten wohl damit gesegnet sein, wenn sie durch die besondere Inbrunst ihrer Andacht und ihres Gehorsams gegen Gottes Gebote sich dieser höchsten Gabe würdig machten. Allein zunächst gab doch jene unmittelbare körperlich-geistige Verbindung, die durch die Priesterweihe zwischen dem Priester und Gott hergestellt war, in der allgemeinen Meinung des christlichen Volkes den Männern der Kirche den begründetsten Anspruch auf den Besitz oder die Verwaltung der Wunderkraft Gottes in der specifischen Bedeutung, die dieser Begriff traditionell gewonnen

hatte.[1]) Zwar konnte keinem Priester daraus ein Vorwurf gemacht werden, daß er durch eigene Schuld von der besonderen Gnade Gottes sich ausgeschlossen habe, wenn ihm die Kraft Zeichen und Wunder zu thun fehlte, aber da sie nach der Volksanschauung verhältnißmäßig so leicht von einem Manne der Kirche erworben werden konnte, so entbehrte der, der sie entbehrte, doch immer des höchsten Schmuckes, den sein Amt ihm verleihen konnte, und es war eine ganz natürliche Folge davon, daß auch sonst der Einfluß seiner priesterlichen Thätigkeit sich viel unwirksamer erwies, als da, wo das Volk die Gabe Wunder zu thun, voraussetzte und durch sichere Beispiele von der Richtigkeit seiner Voraussetzung überzeugt wurde.

Die Substanz und Form dieser Wunder der lebendigen Heiligen Gottes glich nun ganz genau der, die in den Werken der zur ewigen Freude eingegangenen Märtirer und Heiligen hervortrat, und beide zusammen ruhten auf der uralten Basis der Wunderthaten in der ersten Kirche oder derer, die von Christus selbst geschehen waren.[2]) Zu einer Zeit, in welcher nicht mehr das blutige Martyrium so leicht zu erringen war, obgleich es von Vielen noch immer sehnsüchtig begehrt wurde[3]), mußte es stillschweigend als Bedingung der Heiligkeit, d. h. der Aufnahme in den höchsten Rang des himmlischen Reiches und der damit verbundenen Begnadigung, auch auf Erden fortan Wunder zu thun, angenommen werden, daß sich schon hier in dem irdischen Leben in dem Erwählten Gottes diese Wunderkraft bethätigt hatte. Je glänzender sie hier sich schon offenbarte, als ein desto sichereres Zeichen mußte es gelten, daß sie sich nach dem Tode noch viel herrlicher bethätigen werde. Doch war es nicht nothwendig, um den Ruf der Wunderthätigkeit und den sicheren Anspruch auf die einstige Verehrung der gläubigen Christenheit zu begründen, wie sie einem Heiligen Gottes gebührte[4]), daß Jeder, der überhaupt in diesem Leben Wunder that, auch alle Wunder verrichtete, die Gott seinen

1) S. o. Cap. XXIV.

2) S. o. S. 199.

3) Die letzten zahlreichen Martyrien in der gallischen Kirche ereigneten sich unter Eurich. Die Franken hatten zwar noch in dem Kriege gegen Syagrius manche christliche Kirche verletzt, aber eigentliche Martyrien hatten sie damals nicht auf ihr Gewissen geladen.

4) S. o. S. 216.

Heiligen als ein Zeichen der Bethätigung des heiligen Geistes in der Kirche zugewiesen hatte. Auch hier war eine ziemlich ausgedehnte Stufenfolge von den geringeren und leichteren bis zu den erhabensten und schwersten Zeichen von der öffentlichen Meinung festgesetzt; aber die Heiligen, an die sich schon hier die Andacht des Volkes mit besonderer Inbrunst wandte, pflegten, wenn nicht alle, so doch die meisten, und unter diesen gerade die größten Wunder zu thun. Ebenso natürlich bildete sich die Ansicht, daß in der Wunderkraft des einzelnen Dieners des Herrn selbst eine gewisse Entwickelung von dem Leichteren zum Schwereren stattfinde. Kein heiliger Bischof, Abt oder Eremit, der nach der allgemeinen Stimme des Volkes wirklich die allerschwierigsten Wunder, vor allem Erweckungen vom Tode, vollbracht hatte, war damit sogleich im Anfange seiner Laufbahn als Wunderthäter Gottes begnadigt worden. Erst durch die Uebung in der göttlichen Gnade, meist nach schweren Prüfungen seiner Glaubensbeständigkeit, war ihm auch die höchste irdische Gnade als Lohn seines Ringens nach dem Himmel nicht versagt worden.

Da diese Wundergabe an die lebendige Person des damit Begnadigten geknüpft war, so ging ihr in gewisser Hinsicht jene Allgegenwart ihrer Wirkungen ab, die dem der körperlichen Fesseln entledigten Heiligen einwohnte.[5]) Wo der lebendige Heilige ging und stand, strömte die Wunderkraft von ihm aus, aber wo seine persönliche Gegenwart fehlte, erlosch sie natürlich von selbst. Indessen wußte doch auch hier das Volksgefühl den Nachtheil, in dem sich der lebendige Heilige gegenüber dem zur Seligkeit eingegangenen offenbar befand, oder vielmehr den Nachtheil, der der hülfsbedürftigen Menschheit daraus erwuchs, möglichst auszugleichen. An und für sich erschien doch auch die wahrhaft lebendige Gegenwart der verklärten Heiligen an irgend ein Stück ihres körperlichen Daseins hauptsächlich gebunden. Wo ihre Reliquien lagen, waren sie am kräftigsten zum Schutze der Menschen bereit.[6]) Freilich ließen sich diese Reliquien nach dem ausgedehnten Sinne, in welchem die Zeit dieses Wort gebrauchte, so unendlich vielfach denken und fortwährend noch vervielfältigen, daß damit beinahe

---

5) S. o. Cap. XXIV.
6) S. o. Cap. XXV.

wieder die Möglichkeit, sie allgegenwärtig zu empfinden, dem menschlichen Bewußtsein gegeben war.[7]) Allein der Begriff der körperlichen Gegenwart des lebenden Heiligen wurde nicht bloß in dem engsten Sinne gebraucht, in dem er sonst angewandt zu werden pflegt. Aehnlich, nur nicht mit derselben starken Wirkung wie bei den verklärten Heiligen, empfing auch alles, was mit seinem Körper in Berührung gestanden hatte, ein Atom wenigstens von der Fülle der körperlich-geistigen Kraft, in welcher nach der Anschauungsweise der Zeit das Vermögen zu Zeichen und Wundern eingeschlossen war.[8])

So waren auch die Gewänder, die Geräthe der lebendigen Heiligen, geweiht und in gewisser Hinsicht wunderthätig, besonders wenn sie ihrem Besitzer lieb und lange gebraucht und dadurch gewissermaßen ein Stück seiner Persönlichkeit geworden waren. Vermochte doch sogar das Stroh, auf welchem der heilige Martinus geschlafen, Wunder zu thun.[9]) So konnten sich gar Viele eines Theiles der Wunderkraft des Heiligen, der mit seiner vollen Persönlichkeit nicht immer bei Jedem sein konnte, bemächtigen, aber freilich war dies immer, nach dem durchgängigen Gefühl der Menschen, ein geringer Ersatz der Gnadenfülle, die von ihm selbst ausströmte, und besonders große Wunder konnte man von solchen Dingen nie erwarten. Allein hier und da schwang sich auch die volksmäßige Begeisterung für irgend einen in der Mitte der Christenheit leibhaftig wandelnden Mann der Kirche so hoch empor, daß ihm wenigstens in dem einen oder anderen Falle, in welchem er geholfen hatte, geradezu eine wirkliche Allgegenwart oder eine Wirkung in eine Ferne, wo alle körperliche Berührung unmöglich war, zugeschrieben wurde. So wenn ein Handelsmann aus Clermont, der von einem furchtbaren Unwetter auf dem mittelländischen Meere überrascht wurde, nur durch die Anrufung des Namens des Nicetius

7) S. o. S. 210.

8) Dies ist am naivsten Mir. Mart. I, 28 ausgedrückt: Quod si beata auferre desiderat pignora, palliolum aliquod momentana jacet intrinsecus (auf dem Grabe des Heiligen, hier des Apostels Petrus). Deinde vigilans ac jejunans devotissime deprecatur, ut devotioni suae virtus Apostolica suffragetur. Mirum dictu! si fides hominis praevaluerit, a tumulo palliolum elevatum ita imbutum Divina virtute, ut multo amplius quam pensaverat ponderet.

9) Dial. II, 8.

von Trier sich und das Schiff aus der Gewalt der Elemente rettete, und selbst nach seiner Rettung nach Trier zog, um sich dankbar zu den Füßen des lebendigen Heiligen zu werfen. Zwar lehnte der Mann Gottes in gebührender Demuth ja fast mit einiger Entrüstung seine Mitwirkung bei dieser Rettung ab, allein der Gerettete selbst und das Volk blieben fest davon überzeugt, daß seine Gnade bei Gott schon jetzt so groß sei, daß er ein Wunder thun könne, was sonst nur die Heiligen im Himmel vollbrachten, und noch dazu ohne daß er selbst eine Ahnung von der Gnade Gottes, die ihm damit widerfuhr, haben konnte. Gerade hierin lag freilich auch wieder die naturgemäße Beschränkung dieser Allgegenwart, denn der Volksinstinct hütete sich doch die Consequenzen zu ziehen, die daraus an und für sich gezogen werden konnten, die aber endlich den freien Willen der lebendigen Person des Heiligen negirt haben würden. [10])

Die zur Seligkeit eingegangenen Heiligen nahmen wie an der Allgegenwart und an den übrigen Kräften und Eigenschaften des göttlichen Wesens, so auch in freilich immer beschränkter Weise an seiner Allwissenheit Theil. Sie schauten Gottes Angesicht, und damit floß von selbst die Fülle der Klarheit auf sie, die ihnen Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft enthüllte. Die lebendigen Heiligen konnten nun allerdings nicht auf eine solche Allwissenheit Anspruch erheben, aber Gottes Gnade bezeugte auch hierin, daß sie schon hier einen Vorgeschmack der Freuden und Gaben des Jenseits haben sollten. Es schien gewissermaßen zu dem Bilde eines echten lebendigen Heiligen zu gehören, daß ihm entweder durch eine specielle Offenbarung, die gewöhnlich durch einen Boten Gottes in nächtlicher Stille vermittelt wurde, wäh-

---

10) Ausführlich erzählt Vit. Patr. XVII, 11. Ungefähr gleichzeitig ist der Vit. Radeg. Reg. auct. Baudoen. Mon. II, 20 erzählte Fall, der mit dem, was Ven. Fort. V. Rad. I, 31 giebt, identisch zu sein scheint. Wenn Venantius Fort. vom St. Germanus von Paris l. c. 5 sagt: ita beatissimus non solum manu sanavit quos tetigit, sed nominatus curas sparsit, so ergiebt sich, daß die fromme Frau, die seinen Namen anrief, doch zugleich im Besitz eines Fadens vom Gewande des Heiligen war. Später kommt Aehnliches, wie vom h. Nicetius und der h. Radegundis erzählt wird, häufig vor, zum Theil mit offenbarer Anlehnung an diese früheren Beispiele. So Vit. Gertrud. Nivial. A. S. O. S. B. II, 446, 15 vergl. mit der obigen Stelle.

rend der Geist des Heiligen entweder durch Schlaf oder durch die höchste Ekstase von den Banden des Leibes befreit war, oder auch in Folge einer umfassenden und allgemein gültigen Begabung ein größeres oder kleineres Stück der Zukunft vor Augen lag, wogegen alle anderen Menschen nur mit trüben Muthmaßungen, eiteln Befürchtungen und Hoffnungen sich begnügen mußten.

Manchmal gestattete es ihnen Gott sogar, seine Herrlichkeit nicht bloß durch ein Traumgesicht oder hier von der Erde aus zu sehen, sondern er erhob ihre Seele, während der Körper hier in todesähnlicher Starrheit zurückblieb, auf den Fittigen seiner Engel empor zu den Himmeln, und zeigte ihnen dort wenigstens den Vorhof der Herrlichkeiten, deren voller Genuß ihnen einst aufbewahrt war. Wenn dann die Seele in den Leib zurückkehrte, so labte sie sich fortwährend an den Klängen des himmlischen Jubelgesanges und an dem Lichtglanze der Engel und Heiligen, die sie einst mit Augen und Ohren gesehen und gehört hatte. Aber nur den besonders Auserwählten Gottes, den Frömmsten unter den Heiligen, war ein solcher Genuß, der höchste, der überhaupt dem irdischen Menschen zu Theil werden konnte, vergönnt, und viele der sonst mit allen Wundergaben und aller Gnade Gottes ausgestatteten Heiligen sehnten sich während ihres ganzen Lebens heiß darnach, mußten aber, der irdischen Schwere gehorchend, darauf verzichten. Wer aber einmal in den Himmel erhoben worden und dann wieder zu dem Leibe zurückgekehrt war, von dem war es sicher, daß die Geheimnisse Gottes ihm noch klarer als andern Menschen vor dem Auge des Leibes und des Geistes standen, und daß seine Worte fast wie die Offenbarungen Gottes selbst untrüglichen Aufschluß über Dinge gaben, die der gewöhnliche Menschengeist aus sich selbst nicht einmal ahnen konnte, und auch, wo sie ihm durch das Wort Gottes in der heiligen Schrift offenbart waren, durch einen trüben Nebel verschleiert sah.

Diese Offenbarungen Gottes bezogen sich dann meist auf das eigene Schicksal des Heiligen: so wußte fast jeder die Zeit seines Todes bestimmter oder unbestimmter oft schon viele Jahre vorher anzugeben oder eine schwere Prüfung vorherzusagen, die ihn noch in diesem Leben treffen würde; aber auch gar Mancher sah mit seinen inneren Augen leibhaftig die mit Edelsteinen geschmückte Krone, die ihm einst, nachdem seine Seele aus ihrem Kerker ent-

flohen war, an der Pforte des Paradieses von seinen vorangegangenen Brüdern in der Heiligkeit und Seligkeit aufgesetzt werden sollte, und konnte dann freilich mit einer Siegeszuversicht leben und sterben, die die gewöhnlichen Seelen fast in Schrecken versetzte. Häufig aber bezog sich diese Gabe der Vorherschau auch auf die Verhältnisse anderer, insbesondere auf solche Ereignisse, die für viele Menschen zugleich große Bedeutung, eine gewisse universalhistorische Wichtigkeit hatten. So sah der heilige Nicetius und hörte den Engel Gottes, wie er aus dem großen Buche der Thaten der Menschen alle Namen der fränkischen Könige, sowohl derer, die jetzt regierten, als die in allen Zeiten weiter regieren sollten, vorlas, und die Zeit und das Reich, die ihnen gehörten.[11]) So wußte der heilige Columban dem Könige Chlotar II. ganz genau anzugeben, in wie viel Jahren er zur alleinigen Herrschaft im Frankenreiche gelangen würde[12]), wie er auch anderen Herrschern der Zeit ihr Schicksal vorhersagte, freilich ohne daß er denselben Glauben fand, wie bei Chlotar, dem er ein so glänzendes Glück prophezeihte. Da jeder Heilige gewissermaßen eine solche Probe ablegen mußte, so circulirten unzählige derartige Weissagungen, die von der lebendigen Volkssage je nach den wirklich eingetroffenen Ereignissen umgestaltet, wieder als die lebendigsten Belege dieses Glaubens an die Gabe der Vorherschau, die allen Heiligen zukomme, dienen mußten. Auch bezog sich diese Gabe nicht bloß auf ein offenbares Wissen, sondern man fühlte sie oft als eine Aufhebung der Schranken, die dem gewöhnlichen menschlichen Sinne gesteckt waren. Der Heilige hörte und sah nicht bloß, was ihm Gottes Engel zeigten und sagten, sondern er hörte und sah in eine große Ferne mit derselben Deutlichkeit, wie in der Nähe, in die allein die menschlichen Sinne zu reichen vermochten. So sah und hörte der heilige Columban in den Wildnissen der Vogesen bei seinem Kloster Luxeuil das Kampfesgetümmel, das sich bei Zülpich in der Nähe von Köln zwischen den Heeren der beiden feindlichen Brüder Theodorich II. und Theodebert II. erhob, in derselben Stunde, als dort die Schlacht begann, und erzählte es seinen Schülern, die es freilich nicht vernehmen konnten, aber bald

---

11) l. c. XVII, 10.

12) Jonae V. St. Columbani Abb. A. S. O. S. B. II, 21, 48.

erfuhren, daß der heilige Mann die Wahrheit gesprochen hatte.[13]) Die Menschen konnten nach solchen Vorgängen, die sich in dem Leben vieler heiligen Männer mehr als einmal ereigneten, überhaupt zu der Vorstellung gelangen, daß ihnen, wenn sie außerdem durch eine besondere Kraft der Wunderthätigkeit ausgezeichnet waren, nichts verborgen bleiben könne, und daß, wenn sie nicht immer ihre Weissagungen verkündeten, es nur geschehe, weil sie die Menschen einer solchen Mittheilung meist nicht werth erkannten. Ja sogar die Gedanken der anderen, also das absolut Heimlichste und Verborgenste, was keinem lebenden Wesen, außer Gott und seinen Engeln sichtbar war, vermochten sie, wenn sie es der Mühe werth hielten, zu entdecken, und namentlich verstanden sie es, den der ihnen mit wahrem Glauben nahte von allen Zweiflern und Heuchlern wohl zu unterscheiden, diese mochten sich verstellen, wie sie wollten. Im Grunde konnte auch diese Gabe an Männern nicht befremden, die mit einer viel höheren und schwereren Wissenschaft durch Gottes Gnade ausgerüstet waren, mit der Kenntniß der Geheimnisse seines Glaubens. Wer wie sie fortwährend in den geoffenbarten Schriften Gottes forschte und in den anderen geweihten Büchern, die über den Glauben handelten, mußte auch das der allgemein gültigen Anschauung nach so viel unbedeutendere und darum auch um so viel eher zugängliche Geheimniß der Begebenheiten des gewöhnlichen Lebens klar vor seinem Geiste haben. Da aber allen Priestern kraft ihres Amtes etwas von jener überirdischen Weisheit zu Theil geworden war, so war damit auch auf alle wenigstens ein Theil der Sehergabe für die gewöhnlichen Dinge des Lebens übertragen, jeder war wenigstens bis zu einem gewissen Grade mit dem göttlichen Vorrecht, in den Herzen und in den Gedanken der anderen Menschen zu lesen, ausgerüstet, und der Nimbus der höheren oder göttlichen Weisheit, der freilich am glänzendsten nur einige besonders auserwählte Diener des Herrn umgab, fehlte doch auch dem ganzen Stande des Klerus nicht. Jedenfalls verstand es sich von selbst, daß, wenn ein Priester irgend etwas prophezeihte, dieser Prophezeihung in viel höherem Grade Glauben beigemessen werden mußte, als wenn sie von einem anderen Menschen ausgegangen wäre.

---

13) l. c. A. S. O. S. B. II, 24, 57.

Daher war es auch etwas ganz Gewöhnliches, daß heilige Männer mit Fragen aus diesem Gebiete, das den gewöhnlichen Menschen so sehr beschäftigte, angegangen wurden, als wenn ihnen die ganze Zukunft bis ins Einzelnste von Gott offenbart worden wäre. Jedenfalls konnte man hier zur lauteren Wahrheit gelangen, wenn sich auch Jeder darauf gefaßt machen mußte, nicht das, was ihm angenehm war, sondern oft gerade das Gegentheil davon zu vernehmen, während alle anderen Arten die Zukunft zu erforschen entweder an sich bedenklich waren, wenn es mit Hülfe dämonischer Künste geschah, oder wenn es auch auf eine von der Kirche erlaubte, ja sogar begünstigte Weise geschah [14]), doch nie mit der Sicherheit zu einer Entscheidung führten, wie das lebendige Wort eines Menschen. Freilich wiesen die heiligen Männer selbst so viel als möglich alle unbefugten Fragesteller zurück, indem sie sich selbst nicht etwa die allgemein gültige Gabe der Weissagung zuschrieben, sondern nur demüthig-stolz bekannten, daß Gott sie gewürdigt habe der Mittheilung dieser und jener ganz bestimmten Ereignisse, die für die anderen Menschen noch im Dunkel der Zukunft lagen. Doch konnten sie mit solchen Versicherungen die Menge nie eigentlich überzeugen, und diese nahm immer an, daß, wenn der Heilige eine Antwort verweigerte, er es nicht aus Unwissenheit, sondern aus andern Gründen that. Sie wurde in dieser Ueberzeugung durch die zahlreichen allgemein bekannten Fälle bestärkt, in denen ein heiliger Mann einem anderen Menschen irgendwelches einzelne, oft nicht einmal wichtige Ereigniß vorausgesagt hatte, das ihn in kurzer oder längerer Frist treffen sollte, das dann auch wirklich ganz so, wie es prophezeiht worden, eingetroffen war. [15])

---

14) S. o. S. 255, wo einige der gewöhnlichsten, von der Kirche autorisirten Arten der Befragung des Schicksals erwähnt werden. Aber man konnte sie natürlich nur da anwenden, wo schon die Form der künftigen Ereignisse dem Geiste vorschwebte. Ganz unbekannte Dinge erfuhr man niemals dadurch. Auch die mit Hülfe des Teufels thätigen Weissager konnten nur auf solche schon nach der eigenen Vorstellung von der Zukunft formulirte Fragen Antwort geben, nie aber konnte der Mensch etwas ganz Neues, was in keiner dem Geiste wahrnehmbaren Beziehung zu dem gegenwärtigen Zustande des Individuums war, weil er sie darnach auch nicht zu fragen vermochte, von ihnen erfahren.

15) Vit. St. German. Paris. Act. S. Boll. 28. Mai p. 778. C. 3.

Es verstand sich aber von selbst, daß die Wunderthätigkeit der lebendigen Heiligen ganz in ihrem freien Willen oder vielmehr in ihrem Gewissen beruhte. Sie thaten keine anderen Wunder, als die sie vor Gott verantworten zu können hoffen durften, oder was subjectiv gewandt dasselbe war, die sie selbst gerne thaten. Kein äußerer Zwang war im Stande, sie zum Wunderthun zu nöthigen, und selbst indirecter Zwang, wie es doch dem Menschen in Beziehung auf die verklärten Heiligen erlaubt war zu üben [16]), konnte hier keine Stätte finden. In so fern repräsentirten sie dem Menschen gleichsam die Fülle der Allmacht oder der persönlichen Unabhängigkeit Gottes, dem gegen seinen Willen weder durch Bitten noch durch Drohungen der Menschen etwas zu entlocken war, während die Götter des Heidenthums sich so leicht gegen ihr Gewissen und gegen ihre Neigung dem Willen des Menschen fügten, und sogar durch Zauberei und Beschwörung zu fast willenlosen Dienern der Menschheit gemacht werden konnten. Wehe dem Menschen, der es gewagt hätte, einem Heiligen Gottes Zwang anzuthun, damit er in seinem Interesse ein Wunder thue, wehe ihm sogar, wenn er ihn auf eine an sich unerlaubte Weise und zu unerlaubten Zwecken zu Beweisen seiner Wunderkraft verführen wollte! Gottes Zorn würde sich auf gleiche Weise furchtbar an seinem abtrünnigen oder schwachen Diener und an dem Verführer gerächt haben, und mildes, demüthiges Sehnen und leises Bitten war die einzige Haltung der Seele, die dem eines Wunders Bedürftigen ziemte. Nur der äußerste Zwang der Noth mochte auch ein ungestümeres Drängen entschuldigen, aber niemals sollte der Heilige dadurch bestimmt werden, dem Bittenden zu willfahren, wenn nicht der Gegenstand, um den er bat, oder die Sache Gottes im allgemeinen, die durch seine Gewährung gefördert werden konnte, die Bethätigung der von Gott übertragenen Wunderkraft an sich rechtfertigte.

Kategorien. Unter den eigentlichen Wunderthaten standen diejenigen, die dem Menschen das bedrohte Leben retteten oder zurückgaben, in erster Reihe. Es konnte von jedem wahren Heiligen gelten, was Venantius Fortunatus von dem heiligen Germanus von Paris rühmt: seine Kunst habe die aller Aerzte übertroffen, begreiflich,

16) S. o. S. 194.

weil es nicht menschliche Kunst, sondern die Kraft Gottes war, die in ihm wirkte. Alle möglichen inneren und äußeren Schäden wurden durch fromme Bischöfe, Aebte und Priester oder auch durch heilige Eremiten geheilt, besonders Aussatz und die anderen damals, wie es scheint, sehr zahlreichen Hautkrankheiten und Geschwüre aller Art; Fieber von den leichtesten Quartanfiebern bis zu den tötlichsten Zehrfiebern; aber auch eingewurzelte oder angeborene Uebel, Lahmheit, Blindheit, Taubheit; sogar Stummen vermochten sie die Sprache zu geben. Vor allem aber waren es die Uebel, mit denen ein böser Dämon die Menschen nach christlicher Vorstellung besessen hatte. Diese Besessenheit zeigte sich in Krämpfen und gelegentlichen Delirien, konnte sich aber auch bis zu völligem Wahnsinn steigern. Und zwar half oft schon das Wort des Heiligen, aber noch viel wirksamer bewährte sich die Kraft seiner Hand, wenn er sie dem Kranken auflegte, oder ihn, besonders bei offenen Wunden, mit seinem Speichel oder mit geweihtem Oel bestrich. Die Wirkung verstärkte sich ferner, wenn der Heilige außer der Kraft seiner eigenen Heiligkeit irgend ein anderes an sich heiliges Mittel noch zu Hülfe nahm, wie etwa, wenn er sich des Oeles, das in einer Lampe vor dem Altar eines verstorbenen Heiligen gebrannt hatte, oder der Eulogien, d. h. der Ueberreste des zum Gebrauch bei der Communion geweihten Brodes oder des geweihten Salzes bediente, oder wenn er gar die Reliquien anderer Heiligen, die er nach der Sitte der Zeit bei sich trug, zur Hülfe heranzog.[17]) Gerade in der eigentlichen Heilkunst wirkten auch die Atome der Wunderkraft[18]), die von ihm auf andere leblose Dinge übergingen, in weite Ferne; so besonders galten die von ihm geweihten Eulogien als eine hohe Begünstigung, und jeder prieß sich glücklich, der aus der Hand eines heiligen Mannes solche erhielt und schrieb ihnen eine viel größere Wirksamkeit als anderen an sich auch heiligen und wunderkräftigen Eulogien zu, die aus einer minder geweihten Hand stammten, ähnlich wie dem heiligen Oele, das er verschickte oder selbst gab. Die Kraft des Heiligen ging so weit, daß sogar das Pergament, auf welchem seine Hand geruht hatte, und die Tinte, die aus seinem Rohre geflossen war, wunderthätig

17) S. o. S. 211.

18) In der oben erwähnten streng materialistischen Auffassung.

Es verstand sich aber von selbst, daß die Wunderthätigkeit der lebendigen Heiligen ganz in ihrem freien Willen oder vielmehr in ihrem Gewissen beruhte. Sie thaten keine anderen Wunder, als die sie vor Gott verantworten zu können hoffen durften, oder was subjectiv gewandt dasselbe war, die sie selbst gerne thaten. Kein äußerer Zwang war im Stande, sie zum Wunderthun zu nöthigen, und selbst indirecter Zwang, wie es doch dem Menschen in Beziehung auf die verklärten Heiligen erlaubt war zu üben[16]), konnte hier keine Stätte finden. In so fern repräsentirten sie dem Menschen gleichsam die Fülle der Allmacht oder der persönlichen Unabhängigkeit Gottes, dem gegen seinen Willen weder durch Bitten noch durch Drohungen der Menschen etwas zu entlocken war, während die Götter des Heidenthums sich so leicht gegen ihr Gewissen und gegen ihre Neigung dem Willen des Menschen fügten, und sogar durch Zauberei und Beschwörung zu fast willenlosen Dienern der Menschheit gemacht werden konnten. Wehe dem Menschen, der es gewagt hätte, einem Heiligen Gottes Zwang anzuthun, damit er in seinem Interesse ein Wunder thue, wehe ihm sogar, wenn er ihn auf eine an sich unerlaubte Weise und zu unerlaubten Zwecken zu Beweisen seiner Wunderkraft verführen wollte! Gottes Zorn würde sich auf gleiche Weise furchtbar an seinem abtrünnigen oder schwachen Diener und an dem Verführer gerächt haben, und mildes, demüthiges Sehnen und leises Bitten war die einzige Haltung der Seele, die dem eines Wunders Bedürftigen ziemte. Nur der äußerste Zwang der Noth mochte auch ein ungestümeres Drängen entschuldigen, aber niemals sollte der Heilige dadurch bestimmt werden, dem Bittenden zu willfahren, wenn nicht der Gegenstand, um den er bat, oder die Sache Gottes im allgemeinen, die durch seine Gewährung gefördert werden konnte, die Bethätigung der von Gott übertragenen Wunderkraft an sich rechtfertigte.

Kategorien. Unter den eigentlichen Wunderthaten standen diejenigen, die dem Menschen das bedrohte Leben retteten oder zurückgaben, in erster Reihe. Es konnte von jedem wahren Heiligen gelten, was Venantius Fortunatus von dem heiligen Germanus von Paris rühmt: seine Kunst habe die aller Aerzte übertroffen, begreiflich,

---

16) S. o. S. 194.

weil es nicht menschliche Kunst, sondern die Kraft Gottes war, die in ihm wirkte. Alle möglichen inneren und äußeren Schäden wurden durch fromme Bischöfe, Aebte und Priester oder auch durch heilige Eremiten geheilt, besonders Aussatz und die anderen damals, wie es scheint, sehr zahlreichen Hautkrankheiten und Geschwüre aller Art; Fieber von den leichtesten Quartanfiebern bis zu den tötlichsten Zehrfiebern; aber auch eingewurzelte oder angeborene Uebel, Lahmheit, Blindheit, Taubheit; sogar Stummen vermochten sie die Sprache zu geben. Vor allem aber waren es die Uebel, mit denen ein böser Dämon die Menschen nach christlicher Vorstellung besessen hatte. Diese Besessenheit zeigte sich in Krämpfen und gelegentlichen Delirien, konnte sich aber auch bis zu völligem Wahnsinn steigern. Und zwar half oft schon das Wort des Heiligen, aber noch viel wirksamer bewährte sich die Kraft seiner Hand, wenn er sie dem Kranken auflegte, oder ihn, besonders bei offenen Wunden, mit seinem Speichel oder mit geweihtem Oel bestrich. Die Wirkung verstärkte sich ferner, wenn der Heilige außer der Kraft seiner eigenen Heiligkeit irgend ein anderes an sich heiliges Mittel noch zu Hülfe nahm, wie etwa, wenn er sich des Oeles, das in einer Lampe vor dem Altar eines verstorbenen Heiligen gebrannt hatte, oder der Eulogien, d. h. der Ueberreste des zum Gebrauch bei der Communion geweihten Brodes oder des geweihten Salzes bediente, oder wenn er gar die Reliquien anderer Heiligen, die er nach der Sitte der Zeit bei sich trug, zur Hülfe heranzog.[17] Gerade in der eigentlichen Heilkunst wirkten auch die Atome der Wunderkraft[18], die von ihm auf andere leblose Dinge übergingen, in weite Ferne; so besonders galten die von ihm geweihten Eulogien als eine hohe Begünstigung, und jeder prieß sich glücklich, der aus der Hand eines heiligen Mannes solche erhielt und schrieb ihnen eine viel größere Wirksamkeit als anderen an sich auch heiligen und wunderkräftigen Eulogien zu, die aus einer minder geweihten Hand stammten, ähnlich wie dem heiligen Oele, das er verschickte oder selbst gab. Die Kraft des Heiligen ging so weit, daß sogar das Pergament, auf welchem seine Hand geruht hatte, und die Tinte, die aus seinem Rohre geflossen war, wunderthätig

---

17) S. o. S. 211.

18) In der oben erwähnten streng materialistischen Auffassung.

wirkten.[19]) Zwar verstand es sich von selbst, daß das größte aller Wunder dieser Art, die Erweckung der Toten, nur selten geschehen konnte, aber doch geschah es oft genug, daß es gleichfalls einen integrirenden Bestandtheil der den auserwählten Dienern Gottes zugeschriebenen Heilkraft bildete.[20])

Mit diesen Wundern der Heilkraft verbanden sich dann solche, die zwar nicht Krankheiten, aber oft noch schlimmere Leiden von dem Menschen verscheuchten. Eins der gewöhnlichsten, das gewissermaßen auch zu den integrirenden Bestandtheilen der volksmäßig-kirchlichen Auffassung der Wunderthätigkeit überhaupt gehörte, war das Löschen plötzlich ausgebrochenen Feuers. Nur mit heißem Gebet und mit dem Zeichen des Kreuzes hatten ein Martinus, Victorinus, Gallus von Clermont, Germanus von Paris, Sulpicius, Arnulf und andere die wildesten Flammen gedämpft. In einem solchen Falle erschien nicht das von ihrer Hand gezeichnete Kreuz, sondern ihre heilige Kraft als die Ursache des Sieges über die Teufel, die auch bei einem solchen Unglück hauptsächlich betheiligt waren[21]), während allerdings Fälle vorkamen, in denen nicht sowohl der heilige Mann Gottes, als vielmehr die Kraft seiner Reliquien, besonders wenn sie durch das Zeichen des Kreuzes gleichsam noch einmal geheiligt waren, das Feuer gelöscht hatte.[22]) Ebenso gewöhnlich war die wunderbare Befreiung von Gefangenen, gleichviel ob schuldiger oder unschuldiger, denn das Gefühl der Kirche und des Volkes unterschied mit Recht in einem solchen Falle, wo bloß der leidende Mensch vor ihm stand, nicht zwischen Schuld und Unschuld.[23]) Nach moderner Auffassung ging es freilich bei diesem unzählige Male wiederholten

---

19) Leudegisilus, vir illuster (ein Franke) juxta quod ipse professus est. cum aliquis ex familia suae domus incurreret typum cujuscunque febris aut aliquid frigoris (also eine leichtere Erkrankung), lavans illas literas quas in subscriptione manus Sancti depinxerat (den eigentlichen Brief schrieb bei einem so viel beschäftigten Kirchenfürsten der Schreiber) quamplures suos hac medela saluti restituit, — so erzählt Venantius Fortunatus, ohne Frage der gebildetste und gelehrteste Mann der gallischen Kirche seiner Zeit, vom heiligen Germanus von Paris, l. c. C. 49.

20) S. o. S. 200.

21) S. o. Cap. XXVII.

22) S. o. S. 211.

23) S. o. S. 201.

Wunder, das erst später in den geordneteren Zuständen der karolingischen Zeit etwas mehr außer Uebung kam, sehr häufig ungemein natürlich zu. Wenn z. B. der heilige Columban geradezu in ein Gefängniß drang, das Niemand vor dem heiligen Manne zu verschließen wagte, und dem Gefangenwärter befahl die Fesseln der Gefangenen zu lösen, was dieser auch in andächtigem Gehorsam und ohne auf die Sicherheit seines eigenen Kopfes Rücksicht zu nehmen that, so erschien den Gefangenen und dem Volke die Art der Befreiung, die Lösung der schweren Ketten in einem Augenblicke, als das Wunder, während uns dieser Muth und dieser Gehorsam als das wahre Wunder erscheint.[24] Aber sehr häufig wirkte auch nur ihr Wort und Gebet, ohne daß sie selbst Hand anlegten, und den Gefangenen fielen die Fesseln von selbst ab, worauf sie dann gewöhnlich sowohl aus Dank für ihre Rettung als auch um den Ansprüchen der weltlichen Gewalthaber zu entgehen, die sich meist nicht mit dem einmaligen Wunder begnügten, der Kirche zueilten. Dann verstand es der heilige Mann oder die Kirche, wie sie wußten, sie weiter zu schützen und nöthigenfalls durch noch größere Wunderzeichen die Zufriedenheit Gottes mit dem ersten zu erhärten.[25]

Zu eigenem Nutzen, der zugleich dann auch der der Sache Gottes war, oder zum Nutzen anderer stand ihnen die unbegrenzteste Macht über alle Vorgänge und Kräfte der elementaren Natur zu Gebote. Sie konnten wie die verklärten Heiligen Regen und Sonnenschein geben, dem Hagel und Ungewitter wehren, Meeressturm beschwichtigen; sie beschädigte kein Blitz, keine Schloße that ihnen weh, ja selbst die Regentropfen wichen ehrerbietig vor ihnen aus und ließen sie trockenen Fußes gehen, während ihre weniger heiligen Begleiter naß wurden. Ihre Anwesenheit in einer Gegend war wie ein sicheres Pfand des göttlichen Segens, der nach der Sündfluth der Erde und den Menschen, die sich von ihren Früchten ernährten, zu Theil wurde[26]), und nur den schweren

---

24) Jonae Vit. St. Columb. Abb. l. c. 34; einer der instructivsten Fälle, um einzusehen, wie das Walten der lebendigen Heiligen in gewissen Umständen zu einer vollkommenen Auflösung aller bürgerlichen Ordnung führte. Freilich war dieselbe so beschaffen, daß sie auch nichts Besseres verdiente, als ihren möglichst schnellen Untergang.

25) S. o S. 211 u. f.

26) S. o. S. 217 u. f.

Sünden der Menschen war es zuzuschreiben, daß dieser Segen so oft verscherzt wurde.[27])

Thierwelt. Auch die Thiere des Feldes und des Waldes erkannten ihre Kraft an und beugten sich der Macht ihres Schöpfers, die in ihnen so sichtbar wirkte. Aber auch sie verschmähten es nicht, die Creatur Gottes in den Thieren zu ehren, wie der heilige Martinus nicht verschmäht hatte, einen Hasen zu retten[28]), wie andere Heilige, die im Walde lebten, mit den Vögeln in einem herzlichen Verkehre standen.[29]) Zu ihnen kamen die Vögel des Himmels, auf die schon Gott selbst hingewiesen, geflogen und nahmen, weil sie selbst nicht säeten und erndeten, aus ihrer Hand ihre Nahrung, ein Wunder für die anderen Menschen, die die Vögel der Wildniß immer nur scheu vor den Menschen fliehen sahen. Aber auch die wilderen Thiere waren auf eine wunderbare Weise in ihre Hand gegeben: so befahl Columbanus einem Raben, einen gestohlenen Handschuh wieder zu bringen.[30]) So gebot derselbe Heilige einem hungrigen Bären von seinem Raube, einem feisten Hirsche, abzulassen, damit seine Haut zu Schuhen für die heiligen Eremiten in der Winterkälte der Vogesen diene.[31]) Von selbst verstand es sich, daß Wölfe, Bären und Schlangen den Heiligen Gottes nicht schaden, ja daß selbst die Hunde nicht bellen und beißen konnten, wenn sie es verboten.[32]) Ebenso war es nicht mehr als billig, daß Gott ihnen auf eine wunderbare Weise Nahrung, Kleidung und sonstige Bedürfnisse, die sich aus dem Leibe der Thiere ge-

27) S. o. l. c.

28) Dial. II, 9.

29) Am lieblichsten in der Vit. des Walarich, überhaupt eines der gemüthvollsten Männer, in denen so wie in einigen anderen das, was wir Natursinn nennen, auf eine wunderbare Weise durchbricht. Er wie viele andere gleichzeitige, bei denen man denselben Zug am stärksten entdeckte, waren Deutsche, s. darüber unten mehr. Vit. Walar. Mab. A. S. O. S. B. II, 81, 31. Dagegen ist der heilige Aemilianus, von dem das Gleiche erzählt wird, ein Provinziale († 536); sein Leben Vit. Patr. XII.

30) Vit. Col. l. c. 13, 25, wo Columban zugleich höchst charakteristisch den Raben an die alte Schuld seines Geschlechtes erinnert, daß er von Noah ausgeschickt nicht wieder zurückgekehrt sei.

31) l. c. 27.

32) Das erste Wunder dieser Art in der gallischen Legende, das dann öfters sich wiederholt, von St. Martin Dial. III, 3.

winnen lassen, durch sie zuschickte, während andere sich mühsam um ihren Fang plagen mußten.[33])

Strafgewalt.

Wenn selbst die wilden Thiere die Macht Gottes und die Weihe der Heiligen so respectirten, so war es für den Menschen eine Sünde, die ihn gewissermaßen unter das Thier erniedrigte, wenn er die Heiligen mit Thaten oder Worten beleidigte oder sich auch nur auf eine trotzige Weise ihren Befehlen widersetzte. Die furchtbarste Strafe konnte als nicht zu schwer für ein solches Vergehen angesehen werden, und die lebendigen Heiligen waren von Gott mit derselben Kraft Strafwunder zu thun, ausgerüstet, wie ihre verklärten Genossen im Himmel. Auch ließen es jene wie diese nicht bloß bei einer gelinden Strafe des Sünders bewenden, sondern sehr häufig folgte auf einen besonders starken Frevel ein unmittelbarer Tod, der den Sünder dann unfehlbar für alle Ewigkeit dem Teufel überlieferte.[34]) Es konnte immer noch als eine leichte Strafe betrachtet werden, wenn der Graf Hortensius von Clermont, der sich geweigert hatte, einen Gefangenen auf die inständigen Bitten des h. Quintianus loszugeben, durch den Fluch, den dieser auf ihn schleuderte, er selbst sammt allen Gliedern seiner Familie vom Fieber befallen wurde. Er starb doch nicht auf der Stelle und unbußfertig.[35]) Dagegen hatte der Fluch, den Eligius aussprach, als Jemand von ihm einen Wald begehrte, der nach der Meinung des Heiligen seiner Kirche gehörte, die Wirkung, daß der trotzige Forderer auf der Stelle wie vom Blitze getroffen tot niederstürzte, wie so häufig in ähnlichen Fällen.[36]) Selten hatte ein lebendiger oder toter Heiliger so viel Humor, um eine freilich geringe Beleidigung so zu rächen, wie es derselbe heilige Eligius nach seinem Tode that, indem er einen faulen Arbeiter in den

33) Am häufigsten durch Fische. Um den Typus solcher Wunder kennen zu lernen, genügt es auf Vit. Columb. l. c. 10, 18 und Vit. St. Filibert. Act. St. 20. Aug. Cap. 31 zu verweisen.

34) S. o. S. 190.

35) Vit. Patr. IV, 3. St. Quintian erscheint durchweg als einer der strengsten und leidenschaftlich-herbsten Kirchenfürsten.

36) Audoen. V. El. II, 10. Audoenus leitet den Vorgang mit den Worten ein: Sed neque illud silendum puto, eo quo lectores auditoresque ad studium humilitatis invitare confido, ut ne aliquando improbi quique praesumant contra sanctos viros verba procacia incaute proferre.

Weingärten seiner Kirche, der sich laut freute, daß sein strenger Arbeitsherr tot sei, bloß mit einer tüchtigen Tracht Schläge bestrafte, zum Zeichen, daß ein Heiliger nie stürbe.[37]) Auch konnte sich der Mann, dem der heilige Germanus ein Pferd unter der Bedingung geschenkt hatte, daß er es — zu seinem eigenen Nutzen, weil er sehr arm war — zu 15 Schillingen verkaufe, während er es zu 12 losschlug, noch sehr über die Gnade des Heiligen freuen, daß nur das Pferd fiel und er selbst weder am Leben noch an der Gesundheit gestraft wurde.[38]) Aus allen solchen unzähligen Vorgängen nahm sich das Volksbewußtsein nur heraus, daß Gott den besonders lieb haben müsse, dessen Worten so schnell die Strafe folgte, während die gewöhnlichen Drohworte der Menschen meist ohne Wirkung in den Wind verhallten.[39]) Denn der Zorn dieser Gerechten war ja deswegen so zu fürchten, weil man wußte, daß die volle Kraft des allmächtigen Herrn und Richters und Bestrafers der ganzen Welt in aller Fülle in ihnen wohnte.[40]) Es fiel auch Niemandem auf, daß in allen Erzählungen von dem Leben der Heiligen solche Fälle in großer Zahl vorkamen: sie gehörten ebenso sehr zur Bethätigung ihrer Wunderkraft für diese Menschen, wie die Heilung der Blinden und Lahmen, die Gaben an Freude und Genuß, die sie dem Menschen zukommen ließen.

Auftreten der Priester.

Umgeben von der Glorie des Amtes und der persönlichen Wunderkraft konnte ein demüthiger Priester glänzender einherziehen,

---

37) Ille (der cultor negligens vinearum ejus) utpote insolens et stultus, veniens die quadam ad eius tumbam, cum cachinno exprobrationis elato dixisse fertur: ecce qui minas mihi verborum pollicebaris, tu jam mortuus jaces, sed ego quidem adhuc consisto vivens. Post quae verba visum ei fuit adstitisse repente sanctum Eligium manu virgam gestantem et percussisse caput eius atque dixisse: Agnosce, serve nequam, quoniam non sum mortuus ut tu gloriaris, sed veraciter nunc vivo. V. El. II, 43. Zugleich überhaupt einer der wenigen humoristischen Züge, die in der damaligen Legende vorkommen, während sie später aus innern Gründen sehr häufig wurden, je mehr sich der Volksgeist mit den Heiligen gemüthlich vertraut machte.

38) V. St. Germ. Paris. l. c. II.

39) Quam carum hunc Deus haberet, cuius utique verbis tam celer in hominem ultio comitata est. Vit. El. l. c. II, 10.

40) Et ideo in tantum omnino metuenda est ira Justorum, quantum jam in iis omnipotentem Judicem et Dominum praesentialiter inesse cognoscimus. Vit. St. Walaric. Mab. II, 73, 28.

als der mächtigste König. Denn vor ihm, dem Kriegsfürsten des himmlischen Kaisers[41]), entflohen die bösen Geister. Umgeben von den Schaaren des himmlischen Heeres, den Engeln Gottes, die mit ihm wie mit einem ihres Gleichen verkehrten, und ihm zu besonderem Dienste von Gott zugeordnet waren, so daß sie oft in voller Rüstung mit dem Speer und dem Schwert in der Hand ihm gegen die bösen Geister oder andere Feinde zu Hülfe kamen, brauchte er freilich deren Wüthen nicht zu fürchten; die Teufel erschraken, wenn sie den Mann, der so oft über sie triumphirt hatte, nahen sahen, den Helden Gottes.[42]) Aber auch die Menschen mußten ehrfürchtig zu ihm hinauf schauen. Wenn er in ihre Mitte trat, beugten sich alle nieder, Vornehme wie Geringe begehrten seinen Segen, weil sie wußten, daß in ihm so große Kraft war, und es galt schon als ein Heil, sein Gewand oder gar seine Hand berührt und geküßt zu haben. Vor allen aber drängten sich die Armen, Kranken und Nothleidenden von allen Wegen herbei, um der Gnade theilhaftig zu werden, deren sie am meisten bedurften, und die gerade für sie nach der so unverholen sich kundgebenden Ansicht der Kirche am meisten bestimmt war und gerade ihnen am liebsten gewährt wurde. In der Mitte dieses Geleites der Elenden dieser Welt und der stolzesten Vertreter ihres Glanzes, die sich glücklich schätzen mußten, wenn sie den zweiten Platz nach den Armen und Ausgestoßenen einnehmen durften, glich der demüthige Diener Gottes seinem Vorbilde, dem Sohne des Menschen, als dieser gleichfalls umgeben von unzähligen Nothleidenden auf der Erde wandelte.

Es galt schon als ein großes Heil, wenn ein solcher Mann das Haus eines gewöhnlichen, d. h. nicht heiligen oder nicht geweihten Menschen zu betreten würdigte, gleichviel ob es der königliche Palast oder die Hütte eines Armen war. Ja es mußten sich die Paläste der Hohen dieser Erde noch vielmehr durch den Besuch des Gesalbten des Herrn geehrt fühlen, denn er sollte am liebsten unter seinen eigentlichen Kindern, den Armen, weilen. Es war schon ein Glück, ihn nur von ferne gesehen zu haben, denn so weit ihn das Auge sehen konnte und noch viel weiter strömte von

41) Dux coelestis Imperatoris, ein öfter gebrauchtes Epitheton.

42) Vir sanctus, Athleta Dei, das gewöhnliche Epitheton eines Heiligen.

ihm jene wunderthätige Kraft aus, die sich in seiner nächsten Nähe freilich immer mehr verstärkte, aber auch auf die Ferne, soweit sein Auge und seine Stimme reichte, wirkte.[43])

Alles zusammen aber in der Erscheinung eines solchen Fürsten der Kirche wirkte so mächtig auf die Anschauung der Zeit, daß es unbedingt als die höchste Ehre galt, die irgend Jemandem zu Theil werden konnte, wenn er sich würdig machte, die bischöflichen Infuln zu tragen; daß der König der Franken in aller seiner Herrlichkeit doch nicht herrlicher erschien als ein Bischof, und daß ein Bischof es selbst als den schwersten Fluch aussprechen konnte über ein ganzes Geschlecht, das sich durch Verachtung seiner Befehle seinen Zorn zugezogen hatte: aus diesem Hause soll niemals ein Bischof hervorgehen. Damit war ihm die wahre Krone irdischer Ehre und zugleich die unendliche Aussicht auf eine wirksame Vertretung im Jenseits, wenn eines seiner Glieder als ein Heiliger Gottes dort kräftige Fürbitte, zunächst wie billig für seine Familie, einlegte, für immer entzogen.[44]) Es gab keine vornehme Familie in Gallien, die nicht nach diesem doppelten Vortheil mit allem Eifer getrachtet hätte. So erschien zu König Chilperichs Zeit dem vornehmsten Manne des fränkischen Reiches, Guntchramm,

---

43) Am anschaulichsten erhält man einen Begriff von dem Zuströmen der Armen zu jedem Ausgange eines heiligen Mannes und Bischofs, nebst der Art, wie ein solcher würdig mit ihnen verkehrte, und ihnen, wie es immer nach der Ansicht der Kirche verbunden gedacht werden mußte, neben leiblichem auch zugleich geistlichen Trost spendete, aus Vit. Arnulfi A. S. O. S. B. II, 144, 18: Tunc sanctus vir — a palatio egreditur (um nach Metz zurückzukehren) et ecce reperit pro foribus claudorum, caecorum atque universorum pauperum, viduarum et orphanorum pene innumeram multitudinem adstantem. Cumque eum vidissent, omnes vociferare coeperunt dicentes: O sancte Pastor, cur nos miseros derelinquis? aut quis miserebitur nostri? aut quis tribuit nobis victum et vestitum? Nam te amoto moriemur omnes, nuditate atque fame consumpti. Obsecramus pro Christo ne nos derelinquas. Tum ille lacrimans, blanda voce eos alloquens dixit: Dabit Deus vobis Pastorem qui vos pascat in miseratione et misericordia: vos autem primum quaerite regnum Dei sicut dicit Christus etc. Estote pacati in invicem, benigni, misericordes: ut dum ista nunc paupertate et miseria angusti, amici, in futuro vita regnare mereamini cum Christo. Siquidem et Lazarus mendicus in sinum Abrahae transportatus est ab Angelis etc.

44) Maledicta sit domus haec, et maledicti habitatores eius sempiternum etc. Quaeso, Domine, nunquam de hac generatione provehatur quisquam ad sacerdotium episcopale. V. Patr. IV, 3 (s. o. Anm. 35.).

als ihm eine glänzende weitere Laufbahn prophezeiht wurde, nichts glänzender darin, als daß sie sich nach den Worten der Prophetin, die hier freilich nicht auf Gottes Geheiß, sondern im Dienste des Teufels und darum auch zum Verderben des betrogenen Mannes die Zukunft enthüllte, mit der bischöflichen Mitra von Tours enden sollte.[45])

Die Kirche selbst wirkte auf alle Weise, wie begreiflich, um diese Volksanschauung zu befestigen und zu stärken. Sie konnte es mit um so größerem Nachdruck und um so größerem Enthusiasmus, weil sie selbst aufs innigste von der Macht des heiligen Geistes, die durch die Weihe auf ihre Glieder kam, überzeugt war. Sie wußte, daß einst selbst ein böser und verderbter Mann, wie Kaiphas der hohe Priester des alten Bundes, von Gott, bloß weil auf ihm die Weihe des Priesterthums lag, mit der Gabe der Prophezeihung ausgerüstet worden war, warum sollten die frommen Diener des Herrn in seiner rechtgläubigen Kirche, deren Weihe an und für sich dieselbe, ja eigentlich noch eine höhere Kraft einwohnte, nicht dasselbe und noch mehr können? Warum sollte Gott ihnen die Wunderkraft versagt haben, wenn sie sie nur zu seiner Ehre und zur Ehre seiner Kirche anwandten?[46]) Freilich setzte die Kirche vorsichtig hinzu, wenn diese Geweihten Gottes ihr Amt würdig bewahrten; allein sie selbst nannte doch alle, die zu ihr gehörten, bloß weil sie mit diesem Stempel der Gnade bezeichnet waren, die Auserwählten des Herrn, das Volk Gottes, die Lieblinge Gottes und die Gesalbten des Herrn. Alles, was unmittelbar aus dem Priesteramte selbst folgte, die Gaben der Sacramente und die Gewalt zu lösen und zu binden, war jedem Geweihten anvertraut, gleichviel ob er zu den würdigen oder unwürdigen Gliedern des auserwählten Volkes gehörte.

---

45) Greg. T. H. V, 14.

46) Magna enim gratia est, si sacerdotium digne custodiatur in actu. Si enim homini impio ac persecutori — id est Caiphae — contulit — ut prophetiam mereretur — quanto magis timentibus Deum et sancte et pure sacerdotium custodientibus, tribui potest a majestate divina ut etiam prosit cum oratione visitatio sacerdotis et plerumque conferat praesidium sola eulogiarum porrectio ejus ex manu. Glor. Conf. 31.

Fünfunddreißigstes Capitel.

Die Forderungen des Volkes an die persönliche Tüchtigkeit des Priesters und ihre Erfüllung in der ersten Zeit nach der Bekehrung der Franken.

So geneigt nun auch das Volk war, die höheren Gnadengaben, welche durch die Weihe des Amtes auf dem Priester ruhten, im vollsten Umfang anzuerkennen, so sehr bestand es doch darauf, daß das priesterliche Amt würdig verwaltet werde.[1] Denn wenn es auch den Anschein hatte, als sei dem Priester kraft des übernatürlichen Ansehens, in welchem sein Amt stand, alles erlaubt zu thun, was er sich selbst zu erlauben getraute, so hielt doch das Volk mit unerschütterlicher Festigkeit an dem Grundsatze, daß nur da die wunderthätige Kraft des Priesterthums zum Vorschein kommen könne, wo sich mit der Weihe des Amtes eine große persönliche Tüchtigkeit in einem ganz specifisch fixirten Sinne verband.

Ein stereotyper Canon hatte sich in dem Volksinstinct dafür schon lange herausgebildet. Man verlangte zwar nicht überall eminente Eigenschaften in eminenter Stärke, aber gewisse Eigenschaften mußten überall bis zu einem gewissen Grade vorhanden sein. Sie fielen im wesentlichen mit den Forderungen zusammen, welche die Kirche selbst an die sittliche Tüchtigkeit ihrer Priester richtete; nur verlangte die Kirche daneben für ihre besondern Zwecke noch andere, auf welche die volksmäßige Anschauung nicht näher einging.

---

1) S. o. S. 377: „si digne custodiatur sacerdotium.“

Es verstand sich von selbst, daß alles das, was man im gewöhnlichen Sinne Sünde und Laster nannte, an dem Diener Gottes nicht gefunden werden durfte. Geschah es aber doch, daß er in eine offenbare Sünde fiel, so konnte sich die öffentliche Meinung im Volke nicht eher beruhigen, als bis den Verbrecher die ganze Schwere der kirchlichen Censur traf. Man sah es in allen solchen Fällen am liebsten, wenn ihn die Kirche sogleich aus ihrer Gemeinschaft ausschloß, und gewöhnlich willfahrteten die strenger gesinnten Kirchenhäupter dieser Forderung, trotz aller entgegenstehenden Rücksichten. Wenn dem sündigen Kleriker nur Kirchenstrafen auferlegt wurden, ohne daß man ihm seine Weihen entzog, so argwöhnte das Volk, trotz seiner Verehrung vor einzelnen Gliedern der Kirche und dem ganzen geistlichen Stande im allgemeinen, daß er aus durchaus tadelnswerthen Rücksichten geschont werde. Doch war die öffentliche Meinung in der Zeit, als die Franken sich bekehrten, durchaus eher zu der Annahme geneigt, daß jeder verbrecherische Priester von der Kirche selbst seine gebührende Strafe erhalte. Damit hing dann eine zweite für die Stellung der Kirche zum Volke noch wichtigere Annahme zusammen, daß überhaupt in der Kirche grobe Sünden selten begangen würden und daß jeder derartige Fall als eine Ausnahme von der Regel zu betrachten sei.

Brictius von Tours.

Wie reizbar die öffentliche Meinung war, wenn sie Grund hatte zu vermuthen, daß eine verbrecherische That eines Priesters von der kirchlichen Censur nicht gebührend geahndet worden sei, wie das Volk in einem solchen Falle sich sehr schnell bereit zeigte, auf eigene Hand Justiz zu üben, konnte die gallische Kirche dieser Zeit an verschiedenen Beispielen, vor allem aber an dem Geschicke eines sehr berühmten Kirchenfürsten, des Bischofs Brictius von Tours, absehen, und sie verstand es zu ihrem Glücke damals noch sich dadurch warnen zu lassen. Brictius, der Schüler und Nachfolger[2]) des heiligen Martinus, war im 31. Jahre seiner Amts-

2) Ausführlich erzählt von Gregor II, 1, aber so, daß der Erzähler selbst kein bestimmtes Urtheil über Schuld und Unschuld abgiebt, jedoch nicht an der Wunderkraft des feststehenden Heiligen, der noch dazu sein Vorgänger im Amte war, zweifelt, noch weniger an der Gültigkeit der päpstlichen Entscheidung, die ihn für unschuldig erklärt. Es ist dies zugleich ein interessanter Beleg für jenes ich möchte sagen stückweise Denken und Urtheilen, welches einen Grund-

führung, 428 nach Christi Geburt, angeschuldigt worden, das Gesetz der Keuschheit verletzt zu haben, nachdem er bis dahin ein untadelhaftes Leben geführt hatte, dem man nur ein mehr als herkömmliches Maß von geistlichem Hochmuth zum Vorwurf machen konnte. Da kein öffentlicher Ankläger gegen ihn auftrat, sondern es eben nur die allgemeine Stimme des Volkes war, die sich anklagend gegen ihn erhob, so gingen seine Amtsbrüder, die von dem Falle Notiz nahmen, nicht auf ein eigentliches Rechtsverfahren in den gewöhnlichen geistlichen Formen gegen ihn ein. Darauf erhob sich das Volk von Tours in furchtbarem Tumult, um den Sünder zu steinigen, und ließ sich selbst durch Wunder, welche der Bischof that, um seine Unschuld zu bezeugen, nicht beschwichtigen.[3]) Mit Mühe konnte er sein Leben retten, und floh nun nach Rom, um sich bei dem römischen Bischof, als dem obersten Richter aller Bischöfe, zu rechtfertigen. Obgleich ihm dies vollständig gelang, so war es ihm doch unmöglich, die Wiedereinsetzung in seiner Diöcese zu erwirken, bis zwei Bischöfe, welche das Volk an seiner Stelle gewählt hatte, schnell nach einander hinweg starben. Erst dadurch wurde die öffentliche Meinung wieder zu seinen Gunsten umgestimmt und er konnte nach Tours zurückkehren.

Ein würdiger Priester sollte aber nicht bloß alle Sünde im gewöhnlichen Sinne meiden, sondern auch eine Reihe von Anforderungen erfüllen, die man an einen gewöhnlichen Menschen nicht machen konnte. So weit solche Forderungen von der Kirche selbst

---

zug der mittelalterlichen Geisteshaltung bildet, aber uns moderne an systematisches Denken gewöhnte Menschen oft in eine Art von Verzweiflung setzen kann, bis man zur Einsicht in die innerliche Bedeutung der Schranken, die diese Erscheinung bedingen, vorgedrungen ist.

3) Das eine war das öfters vorkommende Wunder, daß das einen Monat alte Kind, die Frucht des verbotenen Umganges mit einer Wäscherin, herbeigeholt, und von ihm beschworen wurde, zu sagen, ob er sein Vater sei. Es antwortete: Non es tu pater meus. Aber als das Volk in ihn drang, es zu fragen, wer denn sein Vater sei, antwortete er: Non est hoc meum; quod ad me pertinuit, sollicitus fui. Tunc magicis haec artibus facta asseverantes exsurgunt contra eum illi. Dann that er noch ein anderes Wunder, was ebenfalls nicht befriedigte: projectis ante sepulchrum (s. Martini) prunis, vestimentum eius inustum apparuit: Sicut istud vestimentum ab his ignibus videtis illaesum, ita et corpus meum a mulieris coitu est impollutum. l. c. l.

ausgingen, hatte sie auch dafür zu sorgen, daß sie streng erfüllt wurden, und nöthigenfalls mit Strafen einzuschreiten. Im ganzen aber verlangte hier die öffentliche Meinung des Volkes mehr, als von dem Buchstaben der kirchlichen Gesetzgebung geboten wurde, auf welchen sich die Kirche ihrerseits beschränken mußte, wenn sie über die sittliche Haltung ihrer Diener ein Urtheil abzugeben hatte.

Der Priester sollte sich darnach z. B. nicht an schändlichen öffentlichen Lustbarkeiten betheiligen, d. h. an solchen, in denen die Kirche eine unmittelbare Fortsetzung oder einen Nachklang heidnischer Sitten erkannte, oder in denen Personen von verdächtigem Rufe oder von offenkundiger Ehrlosigkeit eine Rolle spielten. Er sollte allen verdächtigen Umgang mit den Frauen vermeiden, überhaupt sich desselben soviel enthalten, als dadurch nicht die Pflichten seiner Thätigkeit als Seelsorger beeinträchtigt wurden. Er sollte nicht jagen, nicht an den öffentlichen Spielen und Leibesübungen sich betheiligen, nicht weltlichen Gesang und weltliche Musik treiben, keine Waffen führen. Es waren ihm so eine Menge Dinge mit geringeren oder schwereren kirchlichen Strafen verboten, die jeder Weltliche ohne Bedenken innerhalb gewisser Schranken treiben durfte. Aber nach der Denkweise des Volkes ziemte es sich für den Priester überhaupt nicht, wenn er auch nur passiv an irgendwelchem lärmenden Ausbruch der Weltfreude oder an den üppigen Genüssen des Reichthums Theil nahm. Es wäre der höheren Geistlichkeit nach ihrer socialen Stellung gewiß selbst bei dem besten Willen unmöglich gewesen, sich ganz von der Berührung mit dem weltlichen Treiben und der weltlichen Pracht fern zu halten. Aber die öffentliche Meinung sah streng darauf, daß der Priester selbst an der Tafel des reichsten und vornehmsten Mannes seine Würde bewahre. Dazu gehörte vor allem, daß er die ihm dort gebotenen Genüsse so genoß, daß Jedermann erkennen mochte, wie er sie eigentlich verachte, und sich nur, um die Freude der anderen schwächeren Menschen nicht zu stören, herablasse zu essen und zu trinken und eine heitere Miene zu zeigen. So stand für jedes Lebensverhältniß ein gewisser typischer Canon des Benehmens fest, der dem Geistlichen allerdings einen viel größeren Zwang auferlegte, als ihn die positiven Satzungen der kirchlichen Disciplin hervorbringen konnten.

Wußte der Geistliche diese geforderte Haltung zu beobachten, so hatte er damit doch nur einen Theil von dem erfüllt, was zu der würdigen Verwaltung seines Amtes gehörte. Es war verhältnißmäßig auch der leichtere Theil seiner Pflichten, weil alles, was hierher gehörte, ohne schmerzliche Selbstüberwindung bloß durch fortgesetzte Aufmerksamkeit auf sich selbst und das Beispiel anderer erlernt werden konnte. Wollte aber ein Geistlicher Anspruch auf volle, andächtige Bewunderung haben, wie sie das Volk jedem Geistlichen unter gewissen Bedingungen entgegenzubringen gestimmt war, so mußte er in ganz besonderer Weise sich in den Bemühungen um die Abtötung der Sinnlichkeit auszeichnen. Es genügte dann nicht bloß, daß er sich vor allen sinnlichen Excessen hütete, daß er eine Reihe von Aeußerungen des sinnlichen Lebens, die jedem anderen Menschen unbedenklich gestattet waren, seinerseits als Excesse betrachtete und gänzlich vermied, sondern daß er auch innerhalb des noch erlaubten Kreißes sich durch eigene Willenskraft auf eine möglichst augenfällige Art beschränkte. Diese Zeit wußte sich selbst trotz ihres Christenthums kaum weniger vor groben sinnlichen Excessen zu hüten, als einst die wegen ihrer brutalen Sinnlichkeit so viel geschmähten Heiden[4]; aber eben darum verlangte sie von den Männern, vor denen sie Ehrfurcht haben sollte, um so strengere Entsagung. Seit uralten Zeiten waren die Formen dafür in der Kirche hergebracht, und jeder, der in sich die Kraft oder den Ehrgeiz fühlte, solchen Forderungen des Volkes gerecht zu werden, hatte auch hier nichts weiter zu thun, als die vorhandenen Muster so gut als möglich nachzuahmen. Denn auch auf diesem Gebiete war der Kirche alle Productivität abhanden gekommen, und man bewegte sich wie anderwärts in den schon lange gefundenen Formen mit größerer oder geringerer Virtuosität. —

Das Volk sah mit größter Befriedigung an den Dienern des Herrn blasse, von Thränen und Nachtwachen gefurchte Wangen, von Hunger und Durst abgezehrte Glieder, von Geiselschlägen blutende oder mit Schwielen bedeckte Nacken. Es erfreute sich an den mancherlei Martern, welche sich Mönche und Anachoreten mit besonderer Virtuosität anzuthun wußten. Wenn sie ihre Glieder mit Ketten beschwerten, ungeheure Steine sich auf die Brust

4) Dieser Causelnexus ist wohl einleuchtend.

legten, bis sie Blut auswarfen, auf spitzigen Steinen schliefen, so war dies alles dem Volke nicht zu viel. Ja selbst die Säulenheiligen einer früheren Zeit und einer anderen Localität hätten jetzt bei ihm noch Gnade gefunden, wenn nicht die Kirche selbst gerade gegen diese Art von Schaustellung der Askese traditionell Bedenken gehabt und gegen die Versuche, das Volk damit zu erbauen, mit großer Rücksichtslosigkeit eingeschritten wäre, wie sie denn überhaupt auf diese ganze kirchlich-volksthümliche Richtung des frommen geistlichen Lebens immer ein sehr wachsames Auge hielt und alle etwaigen Neuerungen durchaus als Eingebungen des geistlichen Hochmuths anzusehen geneigt war, während das Volk immer nach neuen und gröberen Ergötzlichkeiten seiner andächtigen Gesinnung drängte.[5] Doch war auch die Kirche insoweit abhängig von der herkömmlichen christlichen Ansicht über die Verdienstlichkeit der Askese, wenn sie sich nur in den herkömmlich berechtigten Formen hervorthat, daß sie jeden, der sich darin auszeichnete, schon deshalb, ganz abgesehen von seinen sonstigen Eigenschaften, mit besonderer Ehrfurcht betrachtete, und darin einen sehr gewichtigen Anspruch auf die Gnade Gottes und auch auf ihre Bethätigung im Diesseits durch die dem Asketen verliehene Kraft der Wunderzeichen begründet fand, vorausgesetzt, daß nicht sein ganzes Betragen gegen seine Standesgenossen bei diesen den Argwohn erweckte, daß nicht die Frömmigkeit, sondern geistlicher Hochmuth die Triebfeder solches Thuns sei.[6]

Es verstand sich von selbst, daß man auch in der Ausübung der eigentlichen Amtsgeschäfte von dem Priester etwas über das Maß der bloßen Pflichterfüllung Hinausgehendes verlangte, wenn er wirklich in den Seelen der Menschen herrschen und sie mit dem andächtigen Glauben an seine besondere geistige Weihe, oder was damit zuletzt identisch war, an seine echte Heiligkeit erfüllen wollte. Auch hierfür stand alles typisch fest, und als Maßstab der individuellen Tüchtigkeit und des darauf gegründeten Einflusses auf das Volk galt auch hier nur die Virtuosität, mit welcher sich der einzelne Priester vor der gewöhnlichen Masse auszuzeichnen wußte, ohne doch über die traditionelle Regelrichtigkeit des

5) Sehr merkwürdige Beispiele davon werden unten erwähnt werden.
6) S. o. S. 380.

allgemein kirchlichen Wesens durch willkürliches Auftreten hinauszugehen.

Gewiß war es unter dieser Haltung des Volksbewußtseins keine leichte Aufgabe, das Priesteramt im eminenten Sinne würdig zu verwalten. Doch vermochte die gallische Kirche zu der Zeit, als die Franken in sie eintraten, in einer großen Anzahl ihrer Angehörigen dem Volksideale vollständig Genüge zu leisten. Eine stattliche Reihe von heiligen Wunderthätern saß damals auf den bischöflichen Stühlen des Landes, und von da aus ging Zucht und Leben über die von ihnen unmittelbar abhängigen Kreiße der Kirche. Wenn auch nicht alles in der Kirche so stand, wie es hätte stehen sollen, so schaute das Volk doch mit größter Befriedigung zu jenen unantastbaren Vorbildern hinauf. Der Glanz, der von ihnen ausging, genügte vollkommen, um die mancherlei Schäden innerhalb der Kirche den Augen des Volkes zu verbergen.

Heilige der ersten fränkischen Zeit.

Eine Kirche, welche Bischöfe, wie Remigius von Rheims, Modestus von Arras, Patricius von Bayeux, Präsidius von Mans, Medardus von Noyon, Gildardus von Rouen, Heraclius von Sens, Modestus von Senlis, Eleutherius von Tournay, Camelianus von Troyes, Auspicius von Toul, Principius von Soissons, Melanius von Rennes und eine ganze Menge heiliger Mönche und Anachoreten aufweisen konnte, durfte wohl selbst mit einigem Stolze auf sich sehen, und das Volk fühlte in dem Besitze so vieler heiligen Männer in gewisser Art auch sein eigenes christliches Verdienst, hauptsächlich seine strenge Rechtgläubigkeit, aufs beste belohnt. Auch in der nächsten Zeit brachte die gallische Kirche Bischöfe, Priester und Mönche hervor, die an Wunderkraft, folglich auch an den dazu nöthigen sittlich-praktischen Vorbedingungen, den älteren Heiligen nicht nachstanden. Ihre Wunder waren eben so kräftig und eben so zahlreich, wie die ihrer Vorgänger, sie verstanden es eben so wie diese, mit der Macht ihrer Wunder das Volk zu erbauen und zu erschüttern, oder wenn es Noth that, zu erschrecken und zu strafen; die Kirchen und Klöster, die sie errichteten, waren wenigstens eben so prächtig, wie die, welche vor ihrer Zeit gegründet worden, in den Werken der Barmherzigkeit, in der Strenge der Askese, in der Würde ihres persönlichen Auftretens mußten sie selbst von denen, welche jene ältere Generation

von Heiligen mit eigenen Augen gesehen hatten, als ihre durchaus ebenbürtigen Nachfolger anerkannt werden. Jetzt, wo die ganze gallische Kirche sich auch äußerlich wieder als Einheit ansehen durfte, wo die Westgothen fast aus allen ihren Besitzungen nördlich der Pyrenäen verdrängt, die Burgunden vernichtet, die seit alter Zeit im christlichen Sinne so reich gesegneten Landschaften im Südosten den Ostgothen entrissen waren, strömte aus allen diesen durch äußere Gewalt so lange entfremdeten Gliedern das Blut wieder freudig zu dem Herzen hin. Alle die Heiligen und Märtirer, die in jenen Landestheilen unter den schwierigsten Verhältnissen den echt kirchlichen Geist, der selbstverständlich mit der katholischen Rechtgläubigkeit zusammenfiel, zu erhalten gewußt hatten, gehörten jetzt wieder ganz zu dem lebendigen Leib der gallischen Kirche. Darum war es auch natürlich, daß jetzt die Zahl der lebenden Heiligen in der gallischen Kirche außerordentlich wuchs. So waren z. B. auf einer einzigen gallischen Landessynode, dem sogenannten dritten Concil von Orleans, im Jahre 538 unter den dort versammelten 19 Bischöfen nicht weniger als 12, denen das Prädicat „heilig" von ihren Zeitgenossen gegeben wurde: Lupus von Lyon, Pantagathus von Vienne, Leo von Sens, Lauto von Coutances, Eleutherius von Auxerre, Albinus von Angers, Agricola von Chalons s. Saone, Gregorius von Langres, Gallus von Clermont, Arcadius von Bourges, Agrippinus von Autun, Flavius von Rouen.[7]) Die meisten dieser Heiligen würden in einer früheren Zeit der eigentlichen gallischen Kirche nicht angehört haben, weil sie nach ihren bischöflichen Sitzen und größtentheils auch nach ihrer persönlichen Abstammung den Landestheilen zufielen, die bis vor kurzem unter der Herrschaft der Ketzer standen. Jetzt aber repräsentirte ein Lupus von Lyon, ein Pantagathus von Vienne, ein Gallus von Clermont, ein Arcadius von Bourges ebenso gut die eigentliche gallische Kirche und die in ihr lebende Kraft der Heiligkeit, als ein Leo von Sens oder ein Lauto von Coutances. In dem erhebenden Gefühle, welches durch diese außerordentliche Vermehrung der Zahl der heiligen Männer in der Landes-

---

7) Die neun ersten finden sich als allgemein anerkannte Heilige auch in das Martyrol. Roman. eingetragen. Die drei letzten sind wenigstens Diöcesan-Heilige; cf. Coint. ad ann. 538. Nr. LXVIII.

kirche über die Kirche und das Volk selbst sich verbreitete, wurde auf eine sehr begreifliche Weise ganz übersehen, daß sich jetzt der Umfang des Gebietes, auf welches sich der Begriff gallische Kirche im eigentlichen Sinne erstreckte, fast verdreifacht hatte, daß also, wenn man genau statistisch hätte verfahren wollen, die Zahl der Heiligen um das Dreifache hätte zunehmen müssen, um nur dieselbe Verhältnißzahl wie früher zu geben.

Es war etwas ganz Gewöhnliches, daß diese heiligen Männer ihre eigene Unwürdigkeit im Vergleich mit ihren verklärten Vorgängern bekannten. Dies pflegte regelmäßig in Verbindung mit den bittersten Klagen über den Verfall der Kirche im allgemeinen, über das Wachsen des Unglaubens und der Gottlosigkeit zu geschehen. Allein gerade so hatten schon ihre Vorgänger gesprochen, die der Gegenwart als unerreichbare Ideale galten. Das Volk erbaute sich auch nur an solchen Aeußerungen. Sie galten als der deutlichste Beweis einer der geforderten christlichen oder priesterlichen Haupttugenden, der echten Demuth.[8] So mochten die heiligen Männer selbst ihre Werke und ihre Gnade bei Gott so gering als möglich anschlagen, wenn nur die Christenheit in dem festen Vertrauen lebte, daß sie in ihnen dieselben Unterpfänder der fortwährend wirkenden göttlichen Gnade besaß, wie sie einst die Vorzeit an ihren Heiligen besessen hatte.

Wie es zu dem volksmäßig-kirchlichen Bilde eines vollkommenen Bischofs gehörte, daß er sich mit Bitten und Betheuerungen, mit Thränen und Selbstanklagen gegen die ihm angetragene und meist von ihm innerlich eifrigst erstrebte Ehre wehrte, aber doch endlich, wenn er das Volk mit solchem demüthigen Bezeigen höchlichst erbaut hatte, die schwere Last auf seine Schultern nahm, und es nun für einen Schimpf gehalten haben würde, wenn er sich ihr nicht gewachsen gezeigt hätte, so verwahrten sich auch sonst die nach der öffentlichen Meinung für heilig geachteten Männer mit aller möglichen Energie in Worten gegen das Vertrauen, welches ihnen von dem christlichen Volke entgegengebracht wurde, aber keiner nahm Anstand, sobald sich eine Gelegenheit zum Handeln, zur thatsächlichen Erprobung der in ihm gläubig anerkannten Wunderkraft fand, Wunderwerke zu vollbringen, die doch nach

8) S. o. Cap. XXXIII.

seinem eigenen Urtheil über sich selbst viel zu schwer für seine Kräfte hätten sein müssen. —

Festhaltung des alten Typus in diesen Heiligen.

Für eine unparteiische geschichtliche Betrachtung ergiebt sich, daß die spätere Generation der gallischen Heiligen, die nicht mehr in die Zeit der ersten Massenbekehrungen der Deutschen hineinreicht, in der That den Vergleich mit ihren Vorgängern nicht scheuen darf. Im Wesen glichen sie denselben durchweg: ihre Vorzüge wie ihre eigenthümliche geistige und sittliche Beschränkung war auch auf sie übergegangen. Nur trat bei ihnen jene praktische Richtung des kirchlichen Geistes in Gallien [9]) noch entschiedener hervor, obwohl auch sie getreu dem kirchlichen Herkommen die Bedeutung der kirchlichen Gelehrsamkeit und theoretischen Bildung vollständig anerkannten, und ihre Klagen, daß die Gegenwart in dieser Beziehung sehr hinter der Vergangenheit zurückstehe, nicht bloß an sich gegründet, sondern auch ernstlicher gemeint waren, wie ihre sonstigen Selbstanklagen.

Für die nächste Aufgabe der Kirche in Gallien entsprang aus ihrer immer merkbareren Abkehr von der theoretisch-wissenschaftlichen Arbeit kein Nachtheil. Ihre geistige Ueberlegenheit konnte sie sich auch bei geringerer Gelehrsamkeit nach innen und außen wahren, und das Volk dieser Zeit war nicht dazu geschaffen um zu bemerken, daß die verehrten Kirchenhäupter der Gegenwart weniger gebildet waren, als die der Vergangenheit. Ihm galten sie noch immer als die Besitzer eines unerschöpflichen Schatzes von Wissen und Können, und es freute sich auch dieses Vorzuges seiner Lehrer und Priester um so gläubiger, je geringere Neigung und Fähigkeit man in sich selbst wahrnahm, es ihnen hierin gleich zu thun. [10])

Ueberblickt man die Verhältnisse, in denen sich die Thätigkeit der bedeutendsten Vertreter dieser Periode der gallischen Kirche bewegte und nach denen sie sich naturgemäß gestaltete, so wird es begreiflich, wie sie selbst bei dem besten Willen sich auch hierin auf dem Niveau der älteren Zeit zu halten, die gelehrten Anforderungen immer mehr herunterspannen mußten, um nur den immer energischer herantretenden praktischen Forderungen gerecht zu werden.

---

9) S. o. S. 17 u. f.
10) S. o. S. 328 u. f.

Denn es läßt sich deutlich bemerken, wie die neuen Verhältnisse aller Art, besonders die losere Art des Staatswesens, welche fast unmittelbar von den letzten Occupationen der Franken in Gallien batirt, die Kirchenfürsten noch in ganz anderer Weise nöthigten, alle Geisteskraft auf das eigentliche Handeln zu werfen; wie jetzt mehr als je sowohl für den Bestand der Kirche im engeren Sinne als auch für ihren Einfluß auf das Volk und für das Volk selbst alles darauf ankam, daß die berufenen Vertreter der Kirche alle beschauliche Versenkung in das ruhig beschlossene Gebiet des Wissens aufgaben, um in jedem Augenblicke der Anforderungen zum Einsetzen ihrer ganzen Charakterstärke im Thun gewärtig sein zu können. Daher zeichneten sich diejenigen heiligen Männer, welche nun die Kirche am meisten förderten und auch von der öffentlichen Meinung mit richtigem Instinct am meisten hervorgehoben wurden, eher durch alles andere, als durch gelehrte Neigungen und Verdienste aus. Es waren durchaus praktische und fortwährend im eigentlichen Handeln beschäftigte Naturen, die nur selten einmal einen Augenblick des Ausruhens zur Contemplation, aber nie eine zusammenhängende Muße zum Lernen, Forschen und Schreiben fanden.

Nicetius von Trier.

Ein Mann, wie der heilige Nicetius von Trier, bedurfte sowohl für sein eigenes Naturell wie für die Aufgaben, die ihm von außen her gestellt waren, ganz anderer Gaben und einer anderen Schule, als die ihm durch die theoretische Bildung und kirchliche Wissenschaft gewährt werden konnten. Eine Natur, die sich mit stetiger Energie bloß auf die Bekämpfung der Sünde und der Ungerechtigkeit in dem eigenen Innern und in der Welt wandte, konnte sich nicht mit theoretischem Lernen, Forschen und Untersuchen beschäftigen. Daher weiß sein Biograph aus seiner Jugendzeit nichts von Studiren und Contempliren zu erzählen, womit wohl in einer anderen Zeit die Laufbahn eines Heiligen zu beginnen pflegte, sondern von seinem thatkräftigen Ringen mit seiner sündhaften Natur, die er durch die Kunstgriffe der strengsten Askese bändigte. Da er seine Schule in einem Kloster durchmachte, so läßt sich denken, daß neben der eigentlichen Askese auch das vorzugsweise in dieser praktisch gearteten Periode empfohlene und geübte Mittel der harten körperlichen Arbeit von ihm in seinem Kampfe gegen die Verlockungen der Sinnlichkeit angewandt

worden sei.[11]) Als er dann später zum Abt erhoben wurde, wachte er in demselben Sinne, in welchem er an oder gegen sich selbst zu arbeiten pflegte, auch über seine Untergebenen. Wie er selbst nie ein unnützes Wort sprach, weil er nie Zeit zu einem unnützen Gedanken hatte, so sollten auch seine Mönche nur dann reden, wenn sie zugleich für die Sache Gottes handelten. Darauf wurde ihm, weil er sich durch seine praktische Tüchtigkeit so sehr hervorthat, die Würde eines Metropolitans in der Stadt Trier gegeben, die einst das Centrum der römisch-christlichen Cultur in den nordöstlichen gallischen Landschaften gewesen, damals aber fast nur noch ein Trümmerhaufen in der Mitte einer überwiegend heidnisch-barbarischen Bevölkerung war.

Gleich sein erstes Auftreten in Trier gab dem christlichen Volke seiner Diöcese die sicherste Bürgschaft, daß der Geist der unerschrockenen Liebe zu den unterdrückten oder überhaupt zu den niederen Ständen, die Eigenschaft, welche die Masse des Volkes begreiflich am höchsten schätzte, bei ihm in außerordentlicher Kraft lebte.[12]) Als einer der ersten Kirchenfürsten des Landes und persönlich wohl angesehen bei dem fränkischen König, ward er von einem zahlreichen Gefolge vornehmer Franken zu seiner künftigen Wohnstätte geleitet. Der Zug war am Abend bis in die Nähe der Stadt Trier gekommen und machte dort Halt, weil er am Morgen mit allem weltlichen und geistlichen Prunke in Trier empfangen werden sollte. Für die zahlreiche Gesellschaft wurden Zelte zum Uebernachten aufgeschlagen, und da rings herum grüne Saatfelder waren, die den ärmeren Bürgern der Stadt gehörten, so ließen die Begleiter des heiligen Mannes ihre Rosse in sie hineintreiben, um sich an ihnen gütlich zu thun. Nicetius aber drohte sogleich mit der furchtbarsten Kirchenstrafe, der Excommunication, wenn sie ihre Thiere nicht augenblicklich entfernten, zu großer Verwunderung der Bedrohten, die sich Aehnliches gegen die Aermeren allenthalben herauszunehmen pflegten.

Dieselbe rücksichtslose Strenge, die er hier gegen den leichtsinnigen Uebermuth der adelichen Jugend bewiesen, bewies er dann

11) Wie es von einem anderen Heiligen Vit. Patr. VIII, 1 heißt: cum reliquis famulis manu propria laborabat, intelligens commotiones corporeas non aliter nisi laboribus et aerumnis opprimi posse.

12) S. o. Cap. XXXIII.

in seiner Amtsführung gegen Jeden, der sich durch seine weltliche Stellung, durch Vornehmheit oder Reichthum vor den Anforderungen der christlich-kirchlichen Sittlichkeit geschützt hielt. Seinem gewaltigen Wahlspruche treu: „Mit Freuden sterbe ich für das Recht," kehrte er unermüdlich die schärfsten Seiten seines Wesens gerade gegen die hochgebornen Sünder, und kümmerte sich um alle Gefahren, die daraus nach der Art der Zeit ihm entspringen mußten, nicht das geringste. Als er einst die Messe las und der König Theodebert I., sein Landesherr, umgeben von einem glänzenden Hofstaat, in die Kirche trat, da unterbrach er augenblicklich die heiligen Gebete, und befahl mit lauter Stimme allen Gebannten die Kirche zu räumen. Es gab unter dem Gefolge des Königs Viele, die sich aus verschiedenen Ursachen den Bann des heiligen Mannes zugezogen hatten. Darauf erfolgte ein erschütternder Auftritt, denn das Wort des Bischofs wirkte so mächtig auf das versammelte Volk, daß ein junger Mensch plötzlich von Krämpfen ergriffen wurde und in seiner Exaltation den König selbst einen Ehebrecher und todeswürdigen Sünder nannte. Dieser Zwischenfall, der als ein echtes Wunder angesehen wurde, brach die Herzenshärtigkeit der weltlichen Herren wenigstens in diesem Moment, und der Bischof triumphirte und mit ihm das Volk über die Stolzen dieser Erde.

Aber auch gegen den viel gewaltthätigeren Chlotar I., der später Landesherr von Trier wurde, blieb er seinem Wahlspruch getreu. Chlotar vertrieb ihn von seiner Stadt und Kirche, er aber ging ungebeugten Muthes mit einem einzigen Diaconus in die Fremde. Das Volk erklärte sich seinen freudigen Muth durch eine himmlische Offenbarung, die ihm das baldige Ende dieser Trübsal angezeigt habe. Wirklich starb Chlotar sehr kurze Zeit darnach und sein Sohn Sigibert gab dem Bischof die glänzendste Genugthuung.[13])

Gefahren zu Lande, Gefahren zu Wasser, Gefahren durch böse Menschen aller Art, von Fürsten und Königen hatte er sein ganzes Leben lang ertragen, aber auch nicht einen Augenblick in

13) Das Vorige ist im wesentlichen nach der sehr guten, wenn auch nur kurzen Hauptquelle, die wir über das Leben des Nicetius haben, nach der Erzählung seines Schülers und Freundes, des heiligen Abtes Aredius, Vit. Patr. XVII., dargestellt.

seiner Thätigkeit nachgelassen. Darum war und blieb er einer der größten Wunderthäter in dieser Zeit. Besonders charakteristisch ist es, daß er das Wunder der Befreiung von Gefangenen besonders häufig im Leben und nach seinem Tode vollbrachte.[14]) Seine populäre Thatkraft trat hierin dem Volksbewußtsein in concentrirter Plastik entgegen.

Quintianus.

Aehnlich den anderen Heiligen dieser Zeit trat der heißblütige Afrikaner Quintianus, zuletzt nach einem vielbewegten Lebenslauf Bischof von Clermont, der Verderbtheit der Welt und besonders dem Uebermuth und dem Trotz der Vornehmen in fortwährender Thatbereitschaft entgegen.[15]) Als der mächtigste Mann in Clermont, der Graf des Ortes, Hortensius, einen geringeren Mann widerrechtlich gefangen hielt, schreckte er ihn durch den furchtbarsten Fluch, den er nicht bloß auf den Grafen selbst, sondern auch auf sein ganzes Haus herabrief.[16]) Auch dem fränkischen König Theodorich I., der in einem der vielen inneren Kriege unter dem Geschlechte Chlodwigs die Auvergne verheerte und Clermont belagerte, trat er ganz in der alten Weise der heiligen gallischen Bischöfe gegenüber, die meist an der Spitze ihres Volkes ihre Städte gegen die heranstürmenden Heiden und Barbaren zugleich mit geistlichen und weltlichen Waffen vertheidigt hatten.[17]) Er brachte es durch seinen eigenen Muth dahin, daß die Bevölkerung trotz der Uebermacht und der Drohungen der Feinde sich bis aufs äußerste vertheidigte, und endlich mußte sich der König durch ein Wunder des heiligen Mannes überwältigt bekennen und reuig und demüthig abziehen.

Gallus von Clermont.

Auch für eine andere Art von thatkräftigem Muthe war die Zeit sehr geschaffen und das christliche Volksbewußtsein sehr empfänglich. Als der heilige Gallus, später Bischof von Clermont, in Cöln, wo es noch sehr viele Heiden gab, mit eigener Hand Feuer in einen heidnischen Tempel warf, erhob sich das heidnische Volk gegen ihn und wollte ihn ermorden. Auch rettete ihn nicht

---

14) S. oben, wo diese Kategorie der Wunder ausführlicher erörtert wurde.

15) Daß Quintianus aus Afrika war, bezeugt Vit. Patr. IV., wo zugleich seine Lebensgeschichte gegeben wird, aber seine ganze kirchliche Laufbahn fällt nach Gallien. Erst war er Bischof von Rhodes, dann von Clermont.

16) S. o. Cap. XXXIII.

17) S. o. Bd. I. Cap. VII.

sowohl der Schutz des zufällig in der Stadt anwesenden Königs Theodorich I., der sein großer Gönner war, aber doch gegen die Volkswuth nicht ankämpfen konnte, als vielmehr seine eigene zuversichtliche Miene, mit welcher er das Eingreifen Gottes erwartete, weil er zu seiner Ehre den Götzentempel gleichfalls durch ein Wunder zertrümmert hatte.

Mönchsleben in der Auvergne.

Auch an heiligen Anachoreten und Mönchen war jetzt die gallisch-fränkische Kirche sehr fruchtbar, und hier läßt sich besonders der förderliche Einfluß recht wohl nachweisen, den die Vereinigung der früher abgetrennten Glieder der gallischen Kirche auf das Ganze derselben ausübte. Aquitanien brachte von jeher die energischsten und heiligsten Einsiedler und Mönche hervor. Selbst als es noch von den ketzerischen Gothen beherrscht war, füllten sich die wüsten Gebirgsgegenden der Auvergne mit den eifrigsten Verächtern der Welt, die dort in ihren Zellen nach dem Wahlspruche ihrer heiligen Vorgänger im Oriente und Occident mit der Hacke und der Faust den Boden bearbeiteten, aber daneben auch die festesten Säulen des Glaubens für die ganze einheimische Bevölkerung darstellten. Sie wurde von ihnen durch Predigt und Lehre, durch großartige Werke der Barmherzigkeit und christlichen Unerschrockenheit, durch unaufhörliche Wunderthaten im rechten Glauben bestärkt und auf die Nähe der Zeit hingewiesen, wo Gott der Herrschaft der Ketzer für immer ein Ende zu machen beschlossen hatte. So wachsam die Gothen auf alle politischen Bestrebungen in der katholischen Kirche dieser Länder waren, so vermochten sie doch das Treiben der heiligen Männer des Waldes und der Felsenklüfte nicht zu beaufsichtigen, und so erwuchs ihnen eine Bedeutung als Vorkämpfer des rechten Glaubens, die ihrem ursprünglichen Berufe ganz fern lag. Der ganze Stand gewann dadurch auch für die folgende Zeit, wo die Gläubigen nicht mehr nöthig hatten, sich in unzugängliche Wildnisse zu verstecken, unendlich an Ansehen. Die Auvergne blieb nun auch in der fränkischen Zeit der Hauptsitz des heiligen Eremitenvolkes. Aber da das erbauliche Beispiel der früheren Generation immer mehr fromme Männer aus allen Ständen der Welt gänzlich entsagen machte, so faßten die Grenzen des Landes schon in der ersten fränkischen Zeit ihre Schaaren nicht mehr, und sie ergossen sich von da aus befruchtend und anregend über alle Theile der gallisch-fränkischen Kirche, die zwar

auch anderswo ähnliche Erscheinungen aus sich selbst schon hervorgebracht hatte. Doch nahm jetzt erst diese ganze Richtung, die in der Mitte zwischen dem festgefügten eigentlich kirchlichen Wesen und der individuellen Freiheit stand, welche der Andacht und der Gottseligkeit eines bloßen Laien vorbehalten blieb, einen wahren Aufschwung. Im Laufe des sechsten Jahrhunderts steigerte er sich immer mehr, und die Eremiten und Mönche waren nun für das christliche Volksleben eine kaum minder bedeutende Macht als die eigentliche Geistlichkeit. Mancherlei allgemein kirchliche Verhältnisse kamen den begünstigenden Einflüssen zu Hülfe, die im Bereiche der gallisch-fränkischen kirchlichen Entwickelung lagen. So vor allem die Einführung der strengeren Regel des h. Benedict von Casinum durch Maurus, einen Schüler des heiligen Mannes, der damals als der größte Heilige galt, den Gott seit langer Zeit erweckt hatte. Maurus, ausdrücklich von einem der verdientesten Kirchenfürsten des Landes nach Gallien eingeladen, dem heiligen Bischof Innocenz von Le Mans, der von 531 — 541 regierte, bürgerte diese strengere Regel hier zum großen Nutzen der ganzen fränkischen Kirche ein. Am Ende des ersten Jahrhunderts, nach der Bekehrung der Franken, erhielt sie durch ihre Verbindung mit der noch strengeren Regel des heiligen Columbanus allgemeine Herrschaft im ganzen Lande, und von da an datirte sich jene imposante äußere Haltung, die dem Mönchswesen in einer noch späteren Zeit mitten in dem allgemeinen Verfall der Kirche unter allen kirchlichen Instituten doch noch am meisten Kraft und Frische verlieh.

Avitus von Micy.

Einer der größten Vertreter des echten Typus dieses heiligen Eremiten- und Mönchslebens, der heilige Avitus von Micy [18]), wagte ganz so wie der heilige Nicetius von Trier die Sache der Unterdrückten gegen den mächtigen Unterdrücker zu vertheidigen. Als der König Chlodomeris von Orleans, der Sohn Chlodwigs, den gefangenen König von Burgund, Sigismund, hinrichten lassen wollte [19]), trat der heilige Mann aus seiner Clause hervor, die er niemals anders als im Dienste Gottes und zum Nutzen der

18) Nicht zu verwechseln mit seinem etwas jüngeren Zeitgenossen, dem heiligen Abt oder Eremiten Avitus in dem Perche, cf. Mab. A. S. O. S. B. Saec. I, p. 594. Coint. ad ann. 530. Nr. XIII, l. c. 517. Nr. VI etc.

19) S. o. Bd. I. S. 275.

leidenden Menschheit verließ, und verkündigte dem fränkischen König im Namen Gottes den Tod, wenn er seinen armen Gefangenen umbringen würde. Aber Chlodomeris ließ sich doch nicht abhalten und Sigismund sammt seiner Familie mußte sterben, und nun folgte die Strafe Gottes dieser eclatanten Verachtung eines seiner Heiligen auf dem Fuße. Chlodomeris wurde selbst kurz darauf von den Burgunden durch List gefangen und in Stücke gehauen und die Drohung des Heiligen vollzog sich später noch schrecklicher an den Kindern des Frevlers.[20])

Von ähnlicher echt volksmäßig thatkräftiger Art waren Männer wie der heilige Senoch, der für die armen Wanderer in der Wildniß Wege und Brücken baute[21]), und bei dessen Tode von allen Seiten die Armen, die er auf natürlichem Wege und durch Wunder aus dem Gefängnisse befreit, die er gespeist und gekleidet hatte, zusammenströmten, um sich zu vergewissern, daß der heilige Wohlthäter auch vom Himmel herab dieselbe Sorgfalt für sie tragen würde, die er in seinem Leben bewiesen hatte. So auch der heilige Patroclus[22]), der alle irdische Habe verlassen und nur mit einem Beile und einem Karste bewaffnet zum Kampf gegen die Wildniß und ihre Dämonen ausgezogen war. Als er nach einem langen wunderthätigen Leben 576 in einer einsamen Zelle einige Meilen von dem hochberühmten Kloster Colombieres, das er gegründet hatte, starb, fühlte das ganze Volk der Umgegend, daß ihm sein hülfreicher Vater gestorben sei. Von solchem Schlage waren Avitus aus Orleans, der Eremit in den Waldwüsten des Perche, Almirus, Boamirus, Bulfacius seine Schüler; Charilaif, der Stifter des nach ihm benannten St. Calais, der gegen den jagdlustigen König Childebert den Gottesfrieden vertheidigte[23]), den die Thiere seiner Wildniß durch seinen Schutz genossen, und vor dem sich dieser selbige König doch endlich demüthigen mußte, obgleich es nur ein ganz armer und vom Fasten abgezehrter Eremit war; der heilige Aemilianus, gleichfalls ebenso sehr ein Beschützer der Menschen

20) cf. Greg. H. III, 6.
21) S. o. Cap. XXXIII.
22) S. unten S. 396, Anm. 26.
23) Auf Charilaif wird später noch zurückzukommen sein.

wie der Thiere[24]), der heilige Leobinus und unzählige andere, die alle mit ihrer eigenen Hand den Boden bebauten, und die Frucht, die sie davon gewannen, jedem Bedürftigen eher als sich selbst zu Gute kommen ließen. Von ihren einsamen Zellen im Walde brachten sie auch da die volle Kraft der Würdigkeit des christlichen Priesterthums zur Erscheinung und Anerkennung, wo noch kein anderer Priester hingedrungen und keine Kirche gebaut war. Sie waren es, die auf ihre eigene Hand den Kampf mit dem Teufel und der Welt, mit den Sünden und dem Elend der Menschen, vor allen Dingen aber mit allen Resten der alten Abgötterei, die sich dem sonst so wachsamen Auge der Kirche doch oft entzogen, aufnahmen, und ihn siegreich bis in ihr höchstes Alter, gewöhnlich viel länger als irgend einem andern Menschen auf der Erde zu wandeln vergönnt war, fortführten. Sie waren es besonders, die in dem Volke die Vorstellung von der Allgegenwart des göttlichen Geistes, der in der Kirche lebte, kräftig vermittelten, und ihm bewiesen, daß überall Wunder zum Nutzen der Guten und zum Schrecken der Bösen geschehen konnten, auch da, wo kein menschlicher Fuß die Einöde zu betreten wagte.[25])

Niemals war dieses Geschlecht heiliger Männer, soweit die Erinnerung zurückreichte, so zahlreich gewesen wie jetzt im Laufe des sechsten Jahrhunderts; denn wenn auch alle die genannten Hauptvertreter ihres eigentlichen Typus aus den aquitanischen Gegenden, besonders aus der Auvergne und aus Poitou hervorgegangen waren, so zerstreuten sie sich doch über den ganzen Bereich der gallisch-fränkischen Kirche. Selten blieb einer von ihnen an dem Orte wohnen, an welchem er sich zuerst angesiedelt hatte. Wenn er hier allein, später mit einigen Schülern, die erste schwere Arbeit im Dienste Gottes zur Bezwingung der Wildniß und der Sünde gethan hatte, nahm er Hacke und Beil und zog wieder weiter hinaus in den Wald, um wieder von vorne zu beginnen. Seine zurückgebliebenen Schüler mochten dann das begonnene Werk, das für ihre jugendlicheren Kräfte gerade schwer genug war, weiter führen, und gewöhnlich wuchs aus ihren Bemühungen sehr bald ein weithin berühmtes Kloster hervor. Der erste heilige

24) cf. A. S. O. S. B. I, 624. 14—19.
25) Vit. Patr. XII, 1.

Gründer aber arbeitete unterdessen an einem anderen Platze ganz in der früheren Weise, um, wenn er hier dasselbe wie früher geleistet hatte, vielleicht zum dritten, vierten und fünften Male weiter zu ziehen und von vorne zu beginnen, bis ihn endlich das höchste Alter zwang, sich in irgend einer Clause eine bleibende Stätte zu erwählen. So war jeder von ihnen der wahre Vater einer ganzen Generation ihm auf dem Pfade der Heiligkeit nachstrebender geistlicher Söhne, zugleich aber auch weithin im Lande persönlich bekannt und einem größeren Kreiße, besonders aus den unteren Volksschichten, um Vieles vertrauter, als es je ein Bischof zu werden vermochte, der sich zunächst doch immer in dem einmal gegebenen Geleise der Verhältnisse und an Orten bewegte, die schon länger von den Einflüssen der Kirche berührt waren.[26]) Es gab jetzt nicht bloß überall bis in die fernsten Gegenden von Gallien solche einzelne Zellen, oder eine Zahl von nächst benachbarten, oder Ansiedlungen, die ungefähr dem entsprachen, was man damals unter einem Kloster verstand, sondern die heiligen Bewohner derselben standen auch fortwährend in dem lebhaftesten Verkehr unter einander. Sie wanderten einzeln oder in ganzen Schaaren von der einen zu der anderen, um irgend einen besonders heiligen Mann zu sehen und zu hören, eine

26) Dabei wirkte auch ein gewisser unruhiger Wandertrieb, der zwar eigentlich nur die Deutschen auszeichnete, aber auch bei der römischen Bevölkerung damals nicht fehlte. Ebenso läßt sich auch in solchen Erscheinungen ein gewisser Zug nach möglichster individueller Freiheit nicht verkennen, wie er in dem weltlichen Leben dieser Zeit so derb auftritt. Die strenge Ordnung des Klerus oder eines Klosters drückte diese heiligen Männer, auch wenn sie außerdem zu der größten Aufopferung ihres eigenen Wesens bereit waren, sogar auch dann, wenn sie vermöge ihrer weitberühmten Heiligkeit selbst über viele Untergebene befehlen und regieren konnten und nicht mehr in völlig unterwürfigen Gehorsam zu dienen nöthig hatten. Endlich, und dies war bei sehr vielen der hauptsächlichste Beweggrund, kam bei ihnen sehr häufig das, was wir Natursinn nennen, so stark zum Durchbruch, daß es ihnen nirgends wohler war, als ganz allein im Walde, an einer Felsenquelle und in ihrem kleinen Garten, wo sie ringsum nur die Stimmen der Vögel und der Luft hörten. Sehr instructiv ist in dieser Beziehung das Leben des heiligen Patroclus, der seine eigene Lieblingsstiftung noch im hohen Alter verließ und einige Meilen davon im Walde sich ansiedelte und auch dort starb. In ihm waren, wie sich deutlich ergiebt, alle die genannten Momente gleich stark vertreten, während bei den anderen bald das eine bald das andere überwog.

Zeit lang unter seiner Zucht zu arbeiten, und dann entweder zurückzukehren in die Zelle oder das Kloster, von dem sie gekommen, oder selbstständig an die Spitze einer neuen heiligen Unternehmung zu treten. Ebenso oft aber wurden sie von ihren Lehrern und Oberen da und dorthin geschickt, um bald in diese bald in jene Zelle Botschaften und Bestellungen zu bringen und solche wieder mit zurückzunehmen. So gehörten die Gestalten der in härene Kutten gekleideten, unbeschuhten oder nur mit der einfachsten Fußbekleidung versehenen heiligen Männer, deren Antlitz meist durch lange Haare und langen Bart verdeckt wurde, durchaus mit in die Volksanschauung dieser Zeit; ja es gab viele Menschen, die nie einen Bischof in seiner Herrlichkeit und selten einmal einen Priester gesehen hatten, während sie täglich einen oder mehrere jener heiligen Eremiten bei sich vorüberwandeln sahen, und der fromme Gesang von Psalmen drang aus ihrer Einsiedelei bis in die entlegensten Waldthäler und Felsenklüfte.

Erste fränkische Heilige.

Es war ein großes Zeichen der Zeit, daß jetzt auch nicht mehr die Römer als die älteren Einwohner des Landes, denen das Licht des Christenthums schon lange geleuchtet hatte, aus ihrer Mitte allein die echten Heiligen Gottes, mochten sie die bischöflichen Infuln tragen oder im härenen Gewande mit der Kapuze einhergehen, hervorbrachten. Neben der schon durch ihre Zahl ehrfurchtgebietenden Schaar der römischen Heiligen wuchs auch nach und nach ein kaum minder zahlreiches und ebenso würdiges Geschlecht fränkischer Bischöfe, Priester und Eremiten in die Höhe, dessen Wunder ganz so groß und befriedigend waren, wie die der römischen Heiligen.

Dieses ehrwürdige Geschlecht war allerdings schon in seinen ersten Keimen vorhanden gewesen, ehe noch die Hauptmasse des Volkes, von dem Beispiele Chlodwigs fortgerissen, sich der katholischen Kirche unterwarf. Denn Gelegenheit zur Bekanntschaft mit dem Christenthum war den Franken schon lange gegeben, da sie seit Jahrhunderten in einem Lande wohnten, das von christlichen Glaubensboten zum allergrößten Theil bekehrt war. Seit Chlodios Zeiten gehörten ihnen viele vorher überwiegend christliche Städte; mehrere darunter waren durch bischöfliche Sitze ausgezeichnet[27], und das

27) S. o. B. I. S. 309.

Christenthum erlosch selbst in den oft sehr wilden Scenen nicht ganz, welche der Eroberung dieser Orte vorhergingen und folgten. Zwar waren es mehr die unteren Schichten des fränkischen Volkes, in denen das Christenthum hier wie überall bei den Deutschen[28]) Anhänger gewann, auch blieben sie selbst hier entschieden in der Minderzahl; indessen griff es entweder als katholische Lehre oder als Arianismus, der auch hier seine verhängnißvolle Wahlverwandtschaft mit dem germanischen Elemente zu bethätigen begann, sogar hier und da bis in die höchsten Regionen hinauf und selbst in das königliche Haus.[29]) Jedenfalls wäre auf diesem Wege der langsamen Einzelbekehrung nicht viel gefördert worden, aber als nun die Massenbekehrung durch Chlodwig, die zwar lange vorbereitet, doch nach ihrem ganzen weltgeschichtlichen Eindruck als ein plötzliches Ereigniß angesehen werden muß, erfolgte, war es von sehr großem Werthe, daß die Sache des Christenthums schon in einzelnen Männern fränkischen Stammes eine ausgezeichnete Vertretung und eine höchst umsichtige Unterstützung fand. So saß schon seit dem Jahre 494 Gildardus, ein Franke, als Metropolit auf dem bischöflichen Stuhle zu Rouen, und sein Bruder Medardus, nachher Bischof von Vermandois, dann von Noyon und Tournay, also recht in dem Centrum des fränkischen Lebens vor Chlodwigs großen Thaten und Eroberungen, hatte schon damals sich den Ruf eines heiligen Dieners Gottes und eines großen Wunderthäters erworben. Von Jugend auf war er, wie es jeder echte Heilige sein sollte, ein Gast in der Welt, aber desto eingebürgerter in seiner wahren Heimat, dem Himmel, und Römer und Franken sahen mit Erstaunen, daß auch ein Franke die Welt gänzlich verachten und allein nur Gott leben könne, denn beide gaben, aber aus verschiedenen Gründen, zu, daß dies für einen Deutschen unendlich schwerer als für einen Römer oder Provinzialen sei. Aber es war auch dann um so verdienstlicher, und St. Medardus blieb, als er endlich 545 hochbetagt, wie es sich für einen Heiligen gebührte, 89 Jahre alt in seine wahre Heimat gerufen wurde, einer der größten Lieblingsheiligen des fränkischen Volkes dieser und aller künftigen Zeiten, weil er zuerst die große Aufgabe am

28) S. o. Bd. I. S. 198 u. f.
29) S. o. Bd. I. S. 314.

würdigsten gelöst hatte, als geborener Franke heilig zu leben und zu sterben.[30]) Wenn man bloß den fränkischen Namen trauen dürfte, so würde auch der heilige Anachoret Antimund zu diesen bereits vor der Taufe Chlodwigs nicht bloß bekehrten, sondern auch schon heiligen Franken gehören, der wegen seiner erprobten Verdienste um die Sache Gottes 504 von Remigius zum Bischof von Theouanne, gleichfalls inmitten der damaligen eigentlichen Heimat der Franken, gemacht wurde, ebenso würde Lithared, Bischof von Sens, ein Suffragan des fränkischen Gildard, hierher gehören, gewiß aber ist der heilige Arnulf hierher zu rechnen, der in seiner, zwar in anderer Hinsicht verdächtigen, hierin aber glaubwürdigen Biographie der Sohn eines der edelsten Häuser der Franken genannt wird. Er war schon als Kind getauft, da seine Eltern durch den heiligen Remigius bekehrt worden sein sollen. Sein Leben als frommer Pilger nach allen Hauptstätten der christlichen Geschichte, nach Rom, Constantinopel, Jerusalem, sein Einsiedlerleben nach seiner Rückkehr, so wie sein Eintritt in die Kirche, seine Wahl zum Bischof von Tours und sein Märtirertod durch die erzürnten Verwandten der von ihm, um Gott ganz zu leben, verlassenen vornehmen Braut, sind durchweg sagenhaft ausgeschmückt, und es ist unmöglich, hier zu den nackten historischen Thatsachen zu gelangen. Allein sein Bild als das eines fränkischen Heiligen und Märtirers reiht sich doch unzweifelhaft den beglaubigteren Gestalten der bereits erwähnten ersten fränkischen Heiligen an. Von da an beginnt eine immer mehr anwachsende Folge von deutschen Namen auf den bischöflichen Stühlen von Gallien, die freilich nicht immer auf fränkischen Ursprung zurückweisen, weil auch andere schon länger in Gallien angesessene und bekehrte Deutsche noch ihre heimischen Namen behielten, und selbst damals schon deutsche oder fränkische Namen unter der römischen Provinzialbevölkerung, besonders bei den Vornehmen, die mit dem fränkischen Hofe in nächster Berührung standen, sich Eingang verschafften. Allein sehr häufig läßt sich auch, wo nicht ausdrücklich die frän-

30) Interessant sind die Reflexionen, mit denen sein Biograph Venantius Fortunatus die Notiz von seiner fränkischen Herkunft begleitet: hujus ergo originem propterea primum suggestio nostri sermonis insinuat, ut nullus forsitan offendat; quoniam Deum integro amore diligere non facit gentium divisa discretio, sed unita fidei plenitudo. A. S. Jun. VIII, p. 79.

kische Herkunft bezeugt ist, doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit aus anderen Umständen auf den fränkischen Ursprung des Trägers eines solchen deutschen Namens schließen, z. B. bei Bandarid, dem Bischof von Soissons, dem Nachfolger des h. Lupus, gleichfalls einem Manne, der sich den Namen eines Märtirers durch die Verfolgungen, die er unschuldiger Weise von König Chlotar I. erdulden mußte und durch sein siebenjähriges Leben im Exil verdiente; ebenso bei dem Bischof Agaricus von Verdun, der in der Nähe dieses Ortes geboren war, wo wohl alles, was deutschen Namen trug, damals noch dem fränkischen Stamme angehörte; bei Austregisel, dem heiligen Bischof von Bourges, der am Hofe des Frankenkönigs Guntchram erzogen war, und bei vielen anderen.

Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie namentlich seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts die deutschen und speciell die fränkischen Namen in den Verzeichnissen der Bischöfe und Geistlichen immer zahlreicher werden, doch wie sich von selbst versteht, vorläufig noch weit hinter der Zahl der römischen zurückbleiben, die besonders in den aquitanischen Gegenden und in der Provence fast ausschließlich auftreten. Aber seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts ändert sich das Verhältniß, und die deutschen Namen gewinnen im Anfange des siebenten ungefähr in dem Maße die Oberhand, wie die romanischen in der Mitte des sechsten überwogen. Zwar erklärt sich dies zum Theil auch daraus, daß es jetzt bei den vornehmen Romanen immer häufiger in Gebrauch kam, ihren Kindern deutsche Namen zu geben, besonders wenn sie selbst mit einer edeln deutschen Familie näher verwandt waren. Allein bei den meisten Trägern deutscher Namen auf den bischöflichen Stühlen dieser späteren Zeit ist es ausdrücklich constatirt, daß sie fränkischen Ursprungs waren und viele davon sogar aus dem höchsten Adel abstammten, während früher mehr die mittleren und unteren Schichten des Volkes ihre Söhne der Kirche gewidmet hatten. Am schnellsten läßt sich dieses Wachsen der Zahl übersehen, wenn man einen Blick auf die Acten der fränkischen Landes- und Provinzialsynoden dieser Zeit wirft und ihre Unterschriften vergleicht. Hier kann man wie in statistischen Tabellen das allmählige, anfangs sehr langsame Eindringen des fränkischen Elementes in die Kirche und dann seine schnelle Ausbreitung in der

bereits angegebenen Periode besser mit einem Blicke zusammenfassen, als sonst anderswo. So erschienen z. B. auf dem fünften Concil zu Orleans 549 fünfzig Bischöfe aus allen Theilen des fränkischen Reiches, einundzwanzig andere waren durch Abgesandte vertreten. Unter ihnen allen aber sind nur die entschieden fränkischen Namen des Theobaudis von Lerobie, des Medoveus von Meaux, Gonotigern von Senlis, und unter den Priestern niederen Ranges, die als Abgeordnete ihrer Bischöfe fungirten, nur zwei, Medulf und Bandered als Franken anzuerkennen, also unter 71 nur 5. Dagegen auf dem vierten Concil zu Paris 573, das von 32 Bischöfen besucht war, sind schon 3 Franken, Leudobaudis von Senz, Aunachar von Auxerre, Ricomer von Orleans. Auf dem zweiten zu Macon 585 unter 63 entweder persönlich oder durch Abgeordnete vertretenen 7 Deutsche, Badegisel von Mans, Aunachar von Auxerre, Ragnemod von Paris, Magnulf von Toulouse, Bertchramnus von Bordeaux, Ragnoald von Valence, Charietto von Genf. Aber auf dem Concil zu Rheims im Jahre 625 stehen unter 42 Bischöfen 24 deutsche Namen, deren Träger nachweislich meist fränkischer und zum Theil sehr vornehmer Abkunft waren: Lupoald von Mainz, Chunibert von Cöln, Modoald von Trier, Arnulf von Metz, Godo von Verdun, Chainoald von Laon, Bertoald von Cambray, Anserich von Soissons, Agomar von Senlis, Theodorich von Lyon, Modoald von Langres, Ragnebert von Bayeux, Childoald von Avranches, Modegisil von Tours, Hadoind von Mans, Magnobod von Angers, Richar von Sens, Bertegisel von Chartres, Gundoald von Meaux, Leudebert von Paris, Willegisil von Toulouse, Emmo von Arsat, Auderich von Auche, Sindulf von Vienne, und unter diesen gehören Chunibert, Modoald, Arnulf, Chainoald, Anserich, Agomar, Hadoind, Magnobod, Sindulf zu den Heiligen der gallisch-fränkischen Kirche.

Es ist allerdings leicht zu begreifen, daß es verhältnißmäßig einem Manne aus fränkischem Stamme eine viel geringere Entsagung kostete, wenn er entweder von Jugend auf zur kirchlichen Laufbahn bestimmt oder später in sie hineingetreten das Amt eines Bischofs oder auch nur eines Archidiaconus würdig verwalten sollte, als wenn ihm etwa zugemuthet worden wäre, mit vollständigster Askese als heiliger Mönch oder Anachoret Gott zu

kische Herkunft bezeugt ist, doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit aus anderen Umständen auf den fränkischen Ursprung des Trägers eines solchen deutschen Namens schließen, z. B. bei Bandarid, dem Bischof von Soissons, dem Nachfolger des h. Lupus, gleichfalls einem Manne, der sich den Namen eines Märtirers durch die Verfolgungen, die er unschuldiger Weise von König Chlotar I. erdulden mußte und durch sein siebenjähriges Leben im Exil verdiente; ebenso bei dem Bischof Agaricus von Verdun, der in der Nähe dieses Ortes geboren war, wo wohl alles, was deutschen Namen trug, damals noch dem fränkischen Stamme angehörte; bei Austregisel, dem heiligen Bischof von Bourges, der am Hofe des Frankenkönigs Guntchram erzogen war, und bei vielen anderen.

Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie namentlich seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts die deutschen und speciell die fränkischen Namen in den Verzeichnissen der Bischöfe und Geistlichen immer zahlreicher werden, doch wie sich von selbst versteht, vorläufig noch weit hinter der Zahl der römischen zurückbleiben, die besonders in den aquitanischen Gegenden und in der Provence fast ausschließlich auftreten. Aber seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts ändert sich das Verhältniß, und die deutschen Namen gewinnen im Anfange des siebenten ungefähr in dem Maße die Oberhand, wie die romanischen in der Mitte des sechsten überwogen. Zwar erklärt sich dies zum Theil auch daraus, daß es jetzt bei den vornehmen Romanen immer häufiger in Gebrauch kam, ihren Kindern deutsche Namen zu geben, besonders wenn sie selbst mit einer edeln deutschen Familie näher verwandt waren. Allein bei den meisten Trägern deutscher Namen auf den bischöflichen Stühlen dieser späteren Zeit ist es ausdrücklich constatirt, daß sie fränkischen Ursprungs waren und viele davon sogar aus dem höchsten Adel abstammten, während früher mehr die mittleren und unteren Schichten des Volkes ihre Söhne der Kirche gewidmet hatten. Am schnellsten läßt sich dieses Wachsen der Zahl übersehen, wenn man einen Blick auf die Acten der fränkischen Landes- und Provinzialsynoden dieser Zeit wirft und ihre Unterschriften vergleicht. Hier kann man wie in statistischen Tabellen das allmählige, anfangs sehr langsame Eindringen des fränkischen Elementes in die Kirche und dann seine schnelle Ausbreitung in der

bereits angegebenen Periode besser mit einem Blicke zusammenfassen, als sonst anderswo. So erschienen z. B. auf dem fünften Concil zu Orleans 549 fünfzig Bischöfe aus allen Theilen des fränkischen Reiches, einundzwanzig andere waren durch Abgesandte vertreten. Unter ihnen allen aber sind nur die entschieden fränkischen Namen des Theobaudis von Lerobie, des Medoveus von Meaux, Gonotigern von Senlis, und unter den Priestern niederen Ranges, die als Abgeordnete ihrer Bischöfe fungirten, nur zwei, Medulf und Bandered als Franken anzuerkennen, also unter 71 nur 5. Dagegen auf dem vierten Concil zu Paris 573, das von 32 Bischöfen besucht war, sind schon 3 Franken, Leudobaudis von Senz, Aunachar von Auxerre, Ricomer von Orleans. Auf dem zweiten zu Macon 585 unter 63 entweder persönlich oder durch Abgeordnete vertretenen 7 Deutsche, Badegisel von Mans, Aunachar von Auxerre, Ragnemod von Paris, Magnulf von Toulouse, Bertchramnus von Bordeaux, Ragnoald von Valence, Charietto von Genf. Aber auf dem Concil zu Rheims im Jahre 625 stehen unter 42 Bischöfen 24 deutsche Namen, deren Träger nachweislich meist fränkischer und zum Theil sehr vornehmer Abkunft waren: Lupoald von Mainz, Chunibert von Cöln, Modoald von Trier, Arnulf von Metz, Godo von Verdun, Chainoald von Laon, Bertoald von Cambray, Anserich von Soissons, Agomar von Senlis, Theodorich von Lyon, Modoald von Langres, Ragnebert von Bayeux, Childoald von Avranches, Modegisil von Tours, Hadoind von Mans, Magnobod von Angers, Richar von Sens, Bertegisel von Chartres, Gundoald von Meaux, Leudebert von Paris, Willegisil von Toulouse, Emmo von Arsat, Auderich von Auche, Sindulf von Vienne, und unter diesen gehören Chunibert, Modoald, Arnulf, Chainoald, Anserich, Agomar, Hadoind, Magnobod, Sindulf zu den Heiligen der gallisch-fränkischen Kirche.

Es ist allerdings leicht zu begreifen, daß es verhältnißmäßig einem Manne aus fränkischem Stamme eine viel geringere Entsagung kostete, wenn er entweder von Jugend auf zur kirchlichen Laufbahn bestimmt oder später in sie hineingetreten das Amt eines Bischofs oder auch nur eines Archidiaconus würdig verwalten sollte, als wenn ihm etwa zugemuthet worden wäre, mit vollständigster Askese als heiliger Mönch oder Anachoret Gott zu

dienen und die christliche Welt durch diese besondere Art heiligen Lebens zu erbauen und zu stützen. Denn ein hoher geistlicher Würdenträger war im Besitze einer so großen Fülle von Ehre und weltlicher Macht, daß er in dieser Hinsicht den Vergleich mit den einflußreichsten Männern des Staates nicht scheuen durfte. Ja die besondere Mischung weltlicher und geistlicher Gewalt, die ihm einwohnte, verlieh ihm einen noch viel glänzenderen Nimbus in den Augen des Volkes, als er je dem höchsten weltlichen Fürsten zu Theil werden konnte.[31])

Wer nun überall in der Geschichte auch ohne alle specielle Beweggründe das Vorwalten gewöhnlicher oder äußerlicher Motive annimmt, wird für diese Erscheinung leicht eine genügende Erklärung finden können. Allein selbst von diesem Standpunkte aus wird doch zugegeben werden müssen, daß sehr viele jener fränkischen Bischöfe vom heiligen Medard bis zum heiligen Arnulf von Metz herab, wenigstens nach den Voraussetzungen, die das Urtheil der Zeit bestimmten, mit vollem Rechte heilig genannt wurden, mit demselben Rechte, das in einem Remigius, einem Gallus, einem Quintianus, einem Germanus, einem Nicetius, Sulpicius, Eligius und anderen Römern große Wunderthäter sah, weil sie alle die Pflichten ihres Amtes in jener mehr als pflichtgetreuen Art erfüllten, die nothwendig dazu gehörte, wenn das Volk an die besondere Wirksamkeit der göttlichen Gnade in ihnen, d. h. an ihre Wunder, glauben sollte.[32]) Daß aber diese Pflichten für jeden Menschen zu jeder Zeit, besonders aber in damaliger und hier wieder besonders für einen vornehmen Franken, der wie Austregisel, Arnulf und Audoin seine Jugend und einen großen Theil seiner reiferen Jahre in der unmittelbaren Umgebung der königlichen Majestät mitten in dem halb barbarischen, halb raffinirten Prunke und Ueberflusse des Hoflebens damaliger Zeit zugebracht hatte, nicht ganz leicht zu erfüllen waren, wird wohl ohne Widerspruch zugegeben werden. Und wenn es auch nur äußerer Schein gewesen sein sollte, diese Askese, dieser Eifer im Predigen und in der Seelsorge, diese mehr als demüthige Selbstentäußerung in der Pflege der Armen und Kranken, ohne die eben Niemand heilig

31) S. o. Cap. XXXIII.
32) S. o. Cap. XXXIV.

werden konnte, wenn er auch von Geburt noch so edel und als Bischof noch so reich und mächtig war, so mußte es doch schon als ein großes Zeichen der Zeit angesehen werden, daß deutsche Geistliche, Leute aus demselben Blute, wie die anderen Franken vor ihnen, mit ihnen und nach ihnen sich zu einer, wenn auch nur äußerlichen, aber eben deshalb desto mühseligeren Selbstüberwindung verstehen konnten. Wer aber mit einigem natürlichen Verständniß für das, was der menschlichen Seele überhaupt möglich und nicht möglich ist, versehen ist, und wer dazu noch einigermaßen sich in das wahre Leben dieser Zeit hineinfühlen kann, wird erkennen, daß eine solche rein äußerliche Selbstüberwindung, wie sie hier vorausgesetzt würde, über die Kräfte des Menschen überhaupt, besonders aber dieser Menschen hinausgeht.

Mönche und Eremiten deutschen Stammes.

Aber es wird durch eine fast noch größere Zahl heiliger Mönche und Eremiten aus echtem deutschen Blute, häufig aus noch viel vornehmerem als das, aus dem die fränkischen Bischöfe dieser Zeit stammten, genügend dargethan, daß auch für diese strengste Richtung des christlich-kirchlichen Wesens volle Empfänglichkeit unter den Neubekehrten vorhanden war oder allmählich sich einstellte. Ganz so wie schon vor dem Uebertritt Chlodwigs einzelne Franken bereits in geistlichen Würden standen, so gab es auch damals schon einige, die sich trotz aller Hindernisse, die ihnen ihr Naturell und die öffentliche Meinung in ihrem Volke entgegensetzte, der streng asketischen Laufbahn eines Mönches gewidmet hatten. Auch hier war es der Kreiß, welchen der Einfluß des heiligen Remigius, des eigentlichen Apostels der Franken, unmittelbar berührte, der sich am frühesten den tiefsten christlichen Eindrücken öffnete. So war der heilige Theodorich, der in hohem Alter als Abt auf dem Berge Or bei Rheims 533 starb, in seiner Jugend zu den Füßen des h. Remigius gesessen.[33]) Er hinterließ nach seinem Tode, neben dem Rufe eines großen Wunderthäters, den er sich zum Beweis, wie volksmäßig sein Andenken und folglich auch seine lebendige Persönlichkeit gewesen, bis in eine sehr späte

Theodorich.

33) Seine Vita s. A. S. O. S. B. I, p. 595 u. f. Sie scheint zwar erst aus späterer karolingischer Zeit, aber in den Hauptzügen stützt sie sich auf gute Quellen. Um dieselbe Zeit wurden auch seine Wunderthaten beschrieben, die dann später noch im 12. Jahrhundert weiter fortgesetzt wurden, cf. Mab. l. c.

Zeit erhielt, sein Kloster in dem blühendsten Zustande, mit einer Menge von Schülern und Untergebenen, unter denen sehr viele deutschen Stammes waren. Sein zweiter Nachfolger und Schüler Theodulf, aus einer sehr vornehmen fränkischen Familie, galt als das Muster eines echten heiligen Mönches dieser Zeit, dessen Wahlspruch Beten und schwere körperliche Arbeit, besonders die schwersten Geschäfte des Landbaues, zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Menschen war. Er trat aus freiem inneren Triebe, weil ihm das gewöhnliche Treiben seiner Landsleute und Standesgenossen nichtig und verderblich erschien, noch in erster Jugendfrische in das Kloster auf dem Berge Or; die Worte Gottes, die er in der Bibel las: Es soll der Ackermann, der den Acker bauet, der Früchte am ersten genießen, und So Jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen, und Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit, wohl dir, du hast es gut, hatten ihn mit Grauen vor dem verderblichen Müßiggang erfüllt und für immer zu ernster Arbeit, in dem Sinne, wie die heiligen Männer der Kirche dieser Zeit sie auffaßten, getrieben. Und so arbeitete nun der fromme Jüngling am Tage mit dem Pfluge und dem Karst von früh bis in die Nacht, und die Nacht durch that er, was einem echten Mönche geziemte: er ruhte von den Mühsalen des Tages in den noch härteren Mühsalen der Askese, des Gebetes und Psalmengesanges aus, aber am Morgen war er immer wieder der früheste Arbeiter. So führte er zwei und zwanzig Jahre den Pflug, bis er endlich, wie er es verdiente, zum Abt seines Klosters erwählt wurde. Fünfzig Jahre lang war er Abt und mehr als ein Geschlecht arbeitsamer Mönche war unter seiner Pflege herangewachsen, als er endlich etwa um 590 neunzig Jahr alt, aber frisch an Leib und Geist, frisch von Augen und Stimme und glänzend von einer Fülle schneeweißer Haare, starb. Seine große Wundergabe hatte er sich wohl verdient durch ein solches Leben, und es ist ein sehr schicklicher Zug, daß auch sein Pflug, mit dem er den Acker Gottes so fleißig und heilig bebaute, Wunder that. Als er ihn einstmals über Nacht auf frischgepflügtem Felde hatte stehen lassen, trieb seine hölzerne Gabel bis zum Morgen frisches Grün, und derselbe Pflug, dessen er sich als Mönch bediente, vollbrachte dann in einer Kirche aufgestellt unter der ländlichen Bevölkerung Heilungen, half besonders gegen Zahnweh,

wie die gewöhnlichen Reliquien eines anderen Heiligen, seine Gebeine, Gewänder oder Geräthschaften.[34])

Ebrulf.

So gehörte Ebrulf aus Bayeux, der 517 geboren war, durch seine gleichfalls schon bekehrten Eltern der ersten Generation der katholischen Deutschen an.[35]) Aehnlich wie sein etwas älterer Zeitgenosse Theodulf war er durch seine Geburt, seinen Reichthum und durch eine sorgfältige Erziehung in einer geistlichen Schule befähigt, eine große Rolle in der Welt zu spielen. Am Hofe des Königs Childebert lebte er auch wirklich längere Zeit, von dem Könige vielfach gebraucht in den wichtigsten Staatsgeschäften, mit einer vornehmen Gattin verbunden, überhäuft mit Würden und Gütern. Allein wiewohl er hier mitten im Getöse der großen Welt alle ihre Güter nach dem Worte Gottes so brauchte, als wenn er sie nicht hätte, und auch im weltlichen Prachtgewand die ganze Strenge der Mönchsaskese sich auferlegte, so sah er doch, daß hier selbst bei dem ernstesten Ringen die Seele allzuleicht Schaden nehmen könne. Er brach ganz mit der Welt, trennte sich von seiner Gemahlin, die den Schleier nahm, und ging in ein einsam gelegenes Kloster in der Normandie, um dort seine eigentlichen Lehrjahre durchzumachen. Nachdem er dort alles ertragen und gethan, was ein Heiliger Gottes in härenem Gewand ertragen und thun mußte, zog er mit einigen seelenverwandten Brüdern hinaus in die Wildniß zum Kampf mit ihren Beschwerden, mit den Anfechtungen des Teufels und böser Menschen, überall zugleich aber als ein eifriger Prediger gegen die Sündhaftigkeit der Welt und als ein gesegneter Bekehrer von ganz verstockten Bösewichtern, Räubern und Mördern thätig. Er gründete so, ganz in der gewöhnlichen Weise der Zeit, das Kloster, das später nur mit seinem Namen, St. Ebreuil, genannt wurde; aber auch in ihm war jener starke Wandertrieb und jene Lust an der Einöde und dem Walde, und so zog es ihn immer weiter, bis endlich nicht weniger als 15 Zellen, die allmählich zu Klöstern heran-

34) cf. Vit. Theodulfi Abbatis Remens. A. S. O. S. B. I, 328 u. f.

35) Da seine Vita nicht ausdrücklich sagt, daß er aus dem Stamme der Saxones Bajocassini gewesen sei, sondern da alles darauf hinweist, daß er einer vornehmen fränkischen Familie angehörte, die in Bayeux wohnte, so habe ich ihn im Texte unbedenklich unter die frühesten Repräsentanten des fränkischen heiligen Mönchslebens gestellt.

wuchsen, von ihm gegründet, eine Zeit lang bewohnt und dann der Obhut seiner Schüler übergeben worden waren.[36]) Zuletzt aber kehrte er wieder zu seiner ersten Stiftung zurück, die er als Abt bis in sein 79. Jahr regierte. Als er 596 starb, gehörte dies Kloster weit und breit zu den größten und heiligsten, d. h. vom besten klösterlichen Geiste beseelten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Mönche desselben so wie seiner 15 anderen Stiftungen meist nur Deutsche, Franken oder Sachsen aus der Umgegend gewesen sind. Wie stark aber die Bevölkerung seines Hauptklosters war, läßt sich ungefähr daraus abnehmen, daß bei einer Seuche, die durch das ganze Land ging, nicht weniger als 78 wirkliche Mönche, ungerechnet die anderen Einwohner des Klosters, die immer zahlreicher als die wirklichen Mönche waren, starben, ohne daß das Kloster merklich verödete. Weit und breit aber war der Name des greisen Abtes gefeiert, besonders weil er eine selbst unter den Heiligen Gottes so seltene Tugend, die christliche Friedsamkeit und die Liebe gegen die Beleidiger und Feinde aufs herrlichste durch alle seine Thaten bewies und sie auch mit den rührendsten Worten den rohen Seelen seiner Zuhörer, die von allen Seiten zu seinen Predigten herbeiströmten, anzuempfehlen wußte. Unter allen den zahlreichen Wundern, die er that, war kein einziges Strafwunder nach dem bekannten Typus der Zeit; wenn er selbst verletzt wurde, so verstand er nur für die Feinde zu beten, und wenn die Güter seines Klosters beschädigt wurden, ein Fall, der sonst unfehlbar den vernichtenden Zorn der Heiligen hervorzurufen pflegte, so tröstete er sich dann als echter Christ mit den Worten jenes heiligen Mannes: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt. Es war ein sichtbares Zeichen der göttlichen Gnade, daß er mitten in der rohesten und wildesten Umgebung doch auch die zeitlichen Güter seiner Stiftungen, auf welchen ihre Existenz ruhte, bei solcher hingebenden Milde seiner Grundsätze aufs beste gedeihen sah.[37])

---

36) S. o. im Anfang des Cap.

37) Vrgl. die sehr interessante Vit. Ebrulfi Abbat. Ut. A. S. O. S. B. I, 355 f. (wohl zu unterscheiden von seinem Landsmann und Zeitgenossen, dem heiligen Abt Ebrulf von Beauvais, dessen Vita freilich ein spätes Machwerk, l. c. I, p. 349.).

Auch Ebrulfs nächster Landsmann Marculf, gleichfalls aus Bayeux und aus sehr vornehmer Familie, kann als ein echter Repräsentant des heiligen Mönchslebens angesehen werden. Selbst am königlichen Hofe Childeberts, wo er gelegentlich aus seiner Einsamkeit erschien, wenn er der Sache Gottes dort, wo nicht geringe Empfänglichkeit für kirchliche Dinge herrschte, zu nützen gedachte, ragte er inmitten der zahlreichen berühmten und heiligen Kirchenfürsten, die sich da zusammenfanden, trotzdem, daß er nur ein armer Mönch war, hervor. Auch sein Lieblingskloster Nanteuil, gleichfalls eines der berühmtesten Klöster dieser Zeit, scheint hauptsächlich von Franken oder Deutschen bevölkert gewesen zu sein.[38]

Marculf.

Sogar Chlodwigs Blut brachte sehr bald einen vollkommen heiligen Mann, noch dazu einen Eremiten und Mönch, hervor. Den Mörderhänden seines Oheims Chlotar war Chlodwigs Enkel, Chlodoald, der jüngste der drei Knaben des Chlodomeris, des Königs von Orleans, allein entgangen, gerettet durch den Beistand tapferer Freunde seines Vaters. Als er heranwuchs, wie es scheint in einem Verstecke unter kirchlichem Schutz, wo ihn die blutbefleckte Hand seines Oheims nicht erreichen konnte, widmete er sich aus eigenem Antrieb ganz der Kirche. Allerdings war es zugleich die einzige Möglichkeit, sein Leben zu retten, denn wäre er weltlich geblieben, so würde er seinem Oheim immer als Prätendent furchtbar gewesen sein. Er zog nach der Weise anderer, die hier auf Erden das Himmelreich durch Askese und gute Werke verdienen wollten, zuerst zu einem weithin berühmten heiligen Eremiten und Wunderthäter, Severinus, um bei ihm die gewöhnliche Lehrzeit zum heiligen Leben durchzumachen, dann in die Provence und von da wieder zurück nach Paris. Sein Leben war begleitet von allen den Wundern, wie sie einem wahren Heiligen geziemen. Nur insofern tragen sie etwas Außerordentliches an sich, als sie, wie man nicht vergessen darf, von einem Enkel Chlodwigs, einem Sohne Chlodomeris, einem Neffen Chlotars vollbracht wurden. Endlich gründete er bei Paris ein bald sehr berühmtes Kloster, das nach

Chlodoald.

---

38) Dies ist wohl mit einiger Sicherheit daraus zu schließen, daß an dem Todestage des heiligen Abtes zugleich zwei fromme Brüder starben, deren Namen unzweifelhaft fränkisch sind (A. S. O. S. B I, 125, 20.).

seinem Namen St. Cloud heißt, und starb hier, nachdem ihm, wie es sich gebührte, von Gott die Zeit seines Todes vorher angesagt worden war, als einer der populärsten Heiligen des Landes im Jahre 560.

Brachio. Hierher gehört auch der heilige Waidmann Brachio, eine echt deutsche Gestalt, freilich kein Mann vornehmen Geschlechtes, sondern nur ein Jäger im Dienste des Sigivald von Clermont, eines Mannes aus dem höchsten fränkischen Adel und dem königlichen Hause sehr nahe verwandt.[39] Auf der Jagd in den Wildnissen der Auvergne hatte er einst ein gewaltiges Schwein scharf mit seinen Hunden verfolgt; dies aber war immer weiter geflohen und hatte sich endlich in das Versteck einer Hütte mitten im Walde gerettet. Als ihm Brachio dahin nachfolgte,

39) Daß Brachio ein Franke war, läßt sich nicht bloß mit Wahrscheinlichkeit aus seiner dienstlichen Stellung bei Sigivald schließen, denn diese vornehmsten Franken brachten in ihre neue Heimat überall einen vollständig eingerichteten Hofhalt mit, der aus fränkischen Dienern bestand, sondern auch aus dem Namen, der, wie Greg. Tur. ausdrücklich sagt, in der Sprache der Franken ursi catulus bedeutet. In den anderen deutschen Sprachen bedeutet dieses Wort allerdings etwas anderes, einen kleineren Jagdhund, indessen ist es doch möglich, daß sich Gregor nicht geirrt hat. — Wunderlich ist es, wie Mone, die gallische Sprache 2c. p. 179, in seiner Celtomanie mit diesem Worte und der Notiz Gregors umgeht. Brach heißt im Irischen allerdings Bär, io soll nun ua sein, was Abkunft bedeutet. Sonst steht ua, wie auch jetzt noch bekanntlich in Eigennamen O' vor dem Worte: „hier liegt aber der Beweis offen vor, daß es in der alten Sprache auch nach dem Namen gesetzt wurde." Daß es ein gallisches Wort brach = ursus gegeben, daß io = ua, daß ua = dem irischen ua Sohn, daß dies ua auch einmal nachgesetzt werden kann, während es sonst immer vorsteht, daß Gregor hier unter der lingua eorum — er spricht von der Sprache des Herrn, Sigivald, und des Dieners Brachio — nicht die Sprache der Franken, sondern die der Arverner (im Text steht übrigens nicht Arverni wie Mone fälschlich l. c. angiebt, sondern ad Arvernam civitatem) meint, ferner daß man in Clermont damals noch celtisch gesprochen hat, wovon Niemand etwas weiß, und viele andere solcher Dinge, die, wenn man sie zu einem wissenschaftlichen Beweise benutzt, erst nachgewiesen werden müssen, scheint der Verf. in seinem Eifer ganz übersehen zu haben. So macht man celtische Etymologien. — Es scheint als wenn der alte Geist der confusen Phantasterei, der in dem celtischen Wesen steckt, auch unsere sonst so verdienten Sprach- und Geschichtsforscher wirre macht, sobald sie ihm nahe kommen. Doch ist es zu hoffen, daß Zeuß mit seiner erprobten kritischen Schärfe in seiner versprochenen (unterdessen erschienenen) celtischen Grammatik endlich ein für allemal dieses Spukwesen aus der deutschen Wissenschaft verscheucht.

trat ihm die ehrwürdige Greisengestalt des heiligen Aemilianus, eines der größten Heiligen dieser Zeit, mit dem mildesten Gruße und heiterem Antlitz, wie es die Heiligen stets zeigten, entgegen, der dieses Thier wie die anderen Bewohner der Wildniß unter seinen Schutz genommen. Denn in ihm wohnte vor allem jener tiefe und stille Natursinn, der keinem wahren Heiligen ganz fehlen durfte.[40]) Das verfolgte Thier, das sich in der Nähe des Eremiten ganz sicher fühlte, die Gestalt des Heiligen, seine erbaulichen Reden über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens und den heiligen Gottesfrieden in der Wildniß erschütterten den jungen Jägersmann so, daß, als er endlich Abschied nahm, er den Gedanken daran nicht mehr los werden konnte. Aber aus Furcht vor seinem weltlichen Herrn blieb er doch noch in seiner Beschäftigung, übte sich jedoch dabei in allen Werken der Frömmigkeit. Als aber sein Herr Sigivald, durch seinen königlichen Verwandten Theodorich mit dem Tode bedroht, aus Clermont entfloh und bald darnach starb, sah Brachio seine Verpflichtung gegen die Welt gelöst und suchte wieder seinen heiligen Freund im Walde auf. Bei ihm wurde er im Laufe der nächsten Jahre, etwa von 534 an, in den schweren, aber seligen Brauch eines wahren Anachoreten eingeweiht. Als Aemilianus 70 Jahre alt starb, wurde Brachio sein Erbe, aber die einsame Clause wuchs bald durch fromme Jünger, die sich zu dem heiligen Jäger herbeidrängten, und durch stattliche Schenkungen, welche Rachinhildis, Sigivalds hinterlassene Tochter, dem Manne Gottes machte, der in ihrem Hause aufgewachsen war, zu einem großen Kloster heran, dessen Abt Brachio wurde. Allein es zog auch ihn wieder fort; hier und da gründete er Kapellen und Clausen, aus welchen dann später Klöster entstanden, bis er endlich in dem berühmten Kloster Menat in der Diöcese von Clermont, das etwas in Verfall gerathen war, eine bleibende Wirksamkeit fand. Er wurde hier zum Abt gemacht und regierte es bis zu seinem Tode, der 576 erfolgte, mit großer Strenge, während er selbst außerdem, wie er es von Anfange an gewesen, einer der weichsten und mildesten aller damaligen Heiligen blieb.[41])

40) S. o. im Anfang dieses Cap.

41) cf. Vit. Patr. XII, die Biographie des Brachio, in welcher besonders die Cap. I. gegebene Schilderung des h. Aemilianus zu den anschaulichsten Darstellungen des damaligen Eremitenlebens gehört.

Charilef.

Auch der heilige Charilef, gleichfalls in der Auvergne zu Hause, wie so viele heilige Eremiten dieser Zeit, darf wohl hierher gestellt werden.[42]) Er war von sehr vornehmer Abkunft, wie Theobulf und Ebrulf, und in einer Klosterschule erzogen, in dem berühmten Menat. Als er aber wieder in die Welt treten sollte, fühlte er, daß sein Beruf anderswo liege, und so zog er von einer Zelle zur andern, von einem Kloster zum andern, bis er sich endlich dem heiligen Avitus auf längere Zeit anschloß, der damals im Walde von Perche lebte.[43]) Aber als Avitus durch die Freigebigkeit des Königs Childebert in den Stand gesetzt wurde, ein großes Kloster zu gründen, zog Charilef weiter in die Wildnisse am Flusse Anille. Dort fand er in einem waldigen Felsenthal alles, wessen er und die Männer seiner Art bedurften. Fruchtbaren Waldboden, Einsamkeit, eine klare Quelle, und durch eine besonders wunderbare Fügung Gottes, für die der heilige Mann ihm den heißesten Dank darbrachte, die Trümmer eines jetzt verlassenen Hauses sammt einigen verwilderten Weinreben in dessen ehemaligem Garten. In der Nähe wohnte ihm auch sein großes Vorbild Avitus, zu dem er häufig pilgerte, um sich frommen Rath für seinen Beruf zu holen.

Kaum irgend ein anderer Heiliger vermochte ein so trauliches Stillleben im Walde zu führen und in eine solche Freundschaft zu den Bewohnern desselben zu treten. Er schützte die kleinen Vögel auf den Zweigen, die ihm Eier in seine Kutte legten, wenn er sie in der schweren Mühsal der Bodencultur bei Seite auf einen Baum des Waldes hing. Er schützte aber auch das gewaltigste Thier des Waldes, einen Auerochsen, vor den Verfolgungen der Menschen, und wagte es sogar, dem König Childebert, der diesen Wald als Eigenthum der Krone beanspruchte, zwar demüthig, aber unbeugsam entgegenzutreten, und als der König den Willen des Heiligen nicht respectiren wollte, ihn durch ein Wunder zu belehren, daß ein Charilef trotz seiner abgezehrten Gestalt und seiner zerrissenen Kutte bei Gott mächtiger sei, als ein König

---

42) Zwar ist in seiner Vita nicht ausdrücklich gesagt, daß er ein Frank war, allein sein Name ist entschieden fränkisch (Charilaif), und zur Zeit seiner Geburt, die in die ersten Jahre des sechsten Jahrhunderts fallen muß, ist darauf noch großes Gewicht zu legen.

43) S. o. in diesem Cap. über Charilef.

der Franken. Von da ab war sein Ruf auch in den höchsten Schichten des Volkes fest gegründet, er aber blieb immer der einfache, demüthige Eremit, auch als ihm die Freigebigkeit Childeberts und seiner andächtigen Gemahlin Ultrogotha mit großen Schenkungen bedachte, welche die Grundlage des so reichen Klosters St. Calais wurden, das seinen Namen verewigt.[44])

Auch dieses Geschlecht heiliger Eremiten und Mönche fränkischen Ursprungs wurde im Laufe des sechsten Jahrhunderts immer zahlreicher, aber daß es dabei in der Hauptsache seinem echten Typus treu zu bleiben verstand, lehrt unter anderem das Leben und die Thaten des heiligen Walarich. Auch in ihm war die ganze Strenge der Askese, wie sie seine Vorgänger geübt hatten; auch er lebte für das Gebet, für die Pflege der Armen und Kranken und zur Ausübung der Wunder, die nach einem solchen unzweideutigen Beweis der wahrhaft würdigen Verwaltung seines Amtes sich von selbst einstellten. Dagegen tritt in ihm ein Element, das bis dahin wenig in dem fränkischen Mönchsleben sich geltend gemacht hatte, die eigentlichen gelehrten Studien, mehr in den Vordergrund, wie sie überhaupt zu seiner Zeit, am Ende des sechsten und im Anfange des siebenten Jahrhunderts, mehr und mehr in den Klöstern heimisch wurden und die sonst fast ausschließlich herrschende schwere Handarbeit beschränkten. Sie blieb zwar sowohl nach der Regel Benedicts als auch Columbans noch immer der Mittelpunkt der täglichen Beschäftigung der meisten Angehörigen des Klosters, so weit ihre Zeit nicht von geistlichen Uebungen in Anspruch genommen war; allein dem einzelnen Mönch, der sich für wissenschaftliche Arbeiten besonders interessirte, wozu begreiflich schon das bloße Lesen und Abschreiben von Büchern gehörte, saß die harte Arbeit des Pflügens, Mähens und Holzfällens doch nicht mehr so ausschließlich Tag für Tag im Nacken, wie in einer früheren Zeit. Der heilige Walarich darf zugleich überhaupt als ein Repräsentant jenes Wissensdranges gelten, der sich auch in den ärmlichsten Verhältnissen zu befriedigen weiß, denn seine Jugend hatte er in einer schlechten Hütte als Knabe armer Eltern zugebracht,

Walarich.

44) S. die ältere Vit. Carilefi, die allerdings erst später verfaßt ist, aber sich doch auf die lebendige Localtradition sichtbar stützt (cf. C. 26); A. S. O. S. B. I, 626.

aber es war ihm erlaubt, vorher eine Klosterschule in der Nähe seiner Heimat — auch er war aus der Auvergne — zu besuchen, und dort übertraf er bei seinen Gaben und regem Fleiße fast bald alle vornehmeren Mitschüler. Dann aber mußte er wieder an die harte Arbeit. Während er die Schafe hütete, schrieb er sich einen ganzen Psalter zusammen. Bald aber erwachte in ihm ein unwiderstehlicher Drang, solchen heiligen Beschäftigungen sein ganzes Leben zu widmen, und er verließ das Haus seiner Eltern, um ganz in das Kloster zu treten, wozu er von einem Oheim mütterlicher Seite, der dort unter den Mönchen lebte, auf alle mögliche Art aufgemuntert wurde, wenn er noch der Aufmunterung bedurft hätte. Nachdem einige weltliche Schwierigkeiten beseitigt waren, und seine Eltern endlich auch eingewilligt hatten, wär er nun ein frommer und gelehrter Mönch, bis auch ihn der heilige Eifer ergriff, andere große Wunderthäter Gottes persönlich kennen zu lernen. So zog er zu Aunachar nach Auxerre, dann zu dem größten Heroen der damaligen gallischen Kirche, zu Columban nach Luxeuil. Bei ihm fand er was er suchte. Allein Columban wurde durch den Frevel der Brunehild und ihres Enkels Theoderich von seinem Luxeuil vertrieben und seine Mönche zerstreut. Walarich blieb bei Eustachius, der, als Columban endlich ganz das undankbare Frankenland verließ, wieder Luxeuil aus seinen Trümmern erhob. Von da aus suchte sich Walarich einen selbstständigen Kreiß für seine Wirksamkeit auf und fand ihn endlich in den Landschaften an der Somme, wo er muthig gegen die dort noch sehr mächtigen Reste des deutschen Heidenthums kämpfte und durch Chlotars II. Vergünstigung sein berühmtes nach ihm genanntes Kloster St. Vallery gründete, dessen erster Abt er wurde. Hier konnte er nun würdig seinem Berufe leben, indem er fortwährend beschäftigt, seine Zeit zwischen Studien, Gebet und Handarbeiten theilte, aber so, daß ihm die Studien immer als die erste seiner Beschäftigungen erschienen, während die heiligen Mönche vor ihm und auch neben ihm die Studien entweder noch gar nicht als Beschäftigung rechneten, oder sie nur unter gewissen Verhältnissen als eine solche anerkannten, z. B. für die noch zur eigentlichen Arbeit unreife Jugend oder für das schwache Alter. — Fein und zart ist alles, was uns von ihm überliefert wird, von seinem sinnigen Verkehre mit den Vögeln an bis zu der Schilderung sei-

nes Aeußeren. Eine lange, schmale, zarte, magere Gestalt, mit schmalen und kleinen Händen und den feinsten Fingern, während andere Mönche und Heilige an ihren Händen die Narben und Schwielen harter Arbeit mit der Axt, mit dem Pfluge und der Sense aufweisen konnten, von zarter, blasser Gesichtsfarbe, während die der andern durch Sonnenbrand und Regen gebräunt und wetterhart geworden zu sein pflegte. Aber dies blasse, schmächtige Gesicht leuchtete von himmlischer Röthe, wenn er seinen Brüdern im Kloster und der Volksmenge von draußen her, die ihn sehr liebte, das Wort Gottes erklärte, und besonders wenn er unter dem Beistande der göttlichen Gnade ein Wunderwerk der barmherzigen Liebe, die Heilung eines armen Kranken, vollzog, und wer ihn so sah und von dem sanften Strahle seiner schönen Augen erwärmt wurde, zweifelte nicht, daß einer der größten Wunderthäter des Herrn leibhaftig vor ihm stehe.[45])

Heilige Frauen.

Insbesondere aber waren es heilige Frauen, in denen die Neubekehrten die Glaubensinnigkeit und die asketische Strenge ihrer römisch-gallischen Vorbilder nicht bloß erreichten, sondern nach dem Urtheil der Kirche und der christlichen Welt noch übertrafen. Auch unter den Römern war es nicht selten vorgekommen, daß Frauen aus den höchsten Ständen und aus den glänzendsten Verhältnissen sich nach einem thätigen Leben in der Welt in ein Kloster oder in eine Zelle zurückzogen. Auch auf ihnen ruhte die volle Weihe der Heiligkeit, und sie vollbrachten dieselben oder ähnliche Wunder, wie die heiligen Männer. Am meisten imponirte es aber der Kirche und der Welt, wenn eine Jungfrau aus vornehmem und reichem Hause sich mit gänzlicher Verachtung der weltlichen Lockungen und vor allen Dingen der irdischen Liebe, Christus als ihrem wahren und einzigen Geliebten und Verlobten weihte, und wie es häufig geschah, alle Hindernisse, die ihr in den Weg gelegt wurden, mit einer Kraft und einer Consequenz überwand, welche weit über die sonstigen Charaktereigenschaften ihres Geschlechtes hinauszugehen schienen.

Im allgemeinen rechnete man dem weiblichen Geschlecht ein solches heiliges Streben und Thun viel höher an, als den Män-

45) Die Vit. Walarici l. c. II, 70 gehört, obgleich späteren Ursprungs (etwa hundert Jahre nach dem Tode des Heiligen), doch zu den authentischsten und besten Denkmälern des kirchlichen Geistes dieser Periode.

kömmlich so bedeutend war, so konnte sich die Kirche keine besseren Bundesgenossen wünschen. Namentlich waren sie von unschätzbarem Werthe für die christliche Erziehung der nächsten Generation. Auch fühlten sie sich keineswegs beengt oder in der Geltendmachung ihres herkömmlichen Einflusses in dem Volksleben gestört durch die nachtheiligen Ansichten der Kirche und der römischen Welt von der Natur des Weibes. Es läßt sich recht wohl bemerken, wie sie mit viel frischerem Muthe als die einheimischen Frauen an die Forderungen der christlichen Sittlichkeit und religiösen Haltung herantraten, und daraus folgte ganz von selbst, daß sie auch thatsächlich nicht selten ihre römischen Vorbilder übertrafen. Auch die Kirche bequemte sich dies anzuerkennen, doch änderte sie deshalb ihr traditionelles Dogma über das ganze Geschlecht nicht, wiewohl man sieht, daß sie sich auch hier den veränderten Verhältnissen äußerlich anzupassen und ihre Verachtung der weiblichen Natur den deutschen Frauen gegenüber meist zu verbergen wußte. Ein solches herbes Hervorkehren der Mißachtung des weiblichen Wesens, wie es der heilige Charilaif der Königin Ultrogotha gegenüber wagte, wurde jetzt schon als ein sehr auffallendes Ereigniß betrachtet.

Radegundis.

Während kein fränkischer Heiliger dieser Zeit höher bei seinen Landsleuten oder bei den Römern emporstieg, als die gleichzeitigen römischen Bischöfe, Aebte und Eremiten, übertraf eine deutsche Frau, die heilige Radegundis, bei weitem alle andere heiligen Frauen in Gallien, ja in der ganzen Christenheit.

Bei ihr kam vieles zusammen, um einen großen Eindruck hervorzubringen. Sie stammte aus königlichem Blute, denn sie war die Tochter Berthars, des Bruders des letzten Königs der Thüringer. Sie war in früher Jugend durch ein furchtbares Geschick aus ihrer Heimat gerissen worden, als Theodorich und Chlotar, die Frankenkönige, ihr Land mit Krieg überzogen, ihr Volk fast vernichteten und ihr Geschlecht ausrotteten. Dann gab sie als die kostbarste Beute beinahe Veranlassung zu blutigem Kampfe zwischen den Brüdern, bis sie endlich Chlotar zufiel, der sie später zu seiner Gemahlin erhob. Ein solcher düsterer Hintergrund ließ ihre christlichen Thaten noch lichtvoller heraustreten, obwohl sie in jedem Stande und in jeder Umgebung zu dem Ruhm einer besonders hoch begnadigten Heiligen gelangt sein würde. Das fränkische Volk durfte sie sich aber völlig zurechnen, obgleich sie

ihm ursprünglich nicht angehörte, weil sie so früh aus Thüringen entführt worden war, und weil sie erst im fränkischen Lande ihr wahres Leben, d. h. ihre katholische Erziehung und Entwickelung, begonnen hatte. Denn wenn es überhaupt sehr zweifelhaft ist, ob das Christenthum damals schon von der ganzen königlichen Familie in Thüringen bekannt wurde, so ist es doch fast mit Gewißheit zu vermuthen, daß es nicht als Katholicismus, sondern als Arianismus dort Eingang gefunden hatte.[50]) War Radegundis also auch schon im weitern Sinne Christin, so wurde sie es doch in dem nach fränkischen Bewußtsein allein gültigen Sinne erst nach ihrer Uebersiedelung in das Land der Sieger.

Alles, was von ihrer Jugendentwickelung erzählt wird, erregt den Eindruck, daß hier ein besonders feinfühlig organisirtes Wesen von dem wahlverwandten Element im Christenthum besonders früh und innig berührt wurde.[51]) Es ist durchaus eine Erscheinung, wie man sie sich gewöhnlich nur in einer Periode der vollendetsten

---

50) Ich verweise auf die bei aller Kürze doch sehr gründlichen Erörterungen, die sich bei Rettberg II, 296 u. f. finden. Es ist das Beste, was bis jetzt über diesen schwierigen Gegenstand gesagt worden ist.

51) Ich erinnere an einige hervorragende specifisch-christliche weibliche Gestalten der späteren deutschen Zeit, die in Form und Substanz identisch mit Radegundis sind, während sich sonst nicht bloß die Form des deutschen Wesens, sondern auch seine Substanz so bedeutend änderte. Die heilige Hadumot, Hildegard, Elisabeth, wie getrennt auch nach Zeit und Orten, sind, wie unter sich selbst verwandt, so auch nichts weiter als derselbe Typus, der hier in der heiligen Radegundis zum ersten Male in die mittelalterlich-christliche Welt tritt. Die zarte Durchsichtigkeit und die fast nervöse Feinheit dieser Art, die als charakteristisch für das Wesen der deutschen Frauencharaktere überhaupt angesehen werden muß, unterscheidet sich sehr merklich von dem Typus der römisch-christlichen heiligen Frauen, obgleich beide äußerlich ganz das Nämliche thaten und litten um heilig zu werden. — Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß ich mit dem Obigen nicht gesagt haben will, daß sich in diesem Typus die ganze eigenthümliche Anlage des deutschen Weibes erschöpfe, oder daß dieser Typus damals und zu irgend einer anderen Zeit besonders häufig zum Vorschein gekommen sei. Es liegt mir nur daran den Leser zu veranlassen, daß er den nächstverwandten römischen Typus aus dem Gebiete der heiligen Martirerinnen und Wunderthäterinnen einmal mit diesem deutschen Typus vergleiche. — Ich glaube übrigens nicht, daß aus eigentlich fränkischem Blute damals ein Wesen wie Radegundis hätte hervorgehen können, obwohl es auch damals und später heilige Frauen aus ursprünglich fränkischem Blute in Menge gab, die in Askese und guten Werken fast das Nämliche thaten wie sie.

kömmlich so bedeutend war, so konnte sich die Kirche keine besseren Bundesgenossen wünschen. Namentlich waren sie von unschätzbarem Werthe für die christliche Erziehung der nächsten Generation. Auch fühlten sie sich keineswegs beengt oder in der Geltendmachung ihres herkömmlichen Einflusses in dem Volksleben gestört durch die nachtheiligen Ansichten der Kirche und der römischen Welt von der Natur des Weibes. Es läßt sich recht wohl bemerken, wie sie mit viel frischerem Muthe als die einheimischen Frauen an die Forderungen der christlichen Sittlichkeit und religiösen Haltung herantraten, und daraus folgte ganz von selbst, daß sie auch thatsächlich nicht selten ihre römischen Vorbilder übertrafen. Auch die Kirche bequemte sich dies anzuerkennen, doch änderte sie deshalb ihr traditionelles Dogma über das ganze Geschlecht nicht, wiewohl man sieht, daß sie sich auch hier den veränderten Verhältnissen äußerlich anzupassen und ihre Verachtung der weiblichen Natur den deutschen Frauen gegenüber meist zu verbergen wußte. Ein solches herbes Hervorkehren der Mißachtung des weiblichen Wesens, wie es der heilige Charilaif der Königin Ultrogotha gegenüber wagte, wurde jetzt schon als ein sehr auffallendes Ereigniß betrachtet.

Radegundis. Während kein fränkischer Heiliger dieser Zeit höher bei seinen Landsleuten oder bei den Römern emporstieg, als die gleichzeitigen römischen Bischöfe, Aebte und Eremiten, übertraf eine deutsche Frau, die heilige Radegundis, bei weitem alle andere heiligen Frauen in Gallien, ja in der ganzen Christenheit.

Bei ihr kam vieles zusammen, um einen großen Eindruck hervorzubringen. Sie stammte aus königlichem Blute, denn sie war die Tochter Berthars, des Bruders des letzten Königs der Thüringer. Sie war in früher Jugend durch ein furchtbares Geschick aus ihrer Heimat gerissen worden, als Theodorich und Chlotar, die Frankenkönige, ihr Land mit Krieg überzogen, ihr Volk fast vernichteten und ihr Geschlecht ausrotteten. Dann gab sie als die kostbarste Beute beinahe Veranlassung zu blutigem Kampfe zwischen den Brüdern, bis sie endlich Chlotar zufiel, der sie später zu seiner Gemahlin erhob. Ein solcher düsterer Hintergrund ließ ihre christlichen Thaten noch lichtvoller heraustreten, obwohl sie in jedem Stande und in jeder Umgebung zu dem Ruhm einer besonders hoch begnadigten Heiligen gelangt sein würde. Das fränkische Volk durfte sie sich aber völlig zurechnen, obgleich sie

ihm ursprünglich nicht angehörte, weil sie so früh aus Thüringen entführt worden war, und weil sie erst im fränkischen Lande ihr wahres Leben, d. h. ihre katholische Erziehung und Entwickelung, begonnen hatte. Denn wenn es überhaupt sehr zweifelhaft ist, ob das Christenthum damals schon von der ganzen königlichen Familie in Thüringen bekannt wurde, so ist es doch fast mit Gewißheit zu vermuthen, daß es nicht als Katholicismus, sondern als Arianismus dort Eingang gefunden hatte.[50] War Radegundis also auch schon im weitern Sinne Christin, so wurde sie es doch in dem nach fränkischen Bewußtsein allein gültigen Sinne erst nach ihrer Uebersiedelung in das Land der Sieger.

Alles, was von ihrer Jugendentwickelung erzählt wird, erregt den Eindruck, daß hier ein besonders feinfühlig organisirtes Wesen von dem wahlverwandten Element im Christenthum besonders früh und innig berührt wurde.[51] Es ist durchaus eine Erscheinung, wie man sie sich gewöhnlich nur in einer Periode der vollendetsten

---

50) Ich verweise auf die bei aller Kürze doch sehr gründlichen Erörterungen, die sich bei Rettberg II, 296 u. f. finden. Es ist das Beste, was bis jetzt über diesen schwierigen Gegenstand gesagt worden ist.

51) Ich erinnere an einige hervorragende specifisch-christliche weibliche Gestalten der späteren deutschen Zeit, die in Form und Substanz identisch mit Radegundis sind, während sich sonst nicht bloß die Form des deutschen Wesens, sondern auch seine Substanz so bedeutend änderte. Die heilige Hadumot, Hildegard, Elisabeth, wie getrennt auch nach Zeit und Orten, sind, wie unter sich selbst verwandt, so auch nichts weiter als derselbe Typus, der hier in der heiligen Radegundis zum ersten Male in die mittelalterlich-christliche Welt tritt. Die zarte Durchsichtigkeit und die fast nervöse Feinheit dieser Art, die als charakteristisch für das Wesen der deutschen Frauencharaktere überhaupt angesehen werden muß, unterscheidet sich sehr merklich von dem Typus der römisch-christlichen heiligen Frauen, obgleich beide äußerlich ganz das Nämliche thaten und litten um heilig zu werden. — Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß ich mit dem Obigen nicht gesagt haben will, daß sich in diesem Typus die ganze eigenthümliche Anlage des deutschen Weibes erschöpfe, oder daß dieser Typus damals und zu irgend einer anderen Zeit besonders häufig zum Vorschein gekommen sei. Es liegt mir nur daran den Leser zu veranlassen, daß er den nächstverwandten römischen Typus aus dem Gebiete der heiligen Martirerinnen und Wunderthäterinnen einmal mit diesem deutschen Typus vergleiche. — Ich glaube übrigens nicht, daß aus eigentlich fränkischem Blute damals ein Wesen wie Radegundis hätte hervorgehen können, obwohl es auch damals und später heilige Frauen aus ursprünglich fränkischem Blute in Menge gab, die in Askese und guten Werken fast das Nämliche thaten wie sie.

humanen Cultur möglich denkt. Daß sich aus der trüben Barbarei des damaligen deutschen Lebens eine solche fast überfeine und überzarte Erscheinung entwickeln konnte, bleibt in gewisser Hinsicht immer ein Wunder, allein es beweist auch, daß die Anlage dazu so tief im Volksgeist begründet war, daß sie sich gelegentlich in voller Kraft auch durch alle Rohheit der Umgebung hindurcharbeiten konnte.

Es verstand sich von selbst, daß die fränkischen und römischen Zeitgenossen weniger auf die sinnige Feinheit und Weichheit in ihrer Art aufmerksam waren, also auf das, was ihr eigentlich ihren individuellen Charakter gab, als vielmehr auf die Züge, die dem schon formirten idealen Heiligentypus in ihr am meisten entsprachen. So wurde es ihr hoch angerechnet, daß sie schon in ihrer Jugend darnach dürstete für Christus das blutige Martyrium zu leiden, daß sie schon damals am liebsten in dem Gotteshaus sich aufhielt, daß ihre jugendlichen Spiele Processionen vorstellten, wozu sie auch andere Kinder ihres Alters, die mit ihr erzogen wurden, anzustellen wußte, daß sie später, als sie Chlotars Gemahlin geworden war, unter ihren Prachtgewändern ein härenes Bußgewand trug, daß sie zu allerlei unschuldiger List ihre Zuflucht nahm, um die nächtliche Ruhe durch Gebet und Geißelungen unterbrechen zu können, daß sie mit eigener Hand Kerzen für geweihte Orte verfertigte, wo sie konnte, Arme und Kranke unterstützte, für die Gefangenen bat, und die Diener Gottes, wo sie mit ihnen verkehrte, durch ein demüthiges Betragen ehrte, wie man es noch niemals an einer Königin gesehen hatte.

Als sie nach kurzer Ehe ihren Gemahl verließ, um sich ganz einem christlich-heiligen Leben zu weihen, so machte das wie in anderen ähnlichen Fällen den tiefsten Eindruck. Es schien sich für die volksmäßig-kirchliche Anschauung hierin auf die herkömmliche Weise ihr unwiderstehlicher Drang nach einem vollkommen heiligen Leben zu bethätigen, wie es nur in einem Kloster oder in einer Clause von Statten gehen konnte. Daß sie aber eigentlich nur deshalb ihren Gemahl verließ, weil sie fürchtete, daß an seinen Händen das Blut ihres bis dahin verschonten Bruders klebe, wurde nicht beachtet.[52]) Ohne den inneren Schauder, der sie des-

52) Selbst aus der geschnörkelten und diplomatisch-vorsichtigen Darstellung

halb erfaßte, würde sie ihren sie mit aller Zärtlichkeit liebenden Gemahl mit derselben unglaublichen Zartheit ertragen haben, wie in den früheren Jahren. Es erbaute die Zeitgenossen sehr, daß selbst der heilige Medardus, zu dem sie von ihrem Gemahle weg ihre nächste Zuflucht nahm, es nicht wagen wollte, sie ohne Erlaubniß ihres Gemahls das Gelübde des Klosterlebens ablegen zu lassen — daß sie ihn aber dazu gezwungen, indem sie ihm zugerufen, daß Gott selbst von ihm, der zum Hirten des christlichen Volkes eingesetzt sei, ihre Seele fordern werde und was er dann antworten wolle.

Auch in ihren ferneren Thaten wiederholte sich für Jedermann verständlich der bekannte Typus des heiligen Lebens, nur mit größerer Energie als gewöhnlich. Als sie zum ersten Male wahre Ruhe in der Zelle zu Sais bei Poitiers gefunden hatte, sah man sie nicht bloß mit Fleiß und Freude, sondern mit wahrem Enthusiasmus die niedrigsten Dienstleistungen an den niedrigsten Menschen verrichten, die ekelhaftesten Kranken pflegen und liebkosen und an der strengsten Askese durch Beten, Singen, Wachen, Fasten und Geißeln ihren lange zurückgedrängten Heißhunger nach Gottseligkeit sättigen.

Daß sie einmal in den Mauern des Klosters und in der Ausübung solcher Werke der Demuth und Barmherzigkeit allen Verlockungen widerstand in die Welt zurückzukehren, daß ihr Gemahl, der, so roh er auch war, doch ihre Nähe nicht missen konnte, doch gegen ihren stillen Muth nichts vermochte und endlich reuig von seinem Vorsatze abstand sie mit Gewalt zurückzuführen, erhöhte noch den Ruf ihrer Heiligkeit in den Kreißen des eigentlichen Volkes, denn nichts machte einen Heiligen populärer, als wenn er im Namen Gottes, sei es auf die eine oder die andere Weise, der weltlichen Uebermacht widerstand, und ohne alle anderen Waffen als die des heiligen Geistes über sie triumphirte. Noch mehr wirkte es, wenn ein schwaches Weib sich zu dieser Kühnheit erhob. Radegundis hatte mehrfache Beweise davon gegeben, als sie einst zu dem heiligen Medard geflohen und dessen Schwachheit aufgerichtet hatte, und schon vorher in einem Falle, wo sie ihr Leben aufs Spiel

des Venantius Fortunatus Vit. Radeg. Reg. C. XIII geht dies deutlich als entscheidendes Moment für ihren Entschluß hervor, wie Gregor III, 7 mit kurzen, aber klaren Worten es auch darstellt.

humanen Cultur möglich denkt. Daß sich aus der trüben Barbarei des damaligen deutschen Lebens eine solche fast überfeine und überzarte Erscheinung entwickeln konnte, bleibt in gewisser Hinsicht immer ein Wunder, allein es beweist auch, daß die Anlage dazu so tief im Volksgeist begründet war, daß sie sich gelegentlich in voller Kraft auch durch alle Rohheit der Umgebung hindurcharbeiten konnte.

Es verstand sich von selbst, daß die fränkischen und römischen Zeitgenossen weniger auf die sinnige Feinheit und Weichheit in ihrer Art aufmerksam waren, also auf das, was ihr eigentlich ihren individuellen Charakter gab, als vielmehr auf die Züge, die dem schon formirten idealen Heiligentypus in ihr am meisten entsprachen. So wurde es ihr hoch angerechnet, daß sie schon in ihrer Jugend darnach dürstete für Christus das blutige Martyrium zu leiden, daß sie schon damals am liebsten in dem Gotteshaus sich aufhielt, daß ihre jugendlichen Spiele Processionen vorstellten, wozu sie auch andere Kinder ihres Alters, die mit ihr erzogen wurden, anzustellen wußte, daß sie später, als sie Chlotars Gemahlin geworden war, unter ihren Prachtgewändern ein härenes Bußgewand trug, daß sie zu allerlei unschuldiger List ihre Zuflucht nahm, um die nächtliche Ruhe durch Gebet und Geißelungen unterbrechen zu können, daß sie mit eigener Hand Kerzen für geweihte Orte verfertigte, wo sie konnte, Arme und Kranke unterstützte, für die Gefangenen bat, und die Diener Gottes, wo sie mit ihnen verkehrte, durch ein demüthiges Betragen ehrte, wie man es noch niemals an einer Königin gesehen hatte.

Als sie nach kurzer Ehe ihren Gemahl verließ, um sich ganz einem christlich-heiligen Leben zu weihen, so machte das wie in anderen ähnlichen Fällen den tiefsten Eindruck. Es schien sich für die volksmäßig-kirchliche Anschauung hierin auf die herkömmliche Weise ihr unwiderstehlicher Drang nach einem vollkommen heiligen Leben zu bethätigen, wie es nur in einem Kloster oder in einer Clause von Statten gehen konnte. Daß sie aber eigentlich nur deshalb ihren Gemahl verließ, weil sie fürchtete, daß an seinen Händen das Blut ihres bis dahin verschonten Bruders klebe, wurde nicht beachtet.[52]) Ohne den inneren Schauder, der sie des-

52) Selbst aus der geschnörkelten und diplomatisch-vorsichtigen Darstellung

halb erfaßte, würde sie ihren sie mit aller Zärtlichkeit liebenden Gemahl mit derselben unglaublichen Zartheit ertragen haben, wie in den früheren Jahren. Es erbaute die Zeitgenossen sehr, daß selbst der heilige Medardus, zu dem sie von ihrem Gemahle weg ihre nächste Zuflucht nahm, es nicht wagen wollte, sie ohne Erlaubniß ihres Gemahls das Gelübde des Klosterlebens ablegen zu lassen — daß sie ihn aber dazu gezwungen, indem sie ihm zugerufen, daß Gott selbst von ihm, der zum Hirten des christlichen Volkes eingesetzt sei, ihre Seele fordern werde und was er dann antworten wolle.

Auch in ihren ferneren Thaten wiederholte sich für Jedermann verständlich der bekannte Typus des heiligen Lebens, nur mit größerer Energie als gewöhnlich. Als sie zum ersten Male wahre Ruhe in der Zelle zu Sais bei Poitiers gefunden hatte, sah man sie nicht bloß mit Fleiß und Freude, sondern mit wahrem Enthusiasmus die niedrigsten Dienstleistungen an den niedrigsten Menschen verrichten, die ekelhaftesten Kranken pflegen und liebkosen und an der strengsten Askese durch Beten, Singen, Wachen, Fasten und Geißeln ihren lange zurückgedrängten Heißhunger nach Gottseligkeit sättigen.

Daß sie einmal in den Mauern des Klosters und in der Ausübung solcher Werke der Demuth und Barmherzigkeit allen Verlockungen widerstand in die Welt zurückzukehren, daß ihr Gemahl, der, so roh er auch war, doch ihre Nähe nicht missen konnte, doch gegen ihren stillen Muth nichts vermochte und endlich reuig von seinem Vorsatze abstand sie mit Gewalt zurückzuführen, erhöhte noch den Ruf ihrer Heiligkeit in den Kreißen des eigentlichen Volkes, denn nichts machte einen Heiligen populärer, als wenn er im Namen Gottes, sei es auf die eine oder die andere Weise, der weltlichen Uebermacht widerstand, und ohne alle anderen Waffen als die des heiligen Geistes über sie triumphirte. Noch mehr wirkte es, wenn ein schwaches Weib sich zu dieser Kühnheit erhob. Radegundis hatte mehrfache Beweise davon gegeben, als sie einst zu dem heiligen Medard geflohen und dessen Schwachheit aufgerichtet hatte, und schon vorher in einem Falle, wo sie ihr Leben aufs Spiel

des Venantius Fortunatus Vit. Radeg. Reg. C. XIII geht dies deutlich als entscheidendes Moment für ihren Entschluß hervor, wie Gregor III, 7 mit kurzen, aber klaren Worten es auch darstellt.

setzte, um einen heidnischen Tempel der Franken zu zerstören[53]), und jetzt, als sie die Drohungen ihres Gemahls nicht achtete, sondern sich auf den Schutz verließ, den ihr ihre Heiligkeit gab.

Daß sie mittlerweile ihr erstes Asyl, die Mauern von Saix, verlassen und in Poitiers ein eigentliches Kloster im großen Style gegründet hatte, dessen Aebtissin sie aber nicht selbst wurde, weil sie zu demüthig dazu war, änderte an dem Typus ihres heiligen Lebens nichts. Sie erbaute ihre geistlichen Schwestern, die Nonnen in ihrer neuen Heimat und die ganze Welt durch dieselben Kasteiungen, dieselben Werke der Barmherzigkeit wie früher, dieselbe zarte und heiße Liebe gegen ihre Freundinnen, aber auch denselben Eifer, der ganzen Welt, d. h. zunächst dem fränkisch-christlichen Volke in seiner Gesammtheit hülfreich zu sein. Von ihrer stillen Zelle aus flogen Briefe an ihren Gemahl, an seinen Bruder und seine Neffen, später an ihre vier Stiefsöhne, Chlotars Erben, die sein Reich nach seinem Tode theilten, an alle die vornehmsten Glieder der königlichen Familie, an die Frauen der Könige und ihrer Söhne, an den hohen Adel des Landes, und alle diese wilden und trotzigen Herzen wurden von ihr zum Frieden und zur christlichen Liebe um Gottes Willen ermahnt. Sie betete für sie alle, und obgleich sehr viel christliches und fränkisches Blut in den furchtbaren Bruderkriegen jener Zeit vergossen wurde, so wußte doch das Volk, daß ihre heißen Bitten und Thränen bei Gott es vermochten, daß nicht noch ärgere Gräuel geschahen. Denn sie betete in gleicher Gesinnung für alle die Lenker des fränkischen Volkes, und liebte sie alle, weil ihnen allen das christliche Volk anvertraut war, und hörte nicht auf, für das Heil ihrer aller besorgt zu sein. Und auch sie, sie mochten sonst sein wie sie wollten, beugten sich doch trotz ihrer kolossalen Leidenschaften und Laster, vor ihr und liebten sie auf ihre Weise. Selbst eine Brunhildis fühlte sich zu diesem Wesen, wohl

53) Die Zerstörung des fanum quod a Francis colebatur wird Vit. Rad. Reg. L. II, 2 auct. Baudoin. Mon. erzählt. Es geschah, als sie noch Königin war, und obgleich das Local nicht genau bezeichnet ist, muß es im eigentlichen Neustrien, das damals ihrem Gemahl gehörte, gelegen haben, keines Falls lag es auf dem Wege von Thüringen zum Rhein, wie Rettberg in Folge einer nicht oft bei ihm vorkommenden Flüchtigkeit in der Prüfung seiner Quellen angiebt (R. 1, 286.).

dem äußersten Gegensatz, der in der Sphäre des weiblichen Elementes überhaupt liegt, andächtig und freundlich hingezogen.

Eine solche Heilige that alle die kräftigsten Wunder, die nach der gewöhnlichen kirchlichen und volksmäßigen Anschauung nur überhaupt ein Heiliger thun konnte. Ihr Typus ist bekannt: sie gab Blinden das Gesicht, Lahmen den Gebrauch der Glieder, Tauben das Gehör, Stummen die Sprache wieder und erweckte auch Tote; sogar das größte, wenigstens seltenste Wunder geschah von ihr noch bei ihren Lebzeiten: die bloße Anrufung ihres Namens beschwichtigte die tobenden Meereswellen und errettete die dem Untergange nahen Gläubigen.[54]) Aber daß sie in ihrem ganzen Leben kein einziges Strafwunder gethan hatte, wurde nicht weiter bemerkt, obgleich dies als der wesentlichste Zug in ihrer Wunderwirksamkeit anzusehen ist. Wie oft hätte sie, wenn sie nur heilig im Stile anderer Heiligen war, in ihrem Leben dazu Gelegenheit gehabt.[55])

Auch das galt als ein großes Zeichen der göttlichen Gnade, daß sie in den Besitz außerordentlich heiliger Reliquien kam, nach denen sie ihr ganzes Leben Tag und Nacht trachtete. Von ihrem Stiefsohn, dem König Sigibert, wurde der Kaiser der Römer, Justinus II., gebeten, seiner heiligen Mutter ein Stück von dem größten Heiligthum der Christenheit, dem Kreuzesholze, zu senden. Er sandte es ihr mit vielen anderen Reliquien nicht für kostbare Geschenke, denn Radegundis selbst war, weil sie alles ihr Vermögen Gott geopfert hatte, ganz arm, sondern aus Ehrfurcht vor der großen Heiligen im Frankenlande, und hielt sich hoch belohnt, als sie ihm ein einfaches Gewand, das Werk ihrer eigenen Hände, zum Danke zurücksandte.

---

54) S. o. S. 363. Anm. 10.

55) Will man recht kurz und anschaulich sich vergegenwärtigen, in welchem Zahlenverhältniß etwa das Strafwunder zu den anderen Wundern damals zu stehen pflegte und dann auch welche Motive es gewöhnlich veranlaßten, so glaube ich, ist eine aufmerksame Lectüre der Vit. St. German. Paris. von demselben Venantius Fortunatus, der das Leben der h. Radegundis schrieb, wohl am geeignetsten dazu. Bei St. Germanus ist ungefähr die Hälfte aller Wunder Strafwunder und mitunter sind es nach unseren Begriffen geradezu scheußliche, aber was wichtiger ist, auch auf die Anschauungsweise der Zeit machten viele davon einen verderblichen Eindruck — nur freilich einen ganz anderen, als auf die moderne Denkungsart.

Es war auch ein Wunder, daß sie ihre zarte Schönheit, den Reiz ihres Antlitzes und die Schönheit und Reinheit ihrer Gestalt, womit sie von Jugend auf alle Herzen gewonnen hatte, bis zu ihrem Tode behielt, obgleich sie ein ziemliches Alter erreichte. Auch hierin sah man deutlich, wie sie Gott vor allen anderen Menschen besonders auserwählt hatte.[56])

Auch daß ihr Tod auf den Tag fiel, den sie immer als den heiligsten der Woche zu allen großen und wichtigen Thaten auszuerlesen pflegte, an einem Mittwoch, an welchem Christus als Mensch geboren worden war, wurde als ein großes Wunder angesehen, und als ein würdiger Beschluß eines Lebens, das von Anfang bis zu Ende wahrhaftig das gewesen war, was sie immer am heißesten begehrt hatte, ein Martyrium für Christus. Daß sich die Stimmen der Engel vernehmen ließen, die ihre Seele empor in den Himmel trugen, war billig und recht, daß aber der Friede, der um ihr Sterbebett schwebte, so heilig war, daß selbst die Engel erst draußen im Freien zu reden wagten, wurde nicht als etwas Besonderes bemerkt. Es war genug, daß die Engel ihre Pflicht thaten und der sterbenden Heiligen zur Seite standen.

Wenn auch das fränkische Volk keine Heilige hervorbrachte, die nach seinem eigenen Gefühle an Einheit des Lebens, an Kraft der Askese, an Gnade bei Gott die heilige Radegundis ganz erreichte, und noch weniger eine, die sie übertraf, so gab es doch fortan desto mehr, die sich beeiferten, ihr nachzustreben. Aus den

---

56) Radegundis starb 587, stand also wenigstens im Anfange der sechsziger Jahre, da sie 529 als ganz junges Mädchen von Thüringen nach Franken gebracht wurde. Wann sie sich vermählte, ist nicht ganz sicher zu ermitteln. Le Cointe setzt das Jahr 538 an, weil 535 noch Ingundis die Gemahlin Chlotars gewesen ist, und er darauf noch eine andere Frau, Chunsena, gehabt hat, von der ihm Chramnus geboren wurde. Allein es steht gar nichts im Wege, daß Chlotar schon damals nicht bloß Radegundis neben der Ingundis, sondern auch neben der Chunsena geheirathet, also drei Frauen auf einmal gehabt hat. Warum auch nicht? Diese Könige hielten ja alles, was ihr Herz begehrte, besonders aber in diesem Punkt für erlaubt, denn sie verstanden den Satz Principis voluntas summa lex esto ganz wörtlich. Darnach konnte sie mit Chlotar schon vor 538 vermählt worden sein. Doch ist festzuhalten, daß sie, als sie aus Thüringen entführt wurde, sehr jung und keineswegs reif für die Ehe war. Einige Jahre müssen also noch nach 529 verstrichen sein, ehe sie Königin wurde. Für ihre Altersbestimmung im Ganzen wird übrigens nichts geändert, ob man sie 538 oder etwas früher heirathen läßt.

vornehmsten Ständen, mitten aus dem Ueberflusse des Lebens, weihte sich da und dort eine Jungfrau von frühester Jugend an Gott und verbrachte ihr Leben im Kloster, oder es bewogen viele edle Frauen nach einer heiligen Ehe mit einem vornehmen Manne diesen, sowie einen oder den andern Verwandten, der Welt ganz zu entsagen und sich in ein Kloster zurückzuziehen. Daß besonders seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts oft ganze Familien von beinahe königlichem Ansehen und dem entsprechenden Reichthum auf einmal in das Klosterleben eintraten oder ein Glied dem andern nach kurzer Zeit in das Kloster nachfolgte, wurde gewöhnlich durch den sanften, aber unermüdlichen Zuspruch einer heiligen Frau, die einer solchen Familie angehörte, vermittelt.[57]) Und so wuchs auch die Zahl der heiligen Asketen, Mönche und Nonnen, oder Eremiten und Clausnerinnen, die aus fränkischem und zwar aus dem edelsten fränkischen Blute abstammten, in erstaunlicher Weise, ganz so wie die der fränkischen Heiligen, die in dem eigentlichen Priesteramte sich den Ruf ihrer Heiligkeit erworben hatten, gerade damals sich von Jahr zu Jahr vergrößerte. Auch hier thaten nunmehr neben den lebenden römischen Klosterheiligen und Eremiten eben so viele und bald noch viel mehr deutsche Heilige den Beruf ihres Volkes zu den schwersten Forderungen, die das Christenthum an den Menschen stellte, aber auch den Anspruch an den höchsten irdischen und ewigen Lohn, den es gewähren konnte, glänzend vor den Augen der ganzen Welt dar.

57) Wie man am anschaulichsten aus der Vita Salaberg. Abbat. sehen kann.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Die durchschnittlichen Resultate der Kirche in der Umwandlung des fränkischen Wesens.

Wenn aber auch der Beweis factisch geliefert war, daß das fränkische oder deutsche Wesen in seine Seele nicht bloß den christlichen Glauben aufzunehmen vermochte, als die alleinige Wahrheit in Betreff der wichtigsten Dinge im Diesseits und Jenseits, sondern auch den Willen und das Handeln gänzlich den Forderungen desselben anzupassen wußte, so geschah dies doch immer in allen den erwähnten Fällen nur von Einzelnen. Auch als die Zahl der fränkischen heiligen Männer und Frauen eine Zeit lang fast in geometrischer Progression wuchs, bildete sie doch immer nur einen verschwindenden Bruchtheil in der Masse des Volkes, wie es freilich auch zu anderen Zeiten, selbst in denen, die traditionell als die eigentliche Glanzperiode des Christenthums galten, in der Zeit der Apostel und der apostolischen Väter gewesen war.

Wenn man sich nur an den Wortlaut dessen hielt, was die Kirche als das für Jedermann gültige Ideal des christlichen Lebens aufstellte, so lief dies eigentlich darauf hinaus, daß alle, die sich Christen nannten, auch das hätten erfüllen sollen, was die wenigen wahren Heiligen damals oder zu irgend einer anderen Zeit erfüllten. Dies war aber in keiner Weise anders zu thun, als daß sich jeder Christ aller weltlichen Dinge entschlug, weil sie alle auf gleiche Weise dem Auge der strengsten christlichen Auffassungsweise entweder an sich schlechterdings sündhaft schienen oder doch so nahe mit der absoluten Sünde zusammenhingen, daß der Christ, wenn er sich mit ihnen befaßte, auch ihr

nicht entgehen konnte. Da es nun aber doch eine ungereimte Zumuthung für den natürlichen Verstand gewesen wäre, dessen sich auch das strengste kirchliche Denken und Empfinden nicht ganz entschlagen konnte, wenn man hätte aussprechen wollen, was man consequenter Weise nach den einmal gegebenen Voraussetzungen hätte aussprechen müssen, daß man nur als Angehöriger des geistlichen Standes oder im Kloster oder in der Eremiten-Clause sich wirklich von der sündhaften Befleckung mit den Dingen dieser Welt rein erhalten könne, so wurde zugegeben, daß man mitten unter ihnen, wenn man einmal in sie hineingeboren und gewachsen war, ohne Schaden für die Seele bleiben könne, aber man müsse sie dann so gebrauchen, als habe man sie nicht, man müsse in den weltlichen Verhältnissen der Familie, des Besitzes, des Staates, der Gesellschaft sich so verhalten, daß es deutlich werde, wie sie die Seele in keiner Weise innerlich berührten, sondern daß sie nur zufällig in äußerer Berührung mit dem wirklichen Wesen des wahrhaft frommen Menschen stünden. So weit ging die äußerste Concession, welche die Kirche von ihrem Standpunkt aus theoretisch machen und rechtfertigen konnte.

Factisch aber stellte sich das Sachverhältniß ganz anders. Die sichtbare Weltordnung hätte, wie es der eigene Instinct der Kirche sagen mußte, nicht bestehen können, wenn alle Christen sich so zu den weltlichen Dingen verhielten, wie sie sich, wenn sie wahre Christen waren, hätten verhalten sollen. Ohne eine wahre Freude an den weltlichen Geschäften und Beziehungen um ihrer selbst Willen oder was von diesem Standpunkte aus das Nämliche war, aus gewöhnlichen irdischen und sinnlichen Motiven wäre es bald um ihren Bestand überhaupt geschehen gewesen. Wenn jeder in der Ehe so gelebt hätte, als wäre es keine Ehe, jeder die Geschäfte des Handwerkes, des Handels, der Kunst oder des Staates so betrieben hätte, als wären sie nicht der Mühe werth betrieben zu werden, wenn weder Ehrgeiz, noch Genußsucht, noch Trieb nach Besitz in der Welt existirt hätten, so wäre es mit dieser Welt doch bald zu Ende gewesen. Auch wußte es die Kirche, daß sie selbst in dieser concreten Gestalt, in der sie existirte, nur an die concrete Existenz dieser Welt, wie sie einmal war, gebunden sei, und daß auch sie aufhörte die Kirche zu sein, wenn die Welt aufhörte die Welt zu sein. Deshalb fand sie sich factisch auch mit

den Motiven ab, auf denen die Existenz dieser Welt beruhte, obgleich sie dieselben alle als sündhaft verdammen mußte, und auch in der That, wenn sie von dem Treiben der Welt im allgemeinen sprach, nur darin eine Versöhnung zwischen der Wirklichkeit der Dinge und ihrem absoluten Ideal fand, daß sie die Vorstellung eines baldigen gänzlichen Untergangs des sündlichen Welttreibens und aller der Bedingungen, auf denen es ruhte, fest im Auge behielt und bei der gläubigen Christenheit fortwährend wach rief. Die christliche Welt selbst, so weit sie sich nicht, eben weil sie die Welt war, von den Bedingungen ihrer Existenz loszureißen vermochte, ließ sich auch gern diese schreckhaften Ermahnungen gefallen, und gab sich einstweilen um desto eifriger der vollen Macht aller der Einwirkungen hin, die auch sie theoretisch ebenso gut wie die Kirche als absolut sündhaft erkannte, ohne die sie aber nun einmal nicht, wie jedem Menschen sein eigener Instinct sagte, zu bestehen vermochte.

Darum war es auch natürlich, daß in jedem Menschenalter das Wehegeschrei der Kirche ungefähr gleich laut erscholl; denn in einem jeden waren die Menschen und die Welt von jenem christlichen Ideal so weit entfernt, daß es sich eigentlich kaum der Mühe verlohnte zu untersuchen, ob sie jetzt noch weiter als einstmals davon abgekommen wären und ob die schwere Sündenlast der Gegenwart größer sei, als die der Vergangenheit. So konnte die gallische Kirche zur Zeit des heiligen Remigius klagen, daß die Verderbtheit der Menschen noch nie so groß und allgemein und deshalb das Strafgericht Gottes so nahe gewesen sei als jetzt, dasselbe konnte mit demselben Rechte ein Menschenalter später der heilige Germanus oder Nicetius sagen und wieder ein Menschenalter später ein anderer ernster Diener und Heiliger Gottes, und doch ließ sich daraus noch nicht abnehmen, ob die Welt jetzt oder damals besser oder schlechter beschaffen war, oder ob ein wahrer Fortschritt oder Rückschritt auch nur in dem festbegrenzten Sinne der specifisch-christlichen Weltanschauung stattgefunden hatte.

Wenn daher in der gallisch-fränkischen Kirche schon kurze Zeit nach der Bekehrung der Deutschen und dann immer öfter und lauter Klagen über das sündhafte Treiben und die gräuliche Verderbniß gerade derer, die erst den Namen Christi bekannt hatten, erschollen, so läßt sich daraus für die geschichtliche Betrachtung einer

späteren Zeit ebenso wenig ein Beweis entnehmen, daß es jetzt in Gallien schlechter um die Sache des Christenthums stand, als vor der Bekehrung der Franken, so wenig wie die große Zahl fränkischer Heiliger aller Art beweist, daß die Klagen der Kirche ungerechtfertigt waren. Denn die Klagen der Kirche besagten zunächst bloß, daß unter den neubekehrten Franken die Motive, die bis dahin ihr Leben und Treiben beherrscht hatten, wie es sich von selbst verstand, auch nach der Bekehrung noch in Kraft geblieben waren, denn wenn dies nicht gewesen wäre, so hätte es eben nur eine Anzahl von fränkischen Heiligen so groß wie die Kopfzahl des ganzen Volkes geben können, aber kein fränkisches Volk und keinen fränkischen Staat, die beide ihre Existenz concret genug bezeugten. Und die vielen fränkischen Heiligen bewiesen zunächst auch nur, was sich freilich nicht so von selbst verstand, sondern als ein großes Zeichen der Zeit angesehen werden muß, daß unter der Masse der im sündhaften Welttreiben nach wie vor versunkenen Neubekehrten doch nicht wenige feinere, tiefere und stärkere Seelen sich fanden, die es wirklich durchsetzten allen und auch den strengsten Forderungen, die das Christenthum an den Willen und die Thatkraft des Menschen stellte, vollkommen gerecht zu werden. Sie bewiesen, daß dem deutschen Volksgeist überhaupt, von dem auch sie einen Bestandtheil bildeten und dem auch ihr Geist entsprossen war, wie ihr Blut und ihr ganzer Leib fränkischer oder deutscher und nicht römischer Abkunft und Art war, die Fähigkeit oder die Möglichkeit einwohnte, unter gewissen Voraussetzungen sich dem Christenthume so stark und innig, ja selbst schon damals vielleicht noch stärker und inniger hinzugeben, als es nur irgend wo und irgend einmal ein Mensch aus römischem oder nicht deutschem Blute vermochte. Aber sie bewiesen nicht, daß die ganze übrige Masse des Volksgeistes von derselben christlichen Gesinnung erfaßt war wie sie. Ja man kann von dem Standpunkt einer eindringenden und unbefangenen Betrachtung der Geschichte nicht einmal zugeben, daß die wichtige Thatsache der raschen Zunahme der Zahl fränkischer Heiligen, die bereits constatirt worden ist[1]), zum Beweis gebraucht werden könne, daß das Christenthum etwa zur Zeit Chlotars II. und Dagoberts I. tiefer in den ganzen Volksgeist und

1) S. o. im Anfange des vorigen Cap.

die Volksgesinnung eingedrungen sei, als zur Zeit Childeberts I. und Chlotars I., wo es noch sehr wenige Franken gab, die sich den Namen eines christlichen Heiligen verdient hatten.

Aus dem directen Urtheil der Zeit über sich selbst ist in diesem Falle nichts zu entnehmen, da es immer von Voraussetzungen ausgeht, die überhaupt die Möglichkeit eines Fortschrittes der christlichen Gesinnung und Gesittung in der Welt — diesen Begriff in streng kirchlicher oder christlicher Fassung genommen — negiren. Diese Welt bleibt nach wie vor derselbe Sündenpfuhl und eigentlich nur des Zerschlagens werth. Besser kann sie, so lange sie als Welt existirt, nicht werden als sie ist, und sie ist schon jetzt so, daß sie wohl nicht schlechter werden kann. Wenn man darum unbeirrt durch die Stimmen der kirchlichen Wortführer doch an einen Entwickelungsproceß in der Welt, wie sie ist, glaubt und ihn für diese Zeit auf dem engumschränkten Gebiete der christlichen Entwickelung im eigentlichen fränkischen Volksleben nachweisen will, muß man zu anderen Zeugnissen greifen, wie sie zunächst in den großen geschichtlichen Thatsachen, in denen sich die Handlungsweise dieses jetzt christlichen Volkes der Franken offenbart, vorliegen. Ihr Resultat stimmt nun leider zuletzt mit den Klagen der Kirche überein, und allein daraus kann man diese individuell beleben, während sie sonst nur als ganz allgemeine Typen einer feststehenden Weltanschauung dieser Zeit und jeder anderen Zeit, so lange es Menschen gab und geben wird, angehören, also eigentlich keine Zeit individuell charakterisiren.

Unläugbar waren die hervortretenden Figuren, die die fränkisch-christliche „Welt" im kirchlichen Sinne schon in der Mitte des sechsten Jahrhunderts und noch mehr am Ende desselben repräsentirten, durch die nicht bloß nach kirchlichem Maßstab schlimmsten Laster ärger befleckt, als selbst in den harten und wüsten Zeiten, die dem Uebertritt der Franken vorhergegangen waren. Selbst ein Childerich oder ein Chlodwig, insofern man bei diesem zugiebt, daß sein Wesen, auch als er Christ wurde, das Gepräge behielt, das ihm durch seine natürliche Anlage und die Macht der umgebenden Verhältnisse aufgedrückt war, ehe er Christ wurde, sind fast rein im Vergleich mit einem Chlotar I. oder Charibert, den Königen in der zweiten und dritten Generation nach ihnen. Und was für die Herren gilt, gilt auch für das Volk. Die Franken, die unter

Childerichs und Chlodwigs Fahnen Gallien eroberten, sind nach allgemein humanem Maßstab gemessen in sittlicher Beziehung ungefähr ebenso viel besser, wie ihre Urenkel und Ur-Urenkel zu der Zeit einer Brunhild und Fredegund, wie ihre Vorfahren zu der Zeit, als die Römer das deutsche Rheinufer zuerst betraten, besser waren, d. h. von den Schranken einer besseren Sitte umgeben waren, als sie selbst.

Allerdings darf nicht verkannt werden, daß gerade jetzt, nachdem Childerich und Chlodwig endlich die nächste große Aufgabe ihres Geschlechtes und Volkes, die Eroberung dieses schönen Stückes der römischen Welt vollbracht hatten, alle jenen destructiven Einflüsse, die schon früher die naive Sittlichkeit des fränkischen Volkes so arg gefährdeten, einen viel freieren Spielraum als früher gewannen, und darum dem Volksgeist, der, soweit noch etwas von seiner alten guten Anlage in ihm war, durch eben dieselben Einflüsse seine Widerstandskraft mehr und mehr gelähmt fühlte, noch ganz anders als bisher zusetzen konnten. Die Franken waren jetzt im Besitze der Herrlichkeit, nach deren Genuß sie so lange gedürstet hatten, und kein Wunder, daß sie dieselbe so genossen, wie Barbaren zu genießen pflegen. Wenn aber schon in der Hingabe an solche Genüsse eine Sünde geschah, so war es jedenfalls jetzt viel schwerer als irgend einmal früher, solche Sünden zu vermeiden. Denn wenn das, was früher unter den Franken als Genuß und Schwelgerei angesehen wurde, sich einem fremden Beobachter nach den beschränkten materiellen Hülfsmitteln des Volkes fast noch als Entsagung auf die nothwendigsten Bedürfnisse des menschlichen Daseins darstellte, wenn die Einrichtung eines fränkischen königlichen oder fürstlichen Hauses, oder der Aufwand bei irgend einem großen Feste einem Römer dürftiger als die bescheidenste Einrichtung der minder bemittelten Klasse seiner Landsleute erscheinen mußte, so hatten es jetzt die Franken in ihrer Macht, um sich herum alle Pracht und Ueppigkeit aufzuhäufen, deren sie habhaft werden konnten und auf die sie, da sie dieselbe mit ihrem eigenen Blute verdient hatten, das beste Anrecht in der Welt zu haben vermeinten.

Hier war es, wie leicht zu sehen, um vieles schwerer, sich vor solchen Excessen zu hüten, wie sie die Römer, denen dieser Ueberfluß vordem allein zu Gebote gestanden hatte, täglich begingen.

In allen Dingen mußte jetzt das böse Beispiel der Römer noch verführerischer als früher wirken, denn jetzt erhielten die Franken erst die äußeren Mittel, es ihnen gleich zu thun, und dazu auch sehr schnell diejenige Politur des Geistes, die dazu gehörte, um sich dieser Mittel mit vollstem Behagen zu bedienen. Was hätte ein Franke vor hundert oder zweihundert Jahren mit der luxuriösen Einrichtung der Toiletten- und Badezimmer eines römischen Palastes anzufangen gewußt, wenn er nicht zufällig von Jugend auf unter Römern aufgewachsen, also entnationalisirt und kein Franke mehr war. Jetzt verstand er es, wenn auch nicht immer noch so gelenk und zierlich wie ein Römer, doch mit womöglich noch vollständigerem und erschöpfenderem Genuß sich aller dieser Herrlichkeiten, so wie aller anderen Apparate der römischen Genußsucht und Lasterhaftigkeit zu bedienen.

Aber das Beispiel der Römer wirkte noch weiter. Gerade die Eigenschaften und Gewöhnungen, welche zwar nicht als eigentliche Tugenden, aber doch als ein Nachklang besserer Sitte und als ein Keim der einer zukünftigen Veredelung zu wahren Nationaltugenden im höchsten Grade fähig gewesen wäre, in dem fränkischen Naturell zur Zeit der Bekehrung zum Christenthum sich noch vorfanden, waren am meisten durch die unwillkürlichen und oft auch durch die systematischen Einwirkungen der Römer gefährdet, weil das römische Wesen gerade in dem Rayon dieser Eigenschaften seine charakteristischsten Hauptlaster entwickelt hatte. Der fränkischen Zucht und Ordnung in den geschlechtlichen Verhältnissen und in der Ehe, die trotz aller Fälle, die das Gegentheil praktisch darthun, doch noch als allgemein gültige Voraussetzung des Begriffes der Ehrenhaftigkeit so stark war, daß man den Sturz und das Exil des Königs Childerich, des Vaters Chlodwigs, nur allein seinen Freveln, die er an der Keuschheit der fränkischen Frauen begangen hatte, zuschrieb[2]), stand die gänzliche Verworfenheit und Zerrüttung der römischen Sitte in diesem Punkte todfeindlich, und leider, wie sich von selbst verstand, übermächtig entgegen. Wie aber nicht bloß das schlechte Beispiel der Römer, sondern geradezu eine eigentliche

2) Es ist dies eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, wenn man bedenkt, was Childerich sonst seinem Volke war, ein Fürst und Held, an dem sich sein ganzes Wesen als an seinem concreten Ideal befriedigte.

prämeditirte Verführung auch die Reste der fränkischen Zucht zerbröckelte, dies wird besonders deutlich an einem typischen, für alle anderen Fälle maßgebenden Beispiele, an der Verführung des jungen fränkischen Königs Theodebert durch die Römerin Deuteria.[3]) Gerade so wie sie den königlichen Jüngling, der schon mit Wisigardis, einer ihm ebenbürtigen Prinzessin, verlobt war, zu sich auf ihr Schloß im Languedoc in der Abwesenheit ihres Gemahls lockte, wie sie ihn hier durch alle Mittel der Verlockung, durch die Eleganz des ganzen Wesens, die sich der höchste römische Adel noch so vortrefflich bewahrt hatte, durch ihre mächtige Schönheit und ihren ebenso mächtigen Geist so bezauberte, daß er Braut und Vater, und zwar einen Vater, wie den furchtbaren Theodorich, die strengste und herbste Heldengestalt unter allen fränkischen Königen, den Krieg, den er gegen die Gothen führen sollte, den Gemahl der Deuteria, sein eigenes Volk und alle anderen Dinge vergaß und im tollsten Taumel nur ihr lebte, bis er plötzlich durch die Nachricht von der Todeskrankheit seines Vaters aufgeschreckt wurde, wie er aber auch dann gegen die Stimme der Politik, der Kirche und vor allem gegen die Vorwürfe seiner Franken taub blieb, die damals noch nicht so lax über den Ehebruch, der hier von ihrem König verübt wurde, dachten, als sie freilich in sehr kurzer Zeit zu denken sich gewöhnten: ganz so wiederholte es sich überall und in allen Schichten des Volkes im wesentlichen immer auf die gleiche Weise, nur äußerlich etwas anders gestaltet, je nach den verschiedenen zufällig umgebenden Verhältnissen.

Ein anderer lobenswerther oder wenigstens entwickelungsfähiger Zug im fränkischen Wesen, der sich noch immer erhalten hatte, war eine gewisse zwar rohe, aber doch noble Art der Freigebigkeit, wie sie sich fast immer bei gutartig angelegten Barbaren findet. Damit vertrug sich recht wohl gelegentlich eine große Härte und Unbarmherzigkeit, ebenso auch eine unersättliche Lust nach dem Besitz, weil man auch eine unersättliche Lust nach den Genüssen empfand, die man sich mit Hülfe des Besitzes verschaffen konnte. Habsucht, und zwar in ihrer rohesten Ausartung, befleckte den fränkischen Volkscharakter schon vor der Bekehrung zum Christenthum, aber Geiz war nicht darin, und wo er vorkam, wurde er als ein sehr

---

3) S. Greg. Tur. H. III, 22 u. f.

gemeines Laster, fast ebenso gemein als die Feigheit, verachtet. Aber in dem römischen Wesen mit seiner kalten Klugheit und seinem verständigen Raffinement dominirte damals wie vor uralten Zeiten gerade der Geiz, natürlich auch in Verbindung mit der Habsucht, aber mit einer viel weniger rohen und gewaltthätigen, dafür jedoch desto unbarmherzigeren und tötlicheren für alle noblen Regungen der Seele, als sie die Franken in ihrer Naivetät kannten. Indessen verstand es sich auch hier wie von selbst, daß die Franken bei den Römern Geiz sowohl wie raffinirte Habsucht in kurzer Zeit ganz vorzüglich erlernten. Was ihnen an der dazu nöthigen Verstandespolitur fehlte, die sich nur auf ein gänzlich versteinertes Herz auftragen ließ, ersetzten sie durch Kraftmittel roher Gewaltthätigkeit, vor denen das römische Wesen, weil es seit so langer Zeit sein Heil nicht mehr darauf zu stellen gewöhnt war, doch noch immer etwas zurückwich, bis umgekehrt auch die Lehrer von ihren Schülern hierin bewunderungswürdig profitirten.

Ein weiterer Zug war eine gewisse Achtung vor Treue und Wahrheit, wenigstens in allen den Verhältnissen, die sich auf Personen bezogen, die durch allgemeine vom Volksbewußtsein anerkannte und geheiligte Beziehungen mit einander verbunden waren. Damit konnte es doch ganz wohl bestehen, daß die Franken bei den Römern und bei den anderen Deutschen wegen ihrer Perfidie und ihrer Neigung zu Verrätherei übel berüchtigt waren, denn gegen andere als solche Menschen, die mit dem Einzelnen in anerkannt geheiligten Treueverhältnissen standen, lag diesen Einzelnen gar keine Verpflichtung ob Treue und Wahrhaftigkeit zu bewahren, im Gegentheil, wenn man ihnen durch Lüge und Verrath schaden und sich helfen konnte, so war dies nur ein Beweis, daß man sich gegen seine Feinde zu helfen wußte, also ein Anspruch auf Lob und Ehre.[4]) In dem Verkehr der Franken untereinander war gleichfalls die Herrschaft der Treue und Wahrhaftigkeit allmählich schwer gefährdet, allein der öffentlichen Meinung galten sie conventionell noch immer wie einstmals als Bestandtheile der großen Nationaltugenden, die jeder Einzelne in seinem Leben erproben mußte, wenn er den Ruhm eines echten fränkischen Mannes haben sollte. Aber

---

4) S. auch oben Bd. I. S. 93.

im römischen öffentlichen und Privatverkehr war nichts von der Macht oder dem Glauben an die Macht dieser Eigenschaften, was fast ebenso schwer wog, zu entdecken. Hier stand als Axiom der Volksmoral ziemlich fest, daß jeder mit Treue und Glauben zu seinem Vortheile umgehe wie er könne, wenn er nur geschickt genug sei, sich den Händen des Gesetzes zu entziehen. Es dauerte nicht lange, so fand auch diese Moral bei den Franken Eingang, deren Seelen möglichst gut dafür vorbereitet waren, und Treuebruch, Verrath, Meineid gehörten fortan fast ebenso nothwendig zu dem Wesen eines fränkischen Mannes, der es in der Welt zu etwas bringen und bei seinen Landsleuten geachtet sein wollte, wie sie vorher jeden, der sich in den angegebenen Schranken nicht davor hütete, unauslöschlich zu beflecken pflegten.

Erwägt man solche Einflüsse, so war das Werk der Kirche viel schwieriger bei den Franken als bei der römischen Bevölkerung, aber es darf auch nicht vergessen werden, welche Mittel ihr zu seiner Durchführung zu Gebote standen. An und für sich war die Empfänglichkeit des fränkischen Volksgeistes für den christlichen Glauben, so weit er bloß theoretisch an die Seele trat, außerordentlich groß, und von hier aus eröffnete sich von selbst der Zugang zu dem Willen und zu der That. Es konnte Niemand von der Kirche verlangen, daß sie das ganze neubekehrte Volk in eine Nation von Heiligen und Wunderthätern verwandelte, auch nicht, daß die Hauptlaster des Volkscharakters im christlichen und im allgemein menschlichen Sinne, die jetzt alle durch die Einflüsse des geilen römischen Bodens so kräftig gediehen und neue Schossen zur Seite trieben, an die vorher Niemand gedacht haben konnte, etwa innerhalb zwei oder drei Generationen bei allen Einzelnen oder auch als eigentliche Motive der ganzen Volkszustände und Volksgeschicke bis auf die Wurzel ausgerottet sein sollten. Wohl aber hätte sich erwarten lassen, daß die Kirche den Einfluß, den sie über die Gemüther besaß, besser zu verwerthen gewußt hätte als so, daß die neubekehrten Deutschen, nachdem sie hundert Jahre unter ihrer Zucht gewesen waren, kolossale Fortschritte in allen Lastern und durchschnittlich gar keine Fortschritte in den christlichen Tugenden, die an ihre Stelle treten sollten, gemacht hatten, daß sie jetzt durchschnittlich, trotz aller fränkischen Heiligen und Märtirer, um vieles schlechter und verderbter als zur Zeit des Heidenthums nicht bloß nach streng kirchlicher Anschauungsweise erschienen.

Die Kirche, die durch Lehre und Beispiel, durch die furchtbaren Eindrücke, welche die Vorstellungen von der Gerechtigkeit Gottes, von dem jüngsten Gericht, von der Höllenpein, von der Macht des Teufels und von der Nähe des Weltunterganges auf die rohen, aber weichen und tiefen Gemüther der Neubekehrten gemacht hatten, so gewaltig anregen und schrecken konnte, welche durch die Aussicht auf den Schutz Gottes in dieser Welt und auf die unendliche und unsägliche Wonne im Jenseits der Tugend einen für solche Naturen so unwiderstehlichen Reiz geben konnte, die durch die Verwaltung der Sacramente, durch Beichte, Buße und Kirchenstrafe Verderben bringen und Segen spenden konnte in einer Thatsächlichkeit, mit der sich kein anderes Moment der damaligen Weltgeschichte vergleichen durfte, die über unzählige Heilige und Wunder gebot, hätte wenigstens die Neubekehrten so weit in ihrer Gewalt haben müssen, daß die ärgsten Auswüchse ihrer aus heidnisch-barbarischer und römischer Verwilderung zusammengesetzten Lasterhaftigkeit sich hätten verkriechen sollen, während sie jetzt nicht bloß die Tiefe, sondern, wie tausend allgemein bekannte Thatsachen bezeugen, auch die Oberfläche des geschichtlichen Lebens des christlichen Frankenvolkes beherrschten. Die allgemeine Sündhaftigkeit und der einzelne Sünder hätten zum allerwenigsten da, wo ihnen die Kirche im concreten Falle mit den ewigen Forderungen des christlichen Rechtes entgegentrat, beschämt zurückweichen und gestehen müssen, daß sie gesündigt hätten, und so strafbar seien, wie es die Kirche ihnen sagte.

Auch war es ganz unmöglich, daß sich die nationale Verderbtheit, die mehr als heidnische Verruchtheit der Franken, soweit sie christlich waren, zu einem directen Widerstand gegen ein solches Einschreiten der Kirche im ganzen oder im einzelnen erhoben hätte. Niemand wagte es, laut an der Wahrheit, d. h. an der absoluten, also auch für jeden Einzelnen zu Recht bestehenden Gültigkeit der kirchlichen Grundlehren von Sünde und Strafe zu zweifeln, wenn er nicht von der ganzen öffentlichen Meinung des christlichen Volkes, auch dieses, wie man wohl sagen darf, nur zum Schein christlichen fränkischen Volkes als der größte aller Frevler gerichtet sein wollte. Jedermann mußte sich also aus äußeren oder inneren Rücksichten doch dem Geiste der Kirche fügen, wenn sie es verstand ihn so anzuwenden, wie sie bisher es gewohnt war und

wie sie es in einzelnen Fällen noch that. Einem Manne wie Nicetius beugte sich zuletzt doch die Frechheit und Rohheit der Franken, und der König, der sich ihr nicht beugen wollte, sondern gegen geistliche Macht weltliche Gewalt kehrte, ward zur tiefen Erschütterung der Zeit von dem Blitze des Himmels getroffen.[5]) Auch sonst, welche Züge der tiefsten Sündenzerknirschung mitten im wildesten Frevel, welche dämonische Angst vor jenem dunkelen und zugleich flammenden Jenseits, welche fast hündische Demuth gegen die Inhaber der Kraft zu binden und zu lösen, wenn sie wirklich dem Sünder als würdige Inhaber derselben erschienen, gegen die unantastbaren Wunderthäter Gottes, die unsichtbar jenen verderbenbringenden Blitz in sich trugen, der hier zermalmen und dort auf ewig den Leib und die Seele in Flammenqual verzehren und doch nicht zerstören konnte. Als der König Chlotar, derselbe, der sich kein Gewissen daraus machte, den fernen Nicetius in Trier durch Soldaten zu vertreiben, einstmals den gegenwärtigen heiligen Germanus von Paris nicht vor sich gelassen hatte, bloß weil die Diener des Palastes es nicht für gut fanden, durch den heiligen Mann den König in seinen Vergnügungen stören zu lassen, ergriff den König zur Strafe für diese Verletzung des hochbegnadigten Dieners Gottes und der Kirche ein heftiges Fieber. Der König ahnte sogleich, daß nur diese im Grunde gar nicht beabsichtigte Mißachtung des Bischofs die Ursache davon war, und ließ ihn mit den dringendsten und demüthigsten Bitten eilends holen. Als er kam, warf sich der Kranke auf die Knie vor ihm, faßte mit krampfhafter Angst nach dem Zipfel seines Mantels und bedeckte diesen mit den heißesten Küssen und Thränen, alles nur, um die große Sünde, die er begangen, zu büßen.[6]) Wohl konnte der Lebensbeschreiber des Germanus die

---

5) S. o. Cap. XXXV.

6) Ich hebe die merkwürdige Stelle hier heraus: Est operae pretium illud memoriae tradere, qualiter Sacerdos Christi solitus erat de ipsis quoque Regibus triumphare. Igitur cum glorioso Chlodchario Regi occurrisset ex solito, nec tamen de sancto viro stante ante Palatium ei fuerit nunciatum, mora facta ante vestibulum non repraesentatus inde domum revertitur. Sequens nox in Oratorio vigiliis ducitur, Rex dolore atque febris infestatione torquetur. Vix primo diluculo ad domum Ecclesiae a Proceribus conversatur, poena Regis exponitur, ut sua visitatione Regis doloris vim mitiget Optimates deprecantur. Mox apud

Erzählung dieses Falles mit den stolzen Worten einleiten: „Wie der Priester des Herrn gewöhnt war, über die Könige dieser Erde zu triumphiren.“ Aber so wie dieser Germanus konnte jeder Priester des Herrn, wenn er so war wie Germanus, über jeden dieser Könige der Erde triumphiren, denn es gab kaum einen, der für das specifisch-christliche Element nach Charakter und Lebensweise unzugänglicher gewesen wäre als dieser Chlotar, um wie viel mehr über jeden anderen Mann, der kein König und kein Chlotar war. Dieser selbige Chlotar I., einer der wüstesten Barbaren dieser Zeit, beugte sich der weichen und sanftmüthigen Heiligkeit seiner vor ihm ins Kloster geflohenen Radegundis [7]), die keine Strafwunder für ihn in Bereitschaft gehabt hätte, auch wenn er Gewalt gegen sie gebraucht haben würde. Als Dagobert den heiligen Mann Arnulf nicht von seinem Hoflager hinweg nach Metz, wohin er als Bischof des Ortes gehörte, ziehen lassen wollte, weil er seinen Rath, sein weltliches Geschick und seinen Einfluß im ganzen Lande nicht missen konnte, und als der heilige Mann still, aber unerschüttert allen Bitten und Drohungen des Königs widerstand, riß dieser das Schwert aus der Scheide, um ihn im Zorne niederzustoßen. Aber als Arnulf auch da still und gefaßt blieb, stürzte Dagobert in tiefster Reue unter heißen Thränen vor dem Bischof nieder und wand sich auf dem Boden vor ihm, bis ihm dieser ankündigte, daß er oder Gott durch ihn den König wegen seiner Sünde nicht strafen wollte, sondern ihm seinen Segen zurücklasse, wenn er jetzt ganz von ihm scheide. [8]) Es bedurfte also nicht einmal immer eines sichtbaren Zeichens der Nähe des göttlichen Strafgerichts, um die furchtbarste Leidenschaft wenigstens für einmal zu entwaffnen und in Fesseln zu schlagen. Freilich änderten sich dadurch die Charaktere nicht auf der Stelle: ein Chlotar, ein Dagobert waren bei der nächsten Veranlassung ganz wieder dieselben als früher, aber die

---

pietatem injuriae causa postponitur, qui ante nec nunciabatur, intrat honoratus et exoratus Palatium. Nec vix adsurgit de lectulo, caesum se divino flagello conqueritur. Adlambit Sancti palliolum, vestem sacerdotis deducit per loca doloris. Culpam confessus criminis, mox dolor omnis fugatur: idque actum est, ut cujus incurrerat de contemptu periculum, sentiret tactu remedium. V. St. Germ. Par. l. c. XXIII.

7) S. o. S. 421.

8) S. o. die Stelle aus der Vit. Arnulf. Ep. Met.

Kirche hätte nach ihrer Pflicht, die Schwachen zu überwachen, immer auf dem Platze sein müssen, wo es die Ehre Gottes und die Erfüllung seiner Gebote galt. Aber es war kein heiliger Mann da, als derselbe Chlotar die Söhne seines Bruders, Knaben von zehn und sieben Jahren, mit eigenen Händen in Stücke hieb, weil er ihr Erbtheil am Frankenreiche für sich haben wollte, und doch hätte die Kirche, die alles wußte, was in weltlichen Dingen, zumal am Hofe des Königs, vorging, wohl wissen können, was Chlotar mit seinen Neffen vorhatte. So geschahen auch andere Gräuelthaten bei den Königen und im Volke in Menge, ohne daß irgendwie ein Einspruch eines geweihten Mundes laut geworden wäre, und doch kannte die Kirche ihre Schützlinge recht genau und hielt sie wo möglich für noch verderbter und bösartiger als sie waren.

Durch beständige Ueberwachung, durch beständiges Wiederholen der göttlichen Forderungen an den Willen und die Handlung hätten aber endlich auch die wildesten Charaktere mürbe und wenigstens im großen und ganzen unschädlich, wenn auch nicht gut gemacht werden können. Und wenn auch nicht jeder Einzelne aus der Masse aller Angehörigen des fränkischen Volkes unter eine solche specielle Ueberwachung gestellt werden konnte, weil dazu schon die Zahl der Glieder der Kirche nicht ausgereicht hätte, so mußten doch die Fürsten und Häupter des Volkes stets desto eifriger und nachdrücklicher im Zaum gehalten werden, wenn sie irgendwie in vollen Leidenschaften losbrechen wollten. Dazu reichten die Kräfte der Kirche aus, denn die Paläste der fränkischen Könige und Herren wimmelten von geweihten Priestern Gottes, von Mönchen und anderen Angehörigen der Kirche im weiteren Sinne, die alle für ihren Theil nicht bloß verpflichtet, sondern hauptsächlich dafür bestellt waren, für das Seelenheil der Herren des Hauses zu sorgen, und so gut wie sie jede Gelegenheit wahrnahmen, wo es galt ihre persönlichen Interessen durch den Einfluß ihrer Pflegebefohlenen zu fördern, ebenso gut waren sie auch durch die Verhältnisse in Stand gesetzt, alles oder doch das meiste zu verhüten, was von den Herren dieser Paläste gegen Gottes Gebote hier und dort im großen und im kleinen gefrevelt wurde, oder wenn ein solcher Frevel geschehen war, das Gewissen des Sünders so zu schärfen, daß er nicht so leicht zum zweiten Male wieder begangen werden konnte.

Aber dazu gehörte, daß die Kirche selbst durchweg mit der alten rücksichtslosen Energie auftrat, wo sie eine Verletzung ihrer Gebote wahrnahm und nicht in dem einen Falle so und in demselben Falle, wenn er sich zum zweiten Male, aber unter anderen Umständen ereignete, wieder anders sprach und handelte. Diese rücksichtslose Energie war durchaus nicht nothwendig an jene schroffe Form gebunden, wie sie einem Nicetius, einem Quintianus, einem Avitus [9]) eigenthümlich war. Ohne Zweifel imponirten solche herbe priesterliche Gestalten der rohen Sündhaftigkeit der Neubekehrten am meisten und erzeugten zuerst die scheue Ehrfurcht, die als nothwendiger Anfang einer menschlich-sittlichen Cultur bei diesen Barbaren allen anderen Regungen und Gefühlen, die sich auf das Verhältniß zu Gott und zu der Kirche bezogen, vorhergehen und sie auch fortwährend begleiten mußte. Allein ein Nicetius, ein Quintianus, ein Avitus sind überall seltene Erscheinungen, und wo nicht eine ursprüngliche Charakteranlage in aller nur möglichen Stärke dazu vorhanden war, konnte keine Reflexion und keine Bemühung dem weicheren Naturell die dazu nöthige Härte verleihen. Aber es war auch ohnedem durchzukommen, sobald nur ein und dasselbe Pflichtbewußtsein alle die Diener Gottes, die mit der Sündhaftigkeit der Neubekehrten zu kämpfen hatten, so weit durchdrang, daß sie selbst mit Ueberwindung der Rücksichten, welche ihnen ihr eigenes milderes Naturell oder die Furcht vor den äußeren Folgen, die die Anwendung der vollen Strenge der geistlichen Strafgewalt bei den trotzigen und gewaltthätigen Barbaren haben konnte, in den Weg legten, unbekümmert und im Vertrauen auf den Schutz Gottes, der jedem seiner Diener sichtbar so nahe und so zum Erschrecken kräftig zur Seite stand, vorwärts gingen, und jede Sünde nach ihrem eigenen Bewußtsein ungescheut Sünde nannten, und die Strafen, die Gott selbst darauf gesetzt hatte, eben so ungescheut gegen Alt und Jung, Hoch und Niedrig verkündeten. Wenn es aber dahin kam, daß der vornehme und reiche Sünder der Last seines Gewissens durch den Beistand eines im strengsten Sinne des Wortes pflichtvergessenen Geistlichen leichter entledigt wurde, als ein armer und geringer Mann, der dasselbe begangen hatte, so war die natürliche Folge

---

9) S. darüber oben Cap. XXXV.

davon, daß jener zum zweiten Male um so eher und um so schwerer sündigte, und daß dieser, der bei aller Rohheit des Sinnes doch wohl den Unterschied bemerkte, der von den Dienern Gottes zwischen ihm und jenem gemacht wurde, anfing jenes grenzenlose Vertrauen in die absolute Gültigkeit und Wahrheit aller Aussprüche der Kirche, die ihm durch den Mund der Priester vermittelt wurden, zu verlieren. Damit vertrug sich bei diesen wie bei jenem noch immer die vollste Hingabe an den eigentlichen Glaubensinhalt der christlichen Lehre, aber der wichtigste Einfluß, den derselbe auf den Menschen ausüben sollte, indem er sein Wollen und Thun bedingte, war mehr oder weniger gelähmt, sobald die persönliche Autorität des lebendigen Vertreters der kirchlichen Moral und des christlichen Lebens erschüttert war, weil derselbe, wie der begünstigte vornehme Sünder und der streng behandelte niedrige auf gleiche Weise empfanden, nicht mehr als die Stimme der absoluten Gerechtigkeit Gottes, sondern wie ein anderer Mensch nach Umständen Recht gesprochen hatte. Denn daß im gewöhnlichen Lauf der Welt der Vornehme gut davon zu kommen pflegte, wo der Geringe büßen mußte, stand in der allgemeinen Volksanschauung damals so fest, wie zu jeder anderen Zeit, und schwerlich gab es eine Zeit, wo die öffentliche Meinung so sehr zu diesem Axiom berechtigt war wie gerade damals. Aber in der Kirche Gottes sollten wenigstens diese verderblichen Grundsätze, nach denen sich leider der Verkehr der gewöhnlichen Welt richtete, ausgeschlossen sein, weshalb wäre sie sonst die heilige und reine Wohnstätte des gerechten Gottes gewesen. Im Gegentheil verlangte die öffentliche Meinung hier eher noch als Ersatz für die Ungerechtigkeit draußen in der Welt ein genaueres und strengeres Maß für den vornehmen Sünder als für den geringen, und der ganze Geist der Kirche war entschieden auf diese Richtung, die noch dazu wesentlich dem Typus des ältesten Christenthums entsprach, eingegangen.[10]) Daher waren jene starren und herben Bischöfe und Heiligen die eigentlichen Männer Gottes für das Volk, die mit besonderer Zorneskraft ihre geistlichen Strafgerichte auf das Haupt der vornehmen Sünder herabbeschworen, während sie gegen die Niedrigen verhältnißmäßig mild und schonend auftraten, soweit überhaupt ein

---

10) Wie oben an vielen Stellen auseinander gesetzt worden ist.

Nicetius und Quintianus mild und schonend zu sein vermochten. Dies war der echte Typus des kirchlichen Geistes, wie er allein im Stande war, diesen Menschen zu imponiren und ihre kolossalen Leidenschaften zu bändigen. Er mußte auch da sichtbar und lebendig hervortreten, wo die natürliche Anlage sich weniger zu den extremsten Gewaltmaßregeln neigte. Gewiß war es schwer für die Kirche, ihn jetzt den fränkischen Königen und dem fränkischen Adel gegenüber zu bewahren, aber so gut wie es früher ihre Pflicht gewesen war, ihn gegen die Vornehmen und Mächtigen aus römischem Blute durchzusetzen und so gut wie ihr dies so weit möglich geworden war, daß die öffentliche Meinung im ganzen immer von der Unparteilichkeit der Kirche, oder, wie man auch sagen konnte, von ihrer durch Christus selbst gebotenen Parteilichkeit für die Niedrigen, Armen und Unterdrückten überzeugt blieb, ebenso war es auch jetzt noch, wie sie selbst fortwährend bezeugte [11]), ihre Pflicht, und daß es im Bereiche der Möglichkeit lag, dieser Pflicht zu genügen, wurde durch einzelne großartige und unendlich wirksame Fälle bewiesen. Wäre der Geist der Kirche im allgemeinen nicht schlechter geworden, so hätte die theoretische Gültigkeit dieses Princips und seine praktische Bethätigung durch einzelne hervorragende Vertreter der Kirche so mächtig auf alle schwächeren, weicheren und auf äußere Rücksichten horchenden Charaktere in dieser Kirche wirken müssen, die in praktische Berührung mit der Sündhaftigkeit der Vornehmen und Geringen durch ihr Amt geführt wurden, daß sie sich selbst, wenn auch noch so mühsam, so weit überwunden hätten, der öffentlichen Meinung durch ihre Parteilichkeit keinen Anstoß zu geben.

Im engsten Zusammenhange damit stand, daß die Kirche im allgemeinen, wenn sie auf eine wahre Wirksamkeit bei den Neubekehrten rechnen wollte, sich den Typus der Heiligkeit oder sittlichen Reinheit, der ihr als Gesammtheit nach dem Urtheil der öffentlichen Meinung zur Zeit der Bekehrung der Franken zukam, zu bewahren wußte. Auch damals bewirkte dieser allgemeine Typus wie sich von selbst verstand, keineswegs die sittliche Vervollkommnung aller der Individuen, die zu der Kirche gehörten; es gab immer viele durchaus unwürdige Diener des Herrn. Indessen

11) S. o. S. 354, Anm. 12 die merkwürdige Vorschrift eines späten Pönitentials.

wurden ihre Sünden im ganzen doch zugedeckt durch das überwiegende Verdienst oder die überwiegende Anerkennung, die die Verdienste der anderen im Volke fanden, und die Kirche Gottes galt wirklich als das, was sie sein wollte, als seine reine und heilige Kirche. Damit sich aber diese so wichtige Anschauungsweise erhalten konnte, war nothwendig, daß sich das numerische Verhältniß der notorisch schlechten zu den notorisch heiligen Dienern Gottes nicht ungünstiger gestaltete als früher, ferner, daß die Kirche in ihrer Gesammtheit dieselbe strenge Censur gegen ihre unwürdigen Glieder ausübte, wie sie dieselbe einst nach dem Urtheil der öffentlichen Meinung auszuüben pflegte.[12]) Diese Censur bestand theils in der unmittelbaren Einwirkung des gesammten kirchlichen Bewußtseins, das selbst ein innerlich faules Glied dazu zwang, den Schein der Gesundheit anzunehmen, die in dem übrigen Organismus sich fand, theils in einer unnachsichtlichen Unterdrückung oder Entfernung aller notorisch, d. h. auch äußerlich wahrnehmbar kranken Glieder. „Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus und wirf es von dir" war der leitende Grundsatz, den die Kirche jetzt wie einstmals zu befolgen hatte. Nur wenn sie ihn befolgte, sah das christliche Volk, daß es ihr wirklich ernst mit dem war, worauf das eigentliche Geheimniß ihrer Autorität ruhte, nämlich mit jener sittlichen Kraft, die durch das Beispiel der wirklich nach dem Willen Gottes vollzogenen Ueberwindung der Sünde und des Fleisches jeden Einzelnen aus der Kirche und die Gesammtheit der Kirche befähigte und berechtigte, die Wohn- und Werkstätte des heiligen Gottesgeistes zu sein.

Gewiß war es der Kirche unter den Einwirkungen, die durch die Berührungen mit den Neubekehrten unwillkürlich auf sie Gewalt bekamen, schwer gemacht, diese Heiligkeit im ganzen und im einzelnen sich zu bewahren. Daß es möglich war, zeigte sich aber an dem Beispiel der zahlreichen Heiligen, die sie nach wie vor aus ihrer Mitte hervorbrachte. Es kam also nur darauf an, daß der Gesammtgeist durch die alten Mittel der Zucht und des kirchlichen Bewußtseins derselbe blieb wie früher, und wenn er sich nicht noch verbessern konnte, wenigstens nicht schlechter wurde. Sank er herab, so mußte sich auch die Volksanschauung über den

---

12) S. o. S. 378 u. f.

allgemeinen Typus der Kirche ändern, und damit war dann ein unsäglicher und unberechenbarer Schade geschehen. Wenn sich die öffentliche Meinung dergestalt verkehrte, daß ihr jeder Priester als solcher, wenn auch gerade nicht als der Sündhaftigkeit besonders verdächtig, doch von vorneherein unberechtigt zu dem Anspruch auf sittliche Heiligkeit erschien, welche ihm eigentlich Kraft seines Amtes zukam, so war dem Einzelnen, auch wenn er thatsächlich ein würdiger Diener des Herrn war, seine amtliche Wirksamkeit, sein Einfluß auf die Sittigung oder Bändigung des Kreißes, auf den er durch sein Amt zunächst hingewiesen war, unendlich erschwert. Wenn die Sünden der Einzelnen nicht mehr durch die notorischen Verdienste der Anderen zugedeckt wurden, sondern die Volksanschauung das Bild sündiger Priester zähe und gleichsam als einen der berechtigten Typen der Wirklichkeit festhielt, so erlosch auch der heilige Nimbus, der vorher jedes Glied der Gesammtheit der Kirche, selbst wenn es ein nicht ganz würdiges war, verklärt hatte, und es mochten nun noch so viele Heilige in der Kirche Gottes aufstehen, und noch so viele Wunderzeichen gewirkt werden, die Kirche selbst war nicht mehr jene erhabene an und für sich heilige und wunderkräftige Institution, die sie einstmals gewesen und die sie immer bleiben mußte, wenn sie im ganzen zur Erziehung und Bildung des Volkes in ihrem oder im christlichen Sinne befähigt sein sollte. Denn sobald einmal die öffentliche Meinung so weit gekommen war, wirkte jedes wahrhaft würdige und heilige Individuum der Kirche isolirt für jene kirchlichen Zwecke, aber an eine Massenwirkung der Kirche auf den Volksgeist, die doch viel stärker und nachhaltiger gewesen wäre, konnte nicht mehr gedacht werden.

Wenn sich die öffentliche Meinung des christlichen Volkes veranlaßt sah, sowohl in Beziehung auf die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, als auch in Beziehung auf die Reinheit und Heiligkeit der Kirche allmählich ein anderes und zuletzt ein ganz dem früheren entgegengesetztes Urtheil auszusprechen, so mußten die Thatsachen des wirklichen Lebens vollständig genügende Veranlassung dazu geboten haben. Denn auch jene rohere Welt des sechsten und siebenten Jahrhunderts war der Heilsmittel der Kirche, überhaupt der ganzen Institution der Kirche wenigstens ebenso sehr bedürftig, wie es die vorhergehende Generation gewesen war. Auch sie enthielt

noch alle die Elemente und Motive in sich, die einst gewirkt hatten, um die Autorität der Kirche so fest zu gründen, auch sie fühlte ihre geistigen und religiösen Ansprüche vollständig befriedigt in den Glaubenslehren und in dem Cultus der Kirche. Es war nicht daran zu denken, daß der Volksgeist über den geistigen Gehalt dessen, was ihm die Kirche bot, hinaus gewachsen wäre, und daß er darum auf die Kirche als auf eine veraltete und ungenügende Institution herabgesehen hätte. Aller Unglaube, Spott, Hohn, Trotz und offener Abfall, mit dem die Kirche in der späteren Zeit zu kämpfen hatte, bezog sich einzig und allein auf die Mängel in ihrem Wesen, die den von ihr selbst als einzig richtig anerkannten Typus verändert und in so vielen concreten Fällen dermaßen unkenntlich gemacht hatten, daß er seine allgemein gültige Bedeutung für die Volksanschauung zu verlieren begann. Hätte die Kirche vermocht aus sich selbst heraus sich zu regeneriren und den alten Typus der Würdigkeit des priesterlichen Amtes und der priesterlichen Person so wiederzugewinnen, wie sie ihn besaß als die Franken in den Kreiß der katholischen Welt eintraten, so würde auch die Volksanschauung vielleicht nicht ohne heftigen und rohen Widerstand, weil sie inzwischen im ganzen so viel roher und unlenksamer geworden war, jedenfalls aber vollständig zu ihrem alten Typus zurückgekehrt sein. Aber so lange die Kirche dem Volksgeist vollkommen gegründete Ursache zu Mißtrauen und Geringschätzung gab, war er beinahe in gutem Rechte, so und nicht anders gegen die Kirche sich zu verhalten und ihre Zerfahrenheit und Verderbniß durch seinen Trotz und seine Verwilderung wett zu machen.

Allerdings war es der Einfluß, den das Wesen und die Zustände der Neubekehrten auf die Kirche ausübten, welcher die unmittelbare Veranlassung zu der veränderten Haltung der Kirche, also zu ihrem Verderbniß und auch zu der davon wieder abhängigen veränderten Stimmung des Volksgeistes gegen die Kirche mit sich brachte. Allein es muß nichtsdestoweniger als eine verhängnißvolle Schuld der Kirche anerkannt werden, daß sie diesen Einfluß so destructiv auf sich wirken ließ. Ihr Beruf war es, die Neubekehrten nach dem Ideal der christlich-kirchlichen Sittlichkeit zu bilden, ihr Wesen und alle ihre Zustände darnach umzuwandeln, so weit sie einer solchen Umwandlung bedurften, um

jenem Maßstab gerecht zu werden. Sie bekannte stündlich mit gleicher Entschiedenheit, daß dies der ihr von Gott anvertraute Beruf sei, und daß jedes ihrer Glieder, welches in seinem Kreiße diese seine Pflicht versäume, von Gott zu der furchtbarsten Rechenschaft gezogen werde. Nach ihrem Lebensprincip galten ihr alle Hindernisse, die in den einmal bestehenden Verhältnissen, in der besonderen Art eines nationalen Wesens, in dieser oder jener weltlichen Institution lagen, als gänzlich unberechtigt. Berechtigt war allein jenes Ideal christlicher Sittlichkeit. Es konnte also in keiner Weise von ihr selbst entschuldigt werden, wenn sie solche zufällige und in ihrem Sinne nichtige Dinge nicht bloß nicht zu besiegen vermochte, sondern wenn sie sich durch die Einwirkungen, die von jenen auf sie geübt wurden, in dem Verfolgen ihrer scharf und klar vorgezeichneten Bahn, ihres ein für allemal gültigen Zieles aufhalten ließ, wenn sie selbst durch Dinge anders und schlechter wurde, denen sie keine andere Realität zugestand, als daß sie Ausgeburten des Geistes der Lüge und der Sündhaftigkeit seien, dessen Besiegung die einzige Aufgabe war, für welche Christus seine Kirche gegründet hatte.

Im allgemeinen aber zeigte sich auch hier, was sich früher und später ähnlich zu zeigen pflegte, daß sich die Kirche in der Zeit der Gefahr und Bedrängniß viel leichter ihr gesundes und sieggebendes Bewußtsein und ihren guten Geist zu erhalten wußte, als in der Zeit äußeren Glanzes oder begünstigender Verhältnisse. Die gallische Kirche hatte siegreich die furchtbare Katastrophe des Zusammenbruchs der römischen Weltordnung überdauert. Alle Wuth und alle Vernichtungsluft der Barbaren, und welcher Barbaren — alle Krankhaftigkeit und Fäulniß des römischen Wesens hatte sie nicht zu verderben vermocht. Im Gegentheil schien sie aus dem Moder und Schlamm des Volkslebens, das ihre Basis bildete, nur gesunde Kräfte herauszuziehen und zu einem kräftigen Organismus zu verarbeiten; sie schien durch die härtesten Stöße von außen erst recht wurzelfest und hartrindig geworden zu sein. Endlich war es ihr gelungen, über Ketzer und Heiden Herr zu werden, die einen zu demüthigen und zu vertreiben und die anderen in ihre gläubigen Kinder und Beschützer zu verwandeln. Eine neue Aera voll Glück, Glanz, Ruhm, Kraft und Gesundheit schien sich damit zu eröffnen. An Glück, Glanz und Ruhm fehlte es auch in

mancher Beziehung nicht, ja es schien, als sollten die kühnsten Hoffnungen noch durch die Wirklichkeit übertroffen werden, aber Kraft und Gesundheit waren wie durch die Ansteckung mit einem schleichenden Fieber dahin, und selbst der armselige Trost, daß doch wenigstens der Schein von Glanz und Ruhm geblieben sei, konnte nicht lange gegen die Wirklichkeit der Dinge Stand halten, die allzudeutlich darauf hinwies, daß die Kirche wohl ohne Glanz und Glück stark, gesund und wahrhaft groß, aber nie ohne innere Kraft und Gesundheit groß und glücklich sein könne.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Der Einfluß der Könige auf die Kirche.

Als die eigentliche Veranlassung des Verderbnisses, das über die gallisch-fränkische Kirche bald hereinbrach, muß ihre von Anfang an verkehrte Stellung zu den Königen und zu dem Hofe angesehen werden. Es war natürlich genug, daß ein König und Held, wie Chlodwig, der mit Recht der Kirche als die eigentliche Ursache des großen Bekehrungswerkes im fränkischen Volke galt, den Vertretern dieser Kirche schon deshalb in einer gewissen idealen Glorie erschien, die es nicht erlaubte, sein Thun nach dem Maßstab der sittlichen Forderungen zu messen, welche doch nach kirchlicher Auffassung für alle Menschen ohne Unterschied absolute Gültigkeit haben sollten. Die großen Männer der Kirche in seiner Zeit und Umgebung dachten gewiß nicht an die Möglichkeit, daß ein Chlodwig sich durch Forderungen, die im Namen Gottes an ihn gestellt wurden, verletzt fühlen, vielleicht gar wieder von dem christlichen Glauben abfallen könnte. Der natürliche Instinct sagte ihnen wie dem ganzen Volke, daß wenn ein Mann wie Chlodwig sein ganzes Wesen und Thun völlig mit einem Princip identificirt hatte, er dies nicht mehr beliebig oder nach augenblicklicher Laune von sich abschütteln könne. Vielmehr war die Kirche so völlig zufrieden mit dem, was Chlodwig als der providenzielle Held des rechten Glaubens für sie that, daß sie nicht einmal daran dachte, daß er nach ihrer eigenen sonstigen Auffassungsweise kein guter Christ genannt werden durfte, weil sein persönliches und öffentliches Thun in so vieler Beziehung dem widersprach, was man

herkömmlich unter der Art eines guten Christen verstand. Aber auch solche Thaten, die die Kirche sonst entschieden zu verwerfen pflegte, waren hier dem Glauben unläugbar zu Gute gekommen, so z. B. die scheußlichen Mittel, wodurch er seine Verwandten, die übrigen fränkischen Könige und Fürsten, ausrottete. Die meisten, ja vielleicht alle, waren Heiden, und einer darunter ein notorischer Feind des Christenthums. Gott selbst hatte durch den Erfolg deutlich bewiesen, daß ihm auch dieser Weg zur Ausrottung des Heidenthums und Demüthigung seiner Feinde angenehm sei, und auf solche Art hätte die Kirche ohne allzuschweren Schaden für ihre eigene Sache Chlodwigs Thun gerechtfertigt finden können. Aber sie ging weiter. Sie nahm an, daß, weil Gott diese Thaten und diesen Mann so sichtbar begünstigt, beide ihm so wie sie waren angenehm und nach seinem Herzen seien.[1] So wurde denn überhaupt alles, was Chlodwig that, recht und gut genannt, nicht mehr wegen seines im kirchlichen Sinne guten Erfolges, sondern weil er es that. Daher läßt es sich begreifen, daß er selbst nie der unendlichen Kluft gewahr werden konnte, die zwischen seinem Wesen und den theoretisch allgemein gültigen Forderungen des christlichen Lebens bestand. Er konnte auch im einzelnen Falle in keinen eigentlichen Conflict mit den Forderungen der Kirche kommen, weil diese selbst jeder Veranlassung dazu aus dem Wege ging. Und doch war Chlodwig recht wohl befähigt, der kirchlichen Autorität, wenn sie ihm nur auf die rechte Weise entgegentrat, seine Leidenschaften zu opfern, wie er es auf eine sehr merkwürdige Weise dem heiligen Euspicius gegenüber zeigte. Die Stadt Verdun hatte sich gegen den fränkischen König empört, und dieser war in seiner gewohnten Raschheit und Energie herbeigeeilt, hatte sie eng umschlossen und gedachte an den Einwohnern ein furchtbares Exempel zu statuiren. Da wagte es der heilige Greis Euspicius aus der Stadt in das königliche Lager zu gehen, und dem König das Verbot der Rache mit den eindringlichsten Worten in die Erinnerung zurückzurufen. Ob ihn die Persönlichkeit und die Rede des Euspicius allein oder auch noch Gründe anderer Art bestimmten, ist nicht zu ermitteln; aber der König ließ sich bewegen, von der sicheren Rache abzustehen und allgemeine Amnestie zu gewähren,

---

1) S. o. Bd. I. S. 329 u. f.

obgleich er damit in jedem Falle entschieden gegen sein eigenes Gefühl und gegen die Gesinnung und das Herkommen seiner Franken handelte.[2] Aber die Kirche machte es ihm, soviel man sieht, nur in diesem einen Fall wirklich schwer ihr gehorsam zu sein. Denn was sie sonst von ihm verlangte, kostete ihm keine Selbstüberwindung; es war vielmehr im Wesen identisch mit dem, was er selbst gethan hätte, wenn er bloß unter der Herrschaft seines eigenen Instinctes gestanden hätte.

Die Weihe des Königthums.

Die Nachfolger Chlodwigs wollten begreiflich alles das, was Chlodwig gleichsam als sein persönliches Recht geübt hatte, auch für sich mit derselben unbeschränkten Erbberechtigung in Anspruch nehmen, mit welcher nach ihrer Vorstellungsart sein Reich und sein Besitz auf sie übergegangen war. Dazu gehörte auch jene exceptionelle sittliche Stellung, die ihm die Kirche und die öffentliche Meinung so bereitwillig eingeräumt hatte. Dabei beachteten sie nicht weiter, daß ganz exceptionelle Verdienste dazu gehörten, um eine solche exceptionelle Stellung zu erwerben. Auch trugen allerlei zufällige Umstände dazu bei, um die Nachfolger Chlodwigs in dem Glauben an die Legitimität ihrer Forderung zu bestärken. Das fränkische Königthum war durch Chlodwig etwas ganz anderes geworden, als er es von seinem Vater Childerich überkommen hatte. Ein gutes Theil der Majestät und des Legitimitätsnimbus, der das römisch-christliche Kaiserthum zu einem Mittelding zwischen einer menschlichen und göttlichen Institution machte, war auch auf das fränkische Königthum übergegangen. Wesentlich durch den Einfluß der Kirche, die auch dem byzantinischen Kaiserthume seine mystische Glorie gegeben hatte, blieb dieser Nimbus auch an den Nachfolgern Chlodwigs haften, obgleich er ursprünglich bloß persönlich, nur für Chlodwig selbst, bestimmt sein konnte. Dem eigentlich fränkischen Volke war und blieb die supranaturalistische Weihe, welche seine Könige beanspruchten, unbegreiflich und in vieler Hinsicht unbequem. Aber die römischen Unterthanen und die Kirche begünstigten so viel als möglich die darauf basirten Forderungen aller Art, so weit sie nicht allzusehr ihr eigenes Interesse verletzten. Die bittere

2) Ausführlich erzählt in der auch sonst höchst merkwürdigen Vit. Maximini Abb. Miciac. Mab. A. S. O. S. B. I, 864. 5—9.

Thatsache, daß ein Barbar über Römer herrschte, an der doch nichts geändert werden konnte, erhielt dadurch eine erträgliche Außenseite, wenn dieser Barbar durch den römischen Cultus der Majestät über seinen nationalen Ursprung hinausgerückt wurde, und wenn man sich der Selbsttäuschung hingeben durfte, daß er ein ebenso geweihter und legitimer Herrscher sei, wie der römische Kaiser.

Die römische Kirche und der römische Adel waren es, die mit reflectirter Ernsthaftigkeit sich keine Mühe verdrießen ließen, die Formen des römischen Cultus der Majestät an dem deutsch-fränkischen Hofe schon seit Chlodwigs Zeit einzuführen, zum großen Erstaunen und oft zum nicht geringen Aerger für die Franken, aber zur innigsten Befriedigung für die Majestät selbst, die sich sehr bald das Erstaunen über die Ehren, die ihr jetzt widerfuhren, abgewöhnte und so gut es ging die Würde und Weihe der Legitimität zu repräsentiren versuchte. Freilich kamen ihr dabei sehr oft die Ansprüche des eigenen fränkischen Naturells in die Quere, allein auch dies wurde dahin ausgeglichen, daß man die neuen Formen als äußere Draperie des königlichen Treibens gläubig annahm, und dabei jene Ansprüche des fränkischen Naturells, wie barok sie auch von dem gemessenen legitimen Hofwesen abstehen mußten, doch vollständig zu befriedigen suchte. Jedenfalls war keiner der Nachfolger Chlodwigs gesonnen, irgend etwas, was ihm wirklich zu thun behagte, aus Rücksicht auf jenen Formel- und Ceremonienkram zu unterlassen, dagegen war jeder fest davon überzeugt, daß derselbe weil er mit der Weihe eines Cultus von seiner Umgebung betrieben wurde, eine sehr große Bedeutung habe, gewissermaßen eine übernatürliche Macht sei, und daß er ihn, den König, zu einem ganz anderen Wesen mache, als alle anderen Menschen seien. Daraus folgte auch von selbst, daß einem solchen exceptionellen Wesen auch eine exceptionelle Sittlichkeit für seine privaten und öffentlichen Beziehungen zustehe, eine Ansicht, mit der die Kirche, wenn sie wirklich ihr Gewissen wahrte, freilich nicht einverstanden sein konnte. Denn für Chlodwig hatte sie ohne alle Reflexion wohl einen besonderen Maßstab gelten lassen, aber nur für ihn allein. Seine Nachfolger fielen theoretisch demselben Maße anheim, mit dem andere Menschen gemessen wurden, eben weil keiner von ihnen ein Chlodwig war. Doch weil die

Kirche auf jene äußeren Formen des Cultus der Majestät auch ihnen gegenüber dasselbe Gewicht legte, weil sie wirklich in dem Gebrauche dieser Formen nicht bloß leere Ceremonien üben, sondern ihre Ansicht über die Bedeutung der königlichen Würde nach christlicher Auffassung symbolisch aussprechen wollte, so war sie, wenn sie wirklich Ernst mit den sittlichen Anforderungen auch gegen die Könige machen wollte, abgesehen von allen lähmenden Rücksichten der Furcht und des Egoismus, dieser Art Menschen gegenüber sehr übel gestellt. Es war ihre Pflicht, die geheiligte Majestät zu ermahnen und zu strafen; aber es mußte, und das war ebenfalls Pflicht, in einer Form geschehen, wie sie der geheiligten Majestät gegenüber geziemte, und diese Form war so vielfach verschnörkelt und umwunden, daß der königliche Sünder mit seinem fränkisch-rohen Wahrnehmungsvermögen nur wenig von dem strengen und ernsten Inhalt bemerkte. Ihm klang es leicht noch immer als Schmeichelei, wenn ihm die demüthigen und rücksichtsvollen Ermahnungen mit weicher und sanfter Stimme und in den gewähltesten Worten — wie man zu einem König nach römischem und kirchlichem Begriffe sprechen mußte — zugeflüstert wurden. Wenn man ihn rühren sollte, so mußte dieselbe Donnerstimme in sein Ohr schlagen, die den niedrig geborenen fränkischen Sünder zerschmetterte, denn dieser König der Franken war unter seiner seltsamen römischen Umhüllung in seiner geistigen Substanz derselbe, um nichts durch die Einflüsse der Bildung weicher und zarter geworden als der fränkische Bauer, für den die Kirche in vernehmbarer Sprache zu sprechen wußte.

Auch ist es ein sehr hervortretender Zug, daß die Nachfolger Chlodwigs, bloß weil sie von ihm abstammten und auch Könige der Franken waren, im Grunde ihres Herzens sich überzeugt hielten, daß auch ihnen die Kirche oder Gott sehr viel zu danken habe, und daß deshalb beide auf sie hier und dort, im Diesseits und Jenseits, gebührende Rücksicht zu nehmen schuldig seien, wie sie sie erweislich auf Chlodwig genommen hatten. Diese Grundstimmung wohnte ihnen allen instinctiv ein, auch ehe sie noch durch irgend eine That, die nach dem damaligen Zeitbewußtsein oder nach der gefügigen Auslegung gewisser Diener der Kirche als ein großes Verdienst bei Gott gelten konnte, ihren christlichen Eifer und ihre christliche Gesinnung bezeugt hatten. Beide galten ihnen

durch Chlodwigs Blut und durch den Besitz der fränkischen Krone angeboren, und es ist nicht zu läugnen, daß auch hier die Kirche, selbst wenn sie nach ihrer Auffassung noch ihr Gewissen rein erhielt, viel zu dieser eigenthümlichen Begriffsverwirrung beigetragen hatte. Jeder König, der auf den Thron kam, wurde als geweihter Vorkämpfer und Beschützer des rechten Glaubens und der Kirche empfangen, und die herkömmlichen Formeln, in denen es geschah, lauteten so devot und so dankerfüllt, obwohl sie eigentlich nichts weiter als die Erwartung ausdrücken sollten, welche die christliche Welt von einem Nachfolger Chlodwigs hegen durfte, daß die Könige, die damit begrüßt wurden und die sie nur nach dem Wortlaut verstanden, meinten, sie hätten sich schon durch den Act ihrer Thronbesteigung ein bewunderungswürdiges Verdienst um Gott und die Kirche erworben, groß genug, um nicht bloß eine, sondern viele Sünden zuzudecken.

So war der Kirche die Ausübung ihres Straf- und Zuchtamtes bei der Person des Königs durch Verhältnisse außerordentlich erschwert, die sich, weil sie mit dem Wesen der Kirche und der Zeit verwachsen waren, gar nicht beseitigen ließen, und die darum auch von Niemand in damaliger Zeit in ihrer ganzen Gefährlichkeit erkannt wurden. Sie wirkten, auch wenn die Kirche vollkommen das that, was ihr ihr Gewissen gebot und was sie als ihre Pflicht erkannte, lähmend und störend auf die Kraftäußerungen, die von dieser Kirche ausgehen sollten, indem sie ihnen gleichsam die Spitze abbrachen. Und doch hätte es so sehr einer solchen und zwar einer recht scharfen und einbohrenden bedurft, wie der Kirche nicht verborgen blieb. Aber es kostete auch dem redlichsten Eifer unendliche Mühe, die einmal angelernten, von allen gläubigst verehrten Formeln abzustreifen und den Königen gegenüber die Sprache zu reden, die sie allein verstanden. Dieselben Verhältnisse stützten aber auch wieder das Selbstbewußtsein und den Trotz der königlichen Sünder, und auch ihnen konnte man nicht zumuthen, den Glauben an ihre besondere Weihe und ihre eximirte Stellung, erhaben über dem gewöhnlichen Getriebe und den gewöhnlichen Pflichten der Menschen, von selbst aufzugeben. Nur durch doppelt so harte Stöße, als bei einem andern Menschen nöthig gewesen wären, konnten sie in ihrer behaglichen Selbstgenügsamkeit aufgestört werden. Denn damit vertrug sich auch bei ihnen wie einst

bei Chlodwig der landesübliche Glaube oder vielmehr das Aussprechen der Glaubensformeln, in denen sie sich als sündige Menschen bekannten. Alle Bedenken zu beschwichtigen, die gelegentlich etwa im Gewissen rege wurden, reichte der Hinblick auf das große Verdienst, ein christlich rechtgläubiger König, ein Beschützer der Kirche, ein Nachkomme Chlodwigs zu sein, an und für sich aus. Nur wenn eine mächtige Stimme von außen her erscholl und ihnen die ganze Wahrheit, und zwar so derb und rücksichtslos wie nur irgend thunlich, begreiflich machte, war es möglich, daß sie aus ihrer Zufriedenheit über ihre vortrefflichen Beziehungen zu Gott und zu der Kirche, zu der Ewigkeit und zu dem Paradiese etwas aufgedonnert wurden. Aber nur die äußerste Leidenschaft, die schwerste Herausforderung, besonders die Antastung der specifisch-kirchlichen Interessen, nicht der im allgemeinen Sinne kirchlichen Interessen, zu denen die Gebote der gewöhnlichen christlichen Sittenlehre gehörten, konnte aus den gewissenhaften Vertretern der Kirche solche Donnerworte oder, was noch besser wirkte, empfindliche Strafwunder gegen die geheiligte Majestät herauspressen und jeder, dem ein solches zorniges Wort oder eine solche zornige That entfuhr, fühlte sich einigermaßen in seinem Gewissen belästigt, wenn die Leidenschaft des Augenblickes verraucht war. Das drohende und strafende Wort, das Strafwunder, hatte seine Früchte getragen; der königliche Sünder war zu Boden geschmettert, der Vertreter Gottes hatte durchgesetzt, was er im Namen Gottes und mit der Kraft Gottes verlangte, und insofern war alles gut. Aber die Kirche war so von innen heraus seit uralten Zeiten devot gegen die weltliche Gewalt — trotz aller Renitenz, die sie bei einzelnen Gelegenheiten zeigte, und trotz ihres Selbstbewußtseins, das sie stolz auf die höchste Macht der Erde als auf nichtigen Tand herabsehen ließ — sie war so tief durchdrungen von der göttlichen Weihe des Königthums, daß selbst die stolzesten und herrischsten Charaktere unter den Kirchenfürsten damaliger Zeit hinterher, wenn sich ein König der Erde, wie billig, vor ihnen gedemüthigt hatte, immer mit einigen Scrupeln kämpften, ob sie nicht von Leidenschaft fortgerissen die Gebote der Ehrfurcht gegen die heilige Majestät, wie sie das Wort Gottes oder vielmehr das kirchliche Bewußtsein selbst vorschrieb, hintenangesetzt, ob sie wirklich auch dem Kaiser gegeben, was des Kaisers sei, während

sie ihn kraft ihres Amtes gezwungen hatten, Gott zu geben, was Gottes war.

Alles dies wirkte störend und hemmend schon da, wo der Priester des Herrn ganz unbeirrt durch weltliche Rücksichten, überhaupt durch Rücksichten, die sich zunächst nicht aus seiner Mission zu lehren, zu ermahnen und zu züchtigen ableiteten, mit vollkommen reinem Herzen und Gewissen den Mächtigen dieser Erde gegenübertrat, wie viel mehr erst da, wo er durch äußere Rücksichten, die nicht zu seinem Amte in engster Fassung, aber wohl zu seinem Berufe gehörten, sich beschränkt sah, oder wo in ihm gar Furcht, gemeiner Egoismus und andere gemeine Motive die Stimme der Pflicht und des Gewissens zum Schweigen brachten.

Mit der devoten Andacht vor der Majestät verbanden sich aber auch noch andere Motive, die mehr in einer verständigen Erwägung der Verhältnisse, in der Politik der Kirche, ihren Grund hatten, um der Stellung und damit auch der Person des Königs in seinen eigenen Augen und in denen der Kirche ein Relief zu geben, das ihn noch weiter über alles menschliche Maß hinausrückte und es natürlich noch mehr erschwerte, ihn den Forderungen der christlichen oder kirchlichen Sittlichkeit zu unterwerfen.

Eigenthum der Kirche.

Es befand sich die Kirche trotz ihrer Siege über das fränkische Heidenthum doch in Mitte der Neubekehrten auf eine ganz eigenthümliche Weise nicht recht heimlich. Insbesondere fühlte sie, daß ihr zeitlicher Besitz von ihnen nicht bloß mit verwunderten, sondern auch mit lüsternen Augen betrachtet wurde. Sie war in keiner Weise, falls sie sich nicht auf ihre geistigen Waffen verlassen konnte, geeignet, rohe und gewaltthätige Eingriffe in diese Grundlage ihrer Existenz zurückzuschlagen, und daß solche von den Neubekehrten trotz aller abergläubischen Scheu vor den geistigen Waffen der Kirche, die nur im allgemeinen zu ihrem Schutz ausreichten, wirklich versucht wurden und nicht selten glückten, ließ sich nicht läugnen. Je mehr in den Franken sich eine ganz unbezähmbare, raffinirte und zugleich brutale Habsucht als ein eigentliches Hauptlaster des Volkes und der Zeit ausbildete und die gänzlich einer sittlichen oder conventionellen Widerlage entbehrenden Menschen zu den furchtbarsten Excessen hinriß, desto ängstlicher wurde es der Kirche ums Herz, wenn sie an ihre schönen Besitzungen und an ihre Wehrlosigkeit dachte. Und

gewiß war es zwei Menschenalter, nachdem die Franken sich bekehrt hatten, mit ihrer Wehrlosigkeit viel schlechter bestellt, als zur Zeit unmittelbar vor und nach der Taufe Chlodwigs. Denn damals durfte sie sich viel eher auf die Wirksamkeit ihrer geistigen Waffen verlassen, wozu in erster Stelle der Nimbus ihrer unantastbaren Heiligkeit gerechnet werden mußte. Aber dieser war durch die eigene Verschuldung der Kirche allmählich sehr dünn geworden, während die Menschen selbst sich um vieles verrohert und verschlechtert hatten und vor allen Dingen um vieles lüsterner nach dem Gute der Kirche geworden waren, das freilich mittlerweile noch außerordentlich gewachsen war, folglich auch an und für sich um so begehrungswürdiger erschien.

Die überaus ängstliche Sorgfalt der Kirche für ihr zeitliches Gut läßt sich begreifen, wenn man erwägt, daß darauf ihre ganze äußere Ordnung und ein sehr wichtiger Theil ihrer Wirksamkeit gegründet war. Ohne ihr Vermögen genau und sorgfältig zusammenzuhalten, war es ihr nicht möglich, ihre Angehörigen zu erhalten, den Gottesdienst in den einmal üblichen Formen, die bereits sehr kostspielig geworden waren, zu bestreiten, ihre großartigen Bauwerke zu erhalten, und wie es gleichfalls üblich geworden war, neue dazu zu errichten, die Armenpflege in der großartigen Ausdehnung, von der nicht wohl abgegangen werden konnte, zu besorgen.[3]) Zwar waren einzelne Kirchen schon sehr reich, allein auch hier war selbst bei sehr geordneter Finanzwirthschaft doch eigentlich nichts übrig, denn je mehr einkam, desto mehr wuchsen auch die genannten Ansprüche, und es kam sehr häufig vor, daß besonders gewissenhafte Vorsteher der reichsten Kirchen selbst in knappester Armuth lebten, nicht sowohl, weil sie für ihre Person diese Art Askese für besonders verdienstlich gehalten hätten, sondern weil, wenn alle Anforderungen so, wie es sich nach ihrer Meinung gebührte, bestritten werden sollten, von dem scheinbar unendlichen Vermögen, das unter ihrer Verwaltung stand, thatsächlich für sie selbst so gut wie nichts übrig blieb. Dazu kam noch, daß die Kirche mit richtigem Instinct herausfühlte, wie sehr sich ihre äußere Stellung in der Welt, wie sie nun einmal war, durch ihren Besitz bestimmte. Ein großer Theil der Achtung,

3) S. o. Cap. XXXIII.

die sie auch da genoß, wo sich sonst wenig Empfänglichkeit für ihre geistige Autorität fand, ein sehr großer Theil des thatsächlichen Einflusses auf den Gang der weltlichen Dinge stammte nur von ihrem Vermögen her, und bei den Franken würde gewiß eine bettelhafte Kirche nie den äußeren Erfolg gehabt haben, den die reiche Kirche zwar nicht allein ihrem Reichthum, aber neben anderen Momenten wesentlich doch auch ihrem Reichthum verdankte. Endlich ist auch nicht zu läugnen, daß die Stimmung des Zeitgeistes, der so gewaltigen Respect vor dem Besitz als solchem, und in Verbindung damit auch eine so unersättliche Begier nach Erwerb und Besitz in sich trug, sehr wesentlich auf die Kirche einwirkte. Aus allen diesen Gründen herrschte durchschnittlich selbst in den besten und reinsten Charakteren der damaligen Kirche in Beziehung auf den Werth der irdischen Güter dieser Kirche ein wahrer Aberglaube. Dieselben Männer, die mit Freuden für sich selbst allem Besitze entsagten und um Gottes Willen auch die bitterste Armuth erleiden konnten, die mit vollem, aufrichtigem Herzen immer die Worte Christi, in denen er gebot, alle irdischen Güter von sich abzuthun und ganz arm zu werden, sich und andern gleichsam als erstes Erforderniß zur Seligkeit vorhielten, zitterten doch vor Angst und Zorn bei dem Gedanken, daß der Kirche im ganzen oder ihrer Kirche ein Leibeigener, ein kleiner Acker oder ein Stück Vieh entfremdet werden sollte, und hielten dies, auch wenn sie es nicht geradezu in Worten ausdrückten, für das größte Unglück, was der Kirche überhaupt geschehen könne. Demgemäß waren sie auch bereit, jede Art von Schutz, die sie vor diesem allerschrecklichsten Unglück sicherte, mit einer beinahe grenzenlosen Dankbarkeit anzuerkennen und sich darum in einer Weise zu bemühen, durch die sehr leicht andere viel wesentlichere Interessen Gottes und der Kirche schwer gefährdet werden konnten. Vollends als sie die habgierigen Augen und das gewaltthätige Thun der Barbaren sahen, während sie von Seiten der Römer sehr selten durch eigentliche Gewalt, sondern meist nur durch allerlei Künste und Rabulistereien gefährdet gewesen waren, ergriff sie ein panischer Schrecken, und da nicht zu läugnen war, daß der einzige wirksame Schutz für Recht und Besitz in den chaotischen Zuständen des fränkischen Reiches zuletzt nur in der Person und in dem Willen des Königs lag, so war es selbstverständlich, daß der Schutz, den

die Könige der Kirche ertheilten, obgleich damit nur die Pflicht des königlichen Amtes erfüllt wurde, doch wie eine Art von Gnade, wie ein Act einer besonders kirchlichen oder gottseligen Gesinnung aufgenommen wurde. Es war aber auch ebenso natürlich, daß die Könige selbst auf diese nach unseren Begriffen gänzlich verkehrte Auffassung eingingen, und das, was sie als Pflicht ohne Anspruch auf eine besondere Dankbarkeit hätten üben müssen, als ein nicht geringes Verdienst betrachteten, das sie sich um Gott und die Kirche erwarben.

Wenn die Kirche so großes Gewicht auf dieses Verdienst legte, so konnte sie es nicht wohl über das Herz bringen, gegen die, welche es sich erwarben, so scharf einzuschreiten, wie gegen andere Leute. Der König mochte in den Augen der Kirche trotz des blendenden Glanzes der Majestät als ein arger Sünder, erscheinen — was immer schon eine nicht geringe Virtuosität im Sündigen voraussetzte, weil die Devotion vor der Majestät an und für sich sehr viel als erträglich passiren ließ, was bei anderen schwer gerügt worden wäre — allein er beschützte die Kirche und sein Arm hielt ihre Feinde im Zaum. Er that damit so viel Verdienstliches, daß ein guter Theil seiner Sündenschuld zugedeckt wurde. Es war also weder angebracht, noch auch nur gerechtfertigt, ihn so hart wegen seiner Sünden zu strafen, wie einen andern Mann, der, weil er nicht König war, sich freilich nicht dies überschüssige Verdienst erwerben konnte.

Indessen, was der König in oberster Instanz zum Schutze der Kirche that, wurde doch wieder durch seine Organe, seine Beamten, vollzogen. Auch sie vermochten in ihrem Kreiße nach dem damaligen Staatsorganismus oder vielmehr nach dem chaotischen Wirrwarr centrifugaler Kräfte, dem man mit dem Namen eines Staats eine sehr ungebührliche Ehre anthut, der Kirche in diesem Alpha und Omega ihrer Gedanken und Sorgen sehr förderlich oder hinderlich zu sein. Auch ihnen gegenüber sah sich die Kirche ganz unwillkürlich zu Concessionen in Betreff ihrer sonst allgemein gültigen sittlichen Anforderungen veranlaßt, weil sie sich in ihrer Weise ein ähnliches Verdienst um sie wie der König erwarben. Aber es gab auch noch andere Leute aller Art, die in dieser Beziehung der Kirche unendlich wichtig waren und ihr bloß durch ihre Stellung gewissermaßen als geweihte Personen erschienen, sie mochten sonst sein

wer und wie sie wollten. Wer auf die Person des Königs, folglich auch auf den Staat oder das Regiment Einfluß hatte, und diesen Einfluß wenigstens nicht geradezu gegen die Interessen der Kirche gebrauchte, erwarb sich gleichfalls je nach dem Gewicht seines Einflusses den Anspruch auf eine ganz andere sittliche Beurtheilung als andere Menschen, weil auch er durch den Schutz, den er der Kirche wenigstens mittelbar auswirkte, sich ein so großes Verdienst um die Kirche oder um Gott erwarb.

Ehe es sich Jemand versah und immer noch ohne daß das Gewissen der Kirche eigentlich verletzt wurde, gab es so eine ganze Masse von Menschen, und wie es natürlich war, meist von der allerschlechtesten Art, deren christliche Gesinnung von der Kirche mit einem anderen Maße gemessen wurde, und die dies als ihr Recht in Anspruch nahmen, ohne daß man irgendwie darüber nachdachte, ob sich dies denn aus den Grundlehren des Christenthums rechtfertigen lasse. Sie waren auch sonst gewöhnt, das, was ihnen die Kirche zu glauben gebot, schlechtweg und ohne Reflexion aufzunehmen und zu glauben, und sahen sich hier um so viel weniger veranlaßt, die Berechtigung der Kirche zu einer solchen Connivenz zu kritisiren, weil sie dieselbe trefflich gebrauchen konnten. Aber die öffentliche Meinung dachte doch etwas anders darüber. Ihr entging es mit dem scharfen Sinne nicht, den sie auch in den rohesten Zeiten für die Schwächen ihrer natürlichen oder zufälligen Beherrscher zu beurkunden pflegt, daß die Kirche nicht mehr unparteiisch war, daß die Könige und Mächtigen ungestraft oder nur leicht und freundlich ermahnt Sünden begehen konnten, die dem Volke als eigentliche Todsünden geschildert wurden und die von ihm nur durch die vollständigste Unterwerfung unter die strenge Bußdisciplin der Kirche abgenommen werden konnten. Die Volksmeinung war aber auch bei aller Ehrfurcht vor dem Amte und der Person der kirchlichen Würdenträger geneigt, die schlimmsten Motive für diese Parteilichkeit der Kirche anzunehmen, da es ihr ganz fern lag, in die Details der geschichtlichen Situation, die die Kirche entschuldigten, einzugehen. Sie hielt sich starr und zäh an dem Ideal, welches die Kirche von sich selbst aufgestellt, das sich dem Volksgeiste gleichsam als Norm seiner eigenen Stellung zur Kirche sehr fest eingeprägt hatte, und diesem Ideal gegenüber konnte von keiner Entschuldigung die Rede sein, sondern

es wurde entweder erfüllt, und dann war die Kirche wie sie sein mußte und wie sie dem Volke als wahre Kirche Gottes erschien, oder es wurde nicht erfüllt, und dann glaubte sich auch die öffentliche Meinung zu einem andern Urtheil und zu einem andern Verhalten gegen die Kirche berechtigt.

Besondere königliche Rechte.

Da Chlodwig nach seinem eigenen Bewußtsein und nach der Meinung der Kirche in alle legitimen Herrscherrechte und Pflichten, die nur überhaupt dem Staat nach römischem Begriffe zukamen, eingetreten war[4]), so gebührte ihm auch jene hergebrachte oberste Beaufsichtigung der Kirche, die die Kaiser geübt hatten. Ein Ausfluß derselben war die Schutzherrlichkeit in dem engeren bereits entwickelten Sinne, auf welche die Kirche zu ihrem Schaden so großes Gewicht legte. Ein weiterer Ausfluß war aber auch z. B. das Recht, Synoden zu kirchlichen Zwecken zu berufen, oder die königliche Einwilligung zu ihrer Berufung von Seiten der Kirche zu geben, das Recht des Vorschlags zu höheren kirchlichen Würden, die Bestätigung der ohne oder mit dem Zuthun der Staatsgewalt ernannten kirchlichen Würdenträger und vieles andere dieser Art. Alles dies waren je nachdem sie geübt wurden sehr gefährliche oder sehr unschuldige Dinge. Auch die kaiserlichen Statthalter in Gallien hatten Kraft ihres Amtes dies alles ausgeübt, aber die Kirche in Gallien war dabei äußerlich und innerlich blühend und stark geworden. Jetzt wo ein eben erst aus dem Heidenthum getretener Barbar von Chlodwigs Naturell auf dem Throne saß, hätten der Kirche wohl einige Bedenken aufsteigen können, ob sich eine solche Abhängigkeit von dem Staate mit ihren sonstigen Ansprüchen und Aufgaben vertrage. Allein der König war einmal gesetzlich dazu berechtigt, und was noch wichtiger war, einem Chlodwig gegenüber gab es keine Bedenken. Wirklich zeigte er durch sein Benehmen, daß er auch hierin die volle Bedeutung seiner Würde und Macht zur Anwendung zu bringen gesonnen sei, und die Kirche fühlte nicht, daß er irgendwo über die Grenzen seiner Befugnisse hinausging. Beide waren auch in dieser Beziehung vollkommen miteinander zufrieden.[5]) Die Kirche ging sogar so weit, daß sie dem König ein Recht zugestand, welches

4) S. o. Bd. I. S. 345.
5) S. o. Bd. I. S. 331.

keiner seiner legitimen Vorgänger in dieser Ausdehnung beansprucht hatte. Auf dem ersten Concil der vereinten gallisch-fränkischen Landeskirche zu Orleans 511 wurde von der Kirche bestimmt, daß Niemand zu den geistlichen Weihen zugelassen werden solle, der nicht eine ausdrückliche Erlaubniß des Königs oder seiner Beamten aufweisen könne. Die Motivirung war sehr natürlich; der fränkische König hatte allgemeine Wehrpflicht bei allen seinen Unterthanen eingeführt, aber ein Mann der Kirche war als solcher untauglich das Schwert zu führen, und Chlodwig wäre der letzte gewesen, der der Kirche Gottes diesen Gräuel zugemuthet hätte. Wer in die Kirche eintrat, entzog sich also der Wehrpflicht von selbst, und darum mußte der König oder der Staat erst um seine Erlaubniß gefragt werden, weil er ein Recht auf ihn hatte, das nicht einseitig erlöschen konnte.

Die Nachfolger Chlodwigs betrachteten diese Rechte über die Kirche als eine der wesentlichen Pertinenzen ihrer legitimen Gewalt, und zwar nahmen sie als die Basis für ihre Ausübung nicht die Doctrin der Kirche selbst an, sondern die Praxis, wie sie sich unter Chlodwig und nach der Meinung der Kirche nur für Chlodwig gebildet hatte. So hatte Chlodwig sein Vorschlagsrecht bei der Erledigung der Bisthümer seines Landes mit großem Nachdruck geübt, und der Wille des Königs war der Kirche hier wie anderswo Gesetz gewesen. Sie hatte sich dabei ganz gut befunden, denn einmal regierte Chlodwig nach seiner Bekehrung zu kurze Zeit, als daß die unausbleiblichen bösen Folgen recht zum Vorschein hätten kommen können, und dann war er in der That bei aller seiner subjectiven Autonomie doch sehr abhängig von dem Einfluß des compacten und noch gesunden Geistes der Kirche seiner Zeit. Aber die Nachfolger Chlodwigs sahen das Sachverhältniß so an, als wenn ihr Wille nicht aus Rücksicht für ihre Person, ihre Verdienste u. s. w., sondern als Wille des Königs hier wie anderswo maßgebend sein müsse. Gesetzlich bestand noch immer das uralte Herkommen, daß bei Erledigung eines bischöflichen Stuhles das Wiederbesetzungsrecht bei dem Volk und dem Klerus der Diöcese war, und daß diese gesetzlich allein berechtigten Factoren zwar auf den Vorschlag des Königs hören konnten, aber wenn sie nicht wollten, in keiner Weise in der Ausübung ihrer gesetzlichen Functionen gehindert waren. Freilich fehlte dann

noch immer die königliche Bestätigung, die durch ein zwar jüngeres, aber gleichfalls gesetzlich gewordenes Herkommen nicht umgangen werden konnte, um die Wahl vollständig zu machen. Indeß war es gleichfalls herkömmlich, daß diese Bestätigung, wenn die Wahl canonisch vor sich gegangen war, d. h. wenn weder gegen die Person des Gewählten noch gegen den Wahlmodus selbst ein in kirchlichem Sinne gültiger Einwand gemacht werden konnte, nicht geweigert werden durfte, denn als einst die Kirche dem römischen Kaiser dieses Recht übertrug, beabsichtigte sie nichts weiter dabei, als daß er kraft seiner weltlichen Macht ihr gegen etwaige Excesse Hülfe leisten solle, die bei der Wahl von Seiten der Wahlberechtigten vorkommen konnten. Der Arm der weltlichen Gewalt sollte wie anderwärts nur die Polizei der Kirche vorstellen, wenn sie mit ihren bloß geistigen Mitteln am Ende war.

Allein diese fränkischen Könige verstanden die Sache ganz anders. Schon Chlodwig würde sich einer solchen wahrhaft historischen Deduction seines Bestätigungsrechtes ernsthaft widersetzt haben, aber die Kirche dachte auch gar nicht daran, ihn aus seiner irrigen Auffassung zu reißen. Sie hielt dafür, daß er und seine Nachfolger nichts weiter beanspruchten, als was des Kaisers war, wenn sie die gewählten Bischöfe kraft ihres königlichen Rechtes förmlich bestätigten, und da dies einmal feststand und die Praxis entschieden hatte, daß Chlodwig die Bischöfe nicht bloß bestätigte, sondern auch durch seinen Vorschlag entweder mit Beibehaltung der Wahlformalitäten oder auch ohne dieselben einsetzte, so bildete es von nun an einen wesentlichen Bestandtheil der Souveränetätsrechte, die die Könige der Franken als ihr göttliches Recht beanspruchten, daß von ihnen aus eigentlich die Einsetzung der Bischöfe in ihrem ganzen Reiche ausgehe. Wenn sie daneben noch die alten Formen der Volkswahl bestehen ließen, so dünkten sie sich besonders nachsichtig, gleichsam äußerst liberal, und versäumten nicht ein besonderes Verdienst dabei zu beanspruchen, was sie sich freilich manchmal von den damit Begnadigten im wörtlichsten Sinne theuer bezahlen ließen. Es scheint, als wenn nach und nach überall erst eine besondere königliche Erlaubniß dazu hätte ausgewirkt werden müssen, wenn die Wahlberechtigten ihr Recht ausüben durften, wenigstens pflegte man am Hofe alle die Fälle, wo

man durch die Gunst besonderer Verhältnisse in den Stand gesetzt war, dem königlichen „Willen" zuvorzukommen, und das Recht, das dem Volke und dem Klerus zustand, auszuüben, ohne erst die Erlaubniß bei der Majestät oder denen, die für sie regierten, einzuholen, etwa in der Art wie gelinden Hochverrath zu betrachten, und es gehörten ganz besonders glückliche Umstände dazu, um dann die königliche Bestätigung für den vollkommen rechtmäßig Gewählten zu erhalten. Doch lagen die Verhältnisse so, daß die Könige sehr selten Veranlassung hatten sich über solche Vorgänge zu erzürnen, denn Volk wie Klerus und die ganze Hierarchie thaten bald ihr Möglichstes, um die angemaßte Autonomie des Königs fast immer geradezu als den einzigen Weg zur Besetzung eines erledigten bischöflichen Stuhles erscheinen zu lassen und durch ihr Benehmen alle Anmaßungen der barbarischen Schirmherren der Kirche genügend zu rechtfertigen.

Wunderlich mag es auf den ersten Anblick erscheinen, daß die Kirche dennoch auf ihrem Rechte theoretisch fest bestehen blieb, besonders deshalb, weil dieselben Männer, durch welche jener ungesetzmäßige Einfluß des Königs auf die Kirche ausgeübt wurde, selbst Mitglieder dieser beeinträchtigten Kirche waren. Denn jene königlichen Handschreiben, durch welche dem Klerus und dem Volke in dieser oder jener Diöcese eröffnet wurde, daß es dem christlichsten König, dem frommen Beschützer der Kirche gefallen habe, den frommen Mann so und so zu ihrem Bischofe zu ernennen, wurden häufig von Klerikern, oft von Bischöfen ausgefertigt, jedenfalls aber mit ihnen berathen, ebenso jene Schreiben, worin gesagt wurde, der König habe sich auf das demüthige Bitten des Volkes und des Klerus einer Diöcese entschlossen, sie den von ihnen bezeichneten Candidaten wählen zu lassen. Aber dieselben Leute, die solche Ausfertigungen beriethen und unterzeichneten, fanden es ganz natürlich, daß fast auf allen Synoden, die nach jener ersten von Orleans im fränkischen Reiche gehalten wurden, die alten gesetzlichen Vorschriften über die canonische Wahl eines Bischofs wiederholt wurden. Freilich ohne daß damit ein Einfluß auf die Praxis sich ergab, denn die Könige nahmen in ihrem Benehmen davon so wenig Notiz, als wenn es nicht geschehen wäre und als wenn die Kirche stillschweigend auf dieses ihr gutes Recht verzichtet hätte.

Begreiflich ist es, daß selbst dem rohesten Verstande einleuchtete, wie sehr die königliche Gewalt durch diesen Einfluß auf die Kirche gewann. Was im Anfange mehr als Bethätigung der königlichen Machtvollkommenheit angesehen ward, das erhielt dann durch die politische Nothwendigkeit die Geltung eines der wichtigsten Grundsätze für das königliche Interesse. Namentlich als sehr bald jeder der Nachfolger Chlodwigs sich in seinem Antheile an dem fränkischen Reiche durch die Intriguen und gewaltthätigen Angriffe seiner Brüder und Vettern gefährdet sah, und umgekehrt jeder alle Mittel in Bewegung setzte, um das Theil der andern an sich zu bringen und das zu erreichen, wozu jeder kraft seiner Abstammung von Chlodwig sich ausschließlich berechtigt dünkte, alleiniger Herr der fränkischen Monarchie zu werden, war es von der größten Wichtigkeit, daß sich der König der unbedingten Ergebenheit seiner Landeskirche versicherte. Am einfachsten geschah dies dadurch, daß eine schon vorher erprobte Ergebenheit und Dienstbeflissenheit als die eigentlichste Empfehlung zu dem bischöflichen Amte angesehen wurde und daß der König entweder selbst überall nach diesem Princip die erledigten Bischofsstühle besetzte oder wenigstens streng darüber wachte, daß jeder ohne sein directes Zuthun Gewählte mit dieser Haupteigenschaft wohl ausgerüstet war.

Wenn ein Quintianus von Theoderich I. in Clermont zum Bischof eingesetzt wurde, bloß weil er sein treuer Anhänger war und deshalb sein früheres Amt zu Rhodez verloren hatte, so war dies ein Mann von bereits erprobter Heiligkeit, in dessen Besitz sich die Kirche von Clermont glücklich preisen durfte; allein nicht seine kirchlichen Tugenden waren es, die ihm und der Kirche hier zu Statten kamen, und insofern wurde dem von der Kirche festgehaltenen Princip ebenso zu nahe getreten, als wenn der König einen unwürdigen Mann statt seiner hingesetzt hätte. Aber selbst dieser strenge Kirchenfürst nahm an einer solchen Rechtsverletzung keinen Anstoß, so wenig wie ein Nicetius von Trier, ein Nicetius von Lyon, ein Gallus von Clermont und die meisten der durch besondere Heiligkeit und besonders energische kirchliche Gesinnung ausgezeichneten Bischöfe dieser Zeit. Sie verdankten alle dem „Befehle“ eines Königs ihr Amt, und es mußte schon als ein Beweis ihrer Seelengröße und ihrer Gewissenhaftigkeit angesehen werden,

wenn sie die moralische Abhängigkeit, in die sie dadurch von selbst gerathen waren, vergaßen und den Königen kühn im Namen Gottes entgegentraten. Aber es läßt sich auch begreifen, daß die Könige die Dankbarkeit, die solche Männer ihnen schuldeten[6]), nicht vergaßen und deshalb jedes Entgegentreten, wenn es von einem solchen Manne ausging, noch viel unwilliger als sonst, gleichsam als schweren Undank aufnahmen.

Wer sich noch einigermaßen trotz des rechtswidrigen Modus seiner Einsetzung sein Gewissen wahren wollte — denn es darf nie vergessen werden, daß dieselben Männer die Synodalbeschlüsse unterschrieben, in denen das gute alte Recht der Kirche behauptet wurde — legte möglichstes Gewicht darauf, daß das Volk und der Klerus, also die eigentlichen Wahlberechtigten, ihren Consens zu seiner Einsetzung gaben, d. h. ihn mit dem herkömmlichen Gepränge und Jubelgeschrei empfingen oder wenigstens nicht offen dagegen protestirten. Indessen, abgesehen davon, daß so oder so die Rechtsverletzung dieselbe blieb, würde es auch dem Volk und dem Klerus nicht viel geholfen haben, wenn sie protestirt hätten, denn der neue Bischof kam ausgerüstet mit sehr bestimmt lautenden Schreiben des Königs, er kam auf seinen Befehl, wer sich ihm also widersetzte, war ein Hochverräther, und was auf Hochverrath zu folgen pflegte, wenn der König die Macht hatte zu strafen, war ebenfalls Jedermann bekannt. Denn diese fränkischen Könige, bei denen der Glaube an ihr göttliches Recht hauptsächlich durch den Einfluß der kirchlichen Doctrin sich fast bis zu einer Art von fixer Idee gesteigert hatte, wandten, falls sie konnten, gegen alle Hochverräther, d. h. gegen alle, die ihren herkömmlichen oder angemaßten Souveränetätsrechten Widerstand leisteten, Strafen von einer rücksichtslosen und brutalen Grausamkeit an, wie sie das fränkische Volk bis dahin nicht einmal gegen Sklaven, die sich gegen ihre Herren aufgelehnt hatten, in Anwendung zu bringen pflegte. Einfache Hinrichtung war noch das wenigste, gewöhnlich gingen noch die ausgesuchtesten Martern vorher, und der Tod war mit Schändung

---

6) Conc. Aurel. 1. Canon 4: nullus saecularium ad clericatus officium praesumat accedere nisi aut cum Regis jussione, aut cum judicis voluntate. Alles Drehen und Deuten hilft gegen den stricten Laut dieser Worte nichts. Freilich ist es etwas anderes, wie die Praxis sich hierin gestaltete, aber Gesetz war es und blieb es so, wie es dasteht.

und Verstümmelung des Leibes verbunden, während auf das schwerste bürgerliche Verbrechen einfach eine höhere oder geringere Geldbuße gesetzt war. Dieselben fränkischen Könige, die getreu der volksmäßigen Auffassung, daß jeder Mord mit Geld gebüßt werden könne, von dem ostgothischen König Theodahat das Wehrgeld für ihre von ihm ermordete Base Amalasuntha, die Tochter des großen Theodorich, die Nichte Chlodwigs, verlangten, straften jeden, der sich gegen ihre Person, d. h. auch gegen alles, was sie unmittelbar befahlen, verging, mit Strafen, die selbst in der scheußlichsten Zeit der byzantinischen Hof- und Staatsgräuel wahrscheinlich allgemeine Empörung erregt haben würden. So konnte auch jeder, der gegen einen aufgedrungenen Bischof sein Recht gewahrt, nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt vertrieben hätte, sich als eine Art von Majestätsverbrecher der gegründetsten Besorgniß für seine Augen, seine Zunge, seine Hände und Füße, ja selbst sein Leben hingeben, und daher war es gerathener, durch devotes Entgegenjauchzen allen Verdacht unbotmäßiger Gesinnung zu entfernen. Auch waren die Könige naiv genug, den Wahlberechtigten geradezu vorzuschreiben, daß sie sich und wie sie sich über einen Bischof, der gegen ihr Recht und sogar gegen ihren ausdrücklichen Willen vom Hofe eingesetzt wurde, freuen müßten.[7]) Als Theodorich I. den heiligen Gallus — sonst einen der tüchtigsten Männer der damaligen Kirche — einer Deputation der Bürger von Clermont, die ihn um die Bestätigung ihres gewählten Candidaten ersuchte, zu ihrer nicht geringen Ueberraschung als ihren Bischof vorstellte, schrieb er ihnen zugleich ausführlich vor, wie sie ihn empfangen, wie sie ihn durch ein großes auf ihre Kosten gegebenes Festmahl ehren, kurz, wie die eigensten Worte des Königs lauten, wie sie sich „freuen" sollten, und natürlich wagte Niemand, diese officielle Freude zu stören, denn hier wie anderwärts kam ein solcher Günstling des Königs gewöhnlich mit einem stattlichen Geleite von vornehmen und sehr jähzornigen Leuten des Hofes, die den niedrig geborenen und von ihnen gründlich verachteten Bürgern, Handwerkern ꝛc., die sie und den Bischof tractiren mußten, die Kran

7) Greg. III, 2: Theodoricus jussit ibi sanctum Quintianum constitui et omnem ei potestatem Ecclesiae tradi dicens: hic ob nostri amoris zelum ab aede sua ejectus est. Et statim directi nuncii convocatis pontificibus et populo eum in cathedram Arvernae Ecclesiae locaverunt.

ihrer Fäuste und nöthigenfalls auch die Schärfe ihrer Schwerter sehr gern fühlen ließen, wenn sie wagten, gegen den heiligen Willen der Majestät durch mißliebige Gesichter und Reden zu opponiren.

Aber selbst wenn besondere Umstände es zu Wege brachten, daß ein solches Gaukelspiel unterblieb, und wenn der rechtswidrig eingesetzte Bischof aus dem Munde der Vergewaltigten die nackte bittere Wahrheit zu hören bekam, daß sie ihn gar nicht gewollt hätten, sondern zum Wollen gezwungen seien, gab dies weder dem König, noch dem Bischof selbst, noch der Kirche im ganzen, noch auch der Diöcese, nachdem einmal der erste Aerger verraucht war, irgendwelchen Anstoß. Selten besaß dann der vom König bezeichnete Candidat so viel Ehrgefühl und Gewissenhaftigkeit, wie der Archidiaconus Cato von Clermont, dem der König Chlotar das Bisthum Tours, also gewiß eine der besten Stellen im fränkischen Reiche, zugedacht hatte. Er wies es zurück, als die übliche Deputation des Klerus und des Volkes seiner neuen Diöcese ihm ankündigte, daß sie ihn keineswegs, wie er sich geschmeichelt hatte, wegen seiner großen Verdienste gegen die Armen und wegen der eifrig von ihm erstrebten Heiligkeit gewählt hätten, sondern nur, um einem ausdrücklichen Befehle ihres Königs zu genügen.[8])

---

8) Greg. IV, 11: Zugleich wohl das instructivste Beispiel, um zu sehen, wie allmählich selbst in den besten Vertretern der Kirche, wozu Gregor zu zählen ist, nach dieser Seite und selbstverständlich noch nach mehreren anderen hin, alles Gewissen und alle Ehre abgestorben war. Denn Gregor erzählt die Sache so, als wenn Cato bloß aus Eitelkeit und niedrigen Motiven die hohe ihm zugedachte Ehre schnöde zurückgewiesen hätte, während die Schlußworte des angeführten Capitels deutlich zeigen, daß Gregor dem auch sonst nach kirchlichem Maßstab außerordentlich ehrenwerthen Manne — gleichviel, ob er es aus Selbstüberschätzung und Eitelkeit oder aus ganz reinen Motiven war — es nicht vergeben kann, daß er den h. Martinus durch seine Zurückweisung der angetragenen Ehre schwer gekränkt hatte. Gregor saß aber selbst auf dem Stuhle des h. Martinus. Man sieht daraus, wie das gesammtkirchliche Interesse sich jetzt selbst bei den Besseren in lauter particular-kirchliche Interessen zerbröckelte. Gregor kann es dem Manne auch nicht vergeben, daß er gegen den damaligen Bischof von Clermont, Cautinus, scharf tadelnd auftrat, während er doch im nächsten Capitel Dinge von demselben Cautinus erzählt, die viel schlimmer als die Vorwürfe des Cato sind. Man muß dabei nicht vergessen, daß Cato der Archidiaconus, Cautinus der Bischof war, und daß diese beiden Würden zu Gregors Zeiten sich häufig auf Leben und Tod be-

und Verstümmelung des Leibes verbunden, während auf das schwerste bürgerliche Verbrechen einfach eine höhere oder geringere Geldbuße gesetzt war. Dieselben fränkischen Könige, die getreu der volksmäßigen Auffassung, daß jeder Mord mit Geld gebüßt werden könne, von dem ostgothischen König Theodahat das Wehrgeld für ihre von ihm ermordete Base Amalasuntha, die Tochter des großen Theodorich, die Nichte Chlodwigs, verlangten, straften jeden, der sich gegen ihre Person, d. h. auch gegen alles, was sie unmittelbar befahlen, verging, mit Strafen, die selbst in der scheußlichsten Zeit der byzantinischen Hof- und Staatsgräuel wahrscheinlich allgemeine Empörung erregt haben würden. So konnte auch jeder, der gegen einen aufgedrungenen Bischof sein Recht gewahrt, nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt vertrieben hätte, sich als eine Art von Majestätsverbrecher der gegründetsten Besorgniß für seine Augen, seine Zunge, seine Hände und Füße, ja selbst sein Leben hingeben, und daher war es gerathener, durch devotes Entgegenjauchzen allen Verdacht unbotmäßiger Gesinnung zu entfernen. Auch waren die Könige naiv genug, den Wahlberechtigten geradezu vorzuschreiben, daß sie sich und wie sie sich über einen Bischof, der gegen ihr Recht und sogar gegen ihren ausdrücklichen Willen vom Hofe eingesetzt wurde, freuen müßten.[7]) Als Theodorich I. den heiligen Gallus — sonst einen der tüchtigsten Männer der damaligen Kirche — einer Deputation der Bürger von Clermont, die ihn um die Bestätigung ihres gewählten Candidaten ersuchte, zu ihrer nicht geringen Ueberraschung als ihren Bischof vorstellte, schrieb er ihnen zugleich ausführlich vor, wie sie ihn empfangen, wie sie ihn durch ein großes auf ihre Kosten gegebenes Festmahl ehren, kurz, wie die eigensten Worte des Königs lauten, wie sie sich „freuen" sollten, und natürlich wagte Niemand, diese officielle Freude zu stören, denn hier wie anderwärts kam ein solcher Günstling des Königs gewöhnlich mit einem stattlichen Geleite von vornehmen und sehr jähzornigen Leuten des Hofes, die den niedriggeborenen und von ihnen gründlich verachteten Bürgern, Handwerkern rc., die sie und den Bischof tractiren mußten, die Kraft

7) Greg. III, 2: Theodoricus jussit ibi sanctum Quintianum constitui et omnem ei potestatem Ecclesiae tradi dicens: hic ob nostri amoris zelum a aede sua ejectus est. Et statim directi nuncii convocatis pontificibus et populo eum in cathedram Arvernae Ecclesiae locaverunt.

ihrer Fäuste und nöthigenfalls auch die Schärfe ihrer Schwerter sehr gern fühlen ließen, wenn sie wagten, gegen den heiligen Willen der Majestät durch mißliebige Gesichter und Reden zu opponiren.

Aber selbst wenn besondere Umstände es zu Wege brachten, daß ein solches Gaukelspiel unterblieb, und wenn der rechtswidrig eingesetzte Bischof aus dem Munde der Vergewaltigten die nackte bittere Wahrheit zu hören bekam, daß sie ihn gar nicht gewollt hätten, sondern zum Wollen gezwungen seien, gab dies weder dem König, noch dem Bischof selbst, noch der Kirche im ganzen, noch auch der Diöcese, nachdem einmal der erste Aerger verraucht war, irgendwelchen Anstoß. Selten besaß dann der vom König bezeichnete Candidat so viel Ehrgefühl und Gewissenhaftigkeit, wie der Archidiaconus Cato von Clermont, dem der König Chlotar das Bisthum Tours, also gewiß eine der besten Stellen im fränkischen Reiche, zugedacht hatte. Er wies es zurück, als die übliche Deputation des Klerus und des Volkes seiner neuen Diöcese ihm ankündigte, daß sie ihn keineswegs, wie er sich geschmeichelt hatte, wegen seiner großen Verdienste gegen die Armen und wegen der eifrig von ihm erstrebten Heiligkeit gewählt hätten, sondern nur, um einem ausdrücklichen Befehle ihres Königs zu genügen.[8])

---

8) Greg. IV, 11: Zugleich wohl das instructivste Beispiel, um zu sehen, wie allmählich selbst in den besten Vertretern der Kirche, wozu Gregor zu zählen ist, nach dieser Seite und selbstverständlich noch nach mehreren anderen hin, alles Gewissen und alle Ehre abgestorben war. Denn Gregor erzählt die Sache so, als wenn Cato bloß aus Eitelkeit und niedrigen Motiven die hohe ihm zugedachte Ehre schnöde zurückgewiesen hätte, während die Schlußworte des angeführten Capitels deutlich zeigen, daß Gregor dem auch sonst nach kirchlichem Maßstab außerordentlich ehrenwerthen Manne — gleichviel, ob er es aus Selbstüberschätzung und Eitelkeit oder aus ganz reinen Motiven war — es nicht vergeben kann, daß er den h. Martinus durch seine Zurückweisung der angetragenen Ehre schwer gekränkt hatte. Gregor saß aber selbst auf dem Stuhle des h. Martinus. Man sieht daraus, wie das gesammtkirchliche Interesse sich jetzt selbst bei den Besseren in lauter particular-kirchliche Interessen zerbröckelte. Gregor kann es dem Manne auch nicht vergeben, daß er gegen den damaligen Bischof von Clermont, Cautinus, scharf tadelnd auftrat, während er doch im nächsten Capitel Dinge von demselben Cautinus erzählt, die viel schlimmer als die Vorwürfe des Cato sind. Man muß dabei nicht vergessen, daß Cato der Archidiaconus, Cautinus der Bischof war, und daß diese beiden Würden zu Gregors Zeiten sich häufig auf Leben und Tod be-

Freilich konnten alle königlichen Befehle nicht verhindern, daß gelegentlich die Selbsthülfe des Volkes solchen gewaltsam aufgedrängten Bischöfen das Leben sehr verbitterte, zumal in unruhigen Zeiten oder in entfernteren Orten, wo man wußte, daß die königliche Macht nicht sogleich mit Gewaltmaßregeln bei der Hand sein könne. Ja es kam sogar vor, daß solche Eindringlinge geradezu vom Volke verjagt wurden[9]) und daß es damit sein Bewenden hatte. Allein viel häufiger waren die Fälle, wo dem gesetzmäßig Gewählten und den Wählern alle Protestationen und selbst einflußreiche Protectionen und günstige Zeitverhältnisse nichts halfen, sondern der König doch seinen Willen durchsetzte[10]), und das

---

fehdeten, so daß jeder Bischof in den Augen eines andern Bischofs gegen seinen widerspenstigen Archidiaconus Recht hatte und umgekehrt.

9) Einen merkwürdigen Fall dieser Art s. Vit. Patr. VIII, 3: cum Eonodius in Gabalitano ad Episcopatum jam electus, jam in cathedra positus, jam cuncta parata essent ut benediceretur Episcopus, ita subito contra eum omnis populus consurrexit, ut vix vivus posset evadere. Und dabei hatte es sein Bewenden.

10) Wie man an der Geschichte der Besetzung des bischöflichen Stuhles in Clermont nach dem Tode des h. Gallus sehen kann. Der oben schon erwähnte Cato war dort rechtmäßig gewählt, und so fest im Glauben an sein gutes Recht und an seine bekannte priesterliche Tüchtigkeit, daß er — freilich sehr unklug, aber desto ehrenhafter und merkwürdiger, je seltener damals dergleichen vorkam — die ihm angebotene Fürsprache der anderen Bischöfe seiner Diöcese bei dem unmündigen König Theodobald zurückwies, weil ihm eben sein gutes Recht schon hinlänglich genügend erschien. Aber ein in jeder Beziehung nichtsnutziger Mensch, Cautinus, ein früherer College des neuen noch nicht vom Könige bestätigten Bischofs, ging hinter seinem Rücken an den Hof, verklagte den Cato und setzte es selbstverständlich durch die verworfensten Mittel durch, daß er selbst vom König an der Stelle des in königlichen Augen als Eindringling geltenden Cato zum Bischof befördert wurde. Als Bischof gab er sich erst recht, wie nach solchen Antecedenzien nicht anders zu erwarten war, seinem Lasterleben hin; cf. Greg. Tur. IV, 6, 7 u. 11. — Nach dem oben Ausgeführten wird die Behauptung, die zuletzt von Waitz, nach dem Vorgang der meisten dort angeführten kirchen- und rechtsgeschichtlichen Schriftsteller Verf. II, p. 351, Note 3 ausgesprochen wird: „Auf die Zustimmung der Einwohner kam es hauptsächlich an, und diese fand auch regelmäßig statt“, bedeutend einzuschränken sein. Höchstens läßt sich sagen, daß etwas ehrenhaftere Bischöfe nicht gern gegen die Volksstimmung hier wie in andern Stücken handeln mochten — aber daß die ehrenhaften sehr selten waren und daß sie sich gern mit dem officiellen Formelkram gleichsam zur Abfindung ihres Gewissens begnügten, Entgegenziehen der Geistlichen,

allerunwürdigste Subject von ihm aufgedrängt ward, während der in jeder Beziehung würdige Candidat des Volkes und der Kirche froh sein mußte, wenn er sich durch seine Unterwerfung Verzeihung erkaufte.

Noch viel seltener geschah es, daß die Kirche sich selbst thatsächlich ihres guten Rechtes annahm, denn jene Protestationen in den Synodalbeschlüssen waren und blieben nur ein totes Stück Pergament, von dem Niemand Notiz nahm. Es wurde freilich der Kirche von Jahr zu Jahr schwerer, gegen den Unfug, den sie selbst durch ihre Connivenz groß gezogen hatte, Opposition zu machen, weil die meisten einzelnen kirchlichen Würdenträger in ihrem Gewissen sich nicht rein genug dazu fühlten. Denn mochten sie auch sonst wahrhaftig tüchtig im kirchlichen Sinne sein, so waren sie doch gegen das Recht zu ihrem Amte gelangt. Die Mehrzahl der von den Königen in die Kirche eingedrängten Bischöfe bestand aber begreiflich aus zum wenigsten unbrauchbaren, wenn nicht gar schlechten Subjecten, und diesen war nicht zuzumuthen, daß sie sich selbst durch eine Behauptung der kirchlichen Interessen brandmarken und zugleich ihrer beinahe einzigen Stütze gegen die öffentliche Meinung, der Gunst des Königs oder der am Hofe dominirenden Großen, berauben sollten. Wenn aber je die Kirche sich einmal ermannte, so schreckte die Brutalität, die die Könige in solchen Fällen anzuwenden pflegten, von allen weiteren Widerstandsversuchen ab, und man begnügte sich wieder mit der jämmerlichen Auskunft, das

---

Beifall rufende Volksmassen, die damals wie stets um geringen Preiß, allein schon durch die Aussicht auf die guten Bissen und den Wein, die die festlichen Tage brachten, zu haben waren, geschmückte Straßen, geputzte Kirchen ꝛc., daß aber die Könige nur dann etwas nach der Volksstimmung in Betreff des von ihnen aufgedrängten Candidaten fragten, wenn sie sich zu schwach fühlten, etwaigen gewaltsamen Widerstand mit Gewalt niederzuschlagen. Es wäre dies überhaupt der einzige Punkt, worin dieses Königsgeschlecht, das mehr als jedes andere den königlichen Namen entehrt hat, nach der öffentlichen Meinung gefragt hätte. Es ist sehr sonderbar, daß unsere modernen Historiker in diesen Dingen noch schön färben wollen, während sie doch in ihrer grassen Brutalität so wesentlich zu dieser brutalsten Zeit der modernen europäischen Geschichte gehören. — Ich bemerke noch, daß sich in der angeführten Note bei Waitz aus Versehen der Name des Gallus statt des Cato findet. Gallus war der eben gestorbene Vorgänger, an dessen Stelle Cato gesetzlich erwählt wurde.

Recht der Kirche auf dem Papier zu wahren, von dem man wußte, daß es in den Augen der Herrscher keine Bedeutung hatte. So war Emerius auf dem gewöhnlichen Wege, d. h. durch ein Decret des Königs Chlotar I., zum Bischof von Saintes gemacht worden, zugleich hatte die königliche Machtvollkommenheit ihn der in jedem Sinne unerläßlichen Benediction durch seinen Metropolitan, den Bischof Leontius von Bordeaux, dessen Gewissen zu den zarteren in der damaligen Kirche gehörte, entbunden, unter dem Vorwande, der Metropolit sei gerade abwesend, und es sei wünschenswerth, daß ein so trefflicher Mann wie Emerius möglichst schleunig die bischöflichen Functionen übernehme. Dies war denn auch geschehen. Mittlerweile war aber Leontius wieder auf seinem Platze und der König Chlotar gestorben. Da in den barbarischen Zuständen des fränkischen Reiches jeder Thronwechsel, auch wenn der Sohn nur auf den Vater folgte, mehr oder weniger durch ein momentanes Erlöschen der königlichen Autorität bezeichnet war, so glaubte Leontius, daß nun die passende Zeit gekommen sei, um der Kirche einmal zu ihrem Rechte zu verhelfen. Er versammelte eine Provinzialsynode und setzte den Eindringling, der als nicht canonisch gewählt in den Augen der Kirche gar kein Recht hatte, ohne Weiteres ab. Zugleich ward zu einer neuen Bischofswahl geschritten, und Heraclius, ein ausgezeichneter Priester aus Bordeaux, gewählt. Es war vorauszusehen, daß Chlotars Sohn, Charibert, der neue Landesherr dieser Gegenden, die Sache sehr übel nehmen werde. Deshalb ging Heraclius mit den untadelhaften Documenten seiner Wahl erst nach Rom und von da mit päpstlichen Empfehlungen nach Paris zu dem König, um sich von ihm selbst die Bestätigung zu erbitten. Allein der König empfing ihn wuthschnaubend: glaubst du, daß Niemand mehr von Chlotars Söhnen lebt, der im Stande wäre, die Bewahrung seines Gebotes durchzusetzen, weil diese Bischöfe den Mann, den sein Wille zum Bischof gemacht hat, ohne unsere Beistimmung einzuholen, abgesetzt haben? — und um ihm zu zeigen, was der König und was die Kirche zu gelten habe, ließ er ihn, ein heiliges, geweihtes Haupt derselben Kirche, der er und seine Vorgänger nach ihren eigenen Worten doch allein ihren Thron und ihre Größe verdankten, auf einen Karren, der voll scharfer Dornen war, werfen und zum Hohn des Pöbels herumführen. Dann aber mußte er das Land

für immer verlassen. Alle die Bischöfe, die ihre Pflicht gethan hatten, wurden schwerer oder leichter bestraft; Leontius selbst mußte sich mit 1500 Goldstücken — eine ungeheure Summe für jene Zeiten — von dem Zorne des Königs loskaufen[11]), gewiß die empfindlichste Strafe, die einen Mann der Kirche treffen konnte, der viel eher die härtesten Martern, als einen Verlust am Vermögen verschmerzen mochte.[12])

In jeder Hinsicht schien es also den Königen, als wenn sie ganz frei mit der Besetzung der kirchlichen höheren Würden schalten könnten und als wenn ihnen ein großes Unrecht angethan würde, sobald einmal die Kirche, wie in dem erwähnten Falle, den Versuch machte, ihren Rechtsboden zu behaupten. Daß es dabei immer nur auf rein persönliche Interessen der Könige hinauslief, verstand sich von selbst, und auch Charibert war, wenn man aus anderen Vorgängen einen Schluß ziehen darf, nicht sowohl deshalb auf Leontius erbittert, weil das Andenken seines Vaters durch ihn beschimpft wurde, d. h. weil sich dieser einer Gewaltmaßregel des verstorbenen Königs nun erst, wo er die Zeit dazu gekommen glaubte, widersetzte, als weil er sein eigenes Interesse durch die Beseitigung eines von ihm ganz abhängigen Werkzeuges gefährdet sah, denn derselbe Charibert stand keinen Augenblick an, eine sichere Expectanz auf den bischöflichen Stuhl von Poitiers, die sein Vater Chlotar dem Dux Austrapius gegeben hatte, zu cassiren, und einen ihm genehmeren Mann, Pascentius, einzudrängen, trotz aller Reclamationen des Austrapius, der, wie sich vermuthen läßt, nicht umsonst zu dieser fetten Expectanz gelangt war,

11) Es kann nicht auffallen, daß Le Cointe und andere ältere Franzosen auch hier Charibert nicht eigentlich zu tadeln wagen, höchstens es ungeziemend finden, daß er einen frommen Mann zum Gespötte des Pöbels gemacht habe rc.; cf. Coint. ad ann. 562, VIII, IX. Es ist dies ein interessanter Beleg für jenen „Götzendienst der Majestät", wie ihn H. Leo in seiner Neueren Geschichte treffend nennt, der unter Ludwig XIV. den Verstand und das Herz sonst sehr tüchtiger Leute verdarb, und der mit Recht von Leo als eine der Hauptursachen der französischen Revolution angesehen wird, denn wenn ein Gelehrter und ein Ordenspriester wie Le Cointe aus purer Loyalität für die Majestät dergleichen Scheußlichkeiten an längst vermoderten Toten, die auch Könige geheißen haben, entschuldigt, so genügt dies, um zu zeigen, daß nicht bloß in ihm, sondern im ganzen Staate Frankreich etwas faul sein mußte.

12) S. o. im Anfange dieses Cap.

welche mehr Werth für ihn hatte, als die höchsten weltlichen Ehren.[13])

In der Kirche galt es unter solchen Umständen immer mehr als ein großes Zeichen königlich-christlicher Gesinnung, wenn die von dem König empfohlenen Candidaten nur einigermaßen mit den canonisch erforderlichen Eigenschaften ausgerüstet waren; fast übergroße Frömmigkeit schien es, falls ein König wirklich das alte Wahlrecht respectirte und seine Bestätigung bescheiden als das geringste Erforderniß zu einer gesetzmäßigen Bischofswahl erachtete, und überschwenglich gnädig und christlich war er, wenn er etwa einem noch im Amte befindlichen Bischof erlaubte, mit dem Consens der Wahlberechtigten seinen Nachfolger selbst zu designiren, was freilich durch verschiedene Concilien verboten, aber doch eigentlich unter diesen Umständen das einzige Mittel war, um wenigstens an einem Orte und in einer Diöcese die Interessen der Kirche zu sichern.[14]) Aber es wurde unendlich selten angewandt, wahrscheinlich weil es den Königen in tiefster Seele zuwider und bedenklich war.

So konnten fromme Männer der Kirche es als den größten Gewinn betrachten, wenn ihnen der König, dem sie ihr Lebenlang mit Aufopferung Treue gedient hatten, auf dem Totenbette ihr Flehen gewährte, diesen oder jenen nach ihrer Ansicht würdigsten Mann ihres Klerus zu ihrem Nachfolger zu ernennen, und der König, der diese Bitte gewährte, dünkte sich nicht wenig verdienstlich in den Augen Gottes, der Kirche und der christlichen Welt, daß er etwas zugestand, um was er, wenn alles in der Kirche so gewesen wäre, wie es hätte sein müssen, nicht einmal hätte gebeten werden dürfen.[15])

13) cf. Greg. Tur. IV, 18.

14) So genoß die Diöcese von Bourges das Glück, daß der treffliche Austregisel noch bei Lebzeiten den ebenso trefflichen Sulpicius zu seinem coadjutor und successor bestellte und daß Sulpicius den Wulfolenus schon bei Lebzeiten zu seinem Nachfolger ernannte; cf. Vit. Sulpic. Episc. Bitur. l. c. Lib. I, 8, 26.

15) Am meisten Eindruck macht wohl, was Vit. Patr. VIII, 3 erzählt wird, wo Sacerdos, einer der reinsten und edelsten unter den Männern der Kirche, auf dem Totenbette von Childebert bittet: Optime nosti, quod tibi in omnibus necessitatibus tuis fideliter servierim ac quaecumque injunxisti devote impleverim, nunc precor ut Nicetius — substituatur eccle-

Allerdings konnte von einem Gesichtspunkte aus die Kirche, selbst wenn sie es gewissenhaft mit sich meinte, das Eingreifen der Könige nicht gerade für gerechtfertigt, aber doch für zweckmäßig halten. Es war jedenfalls, und wenn es auch noch so brutal und gewissenlos geschah, besser als der demokratische Unfug, der es sich so leicht nach den Grundbedingungen des älteren Wahlmodus herausnehmen durfte, über die Besetzung der bischöflichen Stellen zu entscheiden. Denn nach dem starren Wortlaute des Herkommens oder des Gesetzes lag zuletzt die Entscheidung in den Händen und in den Kehlen der Masse, weil ja das ganze christliche Volk wahlberechtigt war. Gelang es ihr, den anderen Factor, die Geistlichkeit, einzuschüchtern oder zu überrumpeln, so konnte die Hefe des Volkes ihren Candidaten durchsetzen, wenn ihm die königliche Bestätigung zu Theil wurde. Nun verstand es sich aber von selbst, daß die Masse hier wie anderwärts, nachdem sie einmal gründlich verwildert und verdorben war, nichts mehr von dem, was man richtigen Volksinstinct zu nennen pflegt, besaß, sondern daß ihr Instinct, wie gewöhnlich in kranken Organismen, meist nach der verkehrten Seite hin ging. Auch ließ sich eine Majorität von irgend einem gemeinen ehrgeizigen, eiteln oder habsüchtigen Menschen, der selbst für sich oder für andere, von denen er bezahlt oder sonst bestochen war, Propaganda machte, nach Gefallen lenken, und sich nöthigenfalls auch sehr gern für ihre Stimmen mit einigen Geldstücken, einem Schlucke Wein oder auch nur der Aussicht auf irgend eine ihr zusagende Vergünstigung bezahlen. Solche Fälle kamen mehr und mehr in der gallisch-frän-

Wahlunfug.

---

siae Lugdunensi. Ich gestehe, daß mir diese Situation immer das Blut in Wallung bringt: der reine, auf höchster Stufe wahrer Bildung stehende, echte Priester des Herrn, ein wahrer Sacerdos, wie sein Name sagt, und ihm gegenüber dieser selbstgefällige Barbar, an dessen Händen unter andern das Blut seiner Neffen klebte. Freilich hatte es die Kirche verschuldet, daß sie eine solche Behandlung nicht bloß ertragen, sondern sich sogar dafür bedanken mußte, aber der Einzelne, der vermöge seiner geistigen und sittlichen Potenz, wie hier Sacerdos, doch nicht eigentlich Theil an dieser Schuld nahm, bleibt ein wahrer Märtirer, und diese Art Martyrium erscheint wenigstens für das moderne Gefühl grausamer, als die blutigen Gräuel des eigentlichen Martyriums. Doch ist es sicher, daß nur selten auch die Besseren und Feineren jener Zeit, mitten in den einmal gegebenen und gewohnten Verhältnissen drinnen, die ganze Bitterkeit ihrer Situation fühlten.

kischen Kirche vor, und ernste und echt kirchlich gesinnte Männer, wie z. B. Sulpicius von Bourges, die in jedem Augenblicke bereit waren, ihr Leben für ihre Heerde gegen den König hinzugeben[16]), standen doch nicht an, factisch die Anmaßung des Königs in Betreff der Besetzung der geistlichen Aemter anzuerkennen, nur um diesem demokratischen Unfug zu entgehen.[17])

Aber es darf auch nicht verkannt werden, daß dieser Unfug erst dann so gefährlich wurde, daß, wenn ihm freie Hand gelassen ward, es allerdings um den Bestand und die Zucht der Kirche geschehen war, als die Kirchenverfassung schon durch die gewaltsamsten Eingriffe des königlichen Absolutismus sehr gelockert und die kirchliche Autorität in der öffentlichen Meinung durch die Folgen davon sehr gesunken war. Jetzt erhielt er seinerseits auch eine Art Berechtigung, und säumte nicht, sie, wie sich denken läßt, auf die unverschämteste Weise, geltend zu machen. Früher verlautete wohl hier und da auch etwas von ungesetzmäßigen Wahlen, von ungehörigem Parteitreiben, aber wo es zu arg wurde, fand die öffentliche Meinung sich durch die ernste und untadelhafte Haltung der Kirche im ganzen gegenüber solchen Vorgängen sehr bald wieder befriedigt und so zu sagen geheilt. Früher konnte man mit Recht von einem gesunden Volksinstincte sprechen, denn alle die Männer, die etwa zu der Zeit von Chlodwigs Taufe auf den bischöflichen Stühlen von Gallien saßen, fast ebenso viele große Heilige als einzelne Namen[18]), waren durch eine canonische Wahl, wobei das Volk sein Recht ausgeübt hatte, gehoben worden. Die Kirche konnte also bei diesem Wahlmodus bestehen und groß sein, und es war zuletzt doch nur wieder ihre Schuld, daß sie jetzt unmöglich mehr damit auszukommen vermochte.

Doch noch einmal versuchte es die gallisch-fränkische Kirche, ihr gutes Recht energischer als bisher gegen die höchste Staatsgewalt in der feierlichsten Weise zu wahren. Sie war es gewesen, die in fünfzig Jahren der furchtbaren Bürgerkriege zwischen den Nachkommen Sigiberts und Chilperichs durch ihren nachdrück-

---

16) S. o. S. 351. Anm. 8.

17) Der lehrreichste Fall aus dieser Periode scheint mir der l. c. I, 12 erzählte zu sein, der geradezu typisch für das ganze Phänomen ist.

18) S. o. S. 401.

lichen Beistand Chlotar II. gehalten und ihn in jedem Sinne als ihren Pflegling gewissenhaft geschützt; die ihm hauptsächlich zum Siege über seine Feinde und zur Alleinherrschaft im fränkischen Reiche geholfen hatte. Allerdings war sie dabei nur ihrem eigenen Interesse gefolgt, denn die zerspaltenen Landeskirchen des getheilten Frankenreiches waren in jeder Hinsicht ohnmächtig im Vergleich mit der Gesammtkirche des äußerlich geeinigten Staates; allein zunächst hatte doch Chlotar für sich den Vortheil davon, denn er war nun Alleinherrscher. Auch stand es jetzt mit der königlichen Macht ganz anders, als zu den Zeiten Chlodwigs oder Chlotars I. In den Zeiten der Verwirrung war ihr vieles, worauf sie sich früher am meisten gestützt hatte, abhanden gekommen; selbst der Nimbus der Legitimität war in den Augen des Volkes nicht mehr so glänzend wie ehedem, denn man hatte in der Wirklichkeit das Königthum doch zu oft in verzerrter und demüthiger Gestalt gesehen. Auch stand ihr jetzt eine neugeschaffene weltliche Aristokratie völlig fertig zur Seite, von der in Chlodwigs Tagen kaum die ersten Ansätze, in Chlotars Zeit nur erst noch ganz unzusammenhängende Gliederungen zu entdecken waren. Dies alles zusammen schien dem Vorhaben der Kirche ein sicheres Gelingen zu versprechen. 79 Bischöfe des gesammten fränkischen Reiches, die Blüthe der fränkischen Kirche, eine Versammlung, wie sie in dem fränkischen Reiche lange nicht und noch nie unter solchen Umständen gesehen worden war, erklärten zu Paris im Jahre 614, daß es bei dem alten Herkommen der Kirche sein Bewenden haben, daß die canonische Wahlfreiheit den Gemeinden zurückgegeben werden, alle Einmischung des Königs bis auf die hergebrachte Wahlbestätigung aufhören müsse. Sie überreichten diese Beschlüsse dem König, damit sie durch seine Bestätigung zum Reichsgesetz erhoben würden, wie es herkömmlich war. Allein der König bestätigte sie nur mit einigen, wie officiell gesagt wurde, unbedeutenden Amendements. Er erklärte nämlich, daß er das gute Recht der Kirche nicht antasten wolle, aber diese dürfe in ihrer frommen Gesinnung nicht daran denken, das seinige anzutasten. So sollte es also Gesetz sein, daß nach canonischer Wahl der König den Bischof „einsetze“ [19]),

---

19) Per ordinationem principis ordinetur, während die kirchliche Formel lautet: cum voluntate regia ordinetur.

Achtunddreißigstes Capitel.

Die Simonie am königlichen Hofe.

Daß die Könige die Besetzung der bischöflichen Stellen von politischen Rücksichten abhängig machten, löste unwillkürlich die strenge Gemeinschaft der hierarchischen Interessen auf, die als eigentliche Basis eines guten Gesammtgeistes der Kirche unter den damaligen Verhältnissen gelten mußte. Es wurde aber auch noch die moralische Autorität der Kirche schwer beeinträchtigt, insofern diese von der individuellen Tüchtigkeit und Sittlichkeit ihrer einzelnen Glieder, besonders aber ihrer eigentlichen Leiter, abhängig war. Denn das politische Interesse des Königthums kümmerte sich als solches um die persönliche Tüchtigkeit im kirchlichen Sinne der von ihm begünstigten Candidaten nichts. Noch gefährlicher aber war es, daß sehr bald neben den rein politischen Motiven, die für gewöhnlich sehr nichtswürdiger Natur zu sein pflegten, weil die ganze Politik dieser Könige sich meist auf Ziele richtete, die in jeder Auffassung der Sittlichkeit gleich sehr geächtet werden müssen, absolut und unter jeder Bedingung nichtsnutzige Motive sich als maßgebend bei der Verwaltung der königlichen Oberschirmherrschaft über die Landeskirche hervordrängten.

Vom kirchlich-sittlichen Standpunkt aus erschien bekanntlich kein anderes kirchliches Vergehen so entsetzlich, als das, was seit uralten Zeiten mit dem Namen Simonie bezeichnet wurde. Der Begriff Simonie war, wie alle anderen Begriffe der kirchlichen Moral, ein sehr dehnbarer, und nach seinem weitesten Umfange, in

dem er nach der Auffassung der kirchlichen Theorie eben so straf- würdig wie in seiner engsten Begrenzung erschien, besagte er jeden in kirchlichem Sinne ungehörigen Einfluß, der auf die Besetzung oder Verwaltung kirchlicher Aemter aus irdischen Motiven ausgeübt wurde. Weltliche und Geistliche konnten folglich auf gleiche Weise sich der Simonie schuldig machen, doch setzte ihre thatsächliche Be- gehung immer auf der einen Seite ein unwürdiges Glied der Kirche oder wenigstens ein Individuum, das die Absicht hatte, sich in die Kirche einzudrängen, voraus, während auf der anderen Seite ebenso gut ein weltliches wie ein geistliches Individuum stehen konnte. In der Praxis aber hatte sich die Vorstellung herausgebildet, daß die schrecklichste Form der Simonie dann statt- finde, wenn Jemand für Geld sich bei weltlichen oder geistlichen Gewalthabern ein geistliches Amt erkaufe, und wenn auch hier wieder die der Praxis nachfolgende Theorie keinen Unterschied an- erkennen durfte, so ging doch das unmittelbare Gefühl, das in- stinctive Bewußtsein der Kirche und der christlichen Welt dahin, daß es der höchste Gipfel der Sünde sei, wenn sich Jemand durch Geld bei einem weltlichen Gewalthaber eine kirchliche Stelle er- kaufe. Gegen diesen Gräuel strömten die Flüche und Verwün- schungen der Kirche am heftigsten, und so lange sie sich selbst so zu sein getraute, wie sie nach ihrem Gewissen sein sollte, schritt sie auch in solchen Fällen mit den härtesten Strafmaßregeln ein.

Allein sobald einmal jene Schärfe des kirchlichen Bewußt- seins etwas abgestumpft war, duldete sie doch eine Menge von Vorgängen, die streng genommen unter diesen Begriff der Simonie gerechnet werden mußten, obgleich sich durch die Hülfe des Rai- sonnements ihnen auch eine mildere Seite abgewinnen ließ, bis ihr endlich das Laster in seiner grassesten Gestalt dermaßen über den Kopf wuchs, daß sie es auch so nur mit ohnmächtigen Worten anzugreifen, aber keineswegs mehr zu bekämpfen, viel weniger auszurotten vermochte, ganz so wie ihre Protestationen für freies Wahlrecht ohne Wirkung verhallten.

So ließ sich nicht wohl etwas dagegen einwenden, wenn die vom Volke gewählten Candidaten, um ihre Bestätigung am König- lichen Hofe zu holen und sich dem Könige persönlich vorzustellen, nicht mit leeren Händen kamen, denn nach der fränkisch-deutschen Hofsitte bezeugte man die Ehrfurcht vor der Majestät herkömm-

lich dadurch, daß man je nach Kräften sie mit einer Gabe erfreute, mehr zum Zeichen der dienstwilligen Gesinnung, als um dem König einen Vortheil zu erweisen, denn eigentlich gebührte es sich nach den Begriffen der königlichen Freigebigkeit, daß die geringere Gabe des Unterthanen mit einer größeren Gabe des Herrschers erwiedert wurde. Indessen konnte es doch geschehen, daß der König eine solche Wiedererstattung nicht für passend hielt, besonders wenn der Geber als eigentlich Bittender an den Hof gekommen war. Dann stand nichts im Wege, daß ihm die Gewährung seiner Bitte als der herkömmliche Beweis der königlichen Freigebigkeit angerechnet wurde. Unter diese Rubrik fielen auch, wie es nach der immer mehr sich verdrehenden Auffassung am Hofe und in der Kirche selbst scheinen mußte [1]), die eben erwähnten Fälle, wo ein Geistlicher um die königliche „Einsetzung" nachsuchte. Noch mehr die Fälle, wo Jemand sich bei dem König um seinen Einfluß auf die Besetzung eines geistlichen Amtes verwandte. Es war eine so große Gnade, daß es den Königen und den Bittstellern nicht anders als passend schien, daß dafür auch etwas gegeben werden mußte. Dies bestand aber am einfachsten in baarem Gelde oder in Dingen, die Geldeswerth hatten. War man erst einmal ohne eigentlichen Widerspruch der Kirche so weit, so war unter den damaligen Umständen der Simonie in ihrer schlimmsten Gestalt Thür und Thor geöffnet, und nun begann freilich auch die Kirche ihre halb devoten, halb zornigen Wehklagen, aber jetzt wurden sie nicht mehr gehört, während sie zu rechter Zeit wohl hätten Eindruck machen können.

Schon unter dem König Theodorich I., also unmittelbar nach der Zeit Chlodwigs, begannen diese Klagen; denn schon damals war es ganz gewöhnlich, daß Jeder, der am Hofe irgend etwas in Beziehung auf eine geistliche Würde durchsetzen wollte, mit vollen Händen kam; die Deputationen der eigentlich Wahlberechtigten bezahlten die Ausübung ihres Rechtes, ihr Candidat bewies auch durch Geld seine Erkenntlichkeit für die große königliche Gnade, die ihm zu Theil wurde; jeder Andere, der in sich die Kraft und den Beruf zu einer solchen Candidatur und das nöthige Vertrauen auf die klingenden Beweisgründe fühlte, die er besaß, ging damit an

---

1) S. das vor. Cap.

den Hof, um wenigstens eine Expectanz zu erwirken, wenn nicht gleich eine Stelle offen war. Für sein baares Geld trat er dann in die Reihe der königlichen Candidaten, die jedenfalls den Vorzug vor den durch rechtmäßige Wahl aufgestellten hatten, obgleich auch sie manchmal gegen einen anderen durch größere Geldsummen oder durch besondere Umstände im Augenblick besser empfohlenen Candidaten zurückstehen mußten, was sie begreiflich als die schwerste Beeinträchtigung wohlerworbener Rechte betrachteten.[2]) Und wenn auch am königlichen Hofe nicht immer ausschließlich Gewicht auf die Bezahlung in Geld gelegt wurde, sondern auch wohl noch Fälle vorkamen, wo bessere Beweggründe den Sieg über das Geld davontrugen[3]), so ging doch die öffentliche Meinung schon damals dahin, daß man ohne Geld nichts in diesen Dingen dort ausrichte und daß mit Geld wenigstens große Wahrscheinlichkeit zu reussiren gegeben sei.[4])

Natürlich kamen noch immer Fälle vor, wo nicht gerade der meistbietende Bewerber wirklich den Preiß davon trug. Es konnte geschehen, daß besondere politische Rücksichten oder persönliche Verdienste um den König, oder mächtige Protection am Hofe oder eins der tausend anderen Motive, die in solchen Zuständen entscheiden, schwerer wog als das Geld, und da der Kirche gerade die Anwendung des eigentlichen Geldes als die wahre Simonie galt, so geschah allerdings nicht immer die Besetzung der kirchlichen Aemter durch dieselbe, aber doch, wie nicht zu läugnen war, trotz dem Gewichte der anderen Motive immer häufiger. Denn mehr und mehr stellte sich bei den einst so unermeßlich reichen Nachkommen Chlodwigs eine arge Finanznoth heraus, und in ihr spähete man mit Begier nach allen nur möglichen Einnahmequellen,

2) S. o. S. 47, wo ein solcher Fall ausführlicher erwähnt wird.

3) Arverni vero Cleri consensu insipientium facto multa munera ad regem ferentes venerunt (zu Theoderich I., um ihren Candidaten damit durchzusetzen). Tunc ii audiunt a Rege, quod sanctum Gallum habituri essent Episcopum. — Is autem (St. Gallus selbst) referre solitus erat, non amplius donasse pro Episcopatu, quam unum trientem ei qui servivit ad prandium (bei dem gebetenen Festessen, das ihm die Stadt Clermont bei seiner Einführung gab); Vit. Patr. VI, 5.

4) Jam tunc enim germen illud iniquum coeperat pullulare, ut Sacerdotium aut venderetur a Regibus, aut emeretur a Clericis. l. c.

selbst wenn es dem rohen Sinne der damaligen Staatslenker ganz deutlich war, daß durch eine Begünstigung, die man für Geld gab, dem Staats- oder Hofinteresse auf einer anderen Seite Nachtheil erwuchs. So würde man in diesem Falle gern manchen sonst viel brauchbareren Candidaten dem besser mit Geld versehenen, aber sonst unbrauchbaren Bewerber zu einem Bischofsstuhle vorgezogen haben — nicht aus Gewissensscrupeln, obgleich auch sie manchmal mitten in der Rohheit und Wüstheit dieser Menschen und dieses Treibens hervorbrachen, sondern aus puren weltlichen oder politischen Rücksichten — aber das erste Bedürfniß war Geld, und bis dies befriedigt war, mußten alle anderen Rücksichten bei Seite gesetzt werden. Es wurde dadurch so herkömmlich, daß Geld bei der Besetzung der Kirchenämter eine Rolle spielte, daß die Kirche factisch nur dann darüber in Aufregung gerieth, wenn es offenkundig das einzige Motiv der Erhebung eines sonst ganz untauglichen Subjectes war.

Aber wenn ein nach kirchlichen Begriffen sonst geeigneter Bewerber auch Geld neben seinen guten Eigenschaften und sonstigen Empfehlungen am Hofe aufwies, so wurde ihm dies nicht übel genommen, wenigstens wagte Niemand es ihm vorzuwerfen, weil alle geistlichen Fürsten der Zeit, selbst wenn sie sonst den Pflichten der Kirche und ihres Amtes getreu nachkamen und sich sogar durch überschüssige Aufopferung schon bei Lebzeiten die Auszeichnung der Heiligkeit erworben hatten, nur zu gut wußten, daß auch sie nicht ganz ohne Anwendung des schnöden Metalls zu ihrer Stellung gelangt waren. Denn jetzt konnte wohl keiner mehr von sich rühmen, wie einst der heilige Gallus von Clermont zu Theodorichs I. Zeit, daß ihm seine Wahl nur einen Triens Trinkgeld für den, der die Festtafel am Tage seiner Inthronisation bediente, gekostet habe.[5]) Und wenn er selbst auch nicht mit eigener Hand oder aus eigenen Mitteln Geld bezahlt hatte, so konnte alle damals der Kirche so geläufige Sophistik doch keinen besonders großen Unterschied zwischen solchem Geld und dem was andere, seine Wähler, seine Freunde und Gönner für ihn bezahlt hatten, herausklügeln. Aber es verstand sich von selbst, daß die Könige jetzt, da einmal der Handel um Kirchenämter förmlich durch das Her-

5) S. Anm. 3.

kommen geheiligt war, und da sie selbst mehr und mehr des Geldes bedurften, immer weniger Rücksichten auf diese moralische Beschränkung, die ihnen die Ansicht der Kirche entgegenzustellen suchte, nahmen. Ihnen war es immer gleich, wie es sich mit der Würdigkeit oder Unwürdigkeit ihrer Candidaten vom kirchlichen Standpunkt aus verhielt, wenn sie ihnen nur von ihrem Standpunkt aus genügend erschien. Zwar konnten diejenigen Herrscher, die durch ihr Naturell oder durch sonstige Verhältnisse überhaupt den kirchlichen Vorstellungen und Einflüssen zugänglicher waren, nicht leicht die Unrechtmäßigkeit ihres Verfahrens abläugnen, und versprachen auch wohl Besserung, d. h. sie versprachen nicht etwa überhaupt die Simonie abzuthun, sondern nur nicht geradezu untaugliche Individuen für Geld der Kirche aufzudrängen, aber sie hielten gewöhnlich dies Gelöbniß nicht lange[6]), und in schlechteren Zeiten und bei bösartigeren Herrschern war ohnehin alle Scham und Scheu in dieser wie in jeder anderen Hinsicht erloschen.

Die Finanznoth der späteren Könige, die dieses Wuchern der Simonie zwar nicht entschuldigt, aber doch begreiflich macht, entsprang wenigstens zum Theil aus der unmäßigen Freigebigkeit derselben Könige und ihrer Vorfahren gegen die Kirche. Sie legte darauf noch immer ganz unverhältnißmäßiges Gewicht, und selbst wenn vielleicht ein König, wie z. B. Chilperich, von Natur sich weniger geneigt dazu erwies, so mußte er sich hierin doch der starken Mahnung der ausgezeichnetsten Vertreter der Kirche und dem Einflusse der öffentlichen Meinung, so wie den auch in ihm nicht wirkungslosen Vorstellungen von der Bedeutung und den Folgen einer solchen Freigebigkeit fügen. Trotz ihres inneren Verfalles hatte sich der Reichthum der Kirche hauptsächlich durch die immerfort wach erhaltene Freigebigkeit der Könige in ganz außerordentlicher Progression vermehrt, und in demselben Verhältniß, wenn freilich auch nicht allein durch diesen Umstand, war auch die Finanzklemme der Könige gewachsen. Sie sahen

6) Greg. VIII, 22: Im Jahre 545 wird Desiderius ex laico von dem frommen König Guntchramm, dem Ideal eines christlichen Königs in diesen Zeiten, zum Episcp. Elusensis (von Eause) gemacht, cum jurejurando rex pollicitus fuerat se nunquam ex laicis Episcopum ordinaturum — sed quid pectora humana non cogit auri sacra fames?

begreiflicher Weise mit lüsternem Auge auf den Ueberfluß der Kirche, der noch dazu großen Theils von dem, was ihnen vor längerer oder kürzerer Zeit gehört hatte, herrührte. Aber doch ging es nicht gut, daß sie sich etwas davon zur Abhülfe ihrer mißlichen Lage unmittelbar zu Nutzen machten. Denn unter allen Verbrechen, die ein König begehen konnte, erschien keines entsetzlicher, als wenn er der Kirche Gottes, deren Schutz seine wichtigste Königspflicht war, ihr Eigenthum geradezu angetastet hätte. So weit war es der Kirche gelungen, diese sonst zuchtlosen Naturen durch geistige Eindrücke in Zucht zu halten, daß im Laufe der allergräulichsten Verwirrungen im Reiche und unter der Herrschaft der rohesten Barbaren doch kaum ein Fall namhaft gemacht werden konnte, wo ein fränkischer König wirklich etwas, was der Kirche gehörte, ihr geradezu genommen hatte, weil es ihm gefiel und er es brauchen konnte. Hierfür waren die Augen der Kirche so geschärft [7]), daß es sich sicher annehmen läßt, daß sie alle solche Fälle wahrgenommen und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln ihr werthvollstes Gut, ihr Eigenthum vertheidigt haben würde. Noch auf ferne Zeiten herab wäre der Name eines solchen Königs mit dem schwersten Fluche belastet und ihm in der öffentlichen Meinung der christlichen Welt durch das entsetzliche Wehegeschrei der Kirche ein Platz in der tiefsten Hölle, wo möglich noch unter Herodes und Nero, zugewiesen worden. Denn diese hatten sich nur an dem Leibe der Heiligen Gottes, aber nicht an ihrem Gute vergriffen. Selbst die Fälle waren sehr selten, wo ein König, gleichviel, ob er von der Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche überzeugt war oder nicht, auf irgend eine Pertinenz des Kirchengutes aus rechtlichen Gründen Anspruch erhob, und noch seltener, daß er damit durchdrang. Charibert I., der Sohn Chlotars I., ein König, der sowohl nach allgemein menschlichem Urtheil als auch in der Auffassung der kirchlichen Sittlichkeit als der schlechteste und verworfenste unter den durchweg nicht lobenswerthen Nachkommen Chlodwigs hätte gelten müssen, wagte es allein, eine ländliche Besitzung, die der Kirche gehörte, geradezu zu occupiren, ohne vorher zu fragen, ob seine vermeintlichen Ansprüche sich rechtsgültig erweisen ließen oder nicht. Aber sein baldiger Tod ohne männliche Nachkommenschaft be-

7) S. o. das vor. Cap.

zeugte die Strafe Gottes dafür deutlich genug.[8]) Noch weniger ließ sich auf anderen Wegen etwas von dem scheinbaren Ueberfluß der Kirche erobern. Wenn je ein Versuch damit gemacht wurde, so endete er immer sehr unglücklich für die Könige und die dabei gebrauchten Werkzeuge. Denn in diesem einzigen Punkte war ihr sonst so rohes Gewissen durch die unablässigen Bemühungen der Kirche und alle möglichen Einflüsse doch noch so zart erhalten worden, daß es der Kirche sehr leicht wurde, dasselbe durch die gewöhnlichen Strafwunder so lange zu erschüttern, bis sie reuig von ihrem verbrecherischen Vorhaben abließen, oder wenn sie es schon begangen hatten, es nach dem Willen der Kirche büßten. In beiden Fällen pflegte sich aber der Ersatz keineswegs in den Grenzen der Wiedererstattung des veranlaßten Schadens zu halten, sondern überstieg diesen um ein Beträchtliches und mit um so sichrerer Wirkung bei Gott, je reichlicher er zugemessen wurde.

So versuchten die Könige auf indirectem Wege durch Nichtachtung kirchlicher Privilegien, besonders der allmählich immer häufiger ertheilten Steuerbefreiungen kirchlicher Güter und Personen, in etwas ihrem Schatze aufzuhelfen, aber gleichfalls schließlich mit sehr schlechtem Erfolge, denn hier war es, wo die zahme Devotion die sonst aus den Geberden, der Stimme und den Worten der Vertreter der Kirche sprach, mit einem Male ein Ende hatte, und sie sich mit Löwengrimm und Donnerworten wehrten, die sehr bald das Gewissen der königlichen Sünder einschüchterten. Vollends unzulänglich waren Versuche der Art, wie sie Chlotar I. machte. Er verlangte von allen Kirchen seines Reiches ein Drittheil ihrer Einkünfte als Beisteuer zum Staatshaushalte, jedenfalls nur für einmal als außerordentliche Auflage in außerordentlichen Bedrängnissen und nicht etwa als eine ewige Schatzung. Das Gewicht seiner Forderung war so stark, daß alle Bischöfe des Reiches bereits den Revers unterzeichnet hatten, worin sie sich zu der gesetzten Abgabe verstanden. Nur der einzige Injuriosus von Tours war noch übrig. Er weigerte sich zu unterzeichnen, und redete dem Könige

8) Mir. St. Mart. I, 29. Chariberts Worte: sive juste, sive injuste res se habeat, regnante me hanc villam basilica non habebit, beweisen noch nicht, daß er keine rechtlichen Ansprüche darauf zu haben vermeinte. Denn aus der übrigen Erzählung geht hervor, daß er allerdings solche aufbrachte und daß diese Worte nur in rohem Jähzorn und Trotz gesprochen waren.

so lange ins Gewissen, indem er ihm vorstellte, daß Gott ganz sicher dem König sein Reich nehmen werde, wenn er ihm sein Eigenthum nehme, daß es eine Sünde sei, wenn der König das Gut der Armen, d. h. das Kirchengut, was hauptsächlich zum Unterhalt der Armen bestimmt sei, beschädigen wolle, während er eigentlich verpflichtet sei, alle Armen väterlich zu nähren und zu schützen, bis der König von seiner Forderung abstand und sich höchst bußfertig bezeigte, also jedenfalls mit Schenkungen den Zorn Gottes und seiner toten und lebendigen Heiligen versöhnte, die er alle gleich schwer durch diese unerhörte Zumuthung gekränkt hatte.[9])

Darum blieb die Simonie der einzige Weg, auf welchem die Könige ohne allzugroße Beschwerung ihres Gewissens sich einen Theil ihrer Ausgaben an die Kirche von dieser selbigen Kirche wieder erstatten lassen durften. Noch dazu konnte man sich, wenn man sich zur Beruhigung des Gewissens nur an die äußeren Formen und nicht an das freilich allen wohl bekannte Wesen dieser Vorgänge halten wollte, der Ueberzeugung hingeben, daß es gar nicht einmal im strengsten Sinne das Geld der Kirche war, das auf solche Weise in die Hände des Königs kam. Denn wenn das Volk oder der Klerus einer Diöcese die Ernennung eines ihm angenehmen Candidaten mit Geld durchsetzten, so ging dies ja aus dem Beutel der Einzelnen, keineswegs aus dem der Kirche des Ortes selbst. Ebenso, wenn irgend ein geistlicher oder weltlicher Candidat für Geld eine Expectanz oder eine Ernennung zu einer bischöflichen Stelle auswirkte, so war er, als er dies that, doch noch nicht Bischof, konnte folglich auch das Geld, das er baar bezahlt hatte — denn auf bloßes Versprechen künftiger Zahlung ließ man sich am königlichen Hofe nicht ein — nicht aus dem Kirchenvermögen genommen haben. Aber es wußte Jedermann, der es wissen wollte, daß das Geld, welches von dem Klerus einer Diöcese bei solchen Gelegenheiten bezahlt wurde, nicht aus dem Privatvermögen der einzelnen Geistlichen, sondern aus der Kirchenkasse herstammte, wie es ja auch nicht zu Privatzwecken, sondern im Interesse der Corporation verwandt wurde; ebenso, wenn etwa ein Archidiaconus oder ein anderer geistlicher Mann mit vollem Beutel an den Hof kam, wußte man recht wohl, daß er diesen Beutel,

9) S. diese lehrreiche Geschichte Greg. Tur. IV, 1 ausführlich erzählt.

nicht aus seinem Privatvermögen, sondern wiederum aus dem Kirchensedel gefüllt hatte. Auch bewiesen unzählige Beispiele, daß Weltliche, die in der That nur durch ihr eigenes Geld ein königliches Decret ausgewirkt hatten, nichts eifriger im Auge behielten, sobald sie auf den bischöflichen Stuhl gelangt waren, als wie sie durch das Geld der Kirche sich wieder Ersatz für ihre gehabten Unkosten verschafften. In jedem Falle aber wäre der größte Theil des Geldes, der bei solchen Gelegenheiten nicht direct aus kirchlichem Vermögen in die königlichen Kassen floß, der Kirche auf die eine oder andere Weise, durch Schenkung, Legate rc. zu gute gekommen, während so alles zusammen vom Hofe verschlungen wurde. Denn daß sehr viel davon in allerlei Kanälen wieder zurück in die Kirche floß, indem die königliche Freigebigkeit gegen die Kirche neben diesem Erpressungssystem noch fortdauerte, durfte selbstverständlich nicht in Anschlag gebracht werden, weil die Könige kraft ihres Amtes und Gewissens ohnehin zu dieser Freigebigkeit verpflichtet waren, gleichviel, woher sie die Mittel dazu nahmen.

Neununddreißigstes Capitel.

Der Einfluß des Hoflebens auf die Kirche.

Da an dem Hofe die Entscheidung über so wichtige kirchliche Angelegenheiten stattfand, so drängte sich jeder dorthin, der in irgend einer Weise in solchen gefördert sein wollte. Aber es gab noch viele andere Veranlassungen, welche die Männer der Kirche aus ihrem eigentlichen Wirkungskreise heraus in das Getümmel, die Intriguen und die Verdorbenheit des Palastes lockten. Alle Verbote der kirchlichen Gesetzgebung, z. B. der in den fränkischen Landessynoden dieser Zeit fast regelmäßig ins Gedächtniß zurückgerufene Canon, daß kein Kleriker ohne ausdrückliche Erlaubniß seines Bischofs sich an den Hof begeben dürfe, blieben hohle Worte, und jeder, der es nur irgend ermöglichen konnte, gab sich der Anziehungskraft des Hoflebens ungescheut hin, ohne sich um die Pflichten seines Amtes oder um den Buchstaben der kirchlichen Gesetze zu bekümmern. Aber auch hier hatte das Beispiel der Bischöfe die Disciplin des Klerus aufgelockert, denn sie waren es, die zuerst jede Veranlassung benutzt, oder wo sich keine ergab, eine solche herbeizuführen gewußt hatten, um sich an die Person des Königs anzudrängen, sich möglichst unentbehrlich am Hofe, und den Hof gleichsam zu ihrer wahren Heimat zu machen.

Wie einmal die Zustände des fränkischen Staatswesens beschaffen waren, ließen sich allerdings die wirklichen und eingebildeten Interessen der Kirche nur im königlichen Palaste selbst nachdrücklich fördern. Auch wer von allen Motiven des persönlichen

Ehrgeizes, der Eitelkeit und der Gewinnsucht soweit frei war, als es nur immer einem heiligen Manne möglich sein konnte, mußte sich doch sagen, daß andere Leute aller Art, deren Interessen mehr oder minder denen seines Amtes und seiner Pflicht widersprachen, sich an den König drängten, um sie auch gegen das Recht durchzusetzen. Es war dann eine Art von Gewissenssache, diese schädlichen Einflüsse an derselben Stelle zu paralysiren, wo sie allein sich wirksam erweisen konnten. Auch war es nicht bloß erlaubt, sondern sogar ein Zeichen lobenswerthen Pflichteifers, wie ihn die Kirche und das Volk verlangte, wenn man sich am königlichen Hofe um die Vergünstigungen und Gaben bemühte, wodurch der weltliche Reichthum der einzelnen Kirchen und dadurch die Sicherheit und der Glanz der Kirche im allgemeinen begründet wurde. Am königlichen Hofe concentrirten sich besonders in der ersten Zeit wahrhaft kolossale Reichthümer, und die Kirche verstand es hauptsächlich durch die persönlichen Beziehungen ihrer Hauptvertreter zu den Königen den größeren Theil davon in kurzem sich zuzueignen. Der König Chilperich, der Enkel Chlodwigs, konnte sich schon mit einigem Rechte beklagen, daß ihm und seinem Geschlechte nichts mehr von ihrem ehemaligen Reichthum übrig geblieben sei, daß die Kirche jetzt habe, was den Königen einst gehörte. Aber auch er und seine Nachfolger hatten immer noch genug übrig, um unaufhörlich an die Kirche zu schenken, wenn diese nur auf die rechte Art die Könige an die Pflicht des Gebens zu erinnern wußte. So waren die Schenkungen eines Guntchramm und später eines Chlotar II., und vor allem die Dagoberts I. ebenso glänzend wie die Chlodwigs, Chlotars I. und Childeberts I. Dagobert übertraf eigentlich noch an Freigebigkeit alle seine Vorgänger, nur wagten es sehr würdige und ernsthafte Männer schon zu seiner Zeit zu behaupten, daß er mit der einen Hand der Kirche nehme, was er ihr mit der anderen gebe. Allein dem Empfänger war es einerlei, wenn der Scandal nur nicht zu laut wurde, woher die Könige die Mittel zu ihrer Freigebigkeit nahmen, und da sich allmählich das Ehr- und Gemeingefühl in der Kirche immer mehr abstumpfte und überall particuläre Interessen selbst bei ihren besseren Mitgliedern allein beachtet wurden, so wurde auch der Begriff des öffentlichen Scandals viel dehnbarer als früher. Wenn ein König nur ein Bereicherer einzelner Kirchen

war, so erschien er denen, die durch seine Freigebigkeit gewannen, überhaupt schon als ein Bereicherer der Kirche, und die Verletzten wurden durch die lobpreißenden Stimmen überschrieen.

Auch kamen der Kirche andere Dinge, welche die Könige zu vergeben hatten, ebenso wohl und oft noch besser als directe Geschenke an Geld und Gut zu Statten. Der König konnte die Güter einer Kirche von den oft sehr hohen Binnen- und Grenz-Zöllen befreien, welche aus der römischen Zeit wie ähnliche auf die Ausbeutung des Volkes berechnete Institutionen sorgfältig in die fränkische herübergerettet worden waren. Der König konnte die Güter und Personen einer Kirche von allen Staatssteuern befreien, er konnte ihr sogar große politische Rechte, z. B. das Recht den Grafen in der Hauptstadt der Diöcese und deren Umgegend zu ernennen, übertragen, und in allen diesen Fällen kostete ihm seine Freigebigkeit keine directen Opfer an Geld und Gut.

Gerade um solche Begünstigungen zu erlangen, war eine genaue Kenntniß des Hofes und der einflußreichsten Personen an ihm, die zugleich auch in der Administration des Staates eine große Rolle spielten, unerläßlich. Es war nöthig, immer darüber zu wachen, daß die Vergebungen aller Art nicht absichtlich oder unabsichtlich von Seite der Verleiher, der Könige, wieder zurückgenommen oder vernichtet wurden. Die Finanznoth des Palastes, die Ränke am Hofe, das Interesse der weltlichen Aristokratie, die Rivalität der anderen kirchlichen Würdenträger — alles dies, was in den ungeregelten Rechtszuständen der Zeit auch den begründetsten Besitz antasten konnte, ließ sich nicht besser als durch eine möglichst unablässige persönliche Wachsamkeit paralysiren.

Am sichersten bemächtigte man sich eines wirksamen Einflusses auf die Person des Königs, wenn man es dahin brachte, daß man fortwährend mit ihm in geschäftlicher oder dienstlicher Berührung stand. Damit war zugleich ein genügender Grund oder eine gültige Entschuldigung für einen dauernden Aufenthalt am Hofe gegeben. Am Hofe existirte nun zwar stets eine zahlreiche und mächtige Coterie, welche sich alle Mühe gab, den regelmäßigen Einfluß der Geistlichen auf die eigentlichen Staatsgeschäfte zurückzuweisen. Sie war zusammengesetzt aus der weltlichen Aristokratie rö-

mischer und fränkischer Herkunft und aus der Masse von Leuten niedrigster Herkunft, die im Hofdienst emporgekommen waren und den Hof als ihre eigentliche Heimat betrachteten. Sie sahen in dem Hofklerus mit Recht ihre gefährlichsten Rivalen und versuchten ihn mit Hohn, Brutalität und Verfolgungen aller Art von der Besitznahme der einflußreichsten Stellen in der Nähe der Majestät zurückzuscheuchen. Freilich umsonst, denn die Kirche war nicht gewöhnt, sich durch solche Hindernisse auf ihrer Bahn beirren zu lassen. Auch war die weltliche Hofcoterie wieder in sich selbst so tief gespalten, daß sie nur in sehr seltenen Fällen mit ganzer Kraft agiren konnte.

Da das Wesen des fränkischen Königthums seit Chlodwig eine so specifisch-christliche oder kirchliche Färbung erhalten hatte, so war es natürlich, daß schon in der Erziehung der fränkischen Herrscher Rücksicht darauf genommen wurde, sie mit allen den Kenntnissen auszustatten, die einem Schirmherrn der Kirche nöthig waren. Deshalb leiteten Geistliche ihre Erziehung, und das bunte fast abenteuerliche Gemisch deutscher und römischer Formen, heidnischer und christlicher Bildung, aus welchem das Hofleben der Nachkommen Chlodwigs sich zusammensetzte, erhielt einen sehr wichtigen Zusatz durch die Einrichtung einer Art von ambulanter Hofschule, deren Leitung sich ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit befand. Allerdings wirkten andere Einflüsse desselben Hoflebens und die neben der geistlichen oder gelehrten Erziehung gleichfalls noch immer beibehaltene weltliche Erziehung nach dem Muster früherer Zeiten so, daß das Blut Chlodwigs nicht allzu stark durch jene feineren und geistigeren Unterrichtsgegenstände seiner natürlichen Unbändigkeit untreu gemacht wurde, denn obgleich dieser „höfische Unterricht“ wie aller Unterricht, der von Männern der Kirche ertheilt wurde [1]), recht eigentlich, aber ganz ohne alle Reflexion, darauf ausging, die Schüler so zu bilden, als wenn sie künftig eine kirchliche Laufbahn ergreifen sollten, als wenn überhaupt alle Bildung in der Welt nur dazu da wäre Geistliche zu ziehen, so ist doch nicht bekannt, daß

1) Der Terminus technicus dafür ist schon damals eruditio palatina, und es ist durchaus dieselbe Einrichtung, die sich in der Hofschule zur karolingischen Zeit findet. Nur darf man bei dieser letzteren nicht etwa an eine heutige Akademie oder dergl. denken.

einer der fürstlichen Nachkommen Chlodwigs in Folge dieser Jugend-einflüsse einen Ekel vor dem Throne und der Welt bekommen und sich freiwillig beider begeben habe. Aber nichtsdestoweniger wirkten diese Eindrücke oft während des ganzen Lebens nach. Es ist sogar nicht zu läugnen, daß einige der merovingischen Könige dieser Zeit in der kirchlichen Gelehrsamkeit, die ihnen in ihrer Jugend überliefert wurde, bedeutende Fortschritte machten, und sich auch später, wie wir uns etwa ausdrücken würden, um ihre Fortbildung immer noch bemühten[2]), so daß sie zu den gelehrteren Laien ihrer Zeit gezählt wurden. Dadurch war aber von selbst ein fortwährendes Abhängigkeitsverhältniß zu ihren Erziehern gegeben. Ihnen blieb auch, nachdem der Zögling ihrem eigentlichen Unterricht entwachsen war, immer noch Gelegenheit, ihren Einfluß auf ihn geltend zu machen, und besonders auf die Oberleitung der kirchlichen Angelegenheiten Wirksamkeit auszuüben. Selbst wenn sie dann später den Hof verließen und nur gelegentlich wieder dahin zurückkehrten, konnten sie, gestützt auf ihr einstiges Amt und die Kenntniß der dortigen Verhältnisse und Persönlichkeiten und das Zutrauen ihrer Zöglinge, mit ganz anderer Sicherheit, gleichsam im Bewußtsein, daß ihre Gegenwart hier eine officielle Berechtigung habe, auftreten, als andere, die nur zu der vorüberziehenden Bevölkerung des Hofes gehörten. Gewöhnlich aber beeilten sie sich keineswegs, ihren wichtigen Posten mit einem andern zu vertauschen, sondern blieben so lange als möglich in der nächsten Umgebung ihrer Zöglinge.

Außerdem aber bedurfte auch der sehr glänzende Hof- und Privatgottesdienst der Könige und des königlichen Hauses einer Menge von Geistlichen, und es verstand sich von selbst, daß sich kaum eine einflußreichere Stellung als unter dem eigentlichen Hofklerus denken ließ. Es dauerte nicht lange, so lag in den Händen des Capellanus, des späteren Archicapellanus, des Hauptes der Hofgeistlichkeit, ein unermeßlicher Einfluß. Durch seine Hand gingen nicht bloß alle königlichen Regierungsacte für die kirchlichen Angelegenheiten, sondern er brachte von selbst auch einen großen Theil der weltlichen Geschäfte, die sich häufig nicht wohl von jenen trennen ließen, unter seinen Einfluß oder unter seine unmittelbare

2) So besonders Chilperich und Dagobert.

Leitung. Verband sich damit zugleich die Stellung als Beichtvater und Gewissensrath des Herrschers, so gab es im ganzen Umfange des Hofes und Staates keinen Mann, dessen Macht und Bedeutung sich mit der seinigen vergleichen ließ. Aber auch in den anderen eigentlichen weltlichen Hof- und Staatsämtern, die allerdings zunächst von weltlichen Leuten versehen zu werden pflegten, bedurfte man fortwährend der Kenntniß, der Gewandtheit und der Geschmeidigkeit der Geistlichen am Hofe. Jedenfalls fand sich immer eine große Zahl bereit zu jeglichem Geschäfte, besonders zu auswärtigen Gesandtschaften, Aufträgen an die Beamten im Lande, Inspectionen der verschiedensten Verwaltungszweige, zu denen allen eine größere formale Bildung und mehr Kenntnisse nöthig waren, als sie die Laien zu besitzen pflegten. Sie bildeten in der Zwischenzeit den Hauptbestandtheil des geheimen Rathes des Königs, der herkömmlich in allen wichtigen Dingen gehört wurde. Und wenn es auch nur eine berathende Behörde war, so hing es doch ganz allein von den Umständen und der Fähigkeit seiner Mitglieder ab, ob seine Autorität einen geradezu entscheidenden Einfluß auf alle Staatsgeschäfte ausübte oder nicht.

Arnulf von Metz.

So waren es von Chlodwigs Zeiten an bis herab ins siebente Jahrhundert Männer der Kirche, besonders fähige oder durch den Ruf der Heiligkeit ausgezeichnete Bischöfe und Geistliche, welche thatsächlich an der Spitze der Geschäfte des fränkischen Reiches standen, wenn sie auch nicht durch ein besonderes Amt mit einer solchen Function bekleidet waren. Aber es kam selbst vor, daß sie die höchsten weltlichen Aemter auch der Form, nicht bloß dem Wesen nach führten, so der Bischof Arnulf von Metz, der unter Chlotar II. und Dagobert I. die Würde eines Majordomus neben seinen geistlichen Functionen und neben dem Amte eines obersten Leiters der königlichen Erziehung führte. Ein solches Beispiel schien, wenn man es ohne Zusammenhang mit den übrigen Verhältnissen und ohne seine Bedeutung auf ihren thatsächlichen Bestand kritisch zu reduciren betrachtete, zu beweisen, daß den Geistlichen als solchen am königlichen Hofe die höchste Stufe der Ehren und des Einflusses nothwendig vorbehalten war, weil sie allein neben den weltlichen Fähigkeiten eine höhere geistige Potenz aufzubringen vermochten. Und gewiß wirkten solche Vorgänge unent-

lich auf alle ehrgeizigen, begabten oder sich für begabt haltenden Glieder der Kirche. Jedermann suchte sich an den Hof zu drängen, wo seines Gleichen so gut gebraucht werden konnte und wo ein solcher Lohn zu erringen war. Es wurden alle möglichen Gelegenheiten benutzt, nur um dorthin zu gelangen und einstweilen festen Fuß zu fassen, denn daß sich dann das Weitere durch Klugheit und Thätigkeit von selbst finden werde, schien durch solche glänzende Beispiele der Vergangenheit und Gegenwart genügend bewiesen.

Aber um sich dort unter unzähligen Rivalen und Feinden fest zu setzen, mußte man sich auch nicht scheuen, zu allen Mitteln zu greifen. Nicht leicht war es, sich Antheil an der Erziehung der Prinzen oder Prinzessinnen zu verschaffen, in die eigentliche Hofgeistlichkeit aufgenommen zu werden, oder ein Hof- und Staatsamt, auch wenn es nur ein subalternes war, wie etwa die Anstellung als Schreiber in einer der Branchen der Staatsverwaltung, zu erhalten. Es waren nur zum Theil Kleriker, die man dazu verwandte, und der Candidaten hierfür gab es so viele, daß die meisten Bewerber nicht berücksichtigt werden konnten. Darum mußte man auf andere Weise sich nützlich und beliebt machen, indem man sich in das gesellschaftliche Getriebe des Hoflebens durch allerlei Künste einführte, allen Launen einflußreicher Personen schmeichelte und nöthigenfalls sich zu allen Dingen brauchen ließ, die sonst Niemand übernehmen wollte, entweder weil sie zu gefährlich oder zu schmählich waren. Namentlich waren es jene am merowingischen Hofe so unendlich einflußreichen Frauen, die Königinnen, die Geliebten und Kebsweiber der Könige, die Prinzessinnen, die Frauen der höchsten Aristokratie, an welche sich der niedere Troß der Hofgeistlichkeit anzuschließen verstand. Ihre Intriguen, die nicht bloß den Hof, sondern die ganze große fränkische Welt so oft mit Blut und Gräuel befleckten, wie es seitdem wenigstens auf deutschem Boden nicht mehr geschah, konnten allein durch die in vieler Beziehung ihnen geistig und sittlich wahlverwandten Kleriker genügend geleitet werden. Männer des Schwertes und der äußerlichen Kraft waren viel zu roh dafür. Höchstens konnte man sich ihrer als bloßer Werkzeuge bedienen, die an der Erfindung der Dinge, die sie ausführten, keinen Antheil beanspruchen durften. Eine Brunhild und Fredegunde, sowie viele andere, die

nicht besser, nur weniger einflußreich waren als sie, sind in ihren Wesen und Thaten nicht zu begreifen, wenn man nicht ihre furchtbare Bundesgenossenschaft erwägt, über die sie in den von ihnen abhängigen Intriguanten und Verbrechern geistlichen Standes unbedingt gebieten konnten. Diese Geistlichen wußten so gut wie Zauberer und Wahrsagerinnen, mit denen sie häufig complottirten, wie man ein schnelltötliches Gift am besten mische; nöthigenfalls waren sie bereit, es selbst in den Becher des Opfers zu gießen und ihm den Trank mit einer salbungsvollen und glatten Phrase zuzubringen. Auch gab sich so leicht kein anderer Mann dazu her, einen Feind mit einem vergifteten Dolch niederzustoßen, wenn er auch sonst einen Meuchelmord ebenso bereitwillig und mit ebenso geringen Scrupeln verrichtete, als er einen Sperling mit dem Pfeile erlegte. Aber Klerikern konnte eine Fredegunde so etwas zumuthen. Und wenn noch etwas Feigeres und Unmännlicheres gefordert worden wäre, sie, die nach den Begriffen der Zeit doch nicht recht zu den Männern gezählt werden konnten, hätten sich dessen nicht geweigert, denn sie wußten wohl, daß sie durch solche Thaten ihren Beschützern unentbehrlich wurden.

Aber wenn auch immer nur ein Theil — freilich in manchen Zeiten ein nicht geringer Theil — des Klerus, der sich an den Hof drängte und dort um jeden Preiß seine Carriere machen wollte, zu dieser tiefsten Stufe der Nichtswürdigkeit herabsank, so war es doch auch für alle anderen sehr schwer, sich von den demoralisirenden Einflüssen dieses Hoflebens mit seinem eigenthümlichen Gemisch der grassesten Brutalität und der raffinirtesten Verdorbenheit frei zu halten. Wer nicht ein Mörder und Giftmischer wurde, fiel so leicht in die Stricke der unzähligen lasterhaften Weiber, von denen der Hof wimmelte, besonders da sich diese in ganz richtigem Instincte stets mit größter Vorliebe mit Klerikern befaßten und sie lieber als irgend jemand anders zur Befriedigung aller ihrer Leidenschaften brauchten; wer diesen Versuchungen entging, widerstand nicht dem bestialen Trinken und Zechen, was daselbst auch einheimisch war — kurz, für jedes Naturell gab es eine ganz specifische und durch alle möglichen Umstände so stark begünstigte Versuchung, daß eine gewaltige sittliche Kraft dazu ge-

hört hätte, ihr zu widerstehen. Und wer einmal überhaupt in diesem Hofleben sein Glück machen wollte, der mußte vor allen Dingen darauf sehen, daß er seine Gönner und die anderen Leute nicht etwa durch sittlichen Rigorismus vor den Kopf stieß, denn diese Menschen forderten, daß wer mit ihnen Freund sein wollte, sich auch so zu sagen mit Haut und Haar dem Teufel ergeben sollte.

Vierzigstes Capitel.

Die sittlichen Zustände in der Kirche.

Die wenigsten Geistlichen, die sich mit aller Anstrengung und der äußersten sittlichen Entwürdigung einen Platz bei Hofe errungen hatten, beschlossen ihr Leben am Hofe, oder waren gesonnen, für immer dort zu bleiben. Jeder blieb allerdings gern so lange als möglich, sei es um sich auf die eine oder andere Weise auszuzeichnen, oder aus bloßem Behagen an dem wilden und verworrenen Getriebe der Leidenschaften und der Genüsse, oder aus anderen individuellen Gründen; aber jeder einzelne war immer einer ganzen Schaar Rivalen im Wege, die ihrerseits auch in allen den Mitteln trefflich Bescheid wußten, durch welche man einen Gegner stürzte und vernichtete und sich selbst in den Besitz der ausschließlichen Gunst der höchsten und allerhöchsten Personen einschlich. Auch wirkte dieses Hofleben so abspannend selbst auf zähe und kräftige Naturen, daß abgesehen von allen anderen Motiven sich auch bei solchen Leuten das Bedürfniß nach einer gewissen Ruhe und Erholung gewaltsam geltend machte, die weder durch ihr Gewissen, noch durch das veränderliche Glück zu einem Innehalten auf der einmal betretenen Bahn veranlaßt wurden. So groß die Schaaren waren, die sich an den Hof drängten, ebenso zahlreich waren die, die ihn aus dem einen oder dem andern Grunde verließen. Darunter befanden sich Männer von der erprobtesten Tugend und Heiligkeit, die mitten im Verderb des Hoflebens wenigstens für ihre eigene Person nichts von ihrer strengen Gewissenhaftigkeit gegen sich selbst eingebüßt hatten, wenn

man die Verhältnisse bedenkt, in denen sie sich bewegten, ein großer Ruhm. Freilich wäre es noch schöner gewesen, wenn man von ihnen hätte sagen können, daß ihre Tugend auch die anderen um sie herum tugendhaft gemacht habe. Allein daran war schon deshalb nicht zu denken, weil sie bei aller persönlichen Unbescholtenheit doch zu sehr der Weltklugheit und der devoten Verehrung der Majestät und Vornehmheit huldigten, als daß ihr Einfluß nachhaltig in dieser Beziehung hätte wirken können. Sie gaben sich zufrieden, wenn sie nur hier und da eine große Sünde verhüten und gelegentlich der Sache Gottes, d. h. dem Interesse der Kirche, im allgemeinen oder noch häufiger einer einzelnen ihnen speciell am Herzen liegenden Kirche Vorschub leisten konnten. Unter solchen Umständen durfte es schon als größter Gewinn gerechnet werden, wenn sie sich, des sündigen Hoflebens müde, nur ebenso unverdorben wie sie gekommen waren nach nicht allzulanger Zeit wieder auf einen ruhigeren Platz zurückzogen.

Aber die Mehrzahl, die vom Hofe ausgespien wurde, bestand aus einem durch und durch giftigen Geschmeiße, das offenbar in jeder Hinsicht der Kirche, der Sache Gottes, der öffentlichen Sittlichkeit und der christlichen Cultur noch viel schädlicher werden mußte, als die brutalsten und verdorbensten Menschen gewöhnlicher Art. Sie kehrten in die Kirche zurück, fest entschlossen alle die Laster auch dort zu üben, die sie am Hofe gelernt hatten, ohne einen Begriff von dem Geiste der kirchlichen Zucht und Ordnung, dem sie von Anfang an und schon dadurch, daß sie sich sehr häufig gegen den Willen ihrer Oberen an den Hof drängten, Hohn zu sprechen gewohnt waren, voll von dem gemeinsten und rücksichtslosesten Egoismus, ohne Scham und Scheu vor sich selbst oder vor dem großen Institute der Kirche und noch weniger vor der öffentlichen Meinung der christlichen Welt. Jede Pfründe, die sie erlangten, betrachteten sie selbstverständlich als Lohn ihrer Schandthaten, und da sie wohl wußten, daß jeder geistliche Obere oder Genosse, in dem noch etwas von dem kirchlichen Geiste lebte, sie als verworfene Eindringlinge betrachtete, so traten sie vom Anfange an gleich mit herausforderndem Trotze und mit einem Betragen auf, das deutlich bezeugte, wie sie nicht bloß die Menschen insgesammt, auch die geweihten und heiligen Diener Gottes, vor denen sich doch sonst der roheste beugte, son-

dern auch die Gesetze und Einrichtungen, vor allem die kirchlichen Institute, verachteten.

Nicht besser als sie, nur nicht so gebildet und so kenntnißreich, wie diese wahren Wölfe in Schafskleidern, diese am Hofe verdorbenen Geistlichen bei aller ihrer Verworfenheit manchmal doch waren, weil selbst in solchen Zuständen Wissen und Können einen gewaltigen Einfluß auf das Emporkommen des damit ausgerüsteten Subjectes ausübte, war die Mehrzahl der Laien, die ebenfalls gegen die immer wiederholten Protestationen[1]) der Kirche aufgedrängt wurden, jene Menschen, die aus dem Laienstande sogleich zu dem höchsten geistlichen Amte erhoben wurden, ohne daß sie eine andere Befähigung dazu nachweisen konnten, als daß sie dem Könige die einträgliche Stelle theuer bezahlt oder sich durch irgend eine sehr große Schandthat ein Anrecht auf eine sehr große Belohnung erworben hatten. Jeder, der am Hofe Einfluß besaß, konnte, wenn er sonst wollte oder den Einfluß zu benutzen verstand, sich der Kirche aufdrängen, und es stand gar nichts im Wege, daß etwa ein Mann wie Leudastes Bischof von Tours wurde, so gut wie er es zum Grafen von Tours brachte. Wäre ihm diese Stelle nicht lieber gewesen, so hätte er sich wohl ein Bisthum ausgebeten. Daß er der Sohn eines sehr niedrigen Sklaven, eines Häckers in einem königlichen Weinberge war, daß er wie andere seines Gleichen als Küchenjunge gedient, dabei aber, als er sich nicht mehr in diesem Geschäfte zufrieden fühlte und daher ausriß, das Unglück hatte, erwischt zu werden, und daß ihm dafür ein Ohr abgeschnitten wurde, hinderte ihn nicht, die Gunst eines der verdorbensten Weiber dieser Zeit, der Königin Marcowaifa, Chariberts Gemahlin, auf sich zu lenken, welche ihn in ihren Marstall brachte, dann zu ihrem Oberstallmeister machte. Dort gab es Gelegenheit, sehr viel Geld durch die allerschlechtesten Mittel zusammenzuraffen. Dies Geld verschaffte ihm die Stelle eines Grafen in Tours. Wahrscheinlich hätte er nicht mehr gebraucht, um ein Bisthum zu bezahlen, und die Kirche hätte ihn, so wie andere, die nicht besser waren als er, unter ihre Fürsten und Hirten aufnehmen müssen. Freilich waren auch Männer, wie Austregisel von Bourges, Desiderius von Cahors, Eligius von

1) S. o. S. 475.

Noyon, Audoin von Rouen, Arnulf von Metz, lange Zeit Hof- und Staatsbeamte gewesen, ehe sie in die Kirche zu deren größter Zierde eintraten, aber auf jeden einzelnen besseren durfte man ungefähr zehn ganz nichtswürdige und in jeder Beziehung unbrauchbare Subjecte rechnen, die bloß, weil sie am Hofe sich ein Kirchenamt erschlichen oder erkauft hatten, plötzlich ohne Beobachtung der Formalitäten, die die Kirche in einem solchen Falle verlangte, durch königliches Decret zu Bischöfen oder Geistlichen mit gutem Einkommen gemacht wurden.

Cautinus.

Ein Cautinus von Clermont[2]), ein solcher besonderer Schützling des Hofes, repräsentirt beinahe noch den mittleren Typus in dem gewöhnlichen Schlage der Geistlichen, wie er seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts, groß gezogen durch alle diese entsittlichenden Einflüsse, mit grenzenloser Keckheit jede kirchliche und menschliche Zucht mit Füßen trat. Er war doch nur ein Säufer und Schwelger, auch etwas sehr streitsüchtig, so sehr, daß er mit Jedermann Händel anfing, mit Vornehmen und Geringen, nur daß sich die Vornehmen zu wehren verstanden, die Geringen aber durch alle mögliche Mittel von ihm zu seinem Willen gezwungen wurden. So ließ er einen Kleriker seiner Kirche, nach dessen Vermögen er lüstern war, geradezu in ein Grabgewölbe einsperren, damit er hier neben einem faulenden Leichnam und dem Hungertode Preiß gegeben zur Besinnung komme. Allein der Priester entkam durch ein Wunder und flüchtete sich an den königlichen Hof, um dort Schutz vor seinem Bischof zu finden. Als nun auch Cautinus an den Hof kam, war er zwar nicht wenig überrascht, den Gefangenen frei und lebendig zu finden, allein alles was ihm geschah, bestand darin, daß der arme Priester durch ein königliches Decret für die Zukunft in seinem Besitze geschützt wurde. Cautinus blieb nach wie vor Bischof von Clermont, trank nach wie vor, bis er epileptische Zufälle bekam, machte, wie er schon früher gewohnt gewesen, mit den Juden seiner Stadt fortwährend Geldgeschäfte und trieb Wucher, nicht etwa zum Vortheil seiner Kirche, sondern auf eigene Rechnung. Es war nun wohl im höchsten Grade anstößig, daß ein Bischof sich mit Juden einließ, denn eigentlich gebührte es

2) S. o. S. 467.

sich, daß er sie entweder durch die Kraft seines Wortes, oder auch, wenn sie zu hartnäckig und verstockt waren um darauf zu hören, durch Anwendung von Gewaltmitteln bekehrte und taufte, und die weltliche Obrigkeit mußte in diesem Falle ihm unweigerlich ihren Beistand geben, wie es damals oft geschah. Denn es gehörte fast nothwendig zu den Erfordernissen eines frommen Hirten der Kirche, daß er, falls sich die Gelegenheit dazu bot, einige Juden bekehrte. Da in Gallien damals sehr viele Juden zerstreut lebten, weil in ihren Händen sich fast überall der Handel befand, so hielt es nicht schwer, eine solche Gelegenheit zu treffen. Selbst Könige nahmen sich öfters sehr eifrig der Judenbekehrung an, sogar der sonst so wenig kirchlich gesinnte Chilperich. Um so entsetzlicher war es der öffentlichen Meinung, in der die Juden als Ungläubige und auch als schlaue Geschäftsmänner sehr übel berüchtigt waren, wenn ein Bischof wie Cautinus freundlich mit ihnen verkehrte, Wuchergeschäfte mit ihnen machte, die ausdrücklich allen Christen als eine Hauptsünde und einem Bischof doppelt verboten waren, und sie zum Danke dafür vor allen Anfechtungen des Volkes und der Kirche beschützte. Aber trotzdem ist dieser Cautinus doch noch nicht zu den schlechtesten unter den schlechten zu rechnen, denn was er that, täglich sich betrinken, wüste Reden führen und schachern, thaten so viele andere, die sich früher, als sie noch keine Geistliche waren, daran gewöhnt hatten, daß es in der Kirche selbst kaum mehr auffiel, während die öffentliche Meinung trotz dieser laxeren Ansicht der Kirche nach alter Weise ihre unerbittliche Censur darüber ausübte.[3])

Badegisel v. Mans.

Auch ein Mann wie Badegisel, Bischof von Mans, der auf dem Stuhle einer Reihe von Heiligen, wie Principius, Innocenz und Domnolus saß, gehörte noch nicht zu der allerschlimmsten Kategorie. Er behielt nur die Manieren, die er als Majordomus des Königs Chlotar gelernt hatte, auch als Bischof bei, und wunderte sich, daß sich seine Heerde darüber wunderte. Es heißt von ihm, daß kaum ein Tag, ja kaum eine Stunde vergangen sei, wo er nicht irgend eine räuberische Handlung gegen einen seiner Pflegebefohlenen ausführte. Mit der ganzen Welt, Verwandten und Fremden im bittersten Hader, waren Processe seine größte Lust, und

3) S. die oben citirte Predigt des Eligius.

er verstand sich von seinem weltlichen Amte her trefflich darauf. Auch unterließ er es nicht, wenn die Gelegenheit sich bot, mit dem Schwert in der Hand gegen seine Feinde zu fechten, so wenig wie er sich scheute selbst die Prügelstrafe zu vollziehen, die er im Einverständniß mit seinen guten Freunden, den weltlichen Richtern, jedem sehr reichlich zuerkannte, der sich ihm widersetzte. Die Quintessenz seines Wesens offenbart sich in dem denkwürdigen Wahlspruch, den er immer im Munde führte: Soll ich mich etwa deswegen nicht rächen, weil ich geistlich geworden bin? Diesem Manne stand eine seiner mehr als würdige Gattin zur Seite, von der er sich nicht einmal, wie es das uralte Herkommen und strenge Kirchengesetze verlangten, getrennt zu haben scheint. Ihre gräuliche Habsucht und teuflische Bosheit übertraf so weit alles, was man sonst in dieser entsetzlichen Zeit zu sehen gewöhnt war, daß selbst ein so naiver Erzähler, wie Gregor von Tours, der sonst an nichts anzustoßen pflegt, sondern jedes Ding bei seinem Namen nennt, über einige ihrer Thaten einen Schleier breitet. Aber das was er erzählt ist schon der Art, daß es in jeder anderen Zeit, außer in derjenigen, welche eine Fredegunde und Brunhilde, einen Chilperich und Charibert zusammen hervorbrachte, unglaublich wäre.[4]) Es war schon bezeichnend, daß diese Frau, als eine Seuche ihren Gemahl plötzlich wegraffte, nachdem er fünf Jahre, von 581—586, Bischof gewesen, d. h. processirt, Kriege geführt und Geld zusammengeraubt hatte, alles, was er in der Zeit seines Amtes erworben, als ihr Eigenthum in Anspruch nahm, weil er es mit dem Schwerte für sich gewonnen habe. Doch gelang es endlich der Kirche, ihre gerechten Ansprüche durchzusetzen und die Frau mit Gewalt darauf aufmerksam zu machen, daß das Kirchengut nicht Privateigenthum eines Bischofs und seiner Familie sei.[5])

Als beste Typen der ausgeartetsten Priesterschaft mögen

---

4) Erat enim ineffabili malitia, nam saepius viris omnia podenda cum ipsis ventris pellibus incidit: foeminis secretiora corporis loca laminis candentibus perussit. Greg. Tur. H. VIII, 39.

5) Das eben citirte Capitel Gregors enthält die vollständigen Materialien zur Charakteristik dieser beiden bezeichneten Figuren. Die Frau nannte das, was der Bischof während seines Amtes für die Kirche erworben hatte — ob er es selbst so angesehen haben würde, wenn er noch am Leben gewesen wäre, steht dahin —: militia haec fuit viri mei.

Salonius u. Sagittarius.

die beiden Brüder, Salonius, Bischof von Embrun, und Sagittarius, Bischof von Gap, erwähnt werden, zugleich als Beweis, daß keineswegs, wie häufig angenommen wird, die rohen Franken, die sich in die Kirche hineindrängten, Schuld am dem Verderben derselben waren, wenn es auch nicht zu läugnen ist, daß in diesem Umstand neben anderen ein Keim zu ihrer entsetzlichen Verwilderung lag. Denn diese Beiden, echt römischen Ursprungs, übertrafen alles, was die Franken damals von Mustern schlechter Bischöfe und Priester aufweisen konnten. Sie gehörten einem Gebiete an, in welchem sich die fränkischen Elemente nur sehr einzeln fanden — der Provence im alten, weiteren Umfange. Hier so wenig wie in Aquitanien hat jemals eine zusammenhängendere Ansiedlung von Franken bestanden, und die alte römisch-gallische Nationalität konnte sich darum ganz ungestört ausleben. Aber nichtsdestoweniger reichte auch hierher der allgemeine Verderb, der die Kirche des ganzen fränkischen Reiches ergriffen hatte, weil die Ursachen, die ihn erzeugten, durchaus allgemeiner Natur waren. Wo überhaupt die Zucht und Ordnung in der Kirche durch den Einfluß des Hofes zerstört werden konnte, wozu in dem einen Theile von Gallien ebenso gut wie in dem andern Gelegenheit war, erzeugten sich auch die nämlichen charakteristischen Erscheinungen dieses Verderbnisses zum Beweis, daß schon in der älteren specifisch-römischen Kirche Galliens die Anlage dafür vorhanden gewesen war. Aber damals hatte der kräftige und gute Gesammtgeist über solche giftige Einflüsse noch die Oberhand behauptet, was jetzt nicht mehr möglich sein konnte.

Salonius und Sagittarius waren beide Schüler und Zöglinge des heiligen Nicetius von Lyon, und so lange sie unter seiner unmittelbaren Aufsicht standen, galten sie in seinen Augen und in der öffentlichen Meinung als würdige und fleißige Diener des Herrn. Kaum aber war der eine Bischof von Embrun, der andere von Gap geworden, so brach ihre wahre Natur durch, da sie nach dem Beispiele anderer Kirchenhäupter dieser Zeit glaubten, daß ein Bischof das Recht habe, die öffentliche Meinung zu verachten. Sie lebten ganz so, wie sie die weltlichen Großen ihres Landes leben sahen; denn warum sollte sich ein Bischof, der noch vornehmer als sie alle und wenigstens ebenso reich war, nicht alles heraus-

nehmen, was sie sich herausnahmen? So wenig ein Badegisel einzusehen vermochte, warum ein Bischof sich nicht wie ein anderer Mann rächen sollte, wenn er beleidigt wurde, ebenso wenig wollte es ihnen einleuchten, daß ihnen ihr Amt gewisse Beschränkungen im Genusse ihres Reichthums und ihrer Macht auferlegte. So vollbrachten sie ganz ungescheut Dinge, die bis dahin selbst der ausgearteten Kirche am wenigsten geläufig gewesen waren, offene Raubüberfälle, Fehden und Mordthaten, und machten weit und breit das Land unsicher. Das kirchliche Bewußtsein war aber schon so gelähmt, daß ihre Amtsbrüder zwar die Achseln darüber zuckten, aber doch nicht gegen sie einschritten, bis sie endlich einen vornehmen geistlichen Nachbar, den Bischof Victor von Trois Chateaux in der Provence, ebenso behandelten, wie sie es bisher nur mit den geringeren Leuten gewagt hatten. Sie überfielen ihn einst bei einem großen Festmahle, das er zu Ehren seines Geburtstages dem Klerus und den Einwohnern seiner Stadt gab, an der Spitze ihrer förmlich organisirten Söldner und Räuberbanden, mißhandelten ihn, töteten viele seiner Leute und kehrten mit kostbarer Beute beladen wieder heim. Da wurden sie auf der zweiten Synode zu Lyon endlich im Jahre 567 angeklagt und abgesetzt. Allein da sie auf mächtige Fürsprache am Hofe des Königs Guntchramm, ihres Landesfürsten, rechneten, und den König selbst noch immer ihnen einigermaßen freundlich gesinnt wußten, wie es ihnen denn nur in Folge dieser hohen Protectionen möglich gewesen war, bisher ein solches Leben zu führen, so verzweifelten sie noch nicht. Sie verschafften sich von ihrem Könige gewichtige Empfehlungen nach Rom und ließen dort das Urtheil der Synode cassiren. Darauf hin traten sie wieder keck in der Heimat auf und wurden wirklich auf Betreiben des Königs wieder in ihre Aemter und Würden eingesetzt. Dann begannen sie sogleich, obwohl sie ihrem königlichen Beschützer gründliche Besserung geschworen, ihr altes Leben. Außerdem zogen sie jetzt förmlich in den Krieg mit dem Heere, welches der Patricius Mummolus gegen die Longobarden führte, die kurz nach ihrer Einwanderung in Italien mit den Franken in Conflict gerathen waren. Mit Helm und Panzer gerüstet, wie jeder andere Kriegsmann auch, zeigten sie, daß sie ebenso gut wie die anderen fechten konnten, indem jeder der beiden Brüder mehrere Feinde mit eigener Hand in offener Feldschlacht erlegte.

Dies war nach kirchlichen Begriffen ein so unerhörter Scandal, daß sich von neuem ein Unwetter gegen sie zusammenzog. Auch am königlichen Hofe mußte man sie nach solchen Vorgängen fallen lassen. Indeß trotzte namentlich Sagittarius auf seinen weltlichen Einfluß und seine geistliche Unverletzbarkeit so sehr, daß er durch die Warnungen, die ihm vom Hofe her zukamen, ganz außer sich gerieth, und dem Könige selbst das liederliche Leben am Hofe vorwarf, und vor allem die sehr bedenklichen ehelichen Verhältnisse des frommen Königs auf die frechste Weise angriff. Dies stürzte beide Brüder. Sie wurden auf das Betreiben des Königs in Klöster eingesperrt — noch immer nicht abgesetzt — um dort Pönitenz unter strenger Bewachung zu thun. Allein am Hofe waren ihnen noch genug gute Freunde und Kumpane geblieben. Diese wußten allerlei Gewissensscrupel des Königs so geschickt zu benutzen, woraus sich schließen läßt, daß es Geistliche waren oder daß sie sich wenigstens des Rathes eines Geistlichen bedienten, bis der König Beide wieder losließ, und in der größten Angst wegen einer gefährlichen Krankheit seines ältesten Sohnes, die von jenen guten Freunden mit seinem schweren Vergehen gegen die geweihten Diener Gottes geschickt in Verbindung gesetzt wurde, um ihre Fürbitte für sein krankes Kind flehte.

Wieder eingesetzt, bemühten sie sich eine Zeit lang anständig zu leben, wie es für Bischöfe herkömmlich war. Sie fasteten, sie beteten, sie sangen Psalmen, sie spendeten reichliche Almosen, bis sie auf einmal die Maske abwarfen und es noch toller trieben wie früher. Endlich wurden sie wieder zur Verantwortung gezogen. Sie wurden der gröbsten fleischlichen Vergehen und vieler Mordthaten überführt. Aber ihre geistlichen Richter meinten doch, man könne sie mit einer Pönitenz davon kommen lassen, ohne sie abzusetzen. Ob sie sich zu dieser milden Ansicht deswegen geneigt fühlten, weil ihnen der schmähliche Ausgang des früheren Processes noch vor Augen stand und weil sie fürchteten, das ohnehin so gesunkene Ansehen der Kirche werde durch einen neuen derartigen Vorgang noch mehr leiden, oder ob sie die erwiesenen Verbrechen nur deshalb nicht so schwer wie die früheren fanden, weil jetzt keine grobe Verletzung eines Geistlichen darunter war, ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls aber war es ein großes Zeichen der Zeit, daß sie Bischöfe nicht absetzen wollten, die Sünden begangen

hätten, welche jeden gewöhnlichen Kleriker unnachsichtlich seiner Weihen beraubt haben würden. Allein die Milde ihrer Richter kam ihnen doch nicht zu Statten, denn der König, ihr früherer Gönner, hatte sie in starkem Verdacht eines verrätherischen Einverständnisses mit seinen auswärtigen Feinden. Nur deshalb wurden sie von den der Majestät gefügigen Bischöfen auf die übliche Weise ihres Amtes entsetzt und in ein Kloster eingesperrt, aus dem sie aber bald entwichen, um später als echte Landstreicher und Räuber zu enden.[6])

Leute von diesem und ähnlichem Schlage hatten nicht bloß für die Interessen der Kirche keinen Sinn mehr, so weit dadurch nicht ihre eigenen Lüste und Leidenschaften gefördert wurden; sie kümmerten sich nicht bloß nichts um die öffentliche Meinung über sie selbst und über die ganze Institution, der sie angehörten, sondern sie gaben sich sogar sehr bereitwillig zu Vertheidigern aller der versteckten oder offenen Angriffe her, die von den Feinden der Kirche immer häufiger auf sie gemacht wurden. Nur allein dadurch wurde es erklärlich, daß die Klagen der Kirche über unerhörte Beeinträchtigungen ihrer Rechte jetzt immer lauter und mit immer triftigerem Grunde erschollen, denn um die Kirche ernstlich zu gefährden, reichte es keineswegs aus, daß in der allgemeinen Zunahme der sittlichen Verwilderung nun auch Trotz, Neid und Habsucht zu einer vorher nie gekannten Mächtigkeit anschwollen und alle herkömmlichen Schranken überflutheten. Aus der Mitte der Kirche mußten diese rohen Leidenschaften erst die durchtriebene Schlauheit, die raffinirte Kenntniß aller schwachen Stellen und aller persönlichen Gebrechen entnehmen, die ihnen zu einem nachhaltigen Erfolge gegen die Kirche im Ganzen oder gegen einzelne Personen und Stiftungen derselben verhalf.

Der Zerfall des kirchlichen Bewußtseins war aber in Folge aller dieser Einflüsse so groß, daß selbst etwas bessere Glieder der Kirche sich nicht mehr scheuten, gegen die Kirche die Interessen der weltlichen Machthaber und Feinde zu fördern, wenn sie nur für sich selbst irgend einen Vortheil aus einem solchen Benehmen zu erlangen hofften. Daß dieser Vortheil sich häufig keineswegs auf den Privategoismus im gewöhnlichen Sinne des Wortes bezog, sondern daß man dadurch der eigenen Kirche, der eigenen amtlichen

---

6) cf. Greg. H. V, 20 vergl. mit V, 27 u. IV, 37.

Stellung irgendwie Vorschub zu leisten gedachte, ohne an die nächsten persönlichen Rücksichten zu denken, änderte nichts an der Verderblichkeit solcher Vorgänge für den Gesammtgeist und die Gesammtstellung der Kirche. Auch sonst hatte es nicht an den mannichfaltigsten Reibungen zwischen den einzelnen Diöcesen und den einzelnen Bischöfen gefehlt, die zum größten Theil aus Gründen des weltlichen Besitzes und des Ehrgeizes, der sich hauptsächlich in möglichster Vermehrung des Kirchengutes befriedigte, zu entstehen pflegten. Es fehlte dabei auch nicht an höchst unstatthaften Vorgängen, und Leute von erprobter Heiligkeit benahmen sich in diesen Streitigkeiten so gehässig und so bösartig feindselig gegen einander, daß sich hierin der Fluch der Verachtung und Verdammung, welchen die streng christliche Weltanschauung überhaupt auf den Mammon geschleudert hatte, deutlich verwirklichte. Allein man hatte doch immer eine gewisse Scheu vor der öffentlichen Meinung gewahrt, und sich vor allem Scandal, der nicht sowohl den Einzelnen als die ganze Kirche compromittiren mußte, so sehr gehütet, daß die Laien, ja selbst die geistlichen Untergebenen eines der Streitenden nur selten etwas von der furchtbaren Erbitterung, mit der sich die eigentlichen Regenten der Kirche in Briefen und im engeren Kreiße befehdeten, merken konnten. Auch verstand es sich wie bei jedem gesunden Organismus von selbst, daß, wenn ein Glied oder mehrere von außen her angegriffen wurden, alle zusammen nach außen Front machten, und erst den gemeinschaftlichen Feind bekämpften, ehe sie ihre inneren Zwistigkeiten fortsetzten. Damals wäre es als ein geradezu unerhörtes Verbrechen, als das größte, was ein Mann der Kirche begehen konnte, erschienen, wenn er aus irgend einem Beweggrunde in einem solchen Falle nicht zur Kirche gehalten hätte. Vollends undenkbar wäre es gewesen, wenn ein Glied der Kirche den Verräther an dieser Kirche hätte machen wollen. Jetzt aber kam Beides alle Tage vor. Es war zum ersten Male offenkundig geschehen, als die Bischöfe des fränkischen Reiches den heiligen Nicetius in seinem Kampfe gegen Chlotar schmählich im Stiche ließen und die Gewaltmaßregeln des Königs durch die Gaukelformen eines kirchlichen Proceßverfahrens beschönigten.[7]) Bischöfe

7) Cum ab Episcopis reliquis qui adulatores regis effecti fuerant removeretur. Vit. Nic. Trev. I. c. 6.

waren es, die wenigstens nicht entschieden auftraten, wenn die königliche Gewalt oder die, die für die Könige regierten, immer rücksichtsloser gegen ihre Amtsgenossen verfuhren und sie oft nur auf Verdacht einer nicht ganz loyalen Gesinnung aus ihren Stellen verjagten. In den wirren Zeiten vom Tode Chlotars I. bis zur Erhebung seines Enkels Chlotars II. zum alleinigen Herrscher im fränkischen Reiche kam dies so häufig vor, daß sich die Fälle gar nicht zählen lassen, und gewöhnlich wurde doch irgend ein formelles Verfahren, das die Gewaltthat beschönigen sollte, dabei angewandt. Darin aber mußten Bischöfe entweder allein oder mit anderen vornehmen Staatsbeamten ihr Urtheil in den meisten Fällen gegen ihre Ueberzeugung abgeben und selbst wenn sie den Angeklagten der ihm zur Last gelegten Vergehen politischer Natur für schuldig hielten, so hätten sie, falls noch etwas von dem alten gesunden Gesammtgeist der Kirche in ihnen lebte, sich trotz aller Drohungen, Schmeicheleien und Verlockungen nicht an einem solchen Verfahren betheiligen dürfen, in welchem sie selbst auf die schmählichste Weise auf alle die Vorzüge verzichteten, die die Kirche für sich in Anspruch nahm. Denn wie vertrug es sich mit der Anschauung der Kirche über die Bedeutung und den Werth ihrer Ordnung oder ihres Gottesstaates, verglichen mit den weltlichen und bürgerlichen Einrichtungen, daß einer ihrer Fürsten bloß deshalb seiner Stelle entsetzt wurde, weil er sich gegen diese niedere und zufällige Institution des weltlichen Staates vergangen haben sollte? Meistens waren auch die Anklagen so wenig zu begründen, daß sich daraus kaum mehr als ein Verdacht illoyaler Gesinnung ergab.

Sobald ein wirklicher Treubruch constatirt war, änderte sich freilich die Lage der Dinge. Dieser genügte nach dem kirchlichen Herkommen zur Absetzung. Allein wie wenig Ankläger und Richter in den meisten Fällen auch nur an die Möglichkeit dachten, daß ein solcher, gleichviel durch welche verruchte Mittel, falsche Zeugen, Meineid, untergeschobene Papiere formal begründet werden konnte, läßt sich schon daraus ersehen, daß man neben den politischen Verbrechen oder Anklagen meist auch noch eine Liste kirchlicher Vergehen gegen den Angeklagten aufzubringen wußte, die ob wahr oder erfunden an und für sich meist auch nicht hingereicht haben würden ihn zu verurtheilen. Aber in Ver-

bindung mit jenen politischen Anklagen erschienen sie kräftig genug dazu, indem die eine Kategorie zur Stütze und zum Beweis für die andere angewandt werden konnte. Es läßt sich kaum sagen, was der Kirche mehr schadete: daß sie überhaupt auf politische Anklagen in dieser Ausdehnung als Motive zur Absetzung eines Bischofs einging, oder daß sie sich dazu hergab, ein in ihren Augen unrechtmäßiges Verfahren durch die Zulassung von Anklagen der zweiten Kategorie, die notorisch entweder falsch oder doch nicht schwer genug waren, zu sanctioniren.

Prätextatus v. Rouen.

Wie gründlich durch pure Feigheit auch ohne das Hereinspielen jener particularistischen Rücksichten das Gemeingefühl der Kirchenhäupter, selbst der besten und sonst unsträflichsten nach und nach unter dem Einfluß der immer tiefer herabsinkenden Majorität verdorben wurde, davon legte unter anderem der große Hochverrathsproceß des Prätertatus unter König Chilperich ein sprechendes Zeugniß ab.[8]) Prätertatus, Bischof von Rouen, war dem König verdächtig geworden, weil er seinen aufständischen Sohn Meroveus mit seiner ärgsten Feindin, der damals schon länger verwittweten Brunhild getraut und beiden mancherlei Unterstützungen hatte zukommen lassen, wie es scheint, nur aus persönlichem Interesse für Meroveus, der sein Pathe war, und keineswegs in hochverrätherischer Absicht. Jedenfalls aber waren die hochverrätherischen Thaten, die er begangen haben sollte, so unbedeutend, daß sie nicht einmal der König selbst als genügende Stütze seiner Anklage ansah. Indessen wurde Prätertatus doch vor eine Synode von 45 Bischöfen nach Paris citirt und dort ihm eine Menge falscher Zeugen gegenübergestellt. Als er diese mit leichter Mühe entwaffnete, brachte der König allerlei andere lächerliche Anklagen vor, z. B. bezichtigte er den Bischof, den Fürsten einer der reichsten Kirchenprovinzen, eines gemeinen Diebstahls, damit er nach canonischem Rechte, das Ehebruch, Diebstahl und Meineid mit Entsetzung bestrafte, verurtheilt würde. Auch hier gelang es dem Bischof leicht, die Lächerlichkeit der Anklage darzuthun. Allein Chilperich, der fortwährend persönlich dem Angeklagten gegenüber-

8) Das umfangreiche Cap. XVIII des B. V Gregors enthält die ausführliche und actenmäßige Darstellung dieses in cultur-geschichtlicher Beziehung sehr merkwürdigen Processes.

trat, ließ kein Mittel unversucht, um seine Richter durch Drohungen und Versprechungen einzuschüchtern oder zu verführen, und es wäre ihm das beinahe gelungen, obgleich alle Bischöfe fest von der Unschuld des Angeklagten überzeugt waren, wenn nicht Gregor von Tours in würdigster Weise den versammelten heiligen Vätern in das Gewissen geredet hätte.

Aber der König stand nicht von seinem Plane ab; denn wenn er auch selbst im Grunde nicht so totfeindlich gegen Prätertatus gesinnt war, weil er so gut wie die ganze Welt wußte, daß der heilige Mann nichts ihm eigentlich Gefährliches oder Verrätherisches unternommen hatte, so stand er hier wie bei den andern großen Schandthaten seines Lebens, das eine fast ununterbrochene Kette davon aufweist, unter dem Einfluß des dämonischen Weibes Fredegunde. Diese haßte am meisten auf Erden die Audovera, ein anderes Kebsweib des Chilperich, und alles was von ihr herstammte, vorzüglich deren Sohn Meroveus, der hauptsächlich durch Fredegundes Intriguen und Nachstellungen zur offenen Empörung gegen seinen Vater gezwungen worden war. Prätertatus war der Pathe und Beschützer des Meroveus, überhaupt ein Gegner der Fredegunde von früheren Zeiten her, weil er sie für die Hauptursache der Verbrechen des Königs und der Verpestung am Hofe hielt. Darum mußte wenigstens er vernichtet werden, da sie Meroveus für den Augenblick nicht erreichen konnte. Fredegunde versuchte noch einmal Gregor, den sie mit Recht für die Seele des Widerstandes der Bischöfe hielt, durch Geldanerbietungen zu bestechen, der König auf ihren Antrieb ihn durch demüthige Schmeicheleien zu bestricken. Allein da auch dies nicht anschlug, der König und die Königin aber wußten, daß der größte Theil der Bischöfe gern bereit gewesen wäre, Prätertatus fallen zu lassen, um sich ihnen angenehm zu machen, wenn sie nur den Schein hätten retten können, so wurde Prätertatus durch verrätherische Freunde — jedenfalls aus der Zahl seiner Amtsbrüder — überredet, um der bedauerlichen Spannung zwischen dem König und der Kirche ein Ende zu machen, sich dem Könige gegenüber in allgemeinen Ausdrücken für schuldig zu bekennen und pro forma seine Verzeihung zu erbitten, die ihm mit Gewißheit zugesichert werden könne. Prätertatus war müde und schwach genug um in eine Falle zu gehen, die damals nur von Pfaffen und Weiber-

list gestellt werden konnte. Er bat den König um Verzeihung, aber dieser bediente sich seines Eingeständnisses nun als vollgültigen Beweises, und darauf hin wurde er zwar nicht geradezu abgesetzt, aber doch suspendirt und zu harter Pönitenz in eine entlegene Gegend des Reiches geschickt. Die Bischöfe, soweit sie nicht selbst bei dem eigentlichen Verrath mitgewirkt hatten, dünkten sich nicht wenig damit, daß sie den heiligen Mann wenigstens nicht abgesetzt hatten, wie es Fredegunde oder Chilperich verlangten, während sie doch alle wußten, durch welche Mittel sein Eingeständniß erschlichen war.

Desiderius v. Vienne.

Unter diesen Verhältnissen kann es auch nicht befremden, wenn ein Bischof Melanius, eine Creatur der Fredegunde, später bei der Ermordung desselben Prätertatus nebst seiner Gönnerin hauptsächlich mit wirkte. Ein Sklave der Fredegunde vollführte den Mord, während Prätertatus am Hochaltare in seiner Domkirche stand und Messe las, denn nach dem Tode Chilperichs war er wieder trotz aller Intriguen seiner Feinde in sein Amt eingesetzt worden — zugleich die herbste Kritik für jene 45 Bischöfe, die ihn einige Jahre vorher als Hochverräther verurtheilt hatten. Der Mörder bekannte vor seiner Hinrichtung, daß er von Fredegunde 100 Schillinge, von dem Bischof Melanius 50 und von dem Archidiaconus von Rouen ebenso viel als Vorausbezahlung für seine That erhalten habe. So ist es auch zu begreifen, wie ein Bischof Aregius von Lyon der eifrigste Parteigänger der Brunhild und ihr zu denselben Freveln gegen Jedermann, vor allem aber gegen Angehörige der Kirche, behülflich sein konnte, wie sie Fredegunde während ihres scheußlichen Lebens begangen hatte und wie sie ihr gleichfalls nur durch ihre Bundesgenossen aus der Kirche selbst möglich geworden waren. Dieser Aregius galt als ein Heiliger, denn für seine Diöcese that er mancherlei, baute und dotirte Kirchen 2c., und für seine Person scheint er von dem Schmutze seiner Umgebung und seiner Patrone nicht befleckt gewesen zu sein. Nichtsdestoweniger war er es, der den Bischof Desiderius von Vienne, einen der ehrwürdigsten Männer dieser Zeit, in dem der Geist eines Nicetius noch lebte, verderben half oder, was wahrscheinlicher ist, die eigentliche Initiative dazu ergriff.[9]) Es muß wohl bemerkt werden,

---

9) Wenn man sehen will, wie ein an sich ehrlicher Mann und

daß nach dem begründeten Urtheil der öffentlichen Meinung die beiden größten Märtirer, welche die fränkische Kirche dieser Zeit hervorbrachte, Prätertatus und Desiderius, ihr Blut hauptsächlich durch die Schuld von zwei anderen Bischöfen, Gliedern derselben Kirche, vergossen, nicht durch Heiden oder Ketzer.

Wie durch solche Vorgänge und solche Persönlichkeiten die Ordnung, der Geist und die Sittlichkeit, und damit auch die äußere Kraft und Autorität der Kirche im Ganzen zerstört wurde, so geschah dasselbe auf demselben Wege und durch dieselben Gründe innerhalb der kleineren kirchlichen Kreiße, in den einzelnen Diöcesen, in den einzelnen Parochien. Allerdings wirkte hier noch immer dagegen der Einfluß der vielen in jeder Hinsicht tüchtigen, ja sogar im strengen Sinne dieses Begriffes heiligen Männer, welche die gallisch-fränkische Kirche fortwährend und auch in diesen Zeiten erzeugte, in denen der Antichrist und das Ende der Welt in der That nicht mehr in nächster Zeit zukünftig, sondern als bereits gekommen erscheinen mochte. Für das Ganze war jedoch alle solche particuläre Heiligkeit verloren. Darauf übte sie so wenig Einfluß, wie irgend einer der gleichfalls sehr zahlreichen fast übermäßig heiligen Mönche und Anachoreten in einer entlegenen Zelle der Auvergne, der Vogesen oder der Normandie. Auch läßt sich an den meisten der heiligen Bischöfe und Priester dieser Zeit ganz deutlich erkennen, daß ihnen bei allen sonstigen christlichen und kirchlichen Vollkommenheiten jener echte und starke Gemeingeist einer früheren Zeit abging. Auch sie waren, theils aus individueller Anlage, theils aus einer sehr natürlichen Reflexion, theils aber auch, weil selbst in ihrem Denken und Fühlen der Begriff des Gesammtvortheils der Kirche hinter dem der nächsten Interessen der dem Einzelnen anvertrauten Gemeinde zurücktrat, oft nur zu willig, sich gegen die

---

wahrheitsliebender Geschichtsschreiber doch durch den Einfluß einer verdorbenen Richtung des Zeitgeistes dazu gebracht wird, die Wahrheit sophistisch zu entstellen, so lese man Le Cointe ad ann. 607, besonders N. XIII, über das Martyrium des heiligen Desiderius. Brunhildis, als eine einstmals regierende Königin von Frankreich, und Aregius als anerkannter Heiliger; — diese beiden Momente reichen vollständig hin, um ihn zu dem ärgsten Geschichtsverdreher zu machen. Freilich hätte am Ende auch schon das erstere allein genügt, wie bereits oben ausgeführt worden ist.

Interessen der gemeinsamen Mutter brauchen zu lassen, obgleich sie dieselben fortwährend im Munde führten und meist auch aufrichtig daran glaubten, daß sie ihnen vor allen anderen am Herzen lägen. Selbst wenn sie alle ihre Thätigkeit im besten Sinne nur auf ihren engeren Kreiß beschränkten, so richteten sie hier doch nicht mehr dasselbe aus, was einst auch solche Vorgänger, die ihnen keineswegs an heiliger Gesinnung, gutem Willen und praktischer Tüchtigkeit überlegen waren, ausgerichtet hatten. Auch ihnen bereitete die Unbotmäßigkeit ihrer Untergebenen, ihre gänzliche Verachtung aller kirchlichen und weltlichen Moral jetzt Verlegenheiten, die einst in der Art nicht vorgekommen waren. Daß sich auf diese Weise ihre eigene unzureichende Thätigkeit für die Gesammtinteressen der Kirche an ihnen selbst rächte, vermochten sie freilich nicht einzusehen. Wie sie in ihren Bestrebungen particularistisch geworden waren, so schoben sie auch die Schuld aller ihrer selbst unheilvollen Vorgänge nur auf particuläre Ursachen, und kämpften gegen diese, aber zuletzt immer vergeblich. Denn es war unmöglich, daß sich jetzt die strengen Ansprüche auf unbedingten Gehorsam, die ein Bischof nach dem Herkommen gegen alle Geistliche seiner Diöcese hatte, noch in der alten Art durchführen ließen. Früher hatte Niemand daran Anstoß genommen, oder wenn sich in dem Einzelnen Widersetzlichkeit regte und sich vielleicht gar bis zu thätlichem Widerstand steigerte, so wurde er durch die strenge Censur der öffentlichen Meinung in der Kirche wieder in seine gesetzmäßigen Schranken zurückgetrieben. Jeder Kleriker, der sich gegen seinen Bischof verging, erschien damals als ein Feind der ganzen Kirche, und alles mußte sich gegen ihn kehren, was darauf Anspruch machte kirchlich gesinnt zu sein. Jetzt aber erschien an sich schon jene alte Forderung des unbedingten Gehorsams den durchaus verwilderten und zuchtlosen Menschen als eine schreiende Ungerechtigkeit, und dann gab es keine Gewalt der öffentlichen Meinung in der Kirche, die den Einzelnen wenigstens in die Formen, wenn auch nicht in den Geist der herkömmlichen Zucht durch ihre Autorität zurückgezwungen hätte. Was noch davon übrig war, war bloßer Schall und hohle Worte, die Niemanden in seinen Gefühlen, Gesinnungen und Handlungen störten. Auch konnte der Rebell sicher sein, es mit einem in jeder Hinsicht schwächeren Widerstande zu thun zu haben als früher. Denn jetzt stand der einzelne Bischof nicht mehr geschützt durch den unendlich mächtigen

Beistand der ganzen übrigen Kirche seinem Klerus gegenüber. Man wußte vielmehr, daß man gewöhnlich auf directen Vorschub anderer Kirchenfürsten rechnen konnte, wenn man sich gegen den eigenen Bischof auflehnte. Es war etwas ganz Gewöhnliches, daß die jetzt so häufigen förmlichen Empörungen des Klerus gegen den Bischof unter der Anführung und Leitung von Emissären eines seiner Nachbarn und Feinde begonnen wurden, ebenso, daß wenn ein solcher Aufstand oder die freche Auflehnung eines Einzelnen mißglückte, der Nachbar bereit war, die Rädelsführer bis auf günstige Gelegenheit in Schutz zu nehmen. Alle Mahnungen, Berufungen auf die Kirchengesetze, Berufungen an die übrigen Bischöfe und Metropoliten fruchteten in solchen Fällen gewöhnlich nicht viel, denn die Auflösung der Zucht und Sitte hatte ja von oben begonnen, und die Kirchenfürsten empfanden am allerwenigsten noch etwas von jenem Gehorsam, mit dem sie sich einst der Autorität der Kirche gebeugt hatten, wie sie sich durch die Stimme ihrer Amtsbrüder aussprach. Am allerersten fruchtete noch eine Appellation an den Arm der weltlichen Macht, aber es war dies ein in jeder Hinsicht mißlicher Weg, und selbst wenn man darauf zum Ziele kam, geschah es nicht ohne schwere Einbuße für das Ansehen der Kirche und demzufolge auch jedes einzelnen Gliedes der Kirche. Auch war diese weltliche Macht nicht gewöhnt, unparteiisch oder umsonst zu helfen und Ordnung zu machen, und neben der bedenklichen Demüthigung, die in einer Appellation an sie nothwendig enthalten war, ging es auch nicht ohne andere große Opfer ab. — Uebrigens wußte jeder widersetzliche Geistliche recht wohl, daß er nicht bloß an den Nachbarn und Amtsbrüdern seines Vorgesetzten, sondern auch an dessen Metropoliten in den meisten Fällen gleichsam einen natürlichen Freund und Beschützer habe. Doch wußte er auch, daß sein eigener Bischof sich wahrscheinlich nicht viel aus den Ermahnungen oder Geboten seiner Amtsbrüder oder seines vorgesetzten Metropoliten machen werde, und darum war wieder nur unter ganz besonderen Umständen von dieser Seite her auf eine wirksame Hülfe oder Schutz zu rechnen. Viel wirksamer pflegte sich der Beistand der weltlichen Machthaber zu erweisen, den dieselben mit größter Bereitwilligkeit leisteten. Denn es verstand sich gleichsam von selbst, daß jeder Graf, jeder königliche Beamte im Durchschnitt ein Todfeind der Bischöfe und nament-

lich gerade des Bischofs war, mit dem ihn seine amtliche Stellung in nächste Berührung brachte. Und im Nothfall stand immer noch der Recurs zu dem königlichen Hof offen, an den sich deshalb fortwährend widerspenstige, ungehorsame, abgesetzte, oft freilich auch unschuldig verfolgte niedere Geistliche drängten, und ihre Sache so gut wie es ging, selbstverständlich meist auf krummen Wegen, führten. Denn daß hier alles feil und durch die schlechtesten Mittel zu erhalten sei, war einer der wenigen Punkte, in denen das Urtheil aller Menschen übereinstimmte. Selbst wenn man am Hofe hätte ehrlich sein oder werden wollen, wäre es unmöglich gewesen, weil die öffentliche Meinung hinter dieser Ehrlichkeit noch etwas Schlimmeres als hinter offenbarer Schurkerei vermuthet hätte, und weil jeder, der mit dem Hofe in Berührung kam, Mittel in Bewegung setzte, die auch den redlichsten Mann nach und nach in seinen Grundsätzen oder in seinen Gewohnheiten wankend machen mußten.

So gehörten jetzt nicht bloß offene Streitigkeiten und Widerspenstigkeiten des Klerus gegen den Bischof zur Tagesordnung, sondern auch Fälle, wo ein Bischof von einem Einzelnen, oder einer ganzen zuchtlosen Rotte körperlich mißhandelt, eingesperrt, mit Gewalt vertrieben oder gar am Leben gefährdet wurde. Ein Vorgang wie der, daß ein Archidiaconus von Rouen um Geld sich geradezu einen Mörder gegen seinen Bischof gedungen hatte, stand nicht mehr einzeln da.[10]) Ueberhaupt erreichte die alte und in der Natur der Verhältnisse begründete Spannung zwischen den Bischöfen und Archidiaconen, als den nach ihnen einflußreichsten kirchlichen Beamten, jetzt den möglichst hohen Grad und bot allen anderen tumultuarischen oder sittenlosen Bestrebungen im Klerus den willkommensten Anhalt.

In sehr vielen Fällen lag alle Schuld an diesen verderblichen Erscheinungen auf Seiten der Empörer. Gerade die würdigsten und unsträflichsten Bischöfe hatten begreiflich am meisten von den Anfeindungen ihrer nichtswürdigen Untergebenen zu leiden. Waren sie noch dazu etwas mildere und schwächere Naturen, so war das Unheil vollends groß, denn Härte und Entschiedenheit

10) S. o. S. 510.

allein konnten noch einigermaßen durchdringen, während alle weicheren Eigenschaften, wie sie in dem Bereiche der christlich-kirchlichen Heiligkeit und Gottseligkeit lagen, von den Verbrechern nicht mehr empfunden, sondern als Zeichen der Schwäche und Furcht verachtet wurden. Selbst ein heiliger Gallus von Clermont mußte sich schon öffentliche Mißhandlungen von frechen Klerikern gefallen lassen, und daß er die Strafe dafür Gott allein anheimstellte, trug nicht dazu bei die Uebelthäter zu bessern, obgleich damals noch, vor der Mitte des sechsten Jahrhunderts, auch in den zuchtloseren Gemüthern einiger Sinn für diesen höchsten Beweis christlicher Sanftmuth vorhanden sein mochte.[11]) Aber ein Menschenalter später erfuhr Anthimus von Lisieur, gleichfalls ein sanfter und weicher heiliger Mann, daß sich mit solchen Eigenschaften in dieser Zeit die Kirche durchaus nicht mehr regieren ließ. Er war schwach genug gewesen, einen fremden Geistlichen aus der Diöcese von Mans aufzunehmen, und ihn, da es ein Mensch von guten gelehrten Kenntnissen war, zum Vorstand der Kathedralschule zu machen. Nachsichtig gegen die Antecedenzien dieses verworfenen Subjects, der unter anderem früher eine verheirathete Frau entführt und mit ihr, die er in Mannskleider gesteckt, ein wildes Landstreicherleben geführt hatte, glaubte er, ein Mann von so schönen Kenntnissen werde sich durch milde und zuvorkommende Behandlung bessern. Aber dieser blieb sich auch in Lisieur in seinem Leben gleich, und der Bischof hatte alle Mühe, die Ausbrüche des Volkszornes gegen ihn zu unterdrücken. Zum Dank dafür zettelte er mit dem Archidiaconus und anderen schlechten Subjecten im Klerus ein Complot gegen seinen Wohlthäter an. Ein Kleriker übernahm bereitwillig den Auftrag, den sanften siebzigjährigen Heiligen mit der Art auf freiem Felde totzuschlagen, wenn er, wie es einem braven Verwalter der kirchlichen Güter geziemte, sich auf das Feld hinausbegeben würde, um die Pflüger zu beaufsichtigen.[12]) Aber dem Verbrecher entsank der Muth, als er schon die Hand zum Streiche erhoben hatte, er flehte den heiligen Mann um Verzeihung an, die ihm dieser auch gewährte[13]),

11) cf. Vit. Galli Ep. Arvern. l. c. 7, 8.

12) S. o. S. 336.

13) Diese Scene ist von Gregor vortrefflich geschildert, indem er hier wie so oft die Wirklichkeit mit einer naiven Treue ohne Gleichen ab-

und zugleich auch versprach, die ganze Sache zu verschweigen. Die anderen Verschwornen wurden jedoch dadurch nicht erweicht. In der Nacht brachen sie in das Schlafgemach des Bischofs, schrien, er habe Umgang mit einer feilen Dirne gepflogen, die eben hinausgegangen sei, überwältigten ihn und warfen ihn ins Gefängniß. Doch entkam er durch ein Wunder, und flüchtete nun, weil er sich in der Nähe nicht für sicher hielt, zu König Guntchramm. Die Verschworenen schlugen den gewöhnlichen Weg ein: sie gingen an den Hof ihres Landesherrn, des Königs Chilperich, und brachten dort ihre Anklage gegen den allgemein gekannten und verehrten Bischof an. Besonderes Gewicht legten sie auf den Umstand, daß er sich zu dem Bruder, also dem natürlichen Feinde des Königs, zu Guntchramm, geflüchtet habe. Aber selbst ein Chilperich konnte ihnen in diesem Falle nicht Recht geben, und Anthimus wurde später restaurirt, ohne daß jedoch die Verbrecher irgend eine andere Strafe gefunden zu haben scheinen, als daß sie ihre Schandthat nicht durchführten.[14])

Allerdings lag aber häufig auch die unmittelbare Schuld solcher Vorgänge an den Bischöfen selbst, denn die Menschen, die jetzt so oft durch die schlechtesten Mittel auf die bischöflichen Stühle des fränkischen Reiches gelangten, waren die geborenen Feinde und Verfolger jeder Art von Zucht und Tugend innerhalb des engeren und weiteren Kreißes ihrer Wirksamkeit. Rechnet man dazu, daß selbst die Besseren unter dem niederen Klerus von dem allgemeinen Geiste des Trotzes und der Widerspenstigkeit, der die ganze Zeit beherrschte, unbeschadet ihrer anderen geistigen und sittlichen Verdienste mehr oder weniger ergriffen waren, so ist es begreiflich, daß Männer wie Salonius, Sagittarius, Cautinus,

---

schreibt. Der Bischof sagt zu dem Kleriker draußen auf dem Felde: Quid tu me attentius cum hac bipenne prosequeris? At ille timore perterritus ad genua viri provolvitur, dicens: fortis esto, sacerdos Dei. Nam scias me emissum ab archidiacono ac praecentore ut te securi percuterem. Quod cum saepius facere voluissem, et ictum dextra suspensa librarem, tegebantur tenebris oculi mei et aures obserabantur, totumque corpus tremore quatiebatur: sed et manus absque virtute erat, et quae optabam implere non poteram. cum vero manus deposuissem, nihil mali sentiebam omnino; cognovi enim quoniam tecum est dominus, eo quod non potui aliquid tibi nocere. Haec eo dicente, flevit sacerdos, imponens silentium clerico. l. c. VI, 36.

14) cf. Greg. Tur. H. l. c.

Badegisel nicht in Frieden mit ihren nächsten Untergebenen leben konnten, selbst wenn diese einem anderen geistlichen Fürsten gegenüber wohl noch fähig gewesen wären, ihrerseits Zucht und Ordnung zu bewahren. Auch von Seiten der Bischöfe gingen die Anfeindungen und Verfolgungen gegen die Kleriker, gewöhnlich aus den nichtswürdigsten Motiven, über alles Maß hinaus, wie sich typisch für die ganze Erscheinung an dem schon erwähnten unerhörten Benehmen des Bischofs Cautinus von Clermont gegen einen armen Priester seiner Diöcese gezeigt hat.[15] Dergleichen kam jetzt, wenn auch nur selten mit so ganz bestialischer Grausamkeit, so häufig vor, daß es fast als ein Naturgesetz angesehen wurde, daß jeder Bischof der geborene Feind und Verfolger seines Klerus sei. Im Durchschnitt konnte man aber annehmen, daß der Bischof da, wo er durch die Opposition seines Klerus hart bedrängt wurde und der unterliegende und mißhandelte Theil war, nach kirchlichen und menschlichen Begriffen in seinem Rechte gekränkt und der unschuldig leidende war, weil er sich durch seine Sittenstrenge und seinen Ernst den offenen Widerstand seines Klerus zugezogen hatte, während gerade die schlechtesten Bischöfe, weil ihnen die wirksamsten Mittel dieser Zeit und dieser Verhältnisse zu Gebote standen, am leichtesten sich gegen etwaige Auflehnungen ihres Klerus, die in einem solchen Falle immer einigermaßen gerechtfertigt waren, zu behaupten wußten.

Verfall der kirchlichen Anstalten.

Wie unter solchen Verhältnissen sich die würdige Pflege des Gottesdienstes, des Volksunterrichtes und der Predigt, die eigentliche Seelsorge, die Spendung der Sacramente, die Handhabung des kirchlichen Pönitenzwesens, die Pflege der Armen und Kranken, der Bildungsanstalten für den Klerus und die Laien, selbst die Verwaltung des kirchlichen Vermögens gestalten mußte, bedarf keiner weiteren Ausführung. Wenn die Verdorbenheit und Gleichgültigkeit der Individuen allein noch nicht hingereicht hätte, alles dies in die kläglichste Verwirrung zu bringen, so kam dazu noch die Zerrüttung in der eigentlichen Kirchenverfassung und im Kirchenregiment, die wieder für sich allein stark genug war, um die Kräfte der Besseren und Besten zu lähmen und ihren Einfluß auf die Kirche und das Volk in einen möglichst engen Raum ein-

---

15) S. o. S. 499.

zuschränken. Im besten Falle konnte jetzt nur die Rede sein, etwas von der alten Zucht und Ordnung zu erhalten, wenn glückliche Zufälligkeiten hier und da noch nicht alles hatten zerstören lassen, oder, wo das Verderben schon vollständig hereingebrochen war, etwas, meist nur sehr wenig wieder aufzubauen, auf die Gefahr hin, daß irgend ein zufälliges Ereigniß, eine Hofintrigue, die Feindschaft eines einflußreichen Mannes, oder ein Aufstand des Klerus, der von jenen äußeren Einflüssen unterstützt wurde, alles wieder in Schutt und Graus verwandelte.

Die Klöster; Benedicts Regel.

Am wenigsten berührt von der allgemeinen Auflösung in der Kirche waren ohne Zweifel auch in dieser Zeit die Klöster und die vielen einzelnen Zellen. Wer sich in sie begab, that es noch immer im allgemeinen aus wahrem inneren Drang, und gerade in der Zeit der ärgsten Verwirrung in der Welt und in der Kirche, vom Tode Chlotars I. bis zur Thronbesteigung Chlotars II. im ganzen Frankenreiche, wandten sich große Schaaren feinerer und tieferer Menschen aus allen Nationalitäten, Ständen und Altersstufen zu ihnen, um dem scheußlichen Getriebe der Welt zu entfliehen. Es war zugleich die Zeit, wo die Regel des heiligen Benedict, die durch seinen Schüler Maurus im fränkischen Reiche eingeführt wurde, in einem Kloster nach dem andern Eingang gewann und sehr dazu beitrug die Mißstände der früheren Disciplin zu verbessern, die zu sehr der Autonomie jedes einzelnen Klosters oder seines zufälligen Regenten anheimgegeben gewesen war. An der Norm einer festen objectiven Ordnung, wie sie Benedicts Regel gewährte, ließ sich eine ganz andere Stütze gegen alle die verderblichen Einflüsse des Zeitgeistes gewinnen, als sie das wenn auch noch so treffliche, so doch immer von subjectiven und zufälligen Einwirkungen abhängige ältere Klosterleben bieten konnte. Wie in der ganzen Kirche, die überall ähnlich durch destructive Zeiteinflüsse bedroht war, so wirkte auch hier in dieser fränkischen Landeskirche der neue und feste, in sich gegen alle Wechselfälle gesicherte Canon des klösterlichen Lebens als ein Ereigniß von unermeßlicher Wichtigkeit, denn in ihm war enthalten, was die Zeit so sehr ersehnte und bedurfte, eine bis ins einzelnste Detail ausgebildete Bestimmung des ganzen klösterlichen Lebens nach allen seinen Richtungen hin. Wie, wann und was man arbeiten, wie die verschiedenen Beschäftigungen unter

die Individuen vertheilt, welche Rechte und Pflichten jeder im Kloster haben, wann gegessen, wann geschlafen, wann Gottesdienst gehalten, wie befohlen und wie gestraft werden sollte: dies und unzähliges Andere war nun auf einmal aller subjectiven Willkür entnommen, und erhielt schon dadurch, weil es objectives Gebot war, eine Autorität, die niemals selbst die bedeutendste Individualität erlangen konnte. Denn hier wie überall waren die Individuen auf der einen Seite geneigt, alle und jede lebendige Autorität, sobald sie keinen andern Hintergrund hatte, als ihre eigene persönliche Potenz, nicht zu respectiren, und ihre eigene Subjectivität als wenigstens ebenso berechtigt wie die andere, die befehlen wollte, gegenüberzustellen, aber auch im instinctiven Gefühl ihrer gänzlichen Haltungslosigkeit auf der anderen Seite sehr bereit, sich einer feststehenden objectiven Autorität zu unterwerfen, sobald sie ihnen auf passende Weise und durch tüchtige Persönlichkeiten, gleichsam als ein Stück der allgemeinen göttlichen Weltordnung, unantastbar und allen menschlichen Einflüssen entrückt überliefert wurde.

Columban.

Endlich brachte die Thätigkeit Columbans, die gerade in die trostlosesten Jahre der gräulichen Bürgerkriege zwischen Chilperichs und Sigiberts Nachkommen und zwischen den Enkeln Sigiberts selbst fiel, noch größeren Schwung in das ohnehin schon rege Kloster- und Mönchsleben, so daß von da ab die fränkische Kirche eine neue Aera dieser Institution datirte. Es schien, als wenn jetzt erst Klöster im fränkischen Reiche entstünden, als wenn vorher keine dagewesen wären, so zahlreich waren die heiligen Stätten, die jetzt entweder durch mittelbare oder unmittelbare Anregung Columbans und seiner Schüler überall im fränkischen Reiche gegründet wurden. Unter Chlotar II. und Dagobert I., wo die Nation und Kirche, durch beinahe fünfzigjähriges ununterbrochenes Blutvergießen erschöpft, auf kurze Zeit sich etwas ausruhte, entstand ein förmlicher Wetteifer in den höchsten Regionen der weltlichen und kirchlichen Aristokratie, Klöster zu dotiren oder selbst ins Kloster zu gehen, und während das Ansehen der Kirche durchschnittlich so sehr gesunken war, schienen sich die Klöster einer größeren Blüthe als je zu erfreuen.

Indessen auch in sie waren trotz Benedicts und Columbans Regeln die auflösenden Elemente der Zeit hier und da eingedrungen, nur machte es sich hier, sobald der Abt einigermaßen nicht bloß

heilig, sondern auch zum Regieren geschickt war, viel leichter, Zucht und Ordnung zu bewahren oder sie wieder herzustellen. Denn die Hauptursache des Verderbens der eigentlichen Kirche machte sich hier nur noch sehr einzeln bemerklich, jene unheilvolle Verkettung der Kirche mit dem Königthum, mit dem Hofe und dem Parteigetriebe an ihm. Die Klöster waren auch noch nicht so reich, daß sie die Habsucht der weltlichen Machthaber allzusehr hätten reizen können, und die Zucht in ihnen meist noch so streng, daß sich jeder wohl in Acht nahm, sich ihr zu unterwerfen, wenn er keinen Beruf in sich fühlte sich zu kasteien und den Schein eines heiligen und außerordentlich mühseligen Lebens auf sich zu nehmen, während es sich von selbst verstand, daß jeder, der sich aus gemeinen Rücksichten in eine kirchliche Stelle drängte, dort so zu leben gesonnen war, wie er es bisher gewöhnt gewesen. Keine geistliche oder weltliche Macht war stark genug, ihm einen Zwang in dieser Beziehung aufzulegen. Auch die Klöster blieben in ihrem äußeren Bestand in einer solchen Zeit nicht unangefochten, auch sie litten unter der allgemeinen Schutzlosigkeit der Kirche, in die sie allerdings durch ihre eigene Schuld gerathen war. Aber die Hauptsache war, daß sie doch nicht durch massenhaftes Eindringen des eigentlichen Verderbens dieser Zeit gründlich ruinirt wurden, denn von jenen äußeren Beschädigungen erholten sie sich meist sehr rasch wieder, besonders da sie jetzt noch so hauptsächlich auf die schwerste körperliche Arbeit angewiesen waren. Wenn es gleichsam zum Beweise der klösterlichen Heiligkeit gehörte, daß ein besonders begnadigter Diener Gottes so viel mit seinen Händen schaffte wie drei oder vier andere Menschen und ungefähr den vierten Theil von dem für seine nächsten Lebensbedürfnisse beanspruchte, was ein gewöhnlicher Mensch brauchte, so läßt es sich leicht begreifen, daß viel erarbeitet und wenig verzehrt werden mußte von Genossenschaften, die mehrere hundert solcher genügsamen Männer umfaßten, welche alle unbedingt einem Willen gehorchten und alle im strengsten Sinne für einen Zweck, kein einziger in irgend einer Weise für sich arbeiteten.[16])

Aber die Stellung der Klöster zur übrigen Kirche, besonders zu den Diöcesanbischöfen, die nach kirchlichem Herkommen sehr

16) S. o. S. 240, 335 u. f.

große Befugnisse in ihnen ausübten, war jetzt fortwährend die Quelle von Streit, Zerwürfnissen und häufig auch von Uneinigkeiten innerhalb der Klostermauern. Es ließ sich begreifen, daß auch die Klöster von dem particularistischen Streben der Zeit ergriffen waren und nach möglichster Unabhängigkeit trachteten, besonders wenn man bedenkt, welche Bischöfe sie sich gewöhnlich gegenüber sahen und wie wenig sie sich gegen deren Habsucht und Uebermuth schützen konnten, wenn sie strict an dem herkömmlichen Gehorsam festhielten. Es war fast allgemeine Meinung, daß die Bischöfe die Klöster überhaupt mit mißgünstigen und zugleich mit lüsternen Augen betrachteten, wenn es nämlich der Mühe werth war sich an ihnen zu vergreifen. In diesem einen Punkte machte gewöhnlich auch die Diöcesangeistlichkeit gemeinschaftliche Sache mit dem Bischof, während sie in allen anderen Opposition gegen ihn hielt. Denn die Männer des klösterlichen Lebens und der eigentlichen Kirche oder der Weltgeistlichkeit hatten sich zwar vom Anfange an, wie natürlich, immer in gewisser Weise gegenübergestanden und ihre besonderen Interessen gegeneinander nicht immer ohne offenen Zusammenstoß vertreten, allein erst jetzt drang aus der verpesteten Atmosphäre der Zeit der eigentliche Giftstoff auch in diese Gegensätze und steigerte sie bis zu der rohesten und bittersten Leidenschaftlichkeit, deren Ausbrüche im ganzen beiden Theilen gleich sehr schadeten, während die Klöster zunächst gewöhnlich den kürzern zogen, schon deshalb, weil ihre Sittlichkeit durchschnittlich noch viel höher stand, als die der übrigen Kirche. Deshalb war es den Klostergründern und Klosterregenten dieser Zeit nicht zu verdenken, daß sie auf die eine oder die andere Weise in den Besitz einer gewissen Selbstständigkeit und Befreiung von dem lästigen Gehorsamszwang gegen den Diöcesanbischof zu gelangen suchten. Freilich erregten sie dadurch auf der anderen Seite desto bitterern Haß, und zu einer vollständigen Exemtion in dem späteren Sinne, wo das oberherrliche Recht des Bischofs nur noch der Form nach bestand, konnten sie doch noch nicht durchdringen.

Eine andere Ursache des Verderbens wirkte auf sie mehr einzeln und vorübergehend. Die fränkischen Könige hatten unter anderen naiven Staats- oder Regierungsmaximen auch die, daß sie gefährliche oder lästige Personen, die sie doch aus irgend einem Grunde

nicht gerade am Leben strafen, verstümmeln oder ewig im Gefängniß begraben wollten, zum Eintritt in die Kirche zwangen und dieser gleichsam die Verantwortlichkeit ihrer Bewachung übertrugen. Auch hier war es von der Kirche schon zu Chlodwigs Zeiten versehen worden, wie in vielen anderen Dingen, die später so unheilvolle Folgen entwickelten.[17]) Die Kirche aber hatte es sich damals ohne Murren gefallen lassen, und so diente der eine Vorgang, um daraus eine Maxime und ein Recht der Könige zu abstrahiren. Meistens wurden die Klostermauern als passende Stätten für solche Leute angesehen, denn als Weltgeistliche war es natürlich ungleich schwerer sie im Auge zu behalten. Auf diese Art kamen allerdings viele nichtswürdige oder wenigstens ganz untaugliche Individuen in die Klöster, und besonders läßt es sich an den Nonnenklöstern nachweisen, wie sehr dadurch alle Zucht und Ordnung auf eine geraume Zeit aufgelöst wurde. Denn sie dienten den Königen nicht bloß, um überhaupt ihre Töchter von ihren zahlreichen Concubinen, die weder Prinzessinnen noch irgend etwas anderes waren und wie es scheint selbst in dieser Zeit ebendeshalb nicht sehr von Freiern umlagert wurden, einigermaßen anständig unterzubringen, sondern auch, um diejenigen von diesen Töchtern, die am Hofe frühzeitig in die Fußstapfen ihrer Eltern traten, in Zucht zu halten. Es schien schon genug, wenn sie vom Hofe entfernt und in die heiligen Mauern eingeschlossen wurden: das Uebrige, glaubte man, werde sich von selbst finden. Aber diese Frauen hatten allzuheißes Blut, und noch dazu ein Blut, welches seine Ansprüche auf die Weihe der Legitimität nicht verläugnen konnte, obgleich nach gewöhnlicher Ansicht bei ihnen, auf deren Geburt so großer Makel haftete, davon nicht wohl die Rede sein konnte, und so richteten sie allerhand Unfug in ihren Klöstern an. So ereignete sich im Jahre 589 in dem geweihten Kloster der zartesten und reinsten Heiligen dieser Zeit, der heiligen Radegundis zu Poitiers, der ärgste Scandal durch zwei Nonnen aus königlichem Geblüte, durch Chrotildis, eine Tochter Chariberts, und Basina, eine Tochter Chlotars. Die Scenen ihrer Empörung gegen die Aebtissin, ihrer Flucht mit vierzig anderen Nonnen, ihres abenteuerlichen Herumschweifens in der Welt,

17) Chararich und sein Sohn ist das erste Beispiel dieser Art.

angeblich um bei Bischöfen und vornehmen Männern Zuflucht und Fürsprache zu suchen, in der That aber, um das wildeste Leben mit Gaunern und Strolchen aller Art zu führen, konnten sich nur in dieser Zeit ereignen und übersteigen allen Glauben. Daß sich die beiden Prinzessinnen sammt dem Reste der entwichenen Nonnen — viele waren unterwegs abhanden gekommen, entweder zu ihren Eltern zurückgekehrt, oder hatten sich verheirathet oder sonst untergebracht — in einem Gebäude an der Hauptkirche des heiligen Hilarius zu Poitiers festsetzten, daß sich dort Diebe, Räuber und Mörder aus der Stadt und Umgegend um sie versammelten, daß sie durch diese ihre Anhänger die Straßen der Stadt wochenlang terrorisirten und endlich das Kloster stürmen ließen, um ihre verhaßte Aebtissin zu ermorden, daß dabei das Kloster vollständig geplündert, täglich Blut in dem Asyl einer Radegundis, an ihrem Grabe, vor dem Hochaltar, der die Reliquien des heiligen Kreuzes enthielt [18], in und an der Domkirche und in den Straßen vergossen wurde, bezeugte, daß es die würdigen Töchter eines Chlotar und Charibert waren und daß solches Blut nicht zum Klosterleben taugte. Aber als sie endlich sich selbst veruneinigt hatten und die beiden Haupträdelsführerinnen sich gegenseitig verriethen, so daß durch geistliche Richter ein canonisches Verfahren mit Erfolg eingeschlagen werden konnte, was schon öfters umsonst eingeleitet gewesen war, wagte doch die Devotion der Bischöfe, die über sie urtheilten und die ihr Urtheil zur Bestätigung an die Könige Childebert II. und Guntchramm sandten, nicht, weitere Strafmaßregeln gegen Prinzessinnen anzuempfehlen, als Ausschließung von der Communion, bis sie sich gebessert haben würden, und doch war ihnen eine solche lange Reihe von Schandthaten vollkommen bewiesen, wie selbst in dieser Zeit zum zweiten Male kaum vorkommen dürfte. [19]

Was hier Nonnen thaten, geschah wohl auch hier und da von Mönchen. So war der Abt Dagulf ein vollkommen

---

18) S. o. S. 423.

19) Die actenmäßige höchst sorgfältige Darstellung dieser unerhörten Auftritte ist bei Greg. Tur. X, 39 — 43 incl. u. X, 15 — 17 zu finden. Am wichtigsten ist X, 16 das motivirte Urtheil der geistlichen Richter, unter denen Gregor selbst war.

würdiger Zeitgenosse jener Chrotildis und Basina, der nach einem verruchten Leben endlich im Ehebruch betroffen erschlagen wurde, und so wie er trieben es manche Aebte und Mönche. Aber doch war hier noch immer die Nichtswürdigkeit die Ausnahme und die strengere Zucht — gleichviel ob Form oder Gesinnung — die Regel. Daher war es auch möglich, daß Klöster, die eine Zeit lang ganz zerrüttet waren, durch den Einfluß eines tüchtigen Mannes schnell wieder die alte Haltung gewannen, wie bereits bei anderer Gelegenheit an der Thätigkeit des Bracchio in Menat nachgewiesen wurde.[20])

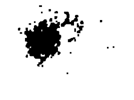
20) cf. Greg. VIII, 19.

Einundvierzigstes Capitel.

Schluß.

Bei einem solchen Vorbilde, wie es die Kirche durchschnittlich gab, war es natürlich, daß die Gewöhnung des deutschen Volkes an das christliche Leben keine Fortschritte machte. Zwar erwies sich nach wie vor der Einfluß der Kirche durch einzelne hervortretende Persönlichkeiten, welche sich frei von dem Verderbniß zu halten verstanden, durch die allgemeine Scheu, welche die ganze Institution bereits traditionell umgab, durch die religiöse Bedürftigkeit der Massen, die neben und in der Rohheit der sittlichen Zustände sich immer geltend machte, und durch die Verbindung der Hierarchie mit der Staatsgewalt als ein nach allen Seiten hin mächtiges Element im Volksleben, das überall, wo dasselbe nach innen und außen in Thätigkeit gesetzt wurde, eine wichtige Rolle spielte. Nur war es nicht diejenige, die der Kirche eigentlich zugekommen wäre, wenn sie ihrem Berufe auch später in der Art hätte treu bleiben wollen, wie sie ihn anfangs zur Zeit der begeisterten Aufnahme des Bekehrungswerkes zu erfassen ernstlich bemüht gewesen war.

Vergleicht man die sittlichen Zustände in dem überwiegend christlichen Volke der Franken etwa im Beginne des siebenten Jahrhunderts, also zu einer Zeit, wo volle hundert Jahre von der ersten Bekehrung an gerechnet verflossen waren, mit den Zuständen zur Zeit oder unmittelbar vor der Bekehrung, so ergiebt sich, daß statt der Fortschritte überall Rückschritte gemacht sind, und daß die Verwilderung, die damals als das Symptom des



Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.





